

Die Gesellschaft



Franz Adam Beyerlein.



Litteratur, Kunst und Sozialpolitik.

Herausgegeben von **M. G. Conrad** und **Hans Merian.**

—— Jahrgang 1897. ——

Drittes Quartal.

Leipzig.
Verlag von Hermann Haacke.

Inhaltsverzeichnis.

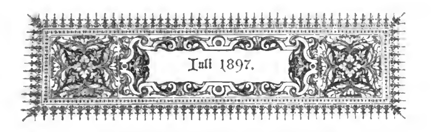
Inhaltsverzeichnis.

Porträts:





Hans Merian.



Dichtung und Politik.

Von M. G. Conrad.

(München.)

Aesthetische Überfeine sprechen zwar gern vom „Vollmenschen“ und seinem „Ausleben“, aber sie meinen damit doch immer den zwangfreien Luxusmenschen, dessen ganze Lebensthat weitab von allem Heroischen liegt.

Ihnen ist die Dichtung eine weiche, weibliche Kunst, wie das „Ausleben“ ihnen nicht heldische Daseinsgestaltung, sondern sybaritisches Selbstgenießen mit allen Mitteln des Lebemannes bedeutet. Sie selbst sind nicht ursprünglich schöpferische Naturen, und so fehlt ihnen auch das Verständnis für die Werke und Werte des streitbaren Dichters, dessen Lebensführung mehr an das Waffenhandwerk als an die Berufsweise des Ateliers und der Schreibstube gemahnt.

Was sie an ihren Lieblingen in der Dichtung genießen und rühmen, ist „Feinheit“ (zu Heyses Zeiten lautete das Kennwort noch aristokratischer „Vornehmheit“) — Feinheit der Beobachtung, Feinheit der Empfindung, Feinheit der Stimmung, Feinheit der Künstlerhand. Mit dieser Art von Feinheit verträgt sich kein großer Stil, kein Sturm und Drang, nichts Robustes, am wenigsten etwas Politisches. Die fälschliche, bornierte Anwendung des verstümmelten Goethe'schen Verses: „Politisch Lied, ein garstig Lied“ — stammt aus dieser Empfindungsenge. Man zerreißt den Zusammenhang, um das Zitat in der beliebten Thorheit zu gewinnen.

Frosch (singt). Das liebe heil'ge röm'sche Reich,
Wie hält's nur noch zusammen?

Brander. Ein garstig Lied! Pfui, ein politisch Lied!
Ein leidig Lied! Dankt Gott mit jedem Morgen,
Daß ihr nicht braucht fürs römische Reich zu sorgen!
Ich halt' es wenigstens für reichlichen Gewinn,
Daß ich nicht Kaiser oder Kanzler bin.

In den bösen Perioden vollständiger politischer Versumpfung und Ratlosigkeit, war es ja den guten Deutschen nicht zu verübeln, wenn sie überdrüssig der Unfähigkeit von Kaiser, Kanzler und Reich, nationale Ideale weltmächtig zu gestalten, sich auf die burschikose Skepsis zurückzogen, die Goethe in der Scene „Auerbachs Keller" so köstlich verspottet und ad absurdum führt.

Goethe selbst, der wahrhaft sich auslebende Vollmensch, der künstlerische Deutsche größten Stils, war ja Staatsmann und Minister, ohne dadurch von seiner Dichter-Feinheit etwas einzubüßen, und Schiller träumte in seinen jungen Jahren davon, einmal Minister zu werden. Später, als die freie fränkische Reichsstadt Schweinfurt dem verfolgten Dichter der „Räuber" und „Kabale und Liebe" ihr Bürgermeisteramt anbot, schreckte ihn wohl nur die Klausel, daß man von ihm erwarte, daß er als wohlbestallter Bürgermeister auch eine Schweinfurter Bürgerstochter als würdige Bürgermeisterin heimführe.

Heute, wo die ästhetisch Überfeinen mehr und mehr den Ton in der Kritik angeben und dem Zug der Zeit nach raffiniertem Luxus und Sinnenkitzel aller Art das Mäntelchen mystischer Sehnsucht umhängen, wird die stolze Abkehr von allem Politischen besonders laut verkündet. Keinem anderen gesunden und starken Volk der Erde fällt es ein, auf diese Verkündigung zu hören; nicht bei den Engländern, nicht bei den Slaven, nicht bei den Franzosen, nicht bei den Skandinavern würde ein ernsthafter Mann auf diese Heilslehre der modernen Wolkenkuckucksheimerei auch nur einen Pfifferling geben.

Das Politische und Soziale schafft ihrer Dichtung eine so ungeheure Gedanken- und Gefühlsweite und einen so urkräftigen Pulsschlag, daß sie für die kleinen technischen Maßstäbe unserer ästhetischen Überfeinen gar nicht erreichbar wäre.

Wie bei Goethe und Schiller, wie bei Björnson und Ibsen, wie bei allen wahrhaft Großen und Gewaltigen der Weltlitteratur ist der Ewigkeitsgehalt der Dichtung nicht in der reinen Ästhesie, sondern in der kühnen Fülle nationalen Wirklichkeitsgeistes, der das Beste vom politischen und sozialen Kampfleben geläutert und verklärt mit einschließt, zu suchen. Von Homer bis Nietzsche-Zarathustra ist jede klassische Weltdichtung zu-

gleich eine klassische Kampfschrift. Was bliebe von Dantes „Göttlicher Komödie“ übrig, nähme man dem Dichter seine dämonische politische Leidenschaft, sein nationales Thatmenschentum, sein soziales Richter- und Rächeramt! Worin liegt Shakespeares unendliche Größe und erschütternde Macht? Etwa in technischen Kunststücken oder ästhetischen Fachsimpeleien eines konsequenten Schulstils? Warum überragen seine Königsdramen selbst in ihren nüchtern chronikartigen Partien himmelhoch alle Ifflandereien und Kotzebuereien? Und warum werden unsere Holz und Schlaf, trotz ihrer minutiösen Kunstfertigkeit und ihres rastlosen Strebens, in alle Ewigkeit nicht gegen Schiller aufkommen, den die Überfeinen glauben abgethan zu haben, wenn sie ihm mit schlecht kapierter Nietzsche-Bosheit den „Moraltrompeter von Säkkingen“ nachwerfen und sein „Pathos“ höhnen. Was man auch an Gerhart Hauptmann auszusetzen haben möge, ist er der stärkste unter den jüngeren deutschen Dichtern nicht gerade darum, weil sein Genius am wenigsten artistisch umnebelt ist und weil in seinen besten Dramen und feinsten Komödien ein prachtvoller Trotz sozialpolitischer Kritik seine schöpferische Vernunft wie mit Blitzen durchleuchtet? Sein „Biberpelz“ ist mehr als Diebs-Komödie, er ist die schneidendste, hohnvollste politische Satyre auf die preußische Hurrah-Büreaukratie. Und erst die „Weber!“

Was macht denn die Mehrzahl unserer Dichter so mittelmäßig, so isoliert im bewegten Volksleben und so uninteressant für den Ausländer, wenn nicht ihre Unfähigkeit, sich mit dem sozial-politischen Ethos der modernen Nationalleidenschaft zu durchtränken? Ja, wenn es mit der gedichteten Erotik oder mit dem papiernen Symbolismus oder mit der brünstigen artistischen Selbstschauspielerei allein gethan wäre! Aber das reicht so wenig aus wie das berühmte rührselige Gemüt, das meist weiter nichts ist als die Maske für charakterlose Zerflossenheit und verhockte Sentimentalität und altweiberische Instinktlosigkeit.

In keinem Lande wird die Politik von den Meistern des Schrifttums so niedrig taxiert wie von unseren jungen deutschen Litteraten. Das Übel liegt schon bei unseren höheren Schulen, wo man die Studenten lieber in den Kneipen und den Kaffeehäusern sieht, als in den politischen Versammlungen. Mit aller Gewalt sucht man sie von dem männlichen sozialen Leben und seiner heißflutenden politischen Leidenschaft fernzuhalten, um sie dann später um so leichter in eine Tretmühle für die bedrohten alten Kasten- und Klasseninteressen einzufangen, wo sie sich dann als die geborenen und geschworenen Reaktionäre mit den Resten ihrer vergeudeten Jugendkraft dem Staate nützlich machen sollen.

1*

Diese systematische Entfremdung des gebildeten Nachwuchses vom politischen Nationalleben führt notwendig zu der Enge und Disharmonie der Weltbetrachtung, die über unser deutsches Volk schon so viel Unheil gebracht. Kein Volk gelangt zur Kulturreife, zur vollen Freude an seiner Gegenwart und zur stolzen Hoffnung auf seine Zukunft, wenn es nicht zur umfassenden Bethätigung aller seiner Kräfte und Triebe angehalten wird. Die ästhetische Überfeinerung ist ein Entartungssymptom, ein Schwächezustand, und es ist eine armselige Gaukelei, sie als ein Anzeichen wachsender Geistkultur oder gar als eine neue Kraftquelle preisen zu wollen. Der Lebenswert unserer kokett zimperlichen artistischen Litteratur ist gleich Null, ihre ganze Wirkung ist eine Augenblicks-Aufregung, der koloristische Luftzauber eines Irrlichts. Und da wirft man sich in die Brust und proklamiert die Freiheit und Selbstherrlichkeit des ästhetischen Individuums, nachdem die Ebbe in der Nervenkraft bereits zum Verzicht auf jede schöpferische Individualität großen Stils gezwungen hat.

Die Deutschen zeigen heute genau wieder dasselbe trostlose Bild in ihrer Litteratur wie in ihrer Politik, das uns schon in den ältesten germanischen Zeiten so traurig und herzbeklemmend anschaut.

Die in der Politik am Ruder sind, blicken voll Unverstand und Verachtnng auf die litterarischen Kämpfe, und die „Ritter vom Geist", die Litteraten und Artisten, dünken sich erhaben über alles, was näher oder ferner mit den großen politischen Nationalangelegenheiten zusammenhängt. Die Überfeinen und Genüßlinge betrachten ihre Visage im Spiegel und orakeln: Ja, wir, die echten Göttersöhne!

Narren!

Und so lange werden sie in ihrem Zwiespalt und Größenwahn verharren, bis die blutige Sündflut heraufschwillt und sie vom geschändeten Kulturboden wegspült. —



Theokratie und Sozialismus.

Von Eduard von Mayer.

(Berlin.)

Theokratie und Socialismus — diese beiden Staatsformen, von denen die eine seit grauer Vergangenheit besteht und mit deren andrer eine ferne Zukunft uns zu beglücken vorhat — sie sind nicht, wie man wohl zu meinen pflegt, Gegensätze, sondern engverwandte Erscheinungen. Die gemeinsame Ader ist ein allerdings gerne geläugneter, aber darum nicht weniger deutlicher Absolutismus, und zwar der Absolutismus einer Fiktion.

Nicht den Wert und die Bedeutung des Absolutismus beabsichtige ich hier zu erörtern; nicht für noch wider ihn Partei zu ergreifen; es ist mir darum zu thun, ihn als wesentlich in diesen beiden historischen Erscheinungen, der Theokratie und dem politischen Sozialismus nachzuweisen.

Beide Mal ist es eine Fiktion, die als oberster Lenker des Gemeinwesens erscheint. Eine Fiktion — aber deshalb um nichts weniger wirksam, als ein beliebiges reales Wesen. Ist nicht die wahre Weltmacht der Schein? In dem einen Falle ist diese Fiktion der Wille der Nation selbst.

Hier ist der Gotteswille, dort der Volkswille, welche sich als Ursache und ihre Befriedigung als Zweck des Staats proklamieren; welche somit den Willen und den Zweck jedes Einzelnen sich untergeordnet wissen wollen; welche das Thun und Lassen des Einzelnen nur als Mittel zur Erreichung der Hauptzweckes ansehen und sich für befugt halten, in dessen Namen, es ihrer Aufsicht und Leitung zu unterstellen.

Hier ist es der Wille Gottes, dort der Wille des Volkes, welche, immer mit Berufung auf dieses oberste Interesse, konsequenterweise verbieten, was ihnen Schaden bringen, d. h. was ihrer Befriedigung hinderlich sein könnte, und gebieten, was ihnen nützt, d. i. was ihre Zwecke fördert.

So entsteht eine, so gut wie ausnahmslos gültige Liste des Erlaubten und Verbotenen, des Guten und Bösen. Denn Gut und Böse sind die Dinge nur in Beziehung auf dieses oberste Prinzip, den Willen, sei es nun des Volkes oder des Gottes.

Der sozialistische Staat würde somit seine Moral streng nach dem Gesichtspunkte der Gemeinwohlfahrt einzurichten bestrebt sein; die theokratische Moral, obschon im Kerne gleichfalls utilitaristisch, stellt in ihren Satzungen ein System widerstandsloser Unterwürfigkeit unter den Willen des Gottes auf.

Am deutlichsten finden wir das in der uns am besten bekannten Theokratie ausgedrückt, in der jüdischen, welche vielleicht die am reinsten entwickelte ist. Der Kern ihrer Gesetzgebung, der Dekalog, kann geradezu als absolutistisches Manifest gelten.

Das zeigen gleich die Eingangsworte, die klar und deutlich den Grundgedanken des ganzen Systems aussprechen: „Ich bin der Herr, dein Gott.“ Hier verkündet der jüdische Nationalgott, Jahve, sein Herrscherrecht, indem er sich darauf beruft, daß er eben Jahve, der Gott seines Volkes sei.

Wenn wir uns dann die einzelnen Punkte näher ansehen und in den Sinn ihrer Bestimmungen einzudringen versuchen, so ergiebt sich eine zwanglose Übersetzung in deutlichere Formen, welche die alte Einkleidung bisher verhüllte.

So lautet das erste der Gebote in der ursprünglichen Fassung: „Du sollst keine andren Götter haben neben mir.“

Geht man näher darauf ein, berücksichtigt man vor allem, daß eingangs das Herrschertum als notwendiger Ausfluß der Göttlichkeit aufgefaßt wird, so ergiebt sich, daß hier die Alleinherrschaft gefordert wird. Umgeformt hieße es etwa so: „Du sollst nicht meine Macht über dich schmälern, indem du dich anderen Göttern unterwirfst, d. h. andern Herrn dich zum Gehorsam verpflichtest“ und kürzer: „Du sollst nur mich als deinen Herrscher anerkennen“ oder: „Du sollst ganz und gar mein und keines andern Knecht sein.“ Gewiß, denn die Alleinherrschaft schließt die Konkurrenz jedes andren Willens aus und sichert die größtmögliche Machtvereinigung in einer Hand.

Das zweite der Gebote — oder Verbote — „Du sollst dir kein Bildnis machen, noch irgend ein Gleichnis, weder des, der im Himmel ist, noch des, was auf Erden ist“ zeigt eine bewundernswerte psychologische Feinheit. Der Mensch sollte sich nicht zu deutlich machen, wie eigentlich sein Gott sei, weil er sonst, und zumal im Vergleich mit den

Bildnissen andrer Menschen, vielleicht nur zu bald dahinter gekommen wäre, daß der persönliche Gott nur ein Geschöpf seiner eigenen Phantasie sei. Hier mußte jede klare Vorstellung, jede Möglichkeit einer kritischen Vergleichung, von vorne herein verhindert werden. Auch konnte sich zwischen einem konkreten Bild Jahves und seinem Verehrer leicht ein persönliches Verhältnis entwickeln, und darunter mußte die Majestät der göttlichen Allmacht leiden.

Weiter heißt es dann: „Du sollst den Namen deines Gottes nicht unnützlich führen". Dieses dritte Gebot warnt vor der Geringschätzung der göttlichen Macht. Nicht mit Unrecht sieht es eine solche in der zu häufigen Anrufung des göttlichen Namens. Heißt doch einen Herrscher anrufen, sich an seine Macht mit der Bitte um Hülfe wenden; und nichts ist geeigneter das Ansehen einer Machtpotenz zu verringern, als wenn sie genötigt wird, bei jedem unbedeutenden Handel einzugreifen. So wird sie zu einem Faktor des Alltagslebens herabgewürdigt und geht ihrer Fähigkeit verlustig, bei bedeutenden Anlässen den Ausschlag zu geben. Denn erst verlieren die Leute ihre Bewunderung, ihre Neugier, ihre Ehrfurcht, weil sie zu häufig mit ihr zu verkehren haben, dann wird sie gar eine gewohnte, vielleicht kaum mehr beachtete Erscheinung. Sie verzettelt sich in Kleinigkeiten, die ihrer nicht bedürfen. Und womit wird der Kronen aufwiegen, der Nüsse mit Dukaten bezahlt?

Und andrerseits bedeutet dies selbständige, gewissermaßen kameradschaftlich-duzende Anrufen des Höherstehenden eine Nichtachtung, ein „traiter en égal", ein Sichgleichsetzen, also entweder eine anmaßende Überhebung seiner selbst oder eine verächtliche Unterschätzung des Andern.

Verdeutscht lautet also das dritte Gebot: „Du sollst nicht meine Macht herabsetzen und ihren Wert verringern, indem du sie zwingst, sich in deinen kleinlichen Angelegenheiten zu verzetteln" oder: „Du sollst dich hüten, mich dir gleich zu setzen" — und eine Drohung schließt sich daran: „Denn der Herr wird den nicht ungestraft lassen, der seinen Namen mißbraucht — denn der Herr ist gewillt, an dem Verkleinerer seines Ansehens und seiner Macht Rache zu nehmen."

Sehr interessant ist auch das vierte Gebot: „Du sollst den Feiertag heiligen". Dieser Feiertag war auf den siebenten der Woche, den Sabbath, festgesetzt, an welchem die nationale Mythologie Jahve sein Werk der neuerschaffenen Welt als vollbracht und vollkommen bewundern ließ. Dies war sein Ehrentag, der Tag an welchem der Mensch ihm huldigen und sich stets von Neuem unterwerfen sollte. Und um diese Unterwerfung hervorzuheben, sollte er an diesem Tage seine ganze Kraft zur Ehrung

seines Gottes, zum Gottesdienst verwenden. Und deshalb war ihm untersagt, sich mit seinen eigenen Angelegenheiten zu befassen. So heißt es denn: „Du sollst nicht meinen Ehrentag, den Tag deiner Unterwerfung versäumen, indem du deinen Interessen nachgehst" oder: „Du sollst an vorgeschriebenen Tagen deine ganze Kraft mir als Ehrenopfer darbringen.

Weiter heißt es: „Du sollst Vater und Mutter ehren", d. h. „du sollst die Wünsche und Befehle deiner Eltern achten; du sollst deinen Willen dem ihren unterwerfen; du sollst nicht eigenmächtig handeln, so lange du noch Eltern hast; du sollst deinen Eltern nicht den Gehorsam, die Unterthänigkeit kündigen." Und an die Erfüllung dieses Gebotes knüpft Jahve eine Verheißung, eine Belohnung: „Auf daß es dir wohlgehe und du lange lebest auf Erden."

Warum wird gerade dies Gebot so besonders wirksam gemacht, warum ausdrücklich auf dieses so viel Wert gelegt?

Dem Menschen ward durch Erregung seines natürlichen Eigennutzes eingeschärft und eingeimpft, daß sein Wohl von seinem Gehorsam unter den Willen der Eltern abhänge, von seiner Nachgiebigkeit gegen ihre Ratschläge und Befehle. Und so lernte er es, bis in hohe Jahre sich dem Willen der Eltern, d. h. der Älteren, kritiklos unterwerfen — denn damals waren die Menschen noch langlebig und konnten ihre leiblichen Kinder alt und grau werden sehen.

Was war die Folge? Er verlor nach und nach sein selbständiges Urteil, seinen selbständigen eigenartigen Willen, und wenn dann seine Eltern hochbetagt starben und er nun frei und Herr seiner Entschlüsse wurde, so war er mittlerweile in den alten Satzungen und Sitten nicht nur erzogen und aufgewachsen, sondern auch alt geworden. Das alte Gefüge des Lebens war ihm zur innersten Gewohnheit, zur zweiten Natur geworden, und ein Umlernen war nicht bloß nicht gewünscht, es war auch unmöglich gemacht; jeder Abfall war somit undenkbar.

Es war das konservative Prinzip, das sich so zu seiner starrsten Form entwickelte. Mit Naturnotwendigkeit beinah war jeder Änderung, Neuerung vorgebeugt — Alles blieb beim Alten von Geschlecht zu Geschlecht. Das Kind und der Jüngling war durch den Zwang der elterlichen Gewalt, durch die Aussicht auf die von Jahve verheißne Belohnung in den alten Anschauungen und Formen festgehalten; der Mann und der Greis — durch den Zwang der eignen Gewohnheit, der das Alte, Bewährte lieb geworden war, und die das Neue, Ungewisse fürchtete. Und wer gewann bei diesem unerbittlichen System der Tra-

dition und Pietät? — Die unumschränkte Macht Jahves, denn sie war es, die allen Sitten und Gebräuchen ihren Stempel aufgedrückt hatte; sie war es, in deren Namen diese Sitten und Gebräuche zu Recht bestanden; sie es auch, der in letzter Linie ihre gewissenhafte Befolgung zu Gute kam.

Nicht haben wir uns also zu wundern, daß die Juden durch lange Jahrtausende so zähe an ihren heiligen Gesetzen nnd ihren starren Dogmen gehalten haben, sondern vielmehr darüber, daß sich trotz allem doch immer wieder vereinzelte Abtrünnige hervorgewagt haben.

Die folgenden, letzten fünf Verbote: „Du sollst nicht töten; du sollst nicht ehebrechen; du sollst nicht stehlen; du sollst nicht falsch Zeugnis reden wider deinen Nächsten; du sollst nicht begehren deines Nächsten Haus, Weib, Knecht, Magd, Vieh oder alles was sein ist“ — lassen sich in die Formel zusammenfassen: „Du sollst nicht deine Macht auf Kosten deines Nächsten vergrößern; du sollst nicht die Hoheitsrechte Jahves, deines Herrn, antasten, indem du dich zum Herrscher über deines gleichen machst: du sollst nicht mit deinem Herrn rivalisieren wollen.“ Detailliert aber heißt es: Du sollst dir keine Gewalt, keine höhere Macht anmaßen, weder über das Leben deines Nächsten, noch über sein Weib — denn das Jus primae noctis war altes Herrenrecht und vielleicht der stärkste, weil schimpflichste Ausdruck der Rechtlosigkeit der Sklaven — noch über seine soziale Geltung, noch über irgend etwas, was zur Verfügung seines Willens steht, was in seine Machtsphäre fällt.“ Kurz gefaßt: Du sollst in jeder Beziehung deinen Nächsten dir an Macht, d. h. an Ohnmacht, gleichstellen.

Was sagt nun Jahve zu diesen Geboten allen? Er sagt also: Ich der Herr, dein Gott, bin ein starker und eifriger Gott, der die Sünden der Väter heimsucht an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied, denen aber, so mich lieben und meine Gebote halten, thue ich wohl bis ins tausendste Glied. Das heißt: Ich, der Herr, dein Gott, habe die Macht und den Willen zur Macht; ich werde jeden Übergriff zu rächen wissen, und haften soll mir das ganze Geschlecht für jedes seiner Glieder. Diejenigen aber, welche sich mir willenlos unterwerfen, werde ich immerbar schadlos halten.“ Bemerkenswert ist, daß Sühne und Belohnung nicht dem Individuum allein, sondern dem gesamten Geschlechte zugewiesen wird. Einerseits wird es dadurch angespornt, den Willen Jahves zu befolgen, da Strafe oder Segen all den Seinen mit zuteil wird; andrerseits wird es entlastet, verliert seine That ihren individuellen Wert, denn da ihm die Unselbständigkeit anerzogen ist und es wesentlich

sozialen, nicht individuellen Impulsen folgt, so ist es auch nur zum Teile selbstverantwortlich; für das Individuum tritt die Genossenschaft, der eigentliche Urheber der That ein.

So ist denn der Dekalog die Verkündung der Hoheitsrechte Jahves. Und zwar setzen die vier ersten Gebote die Grenzen fest, in denen der Mensch sich ihm gegenüber halten soll; die sechs übrigen ziehen die Schranken zwischen Mensch und Mensch, wie Jahves Vor-Rechte das erfordern.

Wir finden somit im Dekalog ein wohlausgebildetes absolutistisches System niedergelegt. Jahve ist der alleinige und allmächtige Herr, die Menschen untereinander rechtlich alle gleich und ihm unbedingt unterworfen. Die einzige Ausnahmestellung nehmen die Eltern ein, aber nur insofern sie eben Eltern sind; ihren Kindern gegenüber sind sie annähernd absolute Herren, aber nur weil sie aus ererbter und erworbner Anhänglichkeit Jahve unwandelbar unterthänig sind. Sie sind nicht Jahves Stellvertreter, wohl aber seine Parteigänger, und deshalb ist er ihrer sicher.

Also: ein Herrscher, und tief unter ihm eine undifferenzierte Herde ihm gegenüber rechtloser Sklaven. Ein entscheidender Wille, und ihm zu Diensten die Unzahl ohnmächtiger Einzelwillen. Ein Zweck — die Befriedigung dieses allmächtigen Willens — und ihm unbedingt untergeordnet die Masse individueller Ziele und Bestrebungen.

Zweifelsohne kamen viele dieser Bestimmungen den Individuen unmittelbar zu Gute: das vierte Gebot verschaffte den Hörigen des Einzelnen einen vollen Ruhetag, der ihnen sonst vielleicht nie zuteil geworden wäre; das fünfte war eine weise Hemmung übereilter Neuerungen und verhinderte jedes Überhandnehmen innerer radikaler Umtriebe; die letzten gewährleisteten den Rechtsschutz in den wesentlichen Punkten. Gewiß ist also der Utilitarismus der uneingestandene Kern dieses Staatsgebäudes, wie jedes andern, aber der Gesetzgeber dieses Volkes — nennen wir ihn Moses — der die vorgefundenen, bisher halbunbewußt befolgten Sitten, wie sie im Laufe der historischen Entwickelung geworden waren, rein heraushob und fixierte, hat aus praktischen Gründen den inneren Schwerpunkt seines Systems nicht auf die allgemeine Wohlfahrt gelegt, sondern ihn rein von dieser letzteren geschieden. Er kleidete seine weisen Regeln in das Gewand göttlicher Willensäußerungen

Denn so wurden sie absolut, undiskutierbar, unantastbar, unvergänglich.

Und er knüpfte deshalb an den bestehenden Volksglauben, den

Monotheismus, der zu diesem Zwecke besonders günstig veranlagt war. Hier hatte der Anthropomorphismus seine höchste Stärke erreicht; er personifizierte die ganze Welt mit einem Schlage und ließ somit eine einheitliche, willensmächtige Persönlichkeit hinter dem Wechsel der Erscheinungen das All lenken.

Nicht nur das; auch der Schöpfer dieses Alls war er, aus dem Nichts hatte er es durch seinen Willen hervorgebracht, und somit waren auch die Menschen nur seine Kreaturen, ihm gegenüber ein Nichts. Sank ihr Wert als selbstständiger Wesen dadurch bis aufs äußerste, so wuchs andererseits seine Macht und auch sein Recht an diese Macht ins Grenzenlose.

Ich weiß nicht, ob Moses diesen Mythos vorgefunden und nur benutzt oder aber ihn selbst dichterisch geschaffen hat, und dann in ihm eine mächtige Stütze seiner Sittengesetze fand. Festgegründet aber, mit trefflicher Kenntnis des Menschen, seiner Triebe und Neigungen, war das theokratische Gebäude, ein Tempel, der stolz und schweigsam die Jahrhunderte an sich vorrüberrauschen lassen durfte, war das Fundament auch, objektiv betrachtet, eben nur eine antropomorphistische Fiktion, der Glaube an einen Gott-Weltenschöpfer.

Und eben solch eine Fiktion ist es, auf die sich ein demokratisch-sozialistischer Staat der Zukunft stützen würde — der Wille des Volkes. Der Sozialismus, von der Annahme der Gleichheit der Individuen ausgehend, will diese Gleichheit überall durchgeführt wissen. Sein Ideal ist ja die unbedingte Gleichstellung aller Individuen als Glieder eines genossenschaftlichen Gemeinwesens.

Was sollte nun die Einzelnen zusammenhalten, deren Interessen ja einander in all und jedem zuwiderlaufen, deren Neigungen unvereinbar sind? Was sollte sie dazu bewegen, ihre Sonderrechte, ihr Sonder-Leben und Treiben aufzugeben? Es könnte nur der Zwang sie dazu bringen: Der Zwang der Not, der Zwang des Nachahmungstriebes, der Zwang des Geselligkeitsbedürfnisses, der Zwang der Gesetze endlich.

Die Not nur lehrt ihn, nicht bloß Arbeiter, sondern auch, um der lohnenderen, zweckmäßigeren Verwendung seiner Kräfte willen, Mitarbeiter sein; der Nachahmungstrieb läßt ihn so denken, fühlen und handeln wie seine Genossen es thun, und nur halbbewußt wird er Genosse; die Geselligkeit zieht ihn mit tausend Verlockungen dahin, wo die Kameraden sind; die Gesetze endlich brechen mit ihren Drohungen die letzte Widerspenstigkeit, den letzten Zug der Freiheit, und reihen ihn in die große Armee der gleichberechtigten Bürger seines Staates ein.

Heute fehlen dem Sozialismus nur noch die Gesetze; dieser Mangel ist der Damm, der die ungestümen Wogen der sozialen Triebe an ihrer Vollentwickelung hindert.

Aber sollte es einmal soweit kommen — die Gesetze würden mit unnachsichtlicher Härte jede individuelle, antisoziale Regung auszurotten trachten im Namen des souverainen Volkswillens.

Der Volkswille würde sich als der staatsbildende Trieb geberden; der Volkswille würde bei jedem Gesetz das einzige ausschlaggebende Moment sein; der Volkswille würde seine Befriedigung heischen, unerbittlich, unbarmherzig.

Der Volkswille wäre der allmächtige Lenker des Staates, und ihm gegenüber wäre der Wille jedes Einzelnen nichtssagend, machtlos. Kein individueller Zweck würde anerkannt, geduldet werden, wenn er es nicht verstände, sich als Mittel dem Hauptzwecke, der Erfüllung des Volkswillens, unterzuordnen. Ein Privatleben, Sonderinteressen, Sonderneigungen, selbständiges Schaffen und Wirken gäbe es nicht mehr. Alles würde im großen Einen aufgehen.

Der Volkswille wäre der Souverain. Und eifersüchtiger als je die Majestät, die sich von Gottes Gnaden nennt, würde er darob wachen, daß keiner ihn schmähe, ihn geringschätze.

Jede Einzelansicht, die nur im entferntesten den Verdacht zu erwecken geeignet wäre, sie erkenne nicht in diesem Volkswillen die oberste, absolute Quelle des Rechtes, der Wahrheit an, wäre unerlaubt, ungesetzlich, staatsgefährlich.

Jede That, die den Satzungen der Nützlichkeit widerspräche, würde als böse, als unmoralisch gebrandmarkt werden.

Es gäbe nur eine Wahrheit, ein Gesetz, ein Ideal — der Wille des Volkes. Die Gleichheit wäre erreicht, aber die Gleichheit der Unzufriedenheit. Allen wäre der Volkswille über den Kopf gewachsen.

Doch was ist der Wille des Volkes? Was ist das Volk, in soziologischem, nicht ethnologischem Sinne? Es ist die Masse der gemeinsam arbeitenden Individuen. Und was ist der Wille dieser Individuen? Das Streben nach ihrer Wohlfahrt. Und der Wille des Volkes? Hat das Volk *einen* Willen?

Nein! Die Menge, die Masse als Einheit ist immer nur ein Abstraktum; real ist bloß das Einzelne. Der Wille des *Einzelnen* ist etwas Bestimmtes, Präcisierbares — der Wille des Volkes ist ein leeres Wort. Das Volk als Ganzes *ist* nicht; das Volk als Ganzes will nichts. Immer ist es nur eine geringere oder größere Mehrheit, die über die

Minderheit den Sieg davon trägt und ihre Wünsche als die des ganzen Volkes durchsetzt; immer ist nur ein Teil des Volkes gleichgesinnt oder wähnt, es zu sein. Wie käme es zu solchen Spaltungen, wenn das Volk innerlich ein Ganzes wäre und sein Wille eine Entität? Der Volkswille ist eine Fiktion.

Die Majorität, die die Macht an sich gerissen, ist es, welche ihr Ideal in die Öffentlichkeit projiziert und dies Wahnbild dann, Wille des Volkes getauft, als wirklich anbetet; gerade so war es die religiöse Phantasie der Juden, welche sich ein Bild der Welt ersann und dieses, als die Persönlichkeit des allmächtigen Jahves, spielte dann eine so bedeutende Rolle ihren eigenen Erzeugern gegenüber. Beide Mal ist der eigene Schatten des Menschen das gigantische Gespenst, das ihn schreckt, ängstigt und knechtet.

Beide also, Theokratie und Sozialismus, unterjochen den Willen des Menschen, seine Gedanken und Neigungen, dieser Fiktion, die unerschütterlich und allmächtig ist, wie nur ein Wahn zu sein vermag, der fest im Herzen des Menschen wurzelt und wuchert.

Als absoluter Herrscher der Masse gilt ihnen der Wille, hier derjenige der Masse selbst, dort der einer einzelnen Person, des Nationalgottes. Thatsächlich liegt aber die Macht, wie immer und überall, in den Händen einiger weniger. Darin aber, daß es ihnen an einer faktischen Spitze der Macht, der Person eines absoluten Monarchen etwa, fehlt, fallen wiederum Theokratie und Sozialismus zusammen.

Die wenigen, die Leiter nun sind das eine Mal Männer, die es verstanden haben, das Vertrauen der urteilslosen Masse zu gewinnen, und deren Gedanken nun von der Menge gläubig nachgebetet werden, deren Wille den Ausschlag giebt. Sie sind die Herren, auch wenn sie, als vielseitige und gewiegte Realpolitiker, sich scheinbar dem Volkswillen fügen und sozusagen nur als seine Vertreter wirken; ist dieser doch das laute Echo ihrer eignen zielbewußten Einflüsterungen.

Das andere Mal ist es die Priesterschaft, die Diener des Gottes und die Verkünder seines Willens. Auch sie geben vor, im Namen ihres Gottes zu handeln, der doch ihr eignes Geschöpf ist; auch ihnen, den vielgewandten Herzenskennern, folgt blind und dankbar die Menge, an gläubigen Gehorsam gewöhnt.

Und sie befinden sich wohl dabei. Denn nur die Allerwenigsten sind zum Herrschen berufen, die Menge aber muß dienen und gehorchen; nur wenige vermögen zielbewußt die Dinge zu lenken — die Mehrzahl läßt sich willenlos vom Strom des Zufalls mitreißen. Und darum ist

es wichtig, daß diese wenigen die Macht inne hätten. Welchen Brocken aber der Wissende dem Unwissenden zur Beruhigung hinwirft, der Hirt seiner Herde, der Herrscher seinen Sklaven — das ist gleichgültig.

Mag die Menge sich in der Illusion des souverainen Volkswillens wiegen und sich die Zeit mit parlamentarischem Possenspiel vertreiben oder im Mythos von dem allmächtigen Willen eines weisen Gottes ihre Befriedigung finden, wenn nur die Zügel des Staates im starken Händen ruhen, wenn nur der Inspirator dieses Gottes- oder Volkswillens ein König von der Natur Gnaden ist.



Weltanschauung und Perspektive.

Von Rudolf Kafka.
(Linz a. d. Donau.)

In der Kunst der Darstellung auf Flächen, Zeichnung, Malerei und Bildhauerei hat es sehr geraume Zeit gebraucht, bis die Gesetze des perspektivischen Sehens zur Geltung gelangten, und wenn wir etwa altägyptische Bildwerke, Darstellungen auf den Wänden der Tempel und Grabstätten aus jener Kulturperiode besichtigen, werden wir erstaunt sein, zu sehen, wie der Bildner, trotz aller Feinheit der Einzelausführungen, die Schwierigkeit der Linienverkürzung nicht zu bewältigen vermochte, wahrscheinlicherweise die Perspektive gar nicht kannte und somit das Hintereinander der Vorgänge immer in ein Neben- und Übereinander übertrug. Die Hauptfiguren der Darstellung, Götter und Könige, werden sehr groß ausgeführt, alle anderen Figuren erscheinen dagegen zwergenhaft und nebensächlich; wenn es nun auch in der Absicht der Darstellung gelegen hatte, diese Hauptgestalten besonders hervorzuheben, kann es doch nur der Unfähigkeit, perspektivisch zu zeichnen, zugeschrieben werden, daß diese Dimensionen so karikaturenhaft unmäßig erscheinen.

Hellenische Kunst dagegen ist auch hierin weit fortgeschritten, ja muß sich sogar einer besonderen Vollendung genähert haben, wenn wir den hübschen Erzählungen Glauben schenken, die von der großen Ähnlichkeit der gemalten Gegenstände mit der Wirklichkeit sprechen, etwa von den so treffend gemalten Früchten, von denen sich selbst die Vögel täuschen ließen.

Heute nun sind die Gesetze der Perspektive genau wissenschaftlich festgestellt. Die Technik vermag diese zur Projektionslehre entwickelten Gesetze auch umgekehrt zur Berechnung der in Wirklichkeit bestehenden Verhältnisse auf Grund richtiger perspektivischer Darstellung zu verwerten.

Im menschlichen Auge selbst wechseln wohl die Bilder, aber die Photographie hat uns die Möglichkeit gegeben, einen Gegenstand scharf, genau und dauernd festzuhalten, was für das Studium der Perspektive von bedeutender Wichtigkeit ist. Das Bild, das auf die Netzhaut des Auges gelangt, entsteht durch das Zusammenwirken der zwei Faktoren, des geschauten Gegenstandes und des Auges selbst, und hierbei nun kommen die Gesetze der Perspektive in Anwendung. Das Gehirn selbst überträgt gleich einem Techniker die Dimensionen des Netzhautbildes in die wirklich bestehenden Verhältnisse, und somit haben wir im Gedächtnis wieder die richtigen Verhältnisse der Wirklichkeit. Freilich geschieht dies nicht auf einmal, wie jeder Zeichner weiß, sondern es bedarf auch hier unausgesetzter Schulung. Eine Zeichnung, die richtig perspektivisch gemacht ist, wird also mit den Gedächtnisbildern eine gewisse Übereinstimmung zeigen und das geschulte Auge befriedigen. Könnten bei einem Bilde alle weiteren Forderungen absoluter Ähnlichkeit erfüllt werden, nach Farbe, Größe, Beleuchtung und Lichtbrechung, so könnte die Täuschung so vollkommen werden, daß der Unterschied zwischen Wirklichkeit und Abbild gleich Null würde. Dieser Möglichkeit sind die Riegel unserer endlichen, mangelhaften Darstellungsmittel vorgeschoben.

Die Freude, die an der Darstellung einzelner Gegenstände, Geschehnisse oder an Ausschnitten der Natur vom Menschen empfunden wird, ist wohl auch mit Ursache, diese einzelnen Bilder zusammenzuziehen, die Beschränkungen, die das Gesichtsfeld, der Horizont dem Auge auferlegt, zu umgehen, durch Eigenbewegung, durch Reisen den Anschauungskreis immerwährend zu erweitern, und so nach und nach zu jenen Darstellungen zu kommen, die wir Weltbilder nennen. Zugleich aber bei dem Wachstum dieser Bilder, wobei die Grenzen, die von unseren Sinnesorganen geboten wurden, an das Denken, an die geistige Arbeit, stets sich erhöhende Anforderungen stellten, versuchte man die Erfahrungen, die Natur, das Weltall auch dem Geschehen, dem Bewegen nach zu ergründen und für die sich dabei unwillkürlich aufdrängenden Fragen, das unermüdliche „Warum und Wozu", die Antwort zu suchen.

Die Sinneswahrnehmungen wurden miteinander verglichen und kombiniert, die Spekulation endlich bildete sich gewisse Antworten, und die Vorstellung von dem Inhalte der ganzen aufgefaßten Welt wurde zur Weltanschauung.

Die Mannigfaltigkeit und Vielheit aller in das Gesamtbild aufzunehmenden Erfahrungen trug leicht zu einer Verwirrung der Anschauungen des einzelnen Beobachters bei, alle Erfahrungen erforderten oftmalige

Überprüfungen und Korrekturen, Zusammengehen vieler Beobachter, sodaß es erklärlich sein wird, daß ein Weltbild von einigem Werte nicht in jedem Kopfe entstehen konnte, daß es stets nur wenige, erlesene Menschen waren, welche alle Beobachtungen und Erfahrungen ihrer Vorgänger und Mitarbeiter sammeln und in eine Weltanschauung umwandeln konnten. Dieses Erfahrungenmachen und die Nachbildung der so gewonnenen Thatsachen in Gedanken ist Aufgabe der Wissenschaft, und durch Resumierung der so erreichten, in Gedanken umgesetzten Erfahrungen entsteht eine wissenschaftliche Weltanschauung.

Die Geschichte der Philosophie lehrt, daß diese Weltanschauungen durch Häufung neuer Erfahrungen, durch die ungleiche Auffassung der Philosophie stets unbefriedigt ließen, und daß durch fortwährende Umbildung nach und nach eine Reihe von Systemen entstand, die oft eine Weiterbildung, meistens aber einen gänzlichen Umsturz der vorangegangenen Anschauungen bedeuteten.

Außerdem mußte die Reihe von einfacheren zu komplizierteren Systemen fortschreiten gemäß der Progression der Erfahrungsthatsachen.

Jede neue Thatsache nun verlangte ihre Erklärung, und die Zusammenhänge zeigten, daß gewisse Bedingungen zum Entstehen der Thatsachen eintreten mußten, die ihrerseits wieder erklärungsbedürftig waren, sodaß sich durch das ganze Gebiet der Wahrnehmungen ein Gewirre, ein Verknüpfung von Bedingungen ergab, die sich recht oft nur mühsam erklären ließen. Schließlich gelangte man zu sogenannten letzten Gründen, die dem Drange des Menschen, sich vom All ein einheitliches Bild zu machen, widerstanden, und so mußte hierfür ein „Etwas“ gefunden werden, dem gewissermaßen die Verantwortung für das ganze Sein und Geschehen zugesprochen wurde. Somit nun hatte man aus der Welt zwei Teile geschaffen, einen „irdischen“ und einen „überirdischen“ Teil.

Diese Zweiteilung nun hatte für den menschlichen Willen, Erfahrungen zu machen, die Folge, daß die Freiheit der Forschung tangiert, unterbunden oder gänzlich unterbrochen wurde, da die einmal bestehende Darstellung der Dinge, letzter Gründe, der Kritik entzogen wird.

Die Thätigkeit des Menschen, also eingedämmt, vertieft nun ihr Strombett und wendet sich lebhaft den materiell kulturellen Dingen zu. Es entwickeln sich Handfertigkeiten und Kunst, Bau- und Bildwerke entstehen, die Phantasie des Menschen treibt edle Blüten, Verkehr und Handel befriedigen und erwecken Bedürfnisse, die Sinne selbst werden geschärft, sodaß in dem scheinbar begrenzten Gebiet neue und verschieden geartete Beobachtungen gemacht werden, Erfahrungen, die nicht oder nur

verstohlen sich in die Öffentlichkeit wagen. So wächst die Kultur und sucht dabei selbständig und unabhängig zu werden.

Andrerseits bildet sich ein rein spekulativer Kult des Überirdischen, es entstehen die Begriffe der Wunder, der Offenbarungen und Eingebungen. Mystik und Geheimlehre umspinnen das Unerklärliche mit seltsamem Gewinde, die Furcht vor den Schrecken und Gefahren der Natur, Elend und Tod, schließen um den Kult eine grausame Hecke, die dem nicht eingeweihten Sterblichen undurchdringlich wird, deren Geheimnisse ihn aber mit großer Kraft immer wieder anziehen, festhalten und beherrschen. Die Beziehungen, die zum irdischen Teil führen, werden festgestellt und somit das ganze Denken in dieser Richtung beeinflußt.

Da die Menschenmassen aber gleichzeitig in verschieden geartete, vielfach verzweigte Rivalen zerfallen, so ist die Entwickelung der Anschauungen bei den verschiedenen Völkern und Nationen eine sehr ungleichartige; leichtere und schwerere Lebensbedingungen beeinflussen die Erfahrungen, somit auch die Weltanschauungen und Kulturstufen. Geraten diese nun in Zwiespalt und Kampf, so wird auch die Grenze zwischen sinnlichem und übersinnlichem Gebiet fortwährend verschoben und zwar stets zu Gunsten der geistig höheren Kulturstufe, wenn auch das Waffenglück oft anders entscheidet.

Kritische Sichtung und Neuordnung tritt überall ein. Die Wissenschaft enträtselt immer mehr und mehr ehemals unerklärliche Vorgänge, der Erklärung durch Wunder u. s. f. wird der Boden entzogen, und die übersinnlichen Anschauungen ziehen sich auf immer kleinere Felder zurück. Die Wissenschaft sucht endlich wieder das gesamte Gebiet der Thatsachen zu besetzen und macht der Metaphysik nach und nach alle Gebiete streitig, sodaß der Kampf der aus der Zweiteilung entstandenen konträren Weltanschauungen ein unaufhörlicher und unumgehbarer wird. Es ist sehr erklärlich, daß die einzelnen Phasen dieses Kampfes immer wiederkehren, da ja schließlich auch jede wissenschaftliche Weltanschauung gewisse Gesetze, Grundlehren hat und bestimmte Reste von metaphysischen Formen enthält, die bei der Fortentwickelung der Erfahrungen zum Widerspruch reizen und in den aufeinanderfolgenden Anschauungen selbst einen Kampf hervorrufen, sodaß der wissenschaftliche Laie sehr geneigt sein wird, die Dauerformen metaphysischer Anschauungen den oft rasch sich ändernden Bildern der Wissenschaft, in die er sich ja auch nicht leicht hineinfinden kann, vorzuziehen. Wir sehen also, daß durch den fortwährenden Kampf die Mehrheit der Menschen geneigt sein wird (es hat doch auch nicht

jeder Zeit, Gelegenheit und Lust, die Phasen des Kampfes zu verfolgen), eine Weltanschauung zu acceptieren, die dem jeweiligen Stande der Wissenschaft nicht mehr entspricht. Wir finden oftmals, daß es vorkommt, daß die metaphysische Richtung der Anschauung zu obsiegen scheint, daß wissenschaftlich gebildete Menschen wieder zu überwundenen Lehren zurückkehren. Entweder ist die wissenschaftliche Bildung eine oberflächliche, nachgeahmte, die als Pseudobildung überhaupt keinen Einfluß auf das Denken und Handeln auszuüben vermag, oder aber es kann die angenommene Weltanschauung den Drang nach Wahrheit nicht befriedigen, die innere Gleichgewichtstimmung zwischen Denken und Handeln nicht erzeugen.

Diese zweite Möglichkeit, dieses andauernde Unzufriedensein mit der Weltanschauung, die uns die Wissenschaft bietet, trifft außerordentlich häufig zu, weil wir überall auf einen weiter nicht erläuterbaren letzten Grund des Daseins stoßen, sich also demjenigen, der nicht kritiklos an der Forschung selbst Genüge findet, eine unausgesetzte Ähnlichkeit mit der durch viele Mühe abgestreiften metaphysischen Anschauung ergiebt, die ihm gleichfalls Maße und Regeln für sein Denken und Handeln vorschreibt, bei denen er aber die Nötigung der Rechtfertigung vor sich selbst erspart, weil er einfach im festen Glauben an diese Maße vorgeht.

Bei Betrachtung aller Weltanschauungen, die sich die Menschheit im Verlaufe ihrer Geschichte gebildet hat, ohne Rücksichtnahme auf die Verschiedenheit der Qualität, tritt deutlich eine gewisse gemeinsame Struktur, ein Zusammenlaufen von Gedankenfäden in einen einzigen Punkt auf, die annähernd einer perspektiven Zeichnung zu vergleichen sind. Suchen wir dies noch mehr zu verdeutlichen.

Wenn wir in eine sehr lange, gerade Baumallee hineinsehen, wird sich die Breite des Weges, die Höhe der Bäume von uns weiter immer mehr verkleinern und undeutlicher werden, bis schließlich die ganze Allee zu einem Endpunkt zusammenschrumpft. Gehen wir in die Allee hinein, so wird sich, vorausgesetzt bei gerader Richtung, der Endpunkt der Allee vor uns in gleicher Entfernung fortschieben, mit der Zeit endlich werden wir gewahr, daß die Straße nicht in einen Punkt zusammenfließt, sondern daß sie stets gleich breit, die Bäume gleich hoch sind, daß wir aber am genauesten die Richtung der Straße einhalten, wenn wir auf jenen Endpunkt zuwandern. Denken wir uns etwa sehr viele solcher Alleen nebeneinander, alle in perspektivischer Zeichnung, so sehen wir einen Kreisausschnitt entstehen, jede Baumreihe bildet einen Radius. Wir sehen dies auch, wenn wir rasch durchs Fenster eines Eisenbahn-

zuges ein Ackerfeld betrachten, dessen Furchen senkrecht zum Geleise stehen, alle Furchen werden zu Radien eines Kreisstückes. Diese Erfahrungen sind wohl alle leicht zu machen.

Zur Betrachtung der Weltanschauungen zurückkehrend, wird es nun einleuchtender sein, wenn wir jede der Weltanschauungen mit einer Allee vergleichen.

Alle Dauerformen metaphysischer Anschauung, Religionen, die ursprünglich wissenschaftliche Weltanschauungen einzelner Köpfe waren, also aus dem Drange nach Erforschung des Alls entstanden, haben das „Etwas“ dem allgemeinen persönlich menschlichen Empfinden personifiziert, bei den Polytheisten als Götter, die dem blinden unbekannten „Fatum“ gehorchten, bei den Monotheisten als „Gott“. Die Wandlungen, die der Begriff durchmachte, ändern nichts daran, daß er stets der Zentralpunkt, der Endpunkt der jeweiligen Anschauung blieb, von welchem und zu welchem alle Beziehungen von Menschen und Welt in unendlichen Radien liefen.

Durchblättern wir eine Geschichte der Philosophie, so finden wir auch hier in jedem einzelnen Systeme überall einen Mittelpunkt, von welchem aus alles zu erklären versucht wird, der aber selbst nur negativ bestimmt werden kann, als in sich ruhende, befestigte und befestigende Einheit gedacht werden muß. Durch die Aufnahme neuer Thatsachen oder, perspektivisch ausgedrückt, durch das Fortschreiten in der Allee, die wir unendlich lang annehmen müssen, wird die Form, die Genauigkeit der Beziehungen der einzelnen Punkte des bereits zurückgelegten Weges schärfer gefaßt und dargestellt, das Ergänzen der Thatsachen in Gedanken erleichtet und erweitert.

Selbstverständlich hat jede Weltanschauung behauptet, die der Wahrheit am vollkommensten entsprechende zu sein, und es kann nicht geleugnet werden, daß diese Behauptungen auch gerechtfertigte sind; denn in dem Momente, in welchem die Weltanschauung entstand, konnte sie eben nicht anders gesehen werden und genügte der den erkannten Thatsachen entsprechend geforderten Darstellung.

In allen Systemen, die sich in Evolutionen immer gewaltiger und umfangreicher entwickeln, kämpfen die Ideen unaufhörlich um das Recht ihrer Existenz. Wenn wir alle die Entdeckungen und Erfindungen, die die Geschichte aufzählt, in Betracht ziehen, wird uns klar, wie groß die Umwälzungen waren, die der menschliche Geist hervorgerufen hat, wie enorm die Widerstände gewesen sind, die zu bewältigen waren.

Zuerst, beispielshalber, wußte man nur von einer flachen, ozean-

umgürteten Erdscheibe, darüber die Hohlkugel des Himmels, an dem die Gestirne auf- und niederstiegen. Wie lange Zeiträume verfließen, bis die Kugelgestalt der Erde, die Drehung derselben erkannt wird, bis dann die Erdkugel ihren Platz als Mittelpunkt des Alls verliert, die Sonne als Centralkörper unseres Sternsystems erscheint, daß weiters es solche ungezählte Systeme giebt, die alle in bestimmten Bahnen laufen, die nach uns bekannten Regeln und Gesetzen von einander durch ihre Schwere abhängig sind, bis endlich die Kant-Laplace'sche Theorie des Weltentstehens, die mécanique céleste auftritt.

Welche bedeutenden, tiefgreifenden Gesetze und Lehren knüpfen sich an die großen Forscher, von denen Namen wie Newton, Darwin, Robert Mayer, Joule, Helmholtz auch den Laien gegenwärtig sind.

Schwerkraft, Licht, Wärme, Magnetismus und Elektrizität, welche Fülle, welcher Reichtum wissenschaftlicher Arbeit liegt nun in diesen Worten aufgespeichert und geordnet vor dem Auge des Kundigen. Das ganze Erfahrungsgebiet, die Lebensweise der Völker wurde von Grund aus neu aufgebaut und geändert, überall verspüren wir den vollen Atem der neuen, der modernen Ideen.

Von Tag zu Tag wachsen die Erfahrungen, hundertfach hat sich die Wissenschaft gespalten, die Zahl neuer Probleme wächst zugleich, für ein gelöstes Rätsel treten zehn neue auf den Plan, Arbeitsteilung, alle Hilfsmittel der Wissenschaften haben durch die intensive Arbeit aus der ehemaligen einheitlichen Weltweisheit eine Unzahl von Disziplinen hervorgebracht, und tausend Köpfe sind geschäftig, jedes einzelne dieser Gebiete zu erforschen. Die gesamte Denkarbeit eines Einzelnen wird von der Fülle des Stoffes seines eigenen Faches nun derart in Anspruch genommen, daß ihm der große Zusammenhang mit der Entwickelung anderer Gebiete leicht verloren geht. Bei den vielfachen Ergebnissen stellt sich zudem recht oft eine gewisse Einseitigkeit der Auffassung ein, und somit auch Mängel, denn um den Vorwurf der Oberflächlichkeit zu vermeiden, sieht sich der einzelne Forscher manchmal genötigt, auf Darstellung von Zusammenhängen mit den nicht direkt berührten Gebieten zu verzichten.

Die Versuche, die hie und da gemacht werden, die große Menge angehäuften Wissens nach bestimmten Regeln zu ordnen, wollen bei der Schnelligkeit der Veränderungen nicht recht gelingen, der Rahmen fällt meistens kleiner aus, als ihn das Bild benötigt. So scheint es, als sollte keine umfassende Weltanschauung, kein umschließendes philosophisches System mehr zuwege kommen.

Der Forscher, der sein eigenes, deutlich begrenztes Gebiet genau und überlegen kennt, wird in den andern Wissenszweigen zum Laien, der der Mitteilung von Forschern der andern Gebiete einfach Glauben schenken, nicht selten dabei seine Unbefangenheit verlieren und zugleich leicht dazu gelangen wird, die Anschauungen, die er von seinem engeren Wissensgebiet hat, auf alles andere Wissen, auf die Welt zu übertragen. Hat er nun persönliche Autorität genug, so kann er unbewußt den Fortschritt der Forschung, die er selbst hochhält, gefährden und hemmen, und die ganze Laienwelt, welche staunend die ungeheure Entwickelung des Wissens und der Technik des Kulturlebens wahrgenommen hat und gern und willig den Worten der Meister Folge leistet, wird auf falsche Wege geleitet. So wird es auch nicht Wunder nehmen, wenn die mannigfachen Widersprüche, die sich ergeben, auch ihren Einfluß äußern, wenn Ansichten ausgesprochen werden, die auf falscher Auffassung, auf Mißverständnissen beruhen und die Achtung vor der Wissenschaft untergraben. Wissenschaftliche Denker selbst aber haben Meinungen ausgesprochen, die sich nur schwer einer Kritik aussetzen lassen, die aber geeignet sind, eine Weltanschauung und den Versuch einer solchen zu verhindern. Es wird behauptet, daß die Begriffe: Kraft, Ursache und Wirkung aus der Wissenschaft zu eliminieren seien, da die Wissenschaft nichts anderes vor habe, als die Beschreibung der Vorgänge in der Natur, die Thatsachen selbst, die Bewegung und Beschleunigung. Ist es natürlich, daß die Welt also als ein dauerndes, zweckloses Umbilden von Materie erscheint, daß die Art der Umbildung wohl nach bestimmten Normen vor sich geht, daß wir aber sonst nichts wissen werden noch können? Alles ist Abstoßung und Anziehung der Massen, Zufall, Konvention, — Bewegung. Ein großes harmonisches Weltganze, eine Unwahrscheinlichkeit. Von uns in die Wissenschaft hineingebrachte subjektive Elemente darf die Wissenschaft nicht dulden.

Wenn wir etwa hier zu dem gebrauchten Bilde von der Straße, auf der wir vorwärts wandern, zurückkehren, wird es leicht faßbar, daß mit diesen Ansichten ausgesprochen wird, die Straße laufe nicht in einen Punkt zusammen, sondern die beiden Baumreihen seien immer gleich weit von einander entfernt, wir können die Breite der Straße messen und dergleichen, aber alles andere ist subjektives Moment, damit hat sich die Wissenschaft nicht zu befassen, und kann auch darüber nichts sagen.

Nun ist aber die Straße, auf welcher die Wissenschaft uns führt, eine unendliche. Unsere Wahrnehmungen, unser Sehfeld, unsere Fassungskraft sind beschränkt, unsäglich enge im Vergleich zu den Dimensionen

jenes Weges, sodaß wir kaum ein kleines Stückchen Weg zurücklegen. Wenn auch die Begriffe, die die Wissenschaft ökonomisch sich gebildet hat, in konzentrierter Form Erfahrungen bieten, die wir einzeln nicht gleichzeitig behalten könnten, so ist das Bewußtsein, daß es dem einzelnen Ich nicht vergönnt, dauernd vorwärts zu schreiten, ein starkes; was Wunder, wenn man die Richtung der Straße nur dann einhalten kann, wenn man unentwegt auf den fernen Punkt zueilt, der als Wegende erscheint, und zwar allen Mitwanderern als Endpunkt erscheint.

Wird dieser Punkt nun negiert, so verliert man die Richtschnur, und es tritt eine Verwirrung ein; denn wozu wäre es noch notwendig, überhaupt vorwärts zu wandern, wenn dies Mühn und Treiben ohne Zweck und sinnlos ist. Gehorcht man doch leichter den bloßen Existenztrieben, die uns zum Verbleiben auf der erreichten Lebensstufe einladen, nützen wir alle uns gegebene Kraft zum Genießen, zum vollen Austoben unseres Lebensverlangens, zur Bethätigung unseres Ichs in jeder Richtung, trachten wir eine angenehme Existenz möglichst rasch zu schaffen, lassen wir uns endlich „schön“ sterben, wenn schon dies Leben um uns her keine andere Bedeutung hat. Alle die Fäden, die zum Unendlichen führen, Sitten, Moral, Recht, Liebe sind eine lächerliche Konvention für beschränkte Menschenseelen, die nicht zu genießen, zu leben verstehen. Ihre Aufgabe ist es, Wissende hervorzubringen, und ihnen unterwürfig zu dienen. Übermenschen.

Aber unaufhaltsam ist die Logik der Thatsachen. Genuß ermüdet, und so muß ein Genuß den andern überbieten, bis die Nerven den Dienst zum Genießen versagen, bis die Stadien der Schwächung bis zur Entnervung gedeihen und die Organe morsch werden, zerstört durch das Übermaß der einstürmenden Reize, Genußunfähigkeit wird Ekel, Erniedrigung, und was auch einst der alternde Übermensch auf dem Throne erfuhr, wird zur Trostlosigkeit: „Alles ist eitel“.

So entsteht auch hier wieder die Unzufriedenheit. Heute trägt sie nur ander Gewand, andern Namen.

Der alte Kreislauf will wieder beginnen. Wir hören heute so oft die Sehnsucht nach der „Mystik“, nach jenem gestalt- und kraftlosen Ursein, von dem die Nerven nur ein leises, dämmerndes Empfinden haben, nichts Gelles und Heftiges, das süße Einschlummern eines müden Kindes. Rings weht der zarte Duft des Weihrauchs, und dahinter hören wir das Wort von der Reaktion. Eine seltsame Stimme ruft: die Wissenschaft hat Bankrott gemacht, und wir horchen neugierig auf. Ist das wirklich wahr? Sind wir nicht zu befriedigen? Giebt es keinen Ausweg?

Die Entwicklung unseres Wissens ist doch schließlich eine ununterbrochene, und trotz der bisherigen großartigen Erfolge wird uns die zukünftige Forschung mit solchem heute kaum geahnten Wissensmateriale überschütten, daß spätere Zeiten alle die heutigen Erfahrungen als enge und beschränkt betrachten werden, als Anfangsstaffeln zu der Reihe kommender wissenschaftlicher Thaten.

Das heißt uns versuchen, uns von all dem zu befreien, was uns zur Unzufriedenheit mit unserer Zeit, mit unserer Kultur, die uns mit all ihrer Technik, ihrer Beschleunigung der Bewegungen so schal und krank anmutet, geführt hat.

Was uns zu mangeln scheint, ist eine große erhabene Weltanschauung, die uns befriedigt, die die Widersprüche des Lebens bändigt und doch dabei dem Wachstum, der Entwicklung des Wissens keine Hemmungen bereitet, welche ja doch nur immer wieder den Anstoß zur Umgestaltung der Anschauung bilden würden.

Nehmen wir etwa an, jemand, der nicht zeichnen gelernt hat, fühlt einmal den Wunsch, von einem Gegenstande ein Bild zu machen; er hat einen Tisch von ganz einfachen Dimensionen, er will ihn zeichnen.

Er nimmt Papier und Stift, und es scheint ihm einfach, die so wohlbekannten Formen des Tisches zu zeichnen. Er weiß, daß die Tischplatte rechteckig ist, daß die Füße gleich groß sind u. s. f. Um nun die größte Genauigkeit zu erzielen, nimmt er Zirkel und Lineal zu Hilfe, und zeichnet also ein Rechteck auf, versucht auch die Füße anzubringen, recht genau, und schließlich sieht er, daß er mit aller Genauigkeit, mit allem Fleiß nicht die ihm geläufige Form des Tisches zustande gebracht hat. Es stimmt nicht. So ist er unzufrieden. Nach mancherlei nutzlosen Versuchen entdeckt er plötzlich, daß es dann gehen wird, wenn er die rechten Winkel der Platte auf der Zeichnung ändert, wenn er die Füße dementsprechend ansetzt, weiters sieht er ein, daß er die parallelen Linien der Platte etwas zusammenlaufend, nach einem bestimmten Punkte hinzeichnen müsse; kurz, er gelangt nach großer Anstrengung dazu, den Tisch perspektivisch darzustellen. Und nun wird er befriedigt sein, es stimmt.

Hat anderweitig ein Laie eine richtig perspektivische Zeichnung vor sich, so wird er kaum die Dimensionen der Wirklichkeit darin erkennen, seine zeichnerische Urteilsfähigkeit ist nicht in Übereinstimmung mit seinem Auge. So muß man eben, um Maler zu werden, erst sehen lernen.

Um also richtig zu zeichnen, ist es nötig, die Dimensionen der Wirklichkeit zu verändern und zu verschieben, erst die scheinbare Ver-

zerrung dieser Dimensionen giebt das unserer Auffassung entsprechende und uns befriedigende Bild.

Hätten wir Menschen nur den Gesichtssinn von der Natur empfangen, würden sich alle Erfahrungen auf diejenigen beschränken, die wir mit dem Auge machen, andere könnte es dann nicht geben. Wissenschaft wäre alsdann eine Nachbildung der durch den Gesichtssinn gewonnenen Thatsachen in Gedanken.

Die anderen Sinne, die wir besitzen, tragen nun gleichfalls zu unseren Erfahrungen bei, wenngleich wir annehmen können, daß sie bei Bildung einer Weltanschauung nicht in gleichem Maße in Betracht gezogen werden. Alle Sinne zusammen geben uns aber die Möglichkeit, die Welt wissenschaftlich zu fassen.

Die Art des Entstehens der Sinnesorgane läßt vermuten, daß es auch bei allen andern Sinnen ein Analogon mit dem Perspektivengesetze des Auges gebe, daß die Darstellung der den jeweiligen Sinn betreffenden Thatsachen ebenfalls gewissen Gesetzen unterworfen sei. Beim Ohre haben wir die Begriffe der Melodie und Harmonie; Tastsinn, Geschmack und Geruch haben ihre Reihen der Empfindungen von unangenehm bis angenehm, Gliederungen, die ebenso ungleichmäßig wie schwierig zu machen sind. Als typisch können wir die besser erforschten Gesetze des Sehens annehmen.

Wir haben nun erkannt, daß beim Sehen Befriedigung eintritt, wenn die Gesetze der Perspektive zur Geltung gelangen.

Beim wissenschaftlichen Begreifen, beim Denkvorgange selbst, scheinen Analogien zu bestehen; denn bei Prüfung der Weltanschauungen zeigt sich, daß eine den eben bekannten Thatsachen entsprechende Weltanschauung dann befriedigt, wenn sie alle Vorgänge auf ein „Etwas" zurückführt, das unter verschiedener Bezeichnung von stets erweiterter negativer Beschreibung auftritt.

Von der künftigen Wissenschaft werden wir auch über dies belehrt werden. Für uns selbst wollen wir einfach die Linien, die die Menschheitsgeschichte uns bietet, fortführen, sie als Radien eines unendlichen Kreises denken, die einem uns als Central-Punkt erscheinenden „Etwas" zustreben. Die Wissenschaft, sofern sie als Beschreibung einzelner Thatsachen auftritt, kann anscheinend dieser Denkart entbehren; denn sie kann endliche Dinge auch nur in endlichen Bedingungen zeigen. In der Geometrie aber lernt jeder Schüler den Lehrsatz, daß „parallele" Linien sich in „unendlicher" Entfernung „schneiden".

Zur Möglichkeit einer Weltanschauung gelangen wir erst dann,

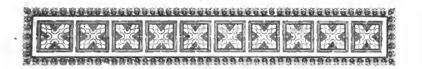
wenn wir diesen Endpunkt fixieren, fest annehmen, um von hier aus die Welt zu erklären. Da das Streben nach Wahrheit uns veranlassen wird, für die Welt die beste, genaueste Erklärung zu geben, so werden wir also der Wahrheit uns umsomehr nähern, je mehr Erfahrungen wir machen, je mehr Wissen wir uns aneignen, je genauer wir den Centralpunkt fassen. So liegt gerade in dieser Beschränkung der ewige Anreiz unseres Lebens. Das Bewußtsein, daß wir die Unendlichkeit mit unseren endlichen Begriffen nur annähernd fassen können, lehrt uns ferner, den Verkehr mit unsern Nebenmenschen zu regeln. Haben wir eine größere Summe von Erfahrung, als unser Nächster, so erregt dies erweiterte Wissen den Wunsch, auch unserem Nebenmenschen Mitteilung davon zu machen; denn wir sehen, daß ein erhöhtes Wissen die Sicherheit des Urteiles vergrößert den verschiedenen Vorfällen des praktischen Lebens gegenüber, daß aber die größere oder geringere Leichtigkeit des urteilsgemäßen Handelns von dem gleichzeitigen Verständnis unserer Nebenmenschen dafür abhängt.

Alle ethischen und ästhetischen Forderungen lassen sich von dieser Übereinstimmung mit den Gesetzen, nach denen die Welt geordnet erscheint, ableiten, und das Gefühl dieser Übereinstimmung macht glücklicher und freier.

Wenn wir sehen, daß die menschlichen Einrichtungen sich in einem öfter zu Tage tretenden Zwiespalt mit diesen Weltgesetzen befinden, erklären wir dennoch auch diese Beschränkungen der vollen Freiheit als ein günstiges Mittel, die Menschen unablässig zu erziehen und vorwärts zu treiben zur Erkenntnis, daß das Glück des einzelnen Menschen im engsten Zusammenhang mit dem Glück aller steht.

Nicht aber der Zwang menschlicher Vorschriften ist es, der die Menschen auf die niedrigen Mittel verzichten läßt, um sich das Leben voll und schön zu gestalten, um die Menschen edler und besser zu machen, sondern das Leben selbst, das ursprünglich rohe Bedürfnisse schuf und den Menschen dazu gezwungen hat, diese Bedürfnisse zu befriedigen, treibt ihn ununterbrochen vorwärts, bringt die Individuen zum hartnäckigen Kampf, an ihnen bosselnd und ändernd. So läßt es den Menschen sich selbst entwickeln, weist ihn auf die rechten Wege, läßt ihn Erfahrungen machen, die den Lebenskampf erleichtern, und hat ihm endlich durch das Wissen die Möglichkeit gegeben, von selbst zu lernen, daß dieser Kampf dann unnötig ist, wenn die Menschen dazu gelangt sein werden, die Übereinstimmung, die Harmonie der Welt voll und ganz zu erkennen.





1812.

Ein Napoleonfragment von Otto Sachs.

(Wien.)

Personen:

Napoleon.
Joachim Murat, König von Neapel.
Rapp, Berthier, Davout, Lefebvre – Heerführer des Kaisers.
Mortier.
General York.
Friedrich von Petzow.
Luise, Otto – dessen Kinder.
Erster, Zweiter – Adjutant.
Ein Kapitän der neapolitanischen Husaren.
Ein badischer Hauptmann.
Jochen, Wirtschafter, Stine, Hausmagd, Hanne, Kuhmagd – auf Groß-Petzow.
Ein Fähnrich und ein Sergeant aus der Granitkolonne.
Mehrere Ordonnanzoffiziere aus der großen Armee.

Zeit: Anfangs Juni 1812.

Ort: Groß-Petzow, ein Rittergut bei Danzig.

Niedrig gewölbtes, geräumiges Wohngemach auf Groß-Petzow. Die Wände kahl, bis auf einige alte Bilder und verrostete Waffenstücke. Großer Kachelofen. Wenige, alte Möbel. Beim Ofen steht ein sehr großer Lehnstuhl.

Mitteleingang, zwei Seiteneingänge. Hohe Mittagsbeleuchtung.

Erste Scene.

Der alte Petzow sitzt im Lehnstuhl, ein Taschentuch über'm Kopf und schläft.

Luise und Otto sitzen in seiner Nähe; sie hält eine Handarbeit, ohne aber zu arbeiten, er ein Buch, ohne zu lesen. Otto sieht düster zu Boden, Luise scheint mit weitgeöffneten Augen in die Ferne zu schauen.

Tiefe Stille.

Ein Trompetensignal in nächster Nähe.

Otto (fährt auf). Hörst Du?

Louise (legt den Finger auf den Mund).

Otto (macht eine zornige Bewegung, legt das Buch weg, und geht ans Fenster).

Hanne (hinter der Scene). Oh laß Sie mich! Laß Sie mich!

Stine (ebenso). Will Sie dummes Ding wohl . . .

Hanne (wie oben, laut heulend). Oh! Oh! Oh!

D. a. Petzow (erwacht, nimmt das Tuch vom Gesicht). Was für Geschrei da draußen. (Trocknet sich die Stirn.) Heiß! Heiß!

Hanne (von Stine am Rockzipfel festgehalten, stürzt heulend und schreiend durch die Mittelthür herein, und wirft sich dem alten Petzow zu Füßen). Ach Herre, Herre, erbarmen Sie sich, erbarmen Sie sich!

D. a. Petzow. Was soll das heißen? Was will Sie? Wer thut Ihr was?

Hanne (wimmernd.) Erbarmen Sie sich doch! O Herre, Herre!

D. a. Petzow. Wird Sie reden? Was giebt's?

Stine. Nämlich sie fürchtet sich so sehr.

Hanne. Herr! Erbar . . . . . .

D. a. Petzow. Halt Sie's Maul! — Wovor?

Hanne. Diese Menschen, oh Herr, diese Menschen! Hundert und hundert und tausend und immer mehr!

Stine. Nämlich sie meint die Franzosen.

Hanne. Ja, hundert und hundert und tausend! Und sie müssen alles auffressen, was wächst, und den Boden stampfen sie hart, daß nie mehr etwas wachsen kann! Und wenn sie dann alles aufgefressen haben — wovon sollen die armen Menschen denn leben? Ach Herr!

D. a. Petzow (lacht). Verrücktes Weibsbild! Was hat Sie drum zu sorgen? Marsch in den Kuhstall! Verstanden?

Hanne. Oh, schicken Sie sie fort, Herr, ich komm um vor Angst. Schicken Sie sie fort!

D. a. Petzow. Wenn ich das könnte!

Hanne. Er kann nicht! (steht auf.) Der Herr kann sie nicht fortschicken! Und sie fressen alles auf und zerstampfen alles — und der Herr kann sie nicht fortschicken!

D. a. Petzow. Allons!

Stine. Marsch! Marsch! Verzeihen Euer Gnaden der dummen Dirne, es ist bloß, weil ja ohnehin alles drunter und drüber geht.

D. a. Petzow. So? Soll aber nicht! Sonst werd ich Euch . . . .!

(Stine und Hanne ab.)

D. a. Petzow (lacht). Was sagt Ihr nun, Kinder?

Otto (trommelt auf der Fensterscheibe). Oh, ich kann nicht lachen.

D. a. Petzow. Verbietet's der Tugendbund?

Otto. Mir kann niemand . . .

D. a. Petzow. Niemand? Bin ich niemand? Oder kann ich Dir nichts verbieten. Was? Junge!

Otto. Könnt' ich Dir's zeigen, daß ich kein Junge mehr bin!

D. a. Petzow. Dann hab ich gelogen. Das ist gut.

Luise. Vater!

D. a. Petzow. Was willst Du? — Traumliese! Da sitzt sie und schläft mit offenen Augen, und schläft im Gehn und Stehn, denkt an nichts, weiß von nichts (er geht mit zorniger Geberde ganz nahe auf sie zu, nimmt dann plötzlich ihren Kopf zwischen seine Hände.) Nun Luischen, schön geträumt, was?

Luise (gerührt). Ja, Vater.

D. a. Petzow (läßt sie los.) Dummheiten! Was . . .

(Die Thür wird heftig aufgerissen, ein badischer Hauptmann tritt ein, hinter ihm werden einige Soldaten sichtbar, die aber draußen bleiben.)

Der Hauptmann. Herr Friedrich v. Petzow?

D. a. Petzow. Bin ich.

Hauptmann. Besitzer dieses Gutes?

D. a. Petzow. Man hat mich's glauben lassen. Heut zum erstenmale kommt mir ein Zweifel. Vielleicht sind Sie's, Herr Hauptmann?

Hauptmann. Habe keine Zeit zum Streiten. Nehmen wir an — vorderhand bin ich hier Hausherr.

D. a. Petzow. Sehr schön.

Otto (vortretend). Dies ist nicht zu . . .

Hauptmann. Ah! (wendet sich zur Thür.)

D. a. Petzow (faßt Otto am Arm und wirft ihn in den rückwärtigen Teil des Zimmers.) Bemühen Sie sich nicht, Herr Hauptmann, meine Vaterrechte hab ich noch.

Hauptmann (ungeduldig). Ja, ja denn!

D. a. Petzow. Was wünschen Sie?

Hauptmann. Quartiermacher des Generalstabs der großen Armee!

Dieses Haus brauch ich für das Armeehauptquartier. Ich brauche neun Zimmer, dreiunddreißig Betten, Stall für vierzig Pferde, dann Nachtlager für eine Eskadron, vielleicht mehr. Haben Sie das?

D. a. Petzow. Ich weiß nicht.

Hauptmann. Herr! Halten Sie mich nicht auf!

D. a. Petzow. Sehn Sie sich um, daran kann ich Sie nicht hindern. Nehmen Sie, was Sie finden.

Hauptmann. Gut. — Ist Verpflegung vorhanden? Es werden mehrere Marschälle hier speisen.

Otto (gespannt). Bonap . . . Der Kaiser?

Hauptmann. Der Kaiser! Der Kaiser ist noch in Glogau, viele Meilen von hier. (Zum Alten.) Wollen Sie also Ihre Vorbereitungen treffen. Ich mache von Ihrer freundlichen Gestattung Gebrauch. (ab.)

Zweite Scene.

Otto (mit dem Fuße stampfend). Und er ist ein Deutscher!

D. a. Petzow. Ein Badenser. Und was bist Du?

Otto. Ein Deutscher.

D. a. Petzow. Ein Preuße! — Ich wünsche, daß Du Dich in diesen Tagen ruhig hältst. Verstanden? Ich befehl es Dir! Sonst schicke ich Dich sofort in Arrest, solange die Franzosen da sind. Es ist eine ernste Zeit, und nicht zu Dummheiten grüner Jungen angethan.

Otto (seufzend). Jawohl, eine schwere Zeit!

Luise. Ja, eine große Zeit!

Otto. Eine große . . .

Luise. Ja. Nichts vorherzusehen — Oh, ich weiß nicht!

Otto (schmerzlich). Vater und Schwester — alle beide! Oh, empfindet ihr die Schmach denn nicht? Auf unserm Boden sammelt der Corse seine Haufen. Von hier zieht er aus, um die unbezwungene Ecke Europas zu zwingen. Unsere Jugend muß ihm Heerfolge leisten. Unser König — Oh! Es ist nicht zu sagen!

D. a. Petzow. Und das ist auch gut. — Wie willst Du's ändern? Turnerei? Landwehr? Was?!

Otto. Und wie erträgst Du's, wenn's nicht zu ändern ist?

D. a. Petzow. Einer kann's ändern, und der weiß, warum er's nicht thut — der da droben!

Luise (sieht ihn gerührt an). Ja, Vater.

D. a. Petzow. Er weiß allein, warum er alles geschehen läßt. Er

hält dies Land und dies Haus in seiner starken Hand. Weißt Du, was er im Sinne hat mit dieser gewaltigen Armee? Er bläst, und sie zerstäubt. Junge! Alberner Junge! Seit sechs Jahrhunderten sitzen wir Petzow unter diesem Dach; tausend Stürme sind darüber hinweggebraust; noch steht's; noch hausen wir Petzow darunter. Dieser Wirbelsturm — was meinst Du wohl, wirft er's um? Bläst er uns in die Bettelfremde hinaus? — Wir stehen fest, wie der Boden, der uns gehört, und den er treten kann, aber nicht vernichten.

Otto. Das sagte Pate Bismarck neulich auch; aber . . .

D. a. Petzow. Dein Pate Bismarck ist ein Narr; doch wenn er das gesagt hat, hat er recht! — So! Und nun halt den Mund, Junge, und nun mach mir keine Dummheiten.

Otto (heimlich zu Luisen). Luischen! Wenn er käme! Der Bonaparte! Wenn er in dies Haus käme!

Luise. Was wolltest Du thun?

Otto. Etwas Großes würde geschehen, Luise!

Luise. Dergleichen kannst Du nimmermehr thun.

Otto (tritt ans Fenster). Meinst Du?

D. a. Petzow. Und nun sieh, Louischen, was die Speisekammer vermag.

Luise. Viel wohl nicht mehr. Die bayrischen Schützen haben reinen Tisch gemacht.

D. a. Petzow. Gieb, was Du hast. Der König will's.

Luise. Ja, Vater. (Ab.)

D. a. Petzow. Otto! Meine Pfeife.

Otto (bringt sie ihm).

Jochen (tritt auf, sehr erregt). Halten zu Gnaden, das ist wohl nicht recht!

D. a. Petzow. Ruhe! Ruhe! Was giebt's?

Jochen. Die Parlewuh treiben die Kühe und Schafe aus den Ställen. Brauchen den Stall für die Pferde, sagen sie.

D. a. Petzow. Verstehst sie denn?

Jochen. J, ja. Sind ja deutsche Parlewuh.

Otto (kommt vom Fenster). Das ist doch zu stark! Wie die Kerls mit dem armen Vieh umgehen! Da muß ich . . .

D. a. Petzow. Nicht von der Stelle!

Jochen. Unsere schönste Kuh hat einer erstochen, weil sie nach ihm schlug.

D. a. Petzow. Weiter!

Jochen. Auf den Getreidehaufen liegen sie und versaun's! Schlagen den Knecht, verschimpfen die Magd!

Otto (wieder am Fenster). Ein ganzer Reiterhaufen auf der Straße vorn!

Jochen. Das sind die Großen!

D. a. Petzow. Ruhe! Ich red' jetzt mit Dir.

Jochen. Ja, Herr.

D. a. Petzow. Das Vieh im Gehölz untergebracht. Bei dem Wetter wird's nicht Schaden leiden. Das Getreide rasch in Säcke geschaufelt, und auf den Dachboden damit. — Was Neues vom Vorwerk?

Jochen. Liegt ganz voll von Franzosen. Waren halbtot, als sie kamen, vor Hitze. Um den Brunnen schlugen sie sich, wie die Wölfe; drei blieben tot.

D. a. Petzow. Hm. — Nicht zu vergessen — auf der Kirchberglehne muß die Kleesaat beginnen. Bald.

Jochen (kratzt sich den Kopf). Halten zu Gnaden — auf der Kirchberglehne liegen jetzt die Franzosen dichter, als im Vorjahre die Ähren.

D. a. Petzow. Was thut's? Deshalb muß der Klee doch dort wachsen.

Otto (wie oben). Glänzende Uniformen! Das sind die Marschälle! Reiter im blinkenden Harnisch hinterdrein!

Jochen (aufgeregt). Ja, das sag ich!

D. a. Petzow. Hörst Du auf mich? Was gehn Dich die Marschälle an?

Jochen. Halten zu Gnaden!

D. a. Petzow. Hinaus aufs Vorwerk! Das Vieh in Sicherheit, die Weiber herein; hoffentlich schämen sich die Kerls vor ihren eignen Feldherrn. Und von Euch — Kein Wortwechsel! Kein Zank mit den Franzosen! Daß mir nichts zu Ohren kommt! Sonst setzt's . . . (Geberde.)

Jochen. Zu Befehl, Herr. Die Knechte meinen bloß — mit Prügeln ging das nicht mehr. Das sei abgeschafft. Meinen sie.

D. a. Petzow. Sag den Eseln, ich würd ihnen das Gegenteil auf die Hintern schreiben, wenn sie nicht parieren. Verstanden?

Otto. Funkelnde Waffen und Goldstickerei! Wie eine Schar von Königen reiten sie an!

Luise (eilt herein). Sie kommen, Vater! Herrlich! Wie Märchenritter!

D. a. Petzow. Ich hab über die Wirtschaft zu reden! Verdreht mir dem Jochen den dummen Schädel nicht noch mehr. — Geh hinauf Louischen! Was thust Du hier?

Luise. Muß ich wirklich?

D. a. Petzow (barsch). Ja, marsch! Und rührst Dich nicht von der Kammer, bis ich Dich rufe.

Luise (unzufrieden). Aber warum?

D. a. Petzow. Weil ich's will. (Faßt sie um den Hals, weich). Fort, Du mußt ja fort, mein liebes Kind; frag nicht warum.

(Luise ab.)

D. a. Petzow (wendet sich zu Jochen).

Hauptmann (kommt durch die Seitenthür). Dies Zimmer für die Herren Marschälle! Sie sind bereits hier.

D. a. Petzow. Bitte! Sie gestatten, daß ich meinem Beamten Befehle erteile — trotzdem.

Hauptmann. Wie Sie wünschen.

D. a. Petzow (zu Jochen). Und gaff mir nicht herum, sondern sieh überall nach dem Rechten. Hörst Du?

Jochen. Ja, Herr.

D. a. Petzow. Ich kann mich auf Dich verlassen. Das weiß ich.

Jochen. Durchs Feuer für den gnädigen Herrn.

(Ab).

Otto (am Fenster). Sie steigen ab und kommen ins Haus.

D. a. Petzow. Der Hausherr steht auf seiner Schwelle.

Hauptmann (stellt sich in strammer, dienstlicher Haltung neben der Hauptthür auf).

Kommando (im Hof). Präsentiert! (Der Generalmarsch geschlagen, taktmäßiges Waffenklirren).

Dritte Scene.

Rapp, Berthier, Davout, Lefebvre, Mortier, General York und einige Ordonnanzoffiziere, die Franzosen alle in prächtigen, goldstrotzenden Uniformen, aber sämtliche von Staub bedeckt, erhitzt und schweißtriefend, treten auf. Der Hauptmann erweißt die Honneurs, Lefebvre winkt ihm, abzutreten.

D. a. Petzow (tritt ein paar Schritte vor, als wenn er die Herren begrüßen wollte. Die Marschälle gehen aber an ihm vorbei, ohne ihn zu beachten, nehmen die Hüte ab, setzen sich, trocknen die Stirne.)

General York (zum alten Petzow). Was tausend, Du, Friedrich Petzow? Sind wir hier bei Dir zu Hause?

D. a. Petzow (drückt ihm die Hand). York! Alter Kamerad! Willkommen unter meinem Dache!

General York. So sind wir in Deinem Hause? Das ist mir herzlich leid.

D. a. Petzow. Auch mich schmerzt es, Dich hier zu sehen — unter diesen.

York Unter ihnen — aber nicht mit ihnen.

D. a. Petzow. Versteh ich Dich? Du sagst?

York. Still! Vielleicht findet sich heute noch ein vertrauliches Wort. (Fröhlich). Denkst Du manchmal an die Zeit, als wir zusammen im Pagenkorps standen?

(Im Gespräch nach rückwärts.)

Rapp. Ah, meine Herren, gestehen Sie, die noch mit in Ägypten waren, heißer brannte die afrikanische Sonne nicht auf die Scheitel, als diese nordische.

Davout. Und heißer brennt auch die Sommersonne nicht in die kahlen Schluchten der Sierras von Katalonien herab.

Berthier. Unsere armen braven Truppen! Als wir ihnen nun vorüberritten — sie traten eben aus der Marschordnung — schienen nicht die Glieder der Kompagnien aus Ermattung sich auflösen zu wollen? Ohne den Befehl zu erwarten, warfen die Armen Gewehr und Tornister ab und den drückenden Czako und fielen längs der Wege ins Gras, wie ein ermatteter Wachtelzug.

Davout. Um die Brunnen ein erbitterter Kampf!

Berthier. Diese Armee wäre heut schwerlich mehr auf die Beine zu bringen; lieber ließen sie sich liegend niederschießen, glaub ich.

Lefebvre. Wenn ich bitten darf — von der Linie gilt Dein Wort, Berthier, von meiner alten Garde nicht.

Mortier (rasch einfallend). Und auch nicht von der jungen.

Rapp. Und — der Wahrheit ihr Recht — nicht von Yorks Preußen. Wetter! Marschierten die Kerls doch, als ging es eben erst vom Nachtquartier fort!

Lefebvre. Allerdings. Und habt Ihr meine alte Garde hinter jenem Hügel halten sehen? Wie graue Felsmauern.

Mortier. Und die junge Garde dahinter. Immer den durstigen Blick auf die Vorbilder ihres jungen Ruhms geheftet!

Berthier. Nur zu wahr dies Wort! Die große Armee braucht erst des Kaisers Hand. Aber die Garde ist selbst eine Hand des Kaisers.

Rapp. Herr Major von Coline!

Ein Adjutant (tritt vor.) Mein Marschall!

Rapp. Haben Sie beobachtet, ob die Divisionen ihre Feldwachen vorschriftsmäßig ausgestellt hatten?

Adjutant. Nur die Garde, und Yorks Preußen, mein Marschall.

Lefebvre. Ich sage Euch — die Truppe, die im Frieden nicht den Elementen steht, steht auch im Kriege nicht dem Feind.

Rapp. Die Herren Ordonnanzoffiziere!
(Kreis der Ordonnanzen).

Rapp. Zu den Divisionen! Es sei strengstens über die Beobachtung der feldmäßigen Lagervorschriften zu wachen. Vedetten vor die Cantonnements; Postenketten dazwischen!

Alle Ordonnanzoffiziere (zugleich). Zu Befehl, mein Marschall!
(Ordonnanzoffiziere ab).

Davout (müde). Wozu? Wir sind ja in Freundesland!

Rapp (sieht ihn scharf an). Glaubst Du?

Davout. Man sagt's wenigstens. — Ah! Mich hat dieser spanische Feldzug gebrochen. Immer den Kaiser zu erwarten — er kommt nicht. Brief auf Brief von ihm — was hilft das? Nun dieser neue Krieg. Unterdes geht Spanien verloren.

Berthier (gedämpft). Dieser Krieg — wozu?

Lefebvre. Weil ihn der Kaiser will. Brauchst Du noch Gründe, Berthier?

Berthier. Oh, ich bin so erschöpft von dieser gräßlichen Hitze . . .

D. a. Petzow (nähert sich den Marschällen). Kann ich den Herren mit einigen Erfrischungen dienen?

Rapp. Wasser, wenn ich bitten darf. Die Zunge klebt am Gaumen.

Alle. Ja, Wasser, Wasser!

Berthier. Im übrigen danken wir. Ich führe meine Feldküche mit und kann somit auf deutsche Leckerbissen verzichten.

Rapp. Ich auch.

Davout. Ja, bleiben Sie uns vom Halse damit. Brr!

D. a. Petzow. Schade. Da mach ich heute kein Geschäft. Denn ich bin ja ein Gastwirt, nicht?

Rapp. Was weiß ich von Ihnen? Ich bitte um Wasser.

D. a. Petzow (gleichmütig). Otto, sag der Stine!

Otto (ab, gleich darauf wieder zurück und in beobachtender Haltung beim Fenster).

Stine (bringt Wasser und Gläser, schenkt ein, sie trinken).

D. a. Petzow (zu York, der am Fenster). Du speisest mit mir, York?

York. Nein.

D. a. Petzow. Du ziehst also die Gesellschaft dieser Herren vor?

York. Vielleicht. — Ich muß von ihnen lernen. — Was geht dort unten vor?

Lefebvre (tritt zu ihm). Ein Adjutant — staubbedeckt — sein Pferd naß, mit blutenden Weichen. Er ruft den Kürassieren im Hofe zu — die fahren empor, wie neu belebt. Er kommt herauf.

3*

Marschälle (untereinander). Was ist das?

Ein Adjutant (atemlos hereinstürmend, dann aber plötzlich in militärisch strammer Stellung). Meine Herren, ich — der Kaiser!

Alle (durcheinander). Der Kaiser! Nicht möglich! Wo? Was mit ihm?

Adjutant. Er kommt. Nur wenige Minuten mehr. Der Kaiser — und der König — von Neapel. Ich kann nicht mehr. (Er wankt).

Rapp (reicht ihm ein Glas Wasser). Da!

Adjutant (trinkt). Dank, mein Marschall! — Er kommt von Glogau.

Berthier. Wir glaubten ihn noch dort.

Adjutant. Er fährt wie der Blitz. Die Pferde stürzten tot vor seinem Wagen zusammen. Er winkte nach neuen und fuhr weiter. Kaum kam ich ihm zuvor.

Otto (ballt krampfhaft die Fäuste). Gott will's! Halt an Dich!

Lefebvre. Ordonnanzoffiziere an die Truppen! Zwar bei der Garde bedarf's dessen nicht.

Rapp. Welches Glück, daß wir Ordnung geschafft haben!

Berthier. Wahrlich ja. (Er rafft sich zusammen, alle rücken an den Uniformen, haken die Degen ein rc.).

Davout. Drei Jahre habe ich ihn nicht gesehen! — Horch! (Zuerst sehr entfernter, dann donnerartig anschwellender Stimmenlärm, den man endlich deutlich vernimmt). Es lebe der Kaiser!

Davout. So klang's! Ja, das ist er! (Atemlose Stille, dann im Hof:)

Postenruf. Ergreift's Gewehr! Ergreift's Gewehr! Ergreift's Gewehr! (Dreimaliger Generalmarsch von Trompeten und Trommeln. Wagengerassel und plötzlich:)

Vielstimmiger Ruf (im Hof). Es lebe der Kaiser!

D. a. Petzow (leise). Otto! Komm mit mir!

Otto (für sich). Ich muß mich verstecken, wenn ich's thun will, sonst hindert's der Vater. (Rasch ab.)

D. a. Petzow. Otto . . . Schon fort? Gut. (Er entfernt sich gleichfalls.)

Vierte Scene.

Tiefe Stille. Alle sehen nach der Thür. Diese öffnet sich; ein kleiner Mann im grauen Überrock tritt ein; hinter ihm der Leibmameluk Rustan.

Der kleine Mann (lüftet seinen dreickigen Hut). Guten Tag, meine Herren.

Alle Anwesenden (ziehen die Degen und schwenken die Hüte, mit feuriger Begeisterung). Es lebe der Kaiser!

Napoleon (wirft seinen grauen Überrock dem Leibmameluken zu). Davout! Ich danke Ihnen!

Davout. Wofür, Sire?

Napoleon. Nicht für den spanischen Krieg. Für diese Armee danke ich Ihnen. (Reicht ihm die Hand.)

Davout (will sie küssen). Sire!

Napoleon (zieht sie zurück). Wir sind im Felde, nicht in Fontainebleau.

Murat (tritt auf, in himmelblauer goldstrotzender Husarenuniform). Guten Tag, Ihr Herren!

(Begrüßung).

Napoleon. Rapp!

Rapp. Sire?

Napoleon. Zu viel Train bei der Armee. Der dritte Teil davon muß zurück.

Rapp. Jawohl, Sire.

Napoleon. Auch Ihr Küchenwagen, Rapp.

Rapp. Jawohl, Sire.

Napoleon. Davout! Wie hoch der streitbare Stand dieser sechs Divisionen?

Davout. Sechzigtausend Mann, Sire. Eingerechnet die preußische, badische, bayrische und spanische Brigade.

Napoleon. Gut. — Meine Herren, ich glaube nicht an die großen Armeen der Griechen und Perser. Aber ich glaube an die großen Tschengiskhans und Attilas: weil sie ganze Völker hinter sich schleppten. Die große Hunnenrevolution kann wieder kommen!

Rapp (fragend). Sire?

Napoleon (mit seltsamem Lächeln). Von Rußland aus natürlich. — Wie ist der Krankenstand, Rapp?

Rapp. Normal, Sire.

Napoleon. Mir scheint, ich sah überfüllte Lazaretwagen an der Straße. Ich will nicht zu viel streitbare Mannschaft unnütz verlieren. Sorgsame Verpflegung!

Rapp. Jawohl, Sire.

Napoleon (winkt die Marschälle um sich). Ich habe wichtige Neuigkeiten für die Herren! Herr von Lauriston, unser Botschafter in St. Petersburg, hat heute Ordre erhalten, seine Pässe zu fordern und dem Czaren zu erklären, daß ich mich mit Rußland im Kriegszustande befindlich ansehe.

Alle Anwesenden (durcheinander, aber ohne Begeisterung). Es lebe der Kaiser!

Napoleon. Der Krieg war nicht zu vermeiden. Ich beschloß ihn schweren Herzens.

Murat (leise zu Berthier). Lachenden Mundes!

Napoleon. Nicht wahr, ich wollte den Krieg? Ich sehne mich nach ihm? Verzehrende Ungeduld peitschte mich von Glogau an einem Tage hierher? — Nun?

Rapp. Sire, Sie wollen nur den Frieden, die Wohlfahrt aller, den Fortschritt der Gesittung. Das weiß die Welt.

Napoleon. Weiß sie's? Ja, die liegen mir sehr am Herzen.

Berthier. Sire, Sie wollen den Frieden durch den Krieg.

Napoleon. Gut gesagt. — Nach den Russen werf ich die Engländer nieder. Endlich! Meine Herren! Wie würde dem König von Rom die britisch-indische Krone stehn?

Lefebvre. Führen Sie uns nach Indien, Sire; das giebt wenigstens Abwechslung für die alten Schnauzbärte. In Rußland siegt sich's wohl viel anders nicht als in Preußen.

Napoleon. Überall wächst der Ruhm. — Eine Proklamation soll gedruckt werden. Unter die Armee zu verteilen, in ganz Frankreich anzuheften. Dies sei ein Krieg der gesamten Civilisation gegen östliche Barbarei. Und so weiter.

Murat (leise zu Berthier). Wieder Phrasengold ausgestreut! Was thut's? Es blinkert doch.

Napoleon (geht auf und ab). Heute nachmittag große Parade aller sechs Divisionen vor mir. Feldmäßige Ausrüstung. — Sogleich!

Davout. Heute, Sire?

Napoleon. Ja. Morgen mit dem frühesten reise ich nach Warschau weiter. Die schöne Jahreszeit muß eilig benützt werden. Übermorgen beginnen an allen Linien die Operationen. Die ausgearbeiteten Pläne wird Ihnen morgen meine Kanzlei übergeben. — Sie konnte nicht mit uns Schritt halten; wie, Murat?

Murat. Wer kann's? Zu sechzig Wagen fuhren wir von Glogau ab; und kamen allein.

Napoleon. Und nun die Parade. Vorwärts!

Rapp. Sire, die große Hitze . . .

Napoleon. Hitze? Ja, man sagte mir davon. Ich fühle sie nicht. — Nun?

Berthier. Die Truppen sind ermattet.

Napoleon (scharf zu Lefebvre). Die Garden auch?

Lefebvre u. Mortier (gleichzeitig). Nein, Sire!

Napoleon. Nun? Soll ich die Garden allein sehen, meine Herren?

Murat (am Fenster). Sieh doch nur die Gegend? Wo ist da Platz zu einer Parade?

Napoleon (am Fenster). Dort, unter jenem Hügel.

Murat. Dort stehen Häuser mitten im Feld.

Napoleon (ruhig). Laßt sie niederreißen. Das Sappeurkorps sofort an die Arbeit! (Ein Offizier ab). Ich spüre Widerstand, meine Herren.

Rapp. Oh, Sire!

Napoleon. Ah, ich weiß! Ihr wollt diesen Krieg nicht. Ich sehe wohl, Ihr habt nicht mehr Lust, Krieg zu führen. Der König von Neapel vermißt das schöne Klima seines Landes ungern — Berthier wünscht auf seinem Gute Grosbois zu jagen — Rapp ist ungeduldig, sein Haus in Paris zu bewohnen — Davout will mir Spanien erobern — kann's aber nicht.

(Die Betroffenen suchen zu protestieren).

Napoleon. Ich will ihn aber. — Ich will auch die Waffe sehen, prüfen, die ich führen soll. Mein Arm zuckt nach dem Schwert. Soll ich's nicht ergreifen? Dort draußen liegt mein Schwert! — Lassen Sie zur Parade antreten, meine Herren!

Rapp (ruft durch die Thür). Die Herren Ordonnanzoffiziere!

(Ordonnanzoffiziere treten ein und empfangen von den Marschällen Ordres).

Napoleon (zu Murat, der neben ihm am Fenster steht). Du lächelst, Murat?

Murat. Ich sah einen hübschen Mädchenkopf an jenem Fenster.

Napoleon. Unverbesserlich! (Zu Lefebvre, der in der Nähe). Murat ist ein großer Narr — aber ein sehr guter Reitergeneral.

Murat. Danke. — Wie die Sappeurs arbeiten! Schon stürzen die Häuser zu Trümmern.

Napoleon (steht die Stirn an die Fensterscheibe gedrückt und starrt hinaus).

Murat. Die Bauern jammern und ringen die Hände. Siehst Du's!

Napoleon. Was? — Ich habe nicht hingesehen. (Wendet sich um). Einer der Herren borgt mir ein Pferd. Lassen Sie satteln.

(Ordonnanzoffiziere sind inzwischen abgegangen).

D. a. Petzow (tritt auf, erregt). Ich muß den Kaiser sprechen!

Berthier. Was will der Mensch?

York. Komm! (Führt ihn zum Kaiser). Sire, der Besitzer dieses Hauses, Herr v. Petzow.

Napoleon. General York, ich beglückwünsche Sie zur Haltung Ihrer Truppen.

York. Sie haben sie gesehen, Sire?

Napoleon. Nur einige Vedetten, das genügt. — Der Herr wünscht?

D. a. Petzow. Sire, man hat einige Bauernhäuser meines Dorfes niedergerissen — um Platz zu gewinnen. Die unglücklichen Familien sind ins Elend gestoßen. Es geschah ohne das Wissen Eurer Majestät.

Napoleon (gleichgültig). Es geschah auf meinen Befehl.

D. a. Petzow. Dann, Sire . . .

Napoleon (achselzuckend). Das ist wie ein Bergstrom; laßt ihn vorbeibrausen.

D. a. Petzow. Dann entschuldigen Sie, Sire. (ab).

Napoleon (dreht ihm den Rücken). Es ist Zeit, meine Herren.

(Er geht ab, alle anderen ihm nach, draußen lebhafte Trompetensignale.)

Fünfte Scene.

D. a. Petzow (eilt über die Bühne). Otto! Otto! Hat niemand den Jungen gesehen? Otto! Was der Schlingel wohl treibt.

(ab).

Stine (kommt, spricht nach außen). Ich nicht, gnädiger Herr!

D. a. Petzow (hinter der Scene). Ich geh ihn suchen.

Stine. Das ist eine Luft, als wenn der Leibhaftige hier gesessen hätte. Gott steh uns bei! Es stinkt ja wohl nach Schwefel? (Öffnet die Fenster.) Herrjeh, dort jagen sie! Im Feld wimmelt's, wie ein Ameishaufen.

Luise (kommt sachte herein geschlichen). Der Vater ist fort.

Stine. Luischen! Was thust Du hier? Der Vater verbot's.

Luise. 'S ist ja unser altes, liebes Zimmer! Und doch so anders. Daß die Decke nicht weiter geworden ist über ihnen! (Setzt sich ans Fenster.)

Stine. Louischen, Du sollst hinauf.

Luise. Von dort seh ich aber nichts — und ich will alles sehn. Das Märchen kommt nur einmal.

Stine. Das Märchen.

Luise. Ja, das schöne Märchen. (Von da ab ferne kriegerische Musik.) Du hast mir's selbst erzählt — hier in dieser Stube.

Stine. Das war wohl ein dummes Märchen.

Luise. Ja. Aber nun kam es doch so. — Es war einmal ein Köhlerkind —

Stine. Ja, und saß vor ihrer Hütte.

Luise. Da begann die Erde zu beben, und es klang wie ferner Donner.

Stine. Ein Gewitter zieht auf! Sieh, wie rasch!

Luise (ohne sie zu hören). Und es stürmte das wilde Heer vorbei. Endlos, wirr und wüst! Roß an Roß, Mann an Mann. Das Köhlerkind erschrak —

Stine. Aber es mußte hinsehen!

Luise (beugt sich aus dem Fenster). Ja, immer mußte es hinsehen! — Ganz am Schlusse aber ritt ein blasser, schöner Ritter. Der neigte sich im Vorbeistürmen und fragte —

Stine. Willst Du mich küssen, schönes Kind?

Luise (errötet). Nein, nein, das fragte er nicht!

Stine. Doch! Das Kind wußte nicht, geschah ihr Lieb oder Leid. Da packte sie die Windsbraut und riß sie in die Arme des Reiters. Und kein Mensch hat sie wiedergesehn. — Das ist im Harz wirklich passiert, Louischen!

Luise. Das kann ich mir wohl denken!

Stine. Dichtgeballte Wolken kommen herauf. Wir bekommen ein furchtbares Wetter.

Luise. Dann wird mir leichter. — Dort auf dem Hügel hält der Kaiser. — Oh!

Stine. Was giebt's?

Luise (errötet). Nichts. Jener Reiter — fast überschlug sich sein Pferd.

Stine. Das ist der König von Neapel.

Luise. Ach! — Er reitet abseits.

Hanne (von außen). Jungfer Stine! Jungfer Stine!

Stine. Nun muß ich hinein, Luischen, schau, geh auf die Kammer.

Luise. Ja, gleich!

(Stine ab).

Luise (am Fenster). Mir ist, wie im Traume! So seltsam!

Murat (tritt auf). Hier ist's kühler. — Oh!

Luise (ohne ihn zu bemerken). Wie das glitzert! Ein endloser Zug.

Murat (berührt leicht ihre Schulter). Mein schönes Fräulein!

Luise (erschrickt heftig). Ah! (Steht auf.) Entschuldigen Sie, Majestät, ich muß . . .

Murat. Erschreck ich Sie? Sehen Sie doch die Parade an, es lohnt die Mühe. Ich erklär Ihnen alles. Ich bin so sanft wie ein Lamm; glauben Sie das?

(lacht.)

Luise (lächelt zaghaft). Nein, das glaub ich nicht!

Murat (nimmt ihre Hand und führt sie ans Fenster; sie folgt willenlos mit schleppenden Schritten). Sehn Sie, das — das ist die Garde zu Fuß, die eben defiliert. — Was für heiße Hände Sie haben! (Er will ihr die Hand küssen).

Luise. Oh Gott, nein!

Murat. So ängstlich, mein Kind? Ich will so artig sein, als möglich, nur nicht davonlaufen!

Luise. Aber nicht die Hand ... Sind Sie der König von Neapel?

Murat. Zu dienen, mein Kind.

Luise (naiv). Ach, wirklich? Mein Onkel hat mir viel von Ihnen erzählt: er sah sie bei Jena.

Murat (lachend). Wo ich mit der Reitpeitsche statt dem Säbel Attacke ritt! — Nicht?

Luise (sieht ihn scheu an). Ja. Und nun seh ich Sie selbst. Und Sie sind ein wirklicher König?

Murat. Etwas der Art. An meiner Wiege ward's nicht gesungen.

Luise. Das denk ich wohl.

(Die Fenster klirren)

Was ist das?

Murat. Nichts. Nur die reitende Artillerie, aus der Brigade, die ich kommandiere.

Luise. Und warum sind Sie hier?

Murat. Weil ... Soll ich? — Weil ich Sie gesehen habe. Dort am Fenster.

Luise (steht auf, verletzt). Majestät ...

(Die Fenster klirren heftig, es wird halbdunkel, starkes Getöse und Geschrei hinter der Scene.)

Luise. Um Gotteswillen! Was ist das?

Murat (nimmt sie an der Hand und führt sie zum Fenster, kräftig). Das sehen Sie an! Die Gardekürassiere defilieren im Galopp! Ein wogendes Meer von Helmen und Büschen, Schwertern und Mähnen! Alles dunkel von gelben Wetterwolken, nur wo Er steht, auf dem Hügel, grelles Sonnenlicht! Alle sehen sie zu ihm hinauf. Die Erde bebt unter den Hufen der Rosse, und die schweren Wolken erschüttert der Ruf: Es lebe der Kaiser!

Luise (beginnt heftig zu zittern und bricht endlich in krampfhaftes Schluchzen aus).

Murat (weich). Mein Kind!

Luise (tastet umher, die Kniee wanken ihr, Murat tritt auf sie zu, sie sinkt ihm weinend an die Brust).

Murat (gedämpft in ihr Ohr). Sie alle reiten in den Tod! Und ich ihnen voran. Morgen schon reiten wir fort, dem Tod entgegen. Heute gehört uns der Tag, morgen gehören wir der Nacht.

Luise. Nein! Nein!

Murat. Doch, mein Kind! Die Dichter singen von uns, die Geschichte meldet unsern Ruhm — aber im Leben ist unser Teil Kampf, Haß und früher Tod. Keine Liebe!

Luise (leise). Auch Liebe!

Murat. Schenkst Du sie dem Vorüberstürmenden, Ruhelosen? — (Für sich.) Ganz wie unsere unwiderstehlichen Korporäle! — Sag mir's!

Luise (drückt ihren Kopf fest gegen seine Schultern).

Murat. Sag mir's mit den Augen! Nun? (Er hebt ihren Kopf empor.)

Luise (fast lallend mit verschwimmenden Augen). Nicht küssen! Nicht!

Murat (flüsternd). Ins kalte Rußland führ ich meine Reiter. Wir Kinder der heißen Sonne ins kalte Rußland! Was tröstet uns dort zwischen Schnee und Eis und feindlichen Kugeln?

Luise (sieht ihn mit schmerzlichen Lächeln an). Da packte sie die Windsbraut.

Murat. Was flüsterst Du?

Luise. Nichts! — Da! (Bietet ihm den Mund.)

Murat (küßt sie lange). Komm!

Luise. Wohin?

Murat. Gleichviel! Du bist mein — (greift an den Säbel) heute mein — und wehe dem, der mein Glück stört! Dort hinein!

Luise. Mein König! Gnade!

Murat. Bist Du nicht mein?

Luise (wirft sich verzweifelt an seine Brust). Morgen mußt Du fort!

Murat (umfaßt sie und geleitet die Willenlose durch die Seitenthüre links ab).

Sechste Scene.

D. a. Petzow (tritt auf). Otto nirgends zu finden! Ob er nicht doch oben ganz stille sitzt, und ich such mich halb toll? Den Bengel will ich . . .

Stine (kommt durch die Mittelthür). Luischen! Luis . . . Oh! Der gnädige Herr Vater hat das Kind schon hinaufgeschickt. Nämlich sie kommen zurück.

D. a. Petzow. Das Kind? Louise? Sie war hier?

Stine. Nicht mehr? Ich hab sie so oft gebeten, hinaufzugehen; nun ist sie's wohl längst.

D. a. Petzow. Herr, mein Gott, wenn ich mich versündigt habe mit meinem Vertrauen!

Stine (ängstlich). Es kann ihr doch nichts geschehen sein?

D. a. Petzow. Kann ihr? Nein, wohl nicht. Wie, Stine? Dort oben sitzt sie und lacht über ihren alten Vater. Daß Euch das Donnerwetter! (Ab, Stine folgt ihm ängstlich.)

(Kurze Pause, dann Stimmengewirr hinter der Scene, Waffenklirren. Die Mittelthür wird aufgerissen, Napoleon, die Marschälle, General York, einige untergeordnete Offiziere treten auf.)

Napoleon. Meine Herren! (Kreis um ihn.) Ich war zufrieden, trotzdem die Parade halb blieb. Geben Sie das den Truppen bekannt. Auch die ich heute nicht mehr sah, sind brav, ich weiß es; braver als ihre Führer. — Letzteres kommt nicht in den Befehl.

Rapp. Sire, dieser Tadel . . .

Berthier. Mein treues Herz . . .

Lefebvre (wendet sich ab). Die Kugel galt nicht mir. Aber sie traf mein Herz.

Napoleon (zu Rapp und Berthier). Verdient Euch besseres Lob! (zu Lefebvre.) Nun, nun, mein Alter! (Klopft ihn auf die Achsel.)

Lefebvre (sieht ihn dankbar an.)

Napoleon. Die Hauptwache um meine Person heute Nacht aus der Granitkolonne von Marengo.

Lefebvre. Dank! (Er giebt leise Befehl an einen Offizier.)

Napoleon. Die Ausrüstung der Soldaten findet mein Lob. Ist das Schuhwerk gut?

Davout. Alles neu und fest, Sire. Die Gewehre frisch aus den Fabriken. Schlösser neuen Systems.

Napoleon. Gut. Alle Sorgfalt für die Verpflegung und Unterkunft aufgewendet! Ein starkes Unwetter scheint bevorzustehen. Man soll Vorsichtsmaßregeln gegen das Scheuwerden der Pferde treffen.

Rapp. Ja wohl, Sire.

Napoleon. Dies ist das schönste und größte Heer, das ich je geführt habe. Gut geführt, ist es unwiderstehlich. Ich bin zufrieden, Davout. Dafür ist Dir Spanien verziehn.

Davout. An Spanien trag ich keine Schuld.

Napoleon. Ist dieser Wellington ein so großer Feldherr?

Davout. Nicht das. Die Elemente dienen ihm.

Napoleon. Ich will ihn auf die Probe stellen. — Rapp, wie weit sind wir nun wohl von Cadix?

Rapp. Zu weit, Sire.

Napoleon. So? In zwei Monaten werden wir noch unendlich weiter sein.

(Beklommenes Schweigen.)

Napoleon. Es ist gut, daß in Rußland neue Marschallstäbe wachsen. Einige der alten sind morsch. — Wo ist Murat?

Berthier. Ich weiß nicht, Sire.

Napoleon. Er verlor sich während der Parade — bevor ich sie abbrach. Gleichviel. Ich danke den Herren. Sie sind frei. Zur Tafel seh ich Sie wieder.

(Die Marschälle verneigen sich stumm und wenden sich zum Abgang.)

Napoleon. Halt! Wer der Herren hat eine Karte Rußlands bei sich?

(Die Marschälle schweigen.)

General York (zieht eine Landkarte hervor). Ich, Sire.

Napoleon (mit einem vernichtenden Blick auf die andern). Ich danke, Herr General.

(Alle außer Napoleon ab.)

Napoleon. Rustan!

Rustan (tritt ein und kreuzt die Arme auf die Brust).

Napoleon. Gut. Ich sehe, Du bist am Platz. Geh!

(Rustan ab.)

Napoleon (breitet die Karte auf einem Tische aus und beugt sich darüber. Fernes Donnerrollen. Es ist dunkel geworden).

Napoleon. Weit, wie die Welt, dieses Reich! (Er wirft sich mit dem ganzen Oberkörper über die Karte und umspannt sie mit den Armen.) Mein Reich!

(Im Hofe unten intoniert eine Militärmusik die Marseillaise).

Napoleon (richtet sich auf). Was ist das? Widrig!

(Ein blutjunger Fähnrich und ein eisgrauer Sergeant von der Granitkolonne treten auf. Ersterer trägt eine ganz zerfetzte fast entfärbte Trikolore mit dem Adler bekrönt. Sie stellen sich in strammer Haltung hin).

Napoleon. Was giebt's? — Ah! Ihr bringt die Fahne der Hauptwache. Geben Sie, Fähnrich!

Fähnrich (senkt die Fahne, grüßt und giebt sie dem Kaiser).

Napoleon. Was für Musik da unten?

Fähnrich. Fahnensalut, Sire.

Napoleon (betrachtet die Fahne). Meine Fahne von Lodi! Ich trug

sie als junger General durch die Überzahl der Feinde — zum Sieg. Sie waren noch kaum geboren damals, Fähnrich. Wie alt sind Sie?

Fähnrich. Achtzehn Jahre, Sire.

Napoleon. Aus Saint-Cyr?

Fähnrich. Zu Befehl, Majestät.

Napoleon. Man hat Euch dort gute Lehren gegeben?

Fähnrich. Für Frankreichs und des Kaisers Ruhm zu sterben wissen wir.

Napoleon. Frankreich — und der Kaiser! Wo ist meine alte Garde! — Ah, Dich kenne ich Sergeant. Du warst damals mit bei Lodi.

Sergeant. Ja wohl, Sire.

Napoleon. Damals aber in der Linie?

Sergeant. Jawohl, Sire.

Napoleon. Nun, ich dank Euch!

(Beugt sich wieder über die Karte. Die beiden rollen die Fahne ein, und stellen sie in eine Ecke.)

Fähnrich (während des Aufrollens leise zum Sergeanten). Fast wollt mir das Weinen kommen, wie er zur Fahne sprach. Aber ich blieb tapfer, nicht wahr, Alter?

Sergeant. Ja. Ich nicht. (Wischt sich die Augen.) Nicht hersehn, Kleiner!

(Sie salutieren, machen scharf kehrt und gehen ab.)

Siebente Scene.

Napoleon (sitzt im Lehnstuhl, den Kopf in die Hand gestützt). Die alte Fahne von Lodi kommt zu mir. Trag ich sie nochmals? (Pause; er schüttelt sich unwillig.) Besser ist's zu schlafen. (Er lehnt sich zurück und schlummert ein.)

Otto (kommt durch eine in der Wand verborgene Tapetenthür, einen blanken Hirschfänger in der Hand). Ich hab ihn! (Auf Napoleon zuschleichend.) Er schläft!

Napoleon (erwacht, sein erster Blick trifft auf Otto, der ihm mit erhobener Waffe gegenübersteht. Er sieht ihn starr an, macht eine krampfhafte Anstrengung, sich zu bewegen und zu sprechen, kann es nicht. — Kurze Pause. — Otto rafft sich zusammen und macht einen Schritt auf Napoleon zu).

(Plötzlich.) Luise (hinter der Scene aufschreiend). Mutter!

Otto (stürzt in unwillkürlicher Bewegung zur Thür). Louise!

Napoleon (mit einem gewaltsamen Ruck, zuerst heiser flüsternd). Zu Hilfe! (kreischend.) Zu Hilfe! Zu Hilfe! (Er springt auf und zieht den Degen.)

Rustan (kommt mit einem gewaltigen Sprunge herein, ein Dolchmesser zwischen den Zähnen, faßt Otto von rückwärts und entwaffnet ihn).
(Die letzten Worte und Bewegungen fast gleichzeitig.)

Otto (kämpft verzweifelt in Rustans Armen). Luischen!

Murat (stürmt aus dem Nebenzimmer, den blanken Säbel in der Faust). Ah, Meuchelmord hier im Hause?! Bist Du verwundet?

Napoleon (faßt sich gewaltsam). Nein. Übergebt den Buben der Wache.
(Die Marschälle, General York, andere Offiziere und auch gemeine Soldaten drängen tumultuarisch herein, durcheinander).

Verwundet? Der Kaiser? Was ist's mit dem Kaiser?

Napoleon (ganz ruhig). Es ist nichts, meine Herren. Beruhigen Sie sich! Ein Nichtswürdiger bedrohte mich; aber die Vorsehung hat über Frankreich gewacht.

Alle. Es lebe der Kaiser!

Ein alter Grenadier. Kaiser, geh fort von hier, damit wir das Haus anzünden können.

Napoleon. Danke, Kamerad. Ich brauch's noch.
(Der alte Petzow drängt sich atemlos durch.)

D. a. Petzow. Was ist geschehen? Mir war als hört ich ... Ah! Otto!

Otto (blickt starr zu Boden).

D. a. Petzow (faßt sich, tritt hochaufgerichtet dem Kaiser gegenüber). Sire! Unter meinem Dache — hat ein Verbrecher gewagt — Sire! Unter diesem Dach wohnten bisher nur Ehrenmänner! Der Mord wohnt unter diesem Dache nicht! Sie glauben das, Sire?

Napoleon. Wer ist der Bursche?

D. a. Petzow. Mein ... (stockt, dann mit fester Stimme). Er war mein Sohn, Sire. (Erstickt.) Geben Sie ihm sein Recht.

Otto. Tausend Arme stählen sich zur selben That!

Lefebvre. Schweig, Königsmörder! (Drohende Bewegung.)

D. a. Petzow. Du schweigst. — Sire, nehmen Sie die Schande von meinem Hause!

Napoleon (ungeduldig). Schon gut. Die Sache gehört dem Kriegsgericht, nicht mir.

Otto. Wenn hier nicht mehr Dein Sohn steht, Vater — vielleicht, daß Du dort Deine Tochter findest!

D. a. Petzow. Meine ... Laßt mich! (Er eilt zur Seitenthür.)

Otto. Nein: Geh nicht!

D. a. Petzow. Wer befiehlt mir da? (Er geht in die Seitenthür, Pause dann:)

D. a. Petzow (schreiend). Luise! (Weinend.) Luise!

Napoleon. Macht dem Melodram ein Ende.

D. a. Petzow (führt Luisen, die ihr Gesicht ganz verhüllt hat, herein). Wer hat Dir das gethan? (Mit erhobener Stimme.) Dein Bruder steht vor'm Schaffot; Du — kurz, Dein Vater hat die ganze Ehre der Petzow allein. Wer hat Dir das gethan?

Luise (enthüllt das Gesicht etwas, ihr Blick trifft auf Otto). Otto . . . (Sie stürzt vor Murat auf die Kniee). Murat! Rette ihn! Du mußt ihn retten!

Murat. Es ist umsonst, mein Fräulein. Er gehört dem Kriegsgerichte.

Luise (steht auf, blickt wie verwundert umher). Bloß ein Märchen. Gott sei Dank! (Sie sinkt ohnmächtig in die Arme des alten Petzow.)

D. a. Petzow (zu Murat). Herr! Sie . . . (Gefaßt.) Ich bin ein Edelmann wie jeder König. Sie werden mir Genugthuung geben.

Napoleon. Ein Ende!

Murat (achselzuckend). Ich kenne Sie nicht!

General York (vortretend.) Gut. Aber, Joachim Murat, König von Neapel, hier steht der General York. Sein Schwert ist so blank wie Deins. Läßt Du meinen Handschuh liegen?

Murat (rührt nachlässig an den Säbel). Nein. Auf morgen. (Er wendet sich ab.)

Napoleon. Ich dulde dies aber nicht. Meine Heerführer haben besseres zu thun, als einander um nichts die Hälse abzuschneiden. Murat!

Murat. Das Fräulein warf sich mir ja an den Hals. Was will sie denn?

Luise (fängt bitterlich zu weinen an).

Murat. Alle Mädchen so! Erst ist es Spaß, dann Ernst. Geht doch!

Napoleon. General York! Hat Sie mir Ihr König zu solchen Ritterdiensten gesandt?

York (kurz überlegend). Nein. Sie haben recht, Sire. Ich bin zu anderen Dingen da. (Zu Murat.) Wenn der König von Neapel einverstanden ist —

Murat. Immerhin.

Napoleon. Gebt Euch die Hände! (Geschieht.)

York (tritt zum alten Petzow und legt ihm die Hand auf die Schulter). Friedrich Petzow! Trag Dein Schicksal wie ein Mann. Deiner Ehre kann

ich nicht helfen. (Der alte Petzow sieht ihn an.) Nein! (Halblaut.) Ich muß Preußens letzte Hoffnung hüten.

D. a. Petzow (zu Napoleon). Sire! Recht! Dieser Mann hat meine Tochter verführt.

Napoleon. Glauben Sie, ich hätte nichts zu thun, als mich um die kleinen Galanterien dieser Herren zu kümmern? — Schafft mir Ruhe.

Berthier. Wache!

D. a. Petzow. Unnötige Bemühung! Komm! (Er umfaßt Luisen sanft.) Leb wohl, Otto! Sei tapfer. Dein Vater verzeiht Dir.

Otto (fängt zu weinen an).

D. a. Petzow. Verwüstet, verkommen, verwildert . . . Komm!

Napoleon (stampft mit dem Fuße). Hinaus sag ich! (Lefebvre faßt den alten Petzow an.)

D. a. Petzow. Laßt mich frei! (Alle weichen zurück. Wie Petzow an York vorbeikommt, drückt er ihm die Hand und sagt:) Dank, York! (Der alte Petzow und Luise ab.)

Napoleon. Den Burschen da vors Kriegsgericht. (Überlegend.) Über das Urteil vor der Vollstreckung besonders zu berichten!

(Otto wird abgeführt.)

Lefebvre. Wachen vor jedes Zimmer in diesem Mordnest!

Napoleon (fährt mit der Hand über die Stirne). Gebt einen Mantel, mich friert.

(Rustan bringt einen Mantel, Napoleon hüllt sich fest darein und setzt sich in den Lehnstuhl.)

Napoleon. Die Abendtafel ist abgesagt, meine Herren. Stören Sie sich aber nicht! Murat, bleib bei mir!

Lefebvre. Sind Sie unwohl, Sire?

Napoleon. Ganz wohl. Gute Nacht, Ihr Herren!

(Alle außer Napoleon und Murat ab.)

Achte Scene.

Napoleon (sitzt, dicht in den Mantel gehüllt, in dem Lehnstuhl, stützt den Kopf in die Hände und brütet vor sich hin.)

Murat (geht erregt und schweigend umher.)

(Es ist dunkel, ein heftiger Wind heult im Ofen und rüttelt an den Fenstern; fast ununterbrochen fahlgelbes und rötliches Wetterleuchten, aber weder Donner noch Regen.)

Murat (endlich ausbrechend). Kann denn der Donner nicht los! Kann's nicht gießen und hageln! Welche qualvollen Geburtswehen dort droben! Dies stumme Blitzen in der Schwüle macht mich toll.

Napoleon (hebt den Kopf). Toll! Du bist's. Wozu dies mit dem Mädchen?

Murat. Du machst's gut. Weil sie mir gefiel! Gottsdonner, das ist doch wohl Soldatenrecht, zu küssen, wo man mag.

Napoleon. Wenn Du mit mir bist, verbiet ich dergleichen!

Murat (stellt sich vor ihn). Nun. Dazu hast Du gerade heut nicht Grund, denk ich. Ja doch! Was wär geschehen, wenn ich den Unwillen des Fräuleins unglücklicherweise nicht erregt hätte? — Wo wärst Du da? — Eigentlich drollig, nicht?

Napoleon. Du — mich gerettet vor diesem Buben?

Murat (ernst). Glück — aber ein närrischer Zufall.

Napoleon (lächelt sonderbar). Oh — Zufall? Du meinst, er hätte mich töten können?

Murat. Er hätte — hätte nicht — was soll das jetzt?

Napoleon. Nein, laß doch! — Jetzt mich töten; wo ich so nahe . . .

Murat. Nahe woran?

Napoleon. Am Ziel? Nein. Aber doch — in vier Monaten hab ich's — dies Rußland.

Murat. Und wozu . . .?

Napoleon. Laß doch! Rußland — es lag mir immer drohend im Rücken. In vier Monaten hindert mich nichts mehr; ich klopfe an die Thore von London. England liegt im Staub — von Osten und Westen reichen sich meine Heere in Indien die Hände.

Murat. Und wenn Du die ganze Welt hast, — was thust Du mit ihr? Sie langweilt Dich, Du wirfst sie weg.

Napoleon (versinkt in sich). Möglich, ich dachte daran. Aber ich muß sie haben und werde sie haben. Das weiß ich. Kein Mörder kann das hindern.

Murat. Wozu?

Napoleon (zuckt die Achseln).

Murat. Ich — mein Gott ja, ich bin eitel. Ehrgeizig, wenn Du willst. Aber Dich kann das doch nicht mehr treiben?

Napoleon (versinkt immer tiefer in sich). Nein.

Murat. Als wolltest Du immer zerstören, was Du gebaut hast. Als wär das alles Deinem Willen fremd.

Napoleon (mechanisch). Fremd. — (Vor sich hin). Der Knabe hätte mich töten können?

Murat (tritt ans Fenster). Wie der Himmel jäh aufklafft! Welche tiefe

Furchen der Blitz drein reißt! (Öffnet seinen Rock.) Mich erstickt's. Dich friert?

Napoleon (antwortet nicht — Pause.)

Napoleon (ganz leise). Der Knabe hätte mich töten können?

(Pause.)

Napoleon (mit ganz veränderter, heiserer Stimme). Murat, komm her! (Murat kommt zu ihm). Ganz nahe! (Er faßt ihn hart am Arme und zieht ihn zu sich nieder). Dir ins Ohr! Es darf's ja keiner hören! — Ein Wort! Es ist mir eins auf den Lippen — nur einmal im Leben kommt's herauf.

(Pause.)

Murat (sieht ihn fragend an).

Napoleon (heiser flüsternd). Du meinst, ich will den Krieg. Nein. Ich muß.

Murat. Du?

Napoleon. Ja. Es zwingt mich. Ich kann nicht dawider. Es ist so stark — ich fliege vor seinem Hauch daher, wie ein Blatt vorm Sturm.

Murat (versucht zu lachen). Geh! Was ist denn das für ein „Es"?

Napoleon (finster). Lach nicht. Kannst Du's nicht denken? Ein Gesetz, das alles will, was ich muß. Es peitscht mich durch Brand und Blut; ich muß durch. Und will durch. Es will die Not; den erbarmungslosen, endlosen Kampf mit Zähnen und Nägeln. So hebt es ein Volk übers andere. Not preßt den Menschen, bis aus seinem gemarterten Hirn die Lichtstrahlen schießen, wie der junge Wein aus der Traube. (Stark.) Und darum hätte jener Bube meine Bahn nie und nimmer enden können.

Murat. Du glaubst?

Napoleon. Ich ahn es! Murat — mein Vater! Als er auf dem Sterbebette lag — ich war noch ein Kind damals, in Brienne — in seinen Todesträumen schrie er immer nach mir. „Napoleon soll mit dem großen Schwerte kommen", schrie er. Und ich war ein Kind! Meine Mutter hat mir's oft erzählt. Sie glaubt an dergleichen und an mehr.

Murat: Und Du?

Napoleon (sinkt zusammen und starrt ihn leer an). Ich?

(Pause.)

Murat (fängt zu lachen an). Nun ist's aber genug. Mit Deinem Gesetz! Laß doch dem Zufall sein Spiel!

Napoleon. Zufall — es giebt keinen.

Murat. Es giebt nur Zufall! Wir — Werkzeuge des Gesetzes! Was sind wir zwei — unter uns! Glückliche Abenteurer, die Throne auf der Straße gefunden haben. Glückspilze, denen Fortuna lacht. Soldaten auf gut Glück sind wir, gerade Söhne des Zufalls!

Napoleon (mild). Schweig!

Murat. Geh doch! Ist es nicht hübsch? Wie ein lächelndes, absichtsloses Kind sitzt der Zufall über dieser Welt und läßt im Spiel die Menschenlose herniederflattern — bunt und blind. Wir bekamen gute Karten — zum Glück. Andern ging's schlimmer. Wo ist das Gesetz?

Napoleon. Schweig. Es ist, denn es treibt mich. Was sonst?

Murat. Dein Wille, Napoleon. Der Zufall. Dies heute und jenes morgen.

Napoleon. Nein. Aus Zufall Sieger und Kaiser, Weltherrscher und — (er schaudert). Wie, Murat?

Murat (leichthin). Möglich.

Napoleon (in höchster Erregung, sehr gesteigert). Nicht möglich. Denn mich treibt nicht heute dies und jenes morgen — immer derselbe Zwang. Je größer ich, desto tausendmal größer er. Über mir ertrag ich ihn; in mir . . . (bricht ab.) Murat! In mir — wenn alles nur da drinnen ist (auf seinen Kopf schlagend) dann graut mir vor mir. (Pause.) Das ist . . unheimlich. (Pause.) Murat, dann bin ich ja wahnsinnig!

Murat. Um Gotteswillen, Napoleon!

Napoleon (lacht). Nur ruhig, ruhig. Hat Dein hübscher Zufall einem Wahnsinnigen die Welt in die Hände gespielt, zum Zerreißen und Verderben, dann ist's ja gut. Es soll nicht fehlen. Sehr gut. — (Auffahrend.) Murat, schon einmal streifte mich der Gedanke. Da schrie ich: Nein! und wurde Kaiser. — Besser, ich wurde Bauer und kroch dumpf an der Erde. Besser, besser, ich wär nie gewesen! (Er sinkt tief in sich zusammen.)

Murat. Napoleon, Du fieberst, Du redest irre! Du bist krank.

Napoleon (schüttelt den Kopf).

Murat (sehr beunruhigt). Was ist Dir — Ha! (Ein sehr greller Blitz und krachender Donner. Unmittelbar darauf fängt es zu gießen und zu hageln an.)

Murat (aufatmend). Welche Erlösung! Es war die Hitze, Napoleon, Du bist angegriffen.

Napoleon (sitzt unbeweglich).

(Ein neapolitanischer Husarenkapitän kommt, steht an der Thür.)

Murat (auf ihn zutretend). Was bringen Sie, Kapitän?

Kapitän. Die Depesche, Majestät.

Murat (öffnet sie). Ich gratuliere, Kapitän, Ihnen und allen braven Soldaten. Die ersten Schüsse sind gefallen.

Kapitän. Unsre Säbel werden nicht fehlen.

Murat. Das glaub ich. Ich sah sie lange nicht; zuletzt in Neapel. Wie gefällts Ihnen hier im Norden?

Kapitän. Man hat uns mit ihm schrecken wollen — das war erlogen. Hier ist's warm genug, auch für uns.

Napoleon (aus dem dunklen Hintergrunde). Nur Geduld, das wird anders!

Kapitän (sieht Murat fragend an).

Murat (leise). Der Kaiser.

Kapitän (fährt zusammen und nimmt Stellung).

Napoleon (wie oben). Eis und Schnee genug, den Vesuv zu erstarren. Kälte bis ins Mark. Der russische Winter.

Kapitän (schaudert unwillkürlich). Furchtbar!

Murat (leise). Er scherzt nur. Auf Wiedersehen, Kapitän!

Kapitän (grüßt militärisch und ab).

Murat (stürzt auf Napoleon zu). Napoleon! Was thust Du?

Napoleon (lacht grell auf). Nun — vielleicht erfriert dort aus Zufall — das ganze Heer.

Murat (ergriffen). Dies schöne Heer!

Napoleon. Du verstehst mich — aus Irrtum bloß!

(Er sinkt ganz in sich zusammen, und flüstert unverständliche Laute vor sich hin).

(Heftiges Gewitter.)

Murat. Um Gotteswillen! Einen Arzt! Einen Arzt!

Napoleon (liegt bewegungslos, mit starren, weit offenen Augen im Sessel das Gesicht ist fahlgelb beleuchtet, alles andere dunkel).

Murat (in höchster Angst, bemüht sich um ihn).

Der Vorhang fällt.



Unser Dichteralbum.

Ein Tageslauf.

„Kostüme, Masken sind hier zu verleihen!
Das größte Maskenlager aller Zeiten!!“
So steht es dort in fetten goldnen Reihen,
Die ersten Sonnenstrahlen drüber gleiten.
Aus diesen Worten schaut ein still Gedeihen,
Wie satte Ruhe ferne allen Streiten.
Noch liegt es rings im Schlafe träumetrunken,
Die Straße starr und leblos hingesunken.

Aus diesem Hause, dem Reklame macht
Der erste Sonnenstrahl schon früh am Morgen,
Sechs Uhr ist's, späht nach links und rechts ganz sacht
Ein dicker Mann. Der kennt gewiß kein Sorgen,
So feist ist er, so wenig nachtdurchwacht,
Bei den Kostümen scheint es wohlgeborgen.
Jetzt klinkt die Thür er auf, die Schelle schreit,
Als wollt' sie alles warnen weit und breit.

Über des Dicken runde Schulter blickt
Ein dürres, kleines Männlein, halb verborgen
Hinter dem Dicken, das gar eifrig nickt,
Als gält' es, wunders für ein Werk besorgen.
Da wankt ein Greis, vom Zipperlein gezwickt,
Vorüber, weißgebleicht das Haupt von Sorgen.
Den schreib Dir auf, der Dicke leise spricht.
Ich bin gelaunt jetzt grad', vergiß ihn nicht.

Der Kleine, Dürre, eifrig sich notiert.
Nun nahen sich in düsteren Kolonnen
— Der beiden Auge lüstern sie umgiert —
Arbeiterscharen, sonnenüberronnen,

Daß um so heller all ihr Elend stiert.
Und über ihnen hockt wie traumersonnen
  Der Hunger. Plötzlich hebt er sein Gefieder
  Und rauscht an den Kolonnen auf und nieder.

Ei, dort das Mädel hat noch rote Wangen!
Der Dicke murrt. Er raunt: schreib' auf, schreib' auf,
Die hast Du mir bis morgen nacht gefangen,
Die Alte dort geb' ich Dir mit in Kauf.
— Da kommt ein lächelnd Pärchen gar gegangen!
Verdammte, zähe Bande! knirscht er drauf,
  Die beiden lieferst Du heut nacht! Verstanden?
  Bis heute nacht um vier sind sie zu schanden.

Der Kleine, Dürre grinst im Weiterschreiben.
Dem Starken dort, dem giebst Du einen Strick,
Daß von der Sorte nicht zu viele bleiben,
Sie ruinieren mein Geschäft. Der Blick
Dort, Teufel auch! Den will ich schon vertreiben,
Dem jagst Du eine Kugel ins Genick.
  Der Dürre drückt dem Dicken beide Hände:
  Dank Dir, o Herr, für diese reiche Spende.

Der „Herr" winkt ab, ein König von Gebärden.
Schreib weiter, daß Du keinen mir vergißt.
Es muß fürwahr noch vieles anders werden,
Die Brut sie wächst, daß es unglaublich ist,
Es strotzt von Menschen überall auf Erden
Ich fürchte ernstlich, daß Du lässig bist.
  Bei meinem Zorne! Sei auf Deiner Hut,
  Du büßt es sonst für diese Menschenbrut!

Der Kleine, Dürre schreibt ein neues Blatt.
Den magren Burschen dort läßt Du am Leben.
Sieh ihn Dir an. Die Augen, die er hat,
Sie sagen mir's, er wird mir's wiedergeben,
Der Galgenstrick, mit Zinsen und Rabatt,
Wenn ich ihn lasse. Schon' ihn mir, es schweben
  Der Teufel viel um ihn zu meinem Zwecke.
  Den sanften Blonden dort bring mir zur Strecke.

Und immer neue Scharen kamen näher,
Und Strom auf Strom es durch die Straßen quoll,
Vorbei am Laden, an dem dicken Späher,
Dem Dürren, der sein Buch von Namen voll,
Die ihm genannt der allbekannte Mäher,
An denen er sein Werk vollbringen soll,
  Heut Nacht mit Strick, Pistole oder Gift,
  Wie es der kleine Dürre grade trifft.

Es zittern ihm die Finger von dem Hasten,
Mit dem er all die Namen aufgeschrieben.
— Da schließt der Dicke fester beide Quasten
Des Schlafrocks, der vom Bauche aufgetrieben,
Jetzt endlich läßt er sich mit leichtem Tasten
Von seinen Füßen auf die Straße schieben.
Der Dürre geht zurück ins Haus. Doch leise
Wünscht er vorher: Viel Glück zur Tagesreise.

Schlaf aus! klingt es vom Dicken noch zurück.
Und stärke Dich. Du wirst heut abend sehen,
Es wartet Arbeit Dein ein tüchtig Stück
Für heute Nacht. — Im schnellen Weitergehen
Durch Schmutz und Kot drückt fest er die Perück'
Auf seinen Kopf. Dann bleibt er plötzlich stehn,
Blickt auf: Na wart, ich komm schon, Herr Rentier,
Zu Dir herauf und Deinem Frühstücksthee.

Ein paar Minuten — schon tritt er heraus
Aus diesem Haus. Das ist mir wohl geraten.
Der faule Kerl, wie sah er scheußlich aus!
Pfui, gar kein allzu leckrer Frühstücksbraten.
Doch wie er schrie! Wie packte ihn der Graus!
Das that mir wohl, nun kann ich weiter thaten.
Ein schmutz'ger Hauf. Den Schlafrock wirft er drauf.
Als Bäckermeister taucht er wieder auf.

Du da, mein Junge, komm doch einmal her.
Der Bäckerjunge fragt, was er denn will?
Ich will Dir helfen, denn Dein Korb ist schwer.
Gern, Meister, sagt der Junge keck und grill.
Zu zweit nun geht es. Meister, hier! sagt er,
Jetzt hier hinein. Der Meister würgt ihn. Still!
Verfluchter Bengel. Wart, ich will Dich lehren,
Mit mir so dreist auf Du und Du verkehren.

Jetzt sieht er auf die Uhr. Wahrhaftig, ja,
Schon acht vorbei. Der Bäckermeister rannte
Ins Dunkle. Schnell ein neuer Rock. Haha!
— Ein Herrlein, dem die Cigarette brannte
So schwibb im Mund, schrie: Kutscher, Sie da, ah,
Wo haben Sie denn Ihre Rosinante?
Und bieder tönt es aus dem hohen Kragen:
Herr, an der Ecke wartet schon mein Wagen.

Vom Kutscher eilig wird herabgeschlagen
Über den Wagen das Verdeck. Hinein,
Hinein, mein Herr, sie können's mit mir wagen.
Schnell, schnell! ruft der. Ein Markstück geb' ich drein.
Und klappernd wird der Herr davongetragen
Grad in den Fluß im schönsten Sonnenschein.
Ein Hieb noch auf den Gaul, er springt vom Bock:
Fahr hin, du Narr, sammt meinem Kutscherrock!

In einer Handwerksbluse steht er jetzt
Und hilft in einem Särgemagazin
Drei Stunden wohl. Hier ist er sehr geschätzt,
Als tücht'ge Arbeitskraft kennt hier man ihn.
Er schreinert, daß der Schweiß die Stirne netzt,
Bis heiß im Mittag schon die Sonne schien.
Dann freut er still sich an der Särge Haufen:
Für meine Leichen heut genug zum Kaufen.

Im Hinterzimmer ihm ein Spiegel hängt,
Den er an jedem Mittag wohl benutzt,
Vor dem er sich in einen Gehrock zwängt
Und Haar und Bart sich gigerlmäßig stutzt.
Unter die Menge draußen er sich drängt,
Die sich zur Promenade aufgeputzt.
Da macht er halt und liest mit spöttischem Munde:
Herr Dr. X von elf bis ein Uhr Sprechstunde.

Dich will ich heute einmal Mores lehren,
Knurrt er und läutet drauf mit beiden Händen,
Daß die Passanten schimpfend um sich kehren,
Drin die Patienten ihre Hälse wenden.
Unlautrer Wettbewerb, dem muß ich wehren,
Schon lang seh ich das an, jetzt will ich's enden.
Da hat er schon den Dr. X am Kragen,
Daß seine Glieder auf den Boden schlagen.

Er stürzt sich schnell in modische Glacés,
Giebt hier und dort er seine Karte ab.
Das Fräulein so und so erbleicht vor Weh,
Bestellt von Thränen triefend sich ihr Grab,
Der Herr Kommerzienrat erhebt sich jäh,
Weil in die Brust es einen Stich ihm gab,
Die Frau Baronin schreit ob der Migräne,
Als wenn sie schon am Höllenspieß sich wähne.

Schnell geht's, im Trab, er hat nicht lange Zeit,
Er muß ja noch in alle die Fabriken,
Von zwölf bis zwei sind sie für ihn bereit.
Die Frauen träumend ihre Strümpfe stricken,
Die Männer stumpf und dumpf, die Augen weit,
Hindämmernd, kraftlos in die Sonne nicken,
Da drückt er rechts und links in einem Nu
Für alle Zeiten fest manch' Auge zu.

Von zwei bis vier geht es zu den Gelehrten,
Die grade matt von allem ihrem Wissen
Die schweren Häupter, diese streitbewährten,
Ein Stündchen legen auf ein Ruhekissen.
Und während sie im Traume noch bekehrten
Wenn auch nach vielen harten Hindernissen
Den Herrn Kollegen, siegeslustbenommen,
Hat unser Gigerl längst sie mitgenommen.

Von vier bis sechs macht er zwei Stunden Pause.
Da läßt er's trefflich sich beim Biere munden,
Beim Skat als deutscher löblicher Banause,
Daß sich ihm beide Backen röter runden.
Bei Bier und Skat da fühlt er sich zu Hause
Und flucht wie ein Student, wenn diese Stunden
So schnell vergehn. Der einzige Genuß!
Wenn er nun wieder an die Arbeit muß.

Und den Verdruß läßt aus er an den Kleinen,
Die torkelnd er von Haus zu Haus besucht.
Sie ahnen ihn. Ein hilflos leises Weinen
Empfängt den bösen Gast, der weiter flucht.
Doch seine trunkne Hand, so will mir scheinen,
Die tastend nach den kleinen Herzen sucht,
Hätt', wär sie nüchtern, sicher sich erbarmt,
Hätt' nicht gemordet, sondern wär' erwarmt.

Die Sonne sinkt, die Dämmrung bricht hervor,
In ihrem Schutz wirft er den Gehrock weg.
Hemdsärmlich taucht er wieder dann empor,
Der hübschen Zofen und Dienstmädchen Schreck.
Er kneift sie, küßt auf Wange sie und Ohr.
Bei diesen Dingern kommt er bald zum Zweck.
Und will ihm wirklich eine spröde scheinen,
Merkt er sie auf für seinen Dürren, Kleinen.

So streicht er schäkernd an den Heckenzäunen
Vorbei und greift hier manche Dirne sich,
Verschwindet dann in eine jener Scheunen,
In die soeben Hans mit Greten schlich.
Wo immer Menschen durch die Gassen streunen,
Ist schnell er bei der Hand und holt sie sich;
Denn nicht mehr schwer er an den Kleidern trägt,
Sie alle beinah hat er abgelegt.

Ein schlanker Herr ist unser Dicker jetzt.
Die dürren, langen Finger vor ihm warnen.
Das spitze Knie die schwarze Hose wetzt,
Er rudert durch den Wind mit langen Armen,
Wenn er die Füße eilig vorwärts setzt,
So recht gemacht, die Menschen zu umgarnen.
Von seiner Maskerade Stück für Stück
Fiel ab. Ein langer Kerl blieb nur zurück.

Der schwenkt jetzt zum Civilkasino ein,
Denn dort ist seine Maskenfiliale.
Die Menschen strömen. Großer Ball muß sein.
Hihi! lacht er zu diesem reichen Mahle,
Das drinnen seiner wartet in dem Schein
Von tausend Kerzen hinter dem Portale.
In seine Filiale geht er eilend,
Zum Umziehn einen Augenblick verweilend.

Im chapeau claque, in Frack und weißer Weste,
Da ist er ja, flugs ist er schon zur Stelle
Und legt in frohe Falten zu dem Feste
Sein Antlitz. Dienernd nimmt er Schwell' um Schwelle
Und mischt sich unter all die frohen Gäste,
Hinein in diese funkelnd bunte Helle
Als frohster, wenn auch ungelad'ner Gast,
Der lächelnd seine Dame fest umfaßt.

Wie neigt er zierlich sich zur Polonaise,
Wie drückt er gierig alle schönen Hände
Bei der grande chaine so fest in der Française,
In der Quadrille wie ist er behende
Und zeichnet sie sich bei der chaine anglaise.
Ein leiser Schrei aus Frauenmund. Zu Ende
Ist da der Tanz. Sie wird hinausgeführt.
Ein Herzschlag raunt man — war zu fest geschnürt.

Sarkastisch, höhnisch blickt er still hinein
In das Getümmel. Wie sie ängstlich stehn!
Heut, Knecht, giebt's Arbeit, Meister Hängebein.
Wie toterschrocken alle Augen sehn!
Dort der, der sich die Stirn wischt, ist auch mein.
Hei, wie die Mädchen auseinanderwehn.
Noch besser sollt ihr gleich mich kennen lernen,
Das las euch niemand einst aus euren Sternen.

Nachlässig windet er sich durch die Scharen
Und schlendert aus dem Ballsaal still hinaus.
Er sieht sich um und kraut sich in den Haaren.
Na endlich! Niemand achtet sein im Haus.
Da zeigt er schon ein sonderlich Gebahren,
Schmatzt mit dem Mund, als gäb es einen Schmaus,
Die Lippen spitz, als gäb es edlen Trank.
Hi hi! Nun ist so weit es, Gott sei Dank!

Unter die Treppe hat er sich verloren.
Es raschelt, knistert dort wie Heu und Stroh.
Sein Hirn hat einen Teufelsstreich geboren.
Da ist er ja schon wieder. Lichterloh
Entflammt ein Streichholz. Topp, jetzt sollt ihr schmoren
Da oben. Feuerjoh! Halli! Hallo!
Das Streichholz legt er still an seinen Ort,
Und schlendert guten Mutes lässig fort.

Rasch um die Ecke. Und mit einem Ruck
Wirft er die Kleider ab, das Kirchendach
Erklettert er. Husch, wie ein böser Spuk.
— Ein Lumpensammler kommt des Wegs gemach,
Er sieht die Kleider, und mit einem Zuck
Hat er sie. Diese Reichen! heißts danach.
Er schiebt den Frack mitsamt dem chapeau claque
Laut auf die Reichen schimpfend in den Sack. —

Der auf dem Dache bei den Kirchenglocken
Preßt wartend seine Rippen fest zusammen.
Dann läßt er wieder starr sich niederhocken.
— Der Kerl muß ganz gewiß vom Affen stammen —
Vor Angst beginnt der Atem ihm zu stocken.
Jetzt endlich. Hurra, heißa! Dort die Flammen!
Die Glocken auch zu regen sich beginnen,
Da schreit er, tanzt er, jauchzt er wie von Sinnen.

Die Nase schnubbert suchend durch die Luft,
Er wirft die Arme aus in wildem Höhnen,
Hihi! jetzt riecht er schon den süßen Duft,
Die schweren Kirchenglocken dröhnen, dröhnen,
Das Feuerhorn laut durch die Straßen ruft
Mitten hinein in vieler Menschen Stöhnen.
Ganz brenzlich riechts wie von versengten Haaren,
Und Jammerschreie durch die Lüfte fahren.

Nach Haus! nach Haus! Der Tag der war gesegnet,
Kreischt er und springt vor Lust mit allen Vieren
Ins Volk hinein. Wie es auch Püffe regnet,
Es stört ihn nicht, er hat nichts zu verlieren.
Wie man auch „Trunkenbold!" wer ihm begegnet,
Ihm nachschreit, wenn sie nur verzweifelt stieren
Die Menschen, alles andre ist ihm gleich.
Nach Haus! nach Hause nur nach diesem Streich.

„Kostüme, Masken sind hier zu verleihen!
Das größte Maskenlager aller Zeiten!!"
So leuchtet's vor ihm auf. In langen Reihen
Die Fackeln wie viel blutge Finger gleiten
Über die Worte hin. Mit Rufen, Schreien
Die Feuerwehr vorüber rast. Es reiten
Auf allen Gäulen sie, die donnernd jagen,
Und zehn bei jeder Spritze auf den Wagen.

— — —

Nun ist es dunkel. Nur ein fernes Rauschen
Verkündet noch den Sturm, der ferne tobt.
Im Maskenlager frohe Blicke tauschen
Die beiden, und der Kleine mächtig lobt,
Beginnt des „Herren" That noch aufzubauschen.
Genug, heischt der, es ist genug gelobt.
Das Meine habe redlich ich gethan,
Nun wirke Du auf gleicher Spur und Bahn.

Die Mitternacht ist da, die Turmuhr schlägt. —
Haha! ja wohl, 's ist Zeit, der Kleine grinst.
Ich bin wie lange nicht, so froh erregt,
Heut hoff ich auch auf reichlichen Gewinnst.
Wenn Du Dich so gerührt, gar gerne legt
Um meine Menschen sich ein schwarz Gespinst,
Daraus die Augen brütend, finster schweifen,
Um eilig dann nach meinem Rock zu greifen.

Drauf nimmt er die Pistole von der Wand,
Der Griff ist matt in Silber fein getrieben.
Haha! so hüstelt er, es ist bekannt,
Daß viele schöne Waffen dabei lieben.
Wie mancher, wenn die Hand er sich verbrannt,
Besonders tobt — ich find es übertrieben —
Wenn es geschah an einer Stalllaterne,
Wenn schon, dann hätt' er schon Gasglühlicht gerne.

An diesem kleinen Dolch die rost'ge Spur
Lockt auch, denn selbstverständlich ist das Blut.
Und diese feine, grüne Seidenschnur
Benutzt man gern, weil so der Sultan thut,
Und man sich gern, wenn auch Sekunden nur,
Einmal als Pascha fühlt. Das thut ihm gut.
Dem hänfnen Strick, dem Beil sieht gleich man an,
Das ist nur was für den gemeinen Mann.

Auch Cyankali trefflich mir jetzt taugt,
Denn „kurz und schmerzlos" lautet die Devise.
Kohlenoxydgas? wenn der Ofen raucht?
Pfui! Das den schlechtesten Geschmack bewiese,
Wie auch, wenn giftige Pilze man gebraucht
Und Herbstzeitlose draußen von der Wiese.
Nein, nobel will die Welt zu Grunde gehn,
Am Ende soll man noch den Adel sehn.

So scherzt er munter, stopft die Taschen voll.
Das klirrt und klappert, wenn er sich bewegt.
Die Tasche von der Flasche überquoll,
Dort ein Pistolenlauf sich leise regt.
So zeigt er lustig, wie man sterben soll,
Daß nicht die Nachwelt ihren Finger legt.
Auf Dich: Fi donc! ist dieser Kerl krepiert,
Und so ein Kerl war bei uns eingeführt!

Nun aber Schluß! Hin fließt die beste Zeit.
Wenn Du noch lange schwatzt, Du dummer Tropf,
Der Herr dem Dürren in die Ohren schreit.
Der Dürre Kleine wackelt mit dem Kopf.
Kalt Blut nur, Herr, jetzt bin ich ja so weit,
Im gehn streicht er pedantisch sich den Schopf.
Der Herr schreit ihm noch einmal laut ins Ohr!
Drauf Meister Hängebein! Ablösung vor!

— — —
Der Herr bleibt mit dem Stümpfchen Licht allein,
Das voller Unruh hierhin, dorthin zeigt.
Der Herr folgt ihm an einen hohen Schrein,
Vor dem er nach der steilen Leiter reicht.
Dann senkt er beide Arme tief hinein,
Kostümbeladen er herniedersteigt,
Für morgen, für den neuen Tageslauf,
Dann sucht zufrieden er sein Lager auf.

Frankfurt a. M. Kurt Aram.

Du sagtest — — *)

Du sagtest mir zu jener Stunde,
Daß meine Seele weich ist . . .
Ich glaube fest, daß mir im Grunde,
Nur alles, alles gleich ist . . .

Ich freu' mich jeder Seelenblüte
Die fremden Atem haucht,
Seit jeder Kelch, der mir entglühte
Erstarrt ist und verraucht.

Drum muß ich fremde Blumen warten,
Das lag mir einst so fern,
. . . Weil ich den eignen toten Garten
Vergessen will, so gern — —!

Traum.

Mir träumte heut, wir gingen Hand in Hand, —
Wie Brüderchen und Schwesterchen im Märchen,
Und kamen in ein Land aus Eiskrystallen, —
Das — sammtverbrämt — mit blitzend klarem Schnee, —
Voll stiller, sonngetränkter Kälte war . . .
Kein Farbenhauch vibrierte rings — kein Atmen; — —
Von all den duft'gen Menschheitslügen nichts; —
Und ganz erlöst von allen Lebensgluten
Lag kalt und still das Land.

*) Dieses und die drei folgenden Gedichte sind einem demnächst erscheinenden Bande entnommen, der Lisa Braunfelds reichen poetischen Nachlaß enthält. Lisa Braunfeld war eine hochbedeutende und vollkommen eigenartige Künstlerpersönlichkeit, und doch kennt niemand ihren Namen, denn vornehme Scheu hielt sie stets von der Veröffentlichung ihrer Werke zurück, eine Scheu, die sie nur zweimal überwand, als sie in der „Gesellschaft“ unter den Pseudonymen Ewald Bergen und Lizzie Gedichte publizierte. Vor einigen Monaten starb sie, kaum zwanzigjährig. Vielleicht geben diese wenigen Gedichte hier schon eine Ahnung des Frühlings, den man in ihr zu Grabe trug.

Wir saugten tief
Die helle Reinheit jenes weißen Landes,
Und sahn einander an und schwiegen glücklich —
Zum erstenmale, glücklich — !

In Silber.

Der Himmel ist so blau von meinen blauen Träumen,
Mein Stöhnen wühlt in blassen Birkenbäumen,
Und meine weißen, wirren Phantasie'n
Entbrennen licht im bebenden Jasmin . . .
— Ich hab' die kühle Silberluft so gerne
Und all das Blonde, Helle, Ewigferne,
Und wenn durch feuchte, märchenblaue Weiten
Die weißen Nelken und die weißen Verse gleiten . . .!"

Und weiche goldne Stunden . . .

Und weiche goldne Stunden gleiten
Durch sommerblaue Himmelsweiten,
Die Heide bebt von Faltern irr umschaukelt . . .
— Traumfalter sind's, vom Heidehauch gehoben,
Aus blassem, süßen Haideduft gewoben,
Und elfengleich dem roten Mohn entgaukelt . . .

Es tönt im Schilf von fernen Harfenklängen,
Wie schmeichelnd Wehn und lockend liebes Drängen,
Und Längstverklungnes, das mich raunend riefe.
Und in den schwanken schlanken Weidenzweigen
Hängt traumhaft banges sonnenschwüles Schweigen,
Und fernes Lachen klingelt aus der Tiefe . . .

Es gleiten weich die goldnen Geisterstunden,
Und längstverwelkten, lieben, wehen Wunden
Entblüht ein Kelch, aus Tau und Sommerwind . . .
Der Brunnen schaut so schläfrig; so verwittert,
Ein leises Atmen durch die Halme zittert,
Ein Hauch von Sommern die vergangen sind . . .

Wien. Lisa Braunfeld.

Proletarier-Begräbnis.

(Aus den „Evangelien“).

Ich sah ihn
In der brennenden, weißen Julisonne
In seiner göttlichen Einfalt
Inmitten der Seinen.
Ungläubige standen am Wege
Und erkannten ihn nicht — —
Die Sonne siedete,
Auf dem grauen, glänzenden Asphalt,
Auf dem roten Gestein
Der königlichen Gebäude.
Träg schleppte sich wie ein Schatten
Durch die trockne, buntflimmernde Luft
Der Rauch der Stadtbahn.
Und ein Schlürfen von tausend Schritten war umher,
Ein Schwatzen und buntes Sichregen
Und Rauschen und Rollen — —
Und auf einmal floß aus der Ferne
Eine dunkle Stille,
Weich und mild,
Heilig und überwältigend,
Daß all die lauten Stimmen stockten
Und die Wagen hielten,
Und nur bisweilen
Ein hastiges, ungeduldiges Pferdebahnläuten
Die seltsame Andacht und Neugier schreckte . . .
Und über den staubigen Weg
Quoll es schwarz und grau.
Dazwischen hell wie Blut
Ein brennendes Rot der Liebe
Und dunkles Immergrün von Grabeskränzen,
Alles bunt durcheinander:
Männer und Weiber,
Kinder und Greise,
Im hastigen scheuen Schritt der Armut,
Im Sonntagsstaate die einen,
In blauer Blouse die andern —
Und dicht hinter dem Sarge,
Im grauen härenen Gewande,
Von einem matten weißgelben Licht umflossen,
Das bräunlich blasse, hagere Gesicht,
Vom blonden, spärlichen Bart umrahmt,
Die Blicke trauernd gen Boden gesenkt:
Jesus von Nazareth! — — —

So sah ich ihn
Und sah,
Wie Staub und bunte Sonnenstrahlen
Und leichte, weiße Wölkchen vom Rauch der Stadtbahn
Den schlichten Scheitel umschwebten,
Und sah noch,
Wie die schmale, blasse Hand
Nach dem taumelnden Knaben
Des Verstorbenen tastete
Und den Müden, Weinenden sanft in die Höhe hob . . .
Die Menge stand zagend und staunend umher
Und erkannte ihn nicht . . .
Nur eine seltsame, schwüle Stille
Schlich hinter der alten Offenbarung her
Und surrte und raunte
Eine Weile dumpf
Unter den Säumenden am Wege . . .

Berlin. Hans Benzmann.

Tragikomödie des Schicksals.

(Eine Glosse).

Thema: Mann mit ungefüllten Taschen,
Dir thut niemand was zu Lieb.
Hand wird nur von Hand gewaschen:
Wenn Du nehmen willst, so gieb.
(Mit Veränderung nach Goethe.)

Herrlich, ein Genie zu sein,
Von der Götter Huld begnadet!
Selig, wer, von Herzen rein,
Alle fördert, keinem schadet!
Alles drängt und wird sich schlagen,
Deinen Mantelsaum zu haschen;
Eins nur darfst Du keinem sagen,
Mann mit ungefüllten Taschen.

Daß kein Reichtum Dir gegeben,
Der auf Wechslertischen rollt;
Daß Dein Schatz ein redlich Streben,
Und Gewissensruh' dein Sold.
Daß Paläste nicht Dein eigen,
Daß Dich nie beschleicht ein Dieb:
Sag's der Welt! Bald wird sich zeigen,
Dir thut niemand was zu lieb.

Hast Du dich im Recht gedacht,
Auch mit Mädchen zu charmieren,
Ist sie arm, so wird gelacht:
„Der will Null zu Null addieren!“
Ist sie reich, sagt man und bläht sich:
„Teurerl zwar, Sie überraschen
Durch Esprit. Doch, das versteht sich,
Hand wird nur von Hand gewaschen!“

Ja, so mancher, welchem prangend
Schmückt ein Monument sein Grab,
Ging durchs Leben, Brot verlangend,
Während man ihm Steine gab.
Nachwelt liest's wohl mit Empören,
Doch der Schachergeist verblieb,
Schließt den Sack und läßt sich hören:
„Wenn Du nehmen willst, so gieb!“

Wien. Wolfgang Madjera.

Dämmerung.

Schon will der Westen seinen Bogen spannen,
Und Flammenpfeile durch die Erde sprühn,

Schon zieht der Abend durch die grünen Tannen
Mit seinen Lichtern, die in Rot verglühn,

Und küßt die Blumen, die verschämt sich neigen,
Die Käfer, die dem sanften Hauch entfliehn,

Und läßt mit Flöten, Trommelschlag und Geigen
Die Träume durch die armen Hütten ziehn.

Die bleiche Not muß von den Wänden weichen,
Und Licht und Duft und Farben ziehen ein,

Es will der Traum die Hand dem Leben reichen,
Will allen Armen eine Sonne sein!

Wien. Adolf Donath.

Vorbereitung.

Wohl in manchen schwachen Stunden hing
Flüchtig mein Herz auch an euren Ehren.
Ein Verlocken war's, so sanft umfing
Dieses Schmeicheln meine Jugend, lag
Mir im Ohre diesen bösen Tag,
Und ich mußt mich meiner Schwachheit mächtig wehren.

Euer Glück liegt nicht an meinem Wege.
Fliehen muß ich Eure engen Kreise,
Schal ist Eures Liedes alte Weise,
Und mit Eures Alltags Tändelspielen
Drängt ihr weg von allen großen Zielen,
Und in Euren Herzen ist kein Feuer rege.

Einsam will ich sein; wie eine Waldesquelle
Tief versteckt in Kluft und Dunkelheiten
Euren Augen. Brausen hör ich reichen Lebens Welle,
Und des Weltgeists mächt'gen Atem gehn,
Stolzer Zukunft freud'ge Stürme wehn. —
Und ich will mich hier auf meinen Tag bereiten.

Heppenheim a. d. B. Wilhelm Holzamer.

Lieder von der Grete.

I.

Komm Gretel ins Holz, die Brombeern sind reif,
Die Haselnüss' werden schon braun,
Ich weiß einen langen versteckten Streif
Mit allerhand Beeren und Vogelgepfeif,
Komm Gretel, wir wollen mal schaun.

Ein Plätzlein auch kenn ich, wo fasriges Moos
Umschwillt wie ein samtener Pfühl,
Dort sitzen wir nieder, die Händ' im Schoß,
Wir schweigen und träumen und starren bloß
Hinauf ins Blättergewühl.

Wenn dann der Häher im Eichbaum schreit
Und ein Eidechs raschelt im Kraut,
Dann schrickst Du zusammen voll Bangigkeit,
Springst auf und wirfst Dich an meine Seit',
Und ich küsse die zitternde Braut.

Dann!! — — Läßt mich im Stich die Prophetenschaft?
Dann, Gretel, ich weiß nicht, was dann? —
Vielleicht berauscht uns der Brombeersaft
Mit heimlich wirkender Liebeskraft
Und stiftet noch Unheil an.

II.

O Grete, Du wilde, unheimliche Magd,
Was wirfst Du den Kopf in den Nacken?
Dein Brustlatz hebt sich, Dein Zähnchen nagt
Am Lippenfleisch, und ein Blutstrom jagt
Dir glühendes Rot in die Backen.

Dein kleines Fäustchen, ich glaube fürwahr,
Es ballt sich unter der Schürze,
Ein Zittern durchrieselt Dein seidnes Haar,
Und Dein Auge lodert so wunderbar,
Daß ich zu Füßen Dir stürze.

O Grete, Dein Zorn, wie macht er Dich groß,
Wie herrlich mit einem Schlage!
Du Tolle, Du Wilde, ich laß Dich nicht los,
Was reizt und erzürnt Dich? Nun beichte mir bloß,
Dann reiz ich Dich alle Tage.

III.

O Gretel, Gretel, es war nicht klug,
Das weiße Röckchen zu tragen,
Schneeweiß den Sonntagnachmittagausflug
Ins Heidelbeerbüschchen zu wagen.

Nun senkst Du die Wimper und stehst so blaß
Und zitterst vor Bangen und Schrecken,
Ich zähl' und zähle, und nicht zum Spaß,
Zwei Dutzend blaurötlicher Flecken.

Und wären sie vorn im Schürzchen nur,
Wohl könnt' es am Ende noch glücken,
Allein sie ziehn sich wie eine Schnur
Die Ferse hinauf in den Rücken.

O Gretel, ich fürcht, es wird uns zu schwer,
Dein Mütterlein klug zu belehren,
Und, Gretel, ich fürcht, wir dürfen nicht mehr
Allein in die Heidelbeeren.

Nesselwitz o. S. Carl Klings.

Thorenkind.

Wenn er mich knicken sollt, der Schmerz um Dich,
Wenn ich aus Deinem Kuß den Tod mir saugte,
Wenn ich verderben würde, wenn ich wahnsinnsbleich
Nicht mehr in diese Welt der Klugen taugte,
Wenn fürder grauenvolle, ewge Nacht,
Ein Folterbett, nur Marter all mein Leben,
So will ich doch — glückdurstig — einmal nur
An Deiner Brust im Wonnerausch erbeben.

Verzicht wär weise — es vergißt sich leicht,
Was nie besitzend unser Arm umfangen,
Ich aber will — ein selig Thorenkind —
Im Jubelsturm an Deinem Munde hangen;
Ich will es kosten, wie es göttlich ist,
Der Liebe Zauberbecher auszutrinken;
Ich will sie kosten, diese Seligkeit;
Und — in der Sehnsucht Schreckensgrab versinken.

Grindelwald (Schweiz). Marie Döbeli.

Es reicht nicht.

Zwei „Witten", Herr Wirt, kosten dreißig Mark?
Ja dreißig Mark.
Da fehlt mir ein Zehner, da fehlt mir ein Quarck,
Da fehlt mir ein Bettel an dreißig Mark.
Herr Wirt, da heißt es nun borgen,
Die Rechnung hol ich mir morgen.

Zwei „Witten", ich merk mir's, macht dreißig Mark,
Ja dreißig Mark.
Ha, rasch noch 'ne dritte, ich zahle den Quark,
Ich zahle den Bettel. Pah, dreißig Mark!
Sind's Hundert, ich laß mich nicht lumpen,
Sinds tausend, ich weiß sie zu pumpen.

Drei „Witten", Herr Wirt, was macht jetzt der Quark?
Und Trinkgeld drei Mark!
Und Zinsen, Herr Wirt! Also fünfzig Mark.
Ich zahle den Bettel, ich zahle den Quark.
Und müßt ich ganz Hamburg ablaufen
Und Hemd und Hosen verkaufen.

Hamburg. Gustav Falke.





Wie es wurde.

Skizze von Friedrich Fürst Wrede.

(Salzburg.)

Umgeben von blühenden Wiesen und wohlbebauten Äckern liegt das Gebirgsdorf Altbenem.

Es zählt nur wenige Häuser und nur wenige Einwohner.

Aber die Häuser sind wohnliche, malerische Gebäude, und die Leute, die darin hausen, sind schöne, kraftstrotzende Menschen.

Kaum einer oder der andere von ihnen ist je über den Umkreis der hohen schneebedeckten Berge, die das Dorf von allen Seiten gleich einen mächtigen Gürtel umziehen, in die Welt hinaus gedrungen.

Die Bauern von Altbenem sind ehrliche Menschen.

Das schönste Mädchen im Dorfe war zur Zeit, wo diese Erzählung beginnt, die Kohler Mali. Sie war ein junges Ding, kaum sechzehn Jahre alt, und schlank und schön wie eine Tanne.

Der schönste Bursche von Altbenem war der Gruber Hies. Er zählte zwanzig Sommer, war gewachsen wie eine Eiche und stark wie ein Stier.

Die Kohler Mali war die Tochter einer armen Häuslerin. Sie mußte zusehen, wie sie sich durch das Leben schlug.

Der Gruber Hies war ein „lediges Kind". Deshalb aber ging es ihm keineswegs schlecht. Ein jeder hatte den starken und fröhlichen Burschen gerne als Knecht in seinem Hause und an seinem Tische.

Es war eine ganz natürliche und ordnungsgemäße Sache, daß die beiden schönsten Menschen von Altbenem mit einander „gingen". Jedermann war es zufrieden.

Selbst der Herr Pfarrer — ein alter würdiger Herr — wußte eigentlich nichts Stichhaltiges dagegen einzuwenden.

Am meisten aber waren mit dieser Weltordnung die Mali und der Hies selbst einverstanden.

So schien alles im besten Geleise.

Da mußte der Gruber Hies zum Militär.

Abends nahm er von der Mali Abschied.

Es war eine schwere Stunde.

Auf der Waldwiese, unweit der königlichen Säge, lagen einige gefällte Bäume.

Dorthin hatte der Rekrut sein Mädchen geführt.

Hier wollten sie den letzten Händedruck tauschen,

Er wußte ihr allerdings nichts anderes zu sagen, als was er sich selbst und jedem, der es hören wollte, seit vierzehn Tagen unermüdlich wiederholte: daß der Abschied sein müsse, und daß man nichts dagegen machen könne.

Beide sprachen während dieses Stelldicheins nur wenig.

Sie begnügten sich damit, still nebeneinander zu sitzen und gemeinsam in das von geheimnisvollem Mondlicht übergossene Thal zu blicken.

Leise murmelnd drang das Rauschen des Waldbaches herüber.

Am nächsten Morgen zog der Gruber aus seinem stillen Dorfe nach München, wo er in des Königs Leibregiment dienen sollte.

* * *

Der Winter kam ins Land.

Langsam rückte die Schneedecke von den Gipfeln der Berge, von den verlassenen Almen immer tiefer gegen das Thal.

Jeder Morgen brachte die weiße Grenze näher und näher.

Es währte nicht lange, so waren die breiten, dunklen Schindeldächer der Häuser von Altbenem über Nacht mit einer lichten, fußhohen, glitzernden Schneemasse bedeckt.

Aber in den niederen, kleinfenstrigen Stuben war es um so heimlicher und gemütlicher geworden.

Die Mali dachte oft an den Hies.

Wenn sie des Abends allein bei der Mutter saß, meinte sie manchmal, daß die Thüre jeden Augenblick aufgehen und die hohe, breitschultrige Gestalt des Geliebten eintreten müsse.

Briefe wurden nur höchst selten gewechselt.

Denn beiden jungen Leuten bereitete die edle Schreibekunst weit mehr Mühe als Vergnügen.

Daß sie sich gerne hatten — das wußten sie, ohne es „schriftlich“ zu haben.

Und das ist auch schließlich die Hauptsache.

Der Winter im Hochgebirge dauert doppelt so lange wie in der Ebene.

Auch das Frühjahr ist dort kein gezierter, liebegirrender Bengel, der die Flöte und Schalmei bläst.

Mit polternden, tosenden Wildbächen und verheerenden Lawinen kündigt er sich an.

Nur nach langen, hartnäckigen Kämpfen gelingt es dem jungen Herrscher, sich den Thron zu sichern.

Zu Pfingsten ist der Sieg oft noch nicht endgültig entschieden.

Diese Feiertage durfte der Hies ins Dorf auf Urlaub kommen.

Die Mali schwamm in heller Festesfreude.

Stolz schritt sie an der Seite des jungen Vaterlandsverteidigers durch das Dorf und fühlte sich nicht wenig, als alle den strammen „Leiber“ bewunderten.

Er sah auch wirklich prächtig aus in seiner hellblauen Uniform mit dem roten Kragen und den silbernen Knöpfen. Selbst weiße Handschuhe durfte er tragen — gerade wie die Herrn Salinenbeamten bei der Fronleichnamsprozession oder am Königs Geburtstag.

Nachmittags mußte er im Wirtshause den reichsten Bauernsöhnen erzählen, wie es drunten in der Stadt aussah, und wie es eigentlich beim Militär zuging. Die Mali durfte dort neben ihm sitzen und seinen Worten lauschen.

Da kam ihr plötzlich der Gedanke, auch in die Stadt zu ziehen und einen Dienst zu suchen.

Aber der Hies lachte sie aus. Dort seien so viele Mädchen, daß sie monatelang würde warten müssen, ehe sie einen Platz finde.

Pfingsten war lange vorüber, und der „Leiber“ längst wieder bei seinen Kameraden in der Kaserne.

Die Mali dachte nach wie vor viel an ihn. Nur verband sie jetzt sein Bild mehr als unbedingt nötig war mit dem städtischen Treiben und den städtischen Freuden, die er ihr in seiner einfachen, drastischen Sprache geschildert hatte.

Mitte Juli geschah ein in Altbenem noch nie dagewesenes Ereignis. Eine Postkutsche rollte in das Dorf und hielt vor dem Gemeindewirtshause. Dem Wagen entstiegen ein städtisch gekleideter Herr, eine Dame und drei Kinder.

Es waren schwarzäugige und schwarzhaarige Menschen, die mit seltsamer Betonung sprachen und den bayrischen Dialekt nur schwer zu verstehen schienen.

Die Dame trug ein lichtes Reisekleid und viel goldenen Schmuck. Als Kopfbedeckung aber hatte sie einen grünen Hut, wie er im Gebirge getragen zu werden pflegt, gewählt.

Die drei Knaben waren als kleine Matrosen herausstaffiert.

Das Erstaunen der Bauern wuchs, als der fremde Herr nach einer „Sommerwohnung" Umschau halten wollte.

Das kannte man damals in Altbenem nicht.

Man verspürte auch gar keine Lust, seine Stuben den Städtern einzuräumen.

Aber der Fremde ließ sich nicht abschrecken.

Er schien an Altbenem großen Gefallen gefunden zu haben und hatte auch richtig bald einen Bauern aufgetrieben, der sich bereit erklärte, ihm gegen billiges Entgelt zwei Kammern zu überlassen.

Nun wollte der Fremde — auf dem Bürgermeisteramte hatte er sich als „Herr Goldstein, Kaufmann aus Hamburg" gemeldet — eine Magd und bot einen verhältnismäßig hohen Lohn.

Diesen Posten anzutreten erklärte sich die Mali bereit.

Sie konnte ganz gut der alten Mutter und der fremden Dame gleichzeitig in der Wirtschaft behülflich sein.

Die Familie Goldstein blieb den ganzen Sommer.

Die blassen Knaben erhielten in der würzigen Waldluft ordentlich rote Backen, was die Mutter nicht genug bewundern konnte.

Auch die Mali hatte ihre Freude daran, denn sie hatte die aufgeweckten Kinder von Herzen lieb gewonnen.

Als der Herbst ankam, rüsteten die Fremden zur Abreise.

Herr Goldstein hatte mit seiner Hausfrau lange, geheimnisvolle Besprechungen, während deren die Mali stets aus der Kammer geschickt wurde.

Das Ergebnis dieser Konferenzen bildete der Antrag, die Kohler Mali solle die Familie Goldstein nach Hamburg begleiten.

Sie boten ihr einen anständigen Lohn. Nur mußte sie sich verpflichten, so lange bei ihnen zu dienen, bis sie die Auslagen der Reise und die Anschaffung der nötigen städtischen Kleidung abgedient hätte. Natürlich könne sie im Hause des Kaufmanns nicht ihren Bauernkittel tragen.

Das Mädchen hatte ihre Bedenken.

Ob es weit von Hamburg nach München sei?

Sehr weit!

Ob Hamburg so schön wie München sei?

Viel schöner.

Das Ende war, daß das Bauernmädchen mit den Städtern davon zog.

Als die heimatlichen Berge immer weiter in der Ferne verschwanden, wurde es dem jungen Dinge schwer ums Herz.

Aber schon nach einem Jahr würde sie ein schönes Stück Geld verdient haben und heimkehren.

Damit tröstete sie sich.

Neue Eindrücke stürmten auf sie ein.

Schon die Eisenbahn allein, die sie früher nie gesehen, war ihr etwas Ungeahntes und Berückendes.

In München blieb die Familie einige Stunden. Die Mali wollte ihren Hies verständigen, damit er auf den Bahnhof komme. Das erschien ihr so selbstverständlich. Aber Frau Goldstein legte ein energisches Verbot ein. Zum erstenmale ahnte die junge Magd, daß das Dienen auf dem Lande doch grundverschieden sei von dem in der Stadt — bei „Gebildeten".

Gleich nach ihrer Ankunft in Hamburg schrieb sie dem Geliebten. Einen langen Brief mit endlosen Sätzen, von denen jeder mit „So" anfing.

Ein Gelehrter wäre kaum aus diesem Schriftstück klug geworden.

Es bedurfte eines bayrischen Bauernkopfes, um den Sinn dieser anscheinend ganz unzusammenhängenden Perioden zu verstehen.

Von der Familie Goldstein, von einem „Wiedersehen" und von ewiger „Lieb und Treu" war darin viel die Rede.

Der Gruber Hies saß auf seinem Bette und entzifferte das Schreiben. Es war ihm gar nicht recht, daß das Mädel ohne sein Wissen und Willen nach Hamburg gegangen war. Ein Soldat seiner Kompagnie war einmal dort gewesen und erzählte viel und gerne davon.

Aber eben das, was er vernommen, wollte dem ehrlichen Gebirgler gar nicht gefallen.

Der betreffende Kamerad lebte in Saus und Braus, obgleich er von zu Hause keinerlei Zuschuß erhielt. Daß man ein derartiges Leben nicht von der Löhnung bestreiten konnte, wußte der Leiber Gruber nur zu gut.

Man sah jenen Soldaten oft mit schöngekleideten Mädchen auf den Tanzböden und an sonstigen Vergnügungsorten. Er besaß einen Ring am Finger und sogar eine goldene Uhr.

Hies war nicht auf den Kopf gefallen. Bald kannte er die Quelle dieses unsauberen Reichtumes.

Einmal meinte der Kamerad, er könne es ebenso gut haben.

Aber da war er an den Falschen geraten!

Das mochten die Städter halten wie sie wollten.

Es ging zwar dem Gruber Hies knapp — sehr knapp.

Denn Geld besaß er ja keines! Dagegen verfügte er über einen ganz ausgezeichneten Magen, der die königliche Kost rascher verdaute, als es gerade angezeigt war.

Aber er hatte ein warmes Zimmer, einen Strohsack und immerhin genug, um sich einmal des Tages satt zu essen.

Mehr bedurfte der Gruber Hies nicht, um ehrlich und rechtschaffen zu bleiben.

Sechs Monate später kam wieder ein Brief der Mali. Er war diesmal weit besser geschrieben. Kürzere Sätze verliehen darin in gedrechselten Worten gedrechselten Gefühlen Ausdruck. Von der Familie Goldstein war wenig die Rede. Dagegen wurde eines Herren — eines gewissen Herrn Jacques — Erwähnung gethan, der ihr öfter Theaterkarten schenke.

Ob der Hies auch manchmal ins Theater gehe?

Es war dies der letzte Brief, den der Leiber von der Mali erhielt.

Als er seine drei Jahre abgedient hatte, kehrte er nach Altbenem zurück.

Er forschte nach dem Mädchen.

Niemand wußte etwas von ihr. Die alte Mutter war gestorben.

Nicht lange litt es den beurlaubten Krieger in der Heimat.

Er war draußen — beim Militär — ein anderer geworden.

Er hatte manches gesehen und manches gehört.

Seine ehemaligen Freunde hatte man in der Stadt Bauerntölpel genannt.

Daß er gut zu arbeiten verstände — das wußte er. Wurde gute Arbeit nicht in den Städten gut bezahlt? Was sollte er noch im Dorfe, wo er allen fremd geworden war?

Da war es besser, er griff zum Wanderstabe.

Und er wanderte.

* * *

Abermals waren drei Jahre vergangen.

Ein kalter Regen fiel am bewölkten, herbstlichen Himmel. Der Wind pfiff mit so mächtiger Gewalt durch die Straßen von New-York,

daß die Menschen nur mit Mühe die schützenden Schirme über den Kopf zu halten vermochten.

Vom Hafen her schritt ein großer, breitschultriger Mann der inneren Stadt zu.

Den abgegriffenen grünen Filzhut hatte er mit herabgezogener Krämpe so dicht als möglich in die Stirne gedrückt, die Hände in die Taschen der Beinkleider vergraben und den Kragen des dünnen, fadenscheinigen Sommerrockes aufgeschlagen.

Vor einer Taverne, wie sie in der Nähe des Hafens zu Dutzenden zu finden sind, blieb er stehen.

Einen Augenblick zögerte er.

Dann holte er aus der Tiefe seiner Tasche einige Kupfermünzen hervor und überzählte den kleinen Betrag.

Es war das letzte Geld, das der Mann besaß.

Er trat ein und kaufte mit diesem Letzten ein Glas Schnaps.

Dazu reichte es gerade noch.

Die Taverne war ein großer, kahler Raum. Hölzerne Bänke, Tische und Stühle. Im Hintergrunde ein Schanktisch, und hinter diesem eine offene Thüre, durch die man einen dunklen Gang betrat. Eine Gasflamme brannte dort.

Nur wenige Gäste waren anwesend, und die meisten von ihnen hatten an den dem Ausgange zunächstliegenden Tischen Platz genommen, wo es freundlicher und heller war.

Der arme Mann setzte sich in eine stille Ecke und legte seinen regenschweren Hut neben sich.

Gierig trank er in großen Zügen das starke Getränk.

Wie er den Kopf zurücklehnte, um die letzten Tropfen im Glase zu schlürfen, konnte man an seinem abgemagerten Halse fast sehen, wie die Flüssigkeit durch die Gurgel rann.

Wer hätte in dieser magern, ausgemergelten Proletariergestalt den schönen Gruber Hies wieder erkannt.

Und er war es!

Er hungerte. Aber er hatte kein Geld, um sich Nahrung zu kaufen.

Seit 24 Stunden hatte er nichts mehr genossen als einige Gläser Branntwein. Der war billig und wärmte den nassen, erstarrten Körper.

Dabei war er den ganzen Tag umhergelaufen, — in der Millionenstadt.

Wohl an fünfzig Orten hatte er nach Arbeit gefragt.

Verzweifelt um Arbeit gebettelt.

Seit drei Wochen schon führte er dieses Leben.

In Europa hatte man ihm goldene Berge versprochen, wenn er in Amerika arbeiten wollte.

Und der Gruber Hies wollte arbeiten.

Als er aber in der neuen Welt gelandet war, machte er die traurige Erfahrung, daß es hier noch bedeutend schwerer sei Arbeit zu erhalten als in der alten Heimat.

Er hatte den Einfall gehabt, auf das Konsulat zu gehen.

Dort war er aber schnell vor die Thüre gesetzt worden.

So ein großer, starker Mensch solle sich doch um eine Arbeit umsehen!

Er ging — Gott im Herzen und einen Fluch auf den Lippen.

Der kleine Sparpfennig war verbraucht — die bittere Not begann.

Kleider und Wäsche waren zum Teile verkauft, zum Teile dem Leihhause verfallen.

Hies Gruber nannte auf Gottes weiter Welt nichts mehr sein Eigen als seinen abgerissenen grünen Hut, sein grobes Hemd, das fadenscheinige Beinkleid und den dünnen Sommerrock.

Doch! Eines haben wir vergessen! Den schmalen ledernen Riemen, der das Beinkleid um seine Hüften schnallte.

Gerade der leistete ihm gute Dienste. Heute hielt er noch den knurrenden Magen in Ordnung — und morgen — morgen konnte er sich an ihm aufhängen.

Der kalte Regen hatte den armen Burschen bis auf die Haut durchnäßt.

Es hungerte ihn sehr.

Die Nacht brach an.

Langsam füllte sich die Schenke.

Man zündete die Gasflammen an.

Hies lehnte in seiner Ecke.

Eine grenzenlose Gleichgültigkeit bemächtigte sich seiner.

Er starrte auf das leere Glas. Kein Tropfen war mehr darin.

Wie er so saß, halb schlafend, halb wachend, vergaß er fast, daß er in der nächsten Stunde wieder hinaus mußte in die dunkle Nacht, wo der kalte Regen so mitleidslos vom sternenlosen Novemberhimmel hernieder rieselte.

Und dann würde er in keine Schenke mehr treten können, um sich zu wärmen, um einen belebenden Trunk zu thun.

Die nächste Erleichterung war für ihn der Tod, das nächste

Obdach die Mutter Erde, in die sie ihn verscharren würden. So lange das starke, gesunde Herz unter dem dünnen, nassen Kittel schlug — blieb er obdachlos und hungernd.

Geschminkte Mädchen traten ein und gingen zwischen den Tischen auf und nieder, hier einen Schluck aus einem ihnen gereichten Glase trinkend, dort ein derbes Wort nicht weniger derb erwidernd.

Eine von ihnen kam bis direkt vor Hies.

Sie blieb stehen und blickte aufmerksam auf den elenden Mann.

Er bemerkte es nicht. Was gingen ihn diese Weiber an!

Sie aber trat auf ihn zu und rief erfreut, erstaunt: „Das ist ja der Hies? Wie kimst denn Du her?"

Er hob betroffen den Kopf. Wer kannte ihn hier? Es that ihm wohl, seinen Namen in der heimatlichen Mundart ausgesprochen zu hören.

Er starrte das Weib an.

Es war eine Frau in auffallender Kleidung, mit Federn auf dem Hute und falschem Schmuck am Halse.

Er schüttelte den Kopf — nein — die hatte er nie gekannt.

Das Mädchen ließ sich aber nicht irre machen und setzte sich gleich zu ihm: „Kennst mich denn wirklich nimmer?" fragte sie belustigt. „Die Mali!"

Da fiel es ihm ein! Die Kohler Mali! Sein Mädel aus den Bergen! Herrgott, was war aus der geworden!

„Kann ich mir etwas bestellen?" fuhr sie im geschäftsmäßigen Tone fort, da gerade der Aufwärter an den Tisch getreten war.

„Ich hab ka Span," *) stieß der einst so stolze Bauernbursche rauh hervor, seine Beschämung durch ein unschönes Lachen verbergend.

Sie blickte ihn genauer, prüfend an und schien erst jetzt sein sichtliches Elend zu bemerken.

Aber sie blieb bei ihm.

Sie bestellte sogar ein Glas Glühwein und schob es ihm zu.

Er trank.

Ihn fror und hungerte so sehr.

Das Mädchen schien es zu erraten. Sie bestellte Speise und Trank.

Augenscheinlich machte es ihr Freude, ihn zu bewirten.

Lange saßen sie beisammen und plauderten von der Heimat, vom Dorfe, von der Verwandtschaft.

*) Span = Geld.

Seines Elendes und ihrer Schande wurde mit keinem Worte Erwähnung gethan!

Es war fast Mitternacht, als sich die Mali erhob.

Sie forderte den ehemaligen Freund auf, ihr ein Stück Weges das Geleite zu geben.

Das konnte er ihr nicht abschlagen.

Draußen stürmte und regnete es ärger als vorher.

Die Mali schritt rasch durch eine Anzahl enger Gassen, den Schirm dicht über ihrem Kopfe haltend.

Der Hies folgte ihr — in seinen dünnen Kleidern frierend und zähneklappernd. Nach der schwülen Hitze der Schenke litt er noch empfindlicher unter der Kälte.

Wo würde er den Rest der Nacht zubringen? Unter irgend einer Brücke — bei dem Hundewetter.

Vor einem schmalen, hohen Hause blieb das Mädchen stehen und öffnete die unversperrte Thüre.

Drinnen im Flur wollten sie von einander Abschied nehmen.

Er reichte ihr die Hand und dankte für die Bewirtung.

Sie meinte lachend, es sei nicht der Rede wert. Dabei ließ sie seine Hand nicht los und spielte liebkosend mit seinen kalten Fingern. Gerade so wie sie es früher oft gethan — vor langen Zeiten — auf der Waldwiese von Altbeuern.

Da warf der Wind krachend die Hausthüre ins Schloß.

Nun war es ganz finster um sie her.

Schweigend standen sie eine Weile so da.

Dann fragte er plötzlich und unvermittelt: „Na — soll ich zu Dir hinauf kommen?"

Sein heißer Atem weht ihr in das Gesicht.

Sie antwortete nicht. Aber ohne seine Hand loszulassen führte sie ihn die Treppe hinauf — in ihr Zimmer.

Es war ein kleiner Raum, behaglich mit verschossener Pracht eingerichtet.

Ein breites Bett stand an der Wand. Ihm gegenüber der Waschtisch mit allerlei Flaschen und Büchsen überladen. Näher dem Fenster ein Divan und Kleiderschrank.

Ein bunter Teppich bedeckte den Boden.

Der kleine eiserne Ofen strahlte wohlthuende Wärme aus.

Hies Gruber hatte Zeit, dies alles zu beobachten, während die Mali Hut und Mantel ablegte.

Den regenschweren Filz auf dem Kopfe, die Hände in die Hosentaschen vergraben — so stand er mit finsterem Gesicht dicht bei der Thüre.

Es war ihm gar eigentümlich zu Mute.

Die Mali trat auf ihn zu und fragte, ob es ihn etwa gereue, mit ihr gegangen zu sein.

„Nein — das nicht!“ erwiderte er rauh.

Da faßte sie seine erstarrten Gelenke und zog ihm die Hände aus den Taschen.

Dann gab sie ihm einen ermunternden Schlag auf den Rücken, versperrte die Thüre und legte sich in das Bett.

Langsam, schweigend fing auch er an sich zu entkleiden.

* * *

Wie er am nächsten Morgen erwachte, fand er die Mali schon auf und munter.

Sie brachte ihm das Frühstück und schien eine besondere Genugthuung darin zu finden, ihn zu bedienen.

Über Nacht war der erste Schnee gefallen.

Er dachte wie das vergebliche Suchen und Betteln um Arbeit wieder beginnen würde.

Da hub das Mädchen an: „Du — Hies — mir ist etwas eingefallen — Du sollst ganz bei mir bleiben!“

Erst wollte er nichts davon hören. Sie aber verlegte sich auf das Bitten.

Er war kampfesmüde — er willigte ein.

Im Ofen knisterte behaglich das Feuer — die Mali brachte Cigaretten — er lag auf dem Rücken im Bette und blies blaue Ringe in die Luft.

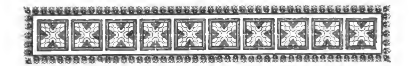
Plötzlich jedoch richtete er sich auf und meinte zögernd — fast drohend: „Du — nach Haus schreiben darfst aber nicht — das sag ich Dir!“

Sie lachte.

„Red nicht so dumm! Das geht keinen was an — als uns zwei!“

Er sank auf den weichen Pfühl zurück. Sie beugte sich über ihn, um ihn zu küssen. Er ließ es gleichgültig geschehen.

So wurde er das — was er ist.



Tag und Nacht.

Zwei Kapitel von Gustav Morgenstern.

I.

Tag.

Sie hat mir heute geschrieben: — es sei ja unmöglich, es sei unmöglich!

Der Brief klingt wie ein Aufschrei.

Ich soll antworten. — Ich will und will nicht; ich will und kann nicht. Ich habe den ganzen Tag nichts gethan, als in stumpfem Brüten den Entschluß zu fassen und wieder aufzugeben. — Nein, ich kann nicht ...

Es ist eben vorbei.

Der Satz ist meine ganze Weisheit.

Es ist eben vorbei.

Ich habe darüber nachgedacht, wie es gekommen ist. Ich habe mich auf Herz und Nieren geprüft und hab einzelnes gefunden . . . ach, es sind Kleinigkeiten.

Ich entsinne mich des Nachmittags, da es anfing. Sie sprach lange und fließend und eifrig über ein Buch, das sie eben gelesen hatte, und ich gab ihr recht. Aber da mit einem Male kam mir der entsetzliche Gedanke: was sie da sagt, sind ja nicht ihre Gedanken, sind ja deine Gedanken, und sie giebt ihnen eine Form, die sie falsch macht.

Da fing es an.

Ich beobachtete ihr Reden, ihre Bewegungen, ihr ganzes Wesen. wie weit es ihr eigen war. Ich beobachtete — Ich liebte nicht mehr.

Aber ich fand nicht den Mut zu brechen.

Ja, sie war anders, als am ersten Abend. Sie sprach freier und stiller, ungezwungner und heimlicher. Nur dann und wann kam die alte Marie zum Vorschein, die mich am ersten Abend gefesselt hatte — die Marie, die im Vorübergehen plötzlich einen wildfremden Knaben ins

Ohr kneifen konnte und sich kindisch freuen, wenn er zusammenzuckte und leise knurrend ihr nachsah — die Marie, die plötzlich, nachdem sie urgescheit gesprochen und die tiefsinnigste Miene aufgesetzt hatte, in ihrem Mädchenjargon etwas „himmlisch" und „wundervoll" finden konnte.

Aber das war jetzt so selten.

Sie hatte zwei Gestalten bekommen; sie war ich und sie — wollte in ihrer Liebe ich werden und wurde nur ein verpfuschtes sie — wie der Heide, der Christ werden möchte, nur ein geistiger Zwitter wird.

In dem Augenblick, wo ich das klar erkannte, — da war es eben vorbei.

Wir haben uns dann gezwungen, sie in Angst und ich in Qual. Wir haben eine Leidenschaftlichkeit geheuchelt, die uns beiden fremd war, die uns aber hinweghelfen sollte über das, was wir beide ahnten und erkannten. Wilder sind unsere Umarmungen nie gewesen, und nie die Küsse heißer. Bis dann eines Tages die Stunde kam, da das harte klare Wort fiel, und sie betäubt und still aus meinem Zimmer ging.

Eine Anzahl von Kleinigkeiten wandert mahnend durch meine Erinnerung — sie werden zusammengehalten, verkettet durch den einzigen Gedanken, der mir zur Erklärung meines Zustandes verhilft.

Aber gibt er wirklich die ganze Erklärung?

Ist es vielleicht Feigheit, daß ich keinen andern finde?

Ich hab mich gequält — und ich möchte dem die Hand küssen, der mir nachwiese: Dein Empfinden war von Anfang an nicht echt, dein Lieben war defekt.

Ich will, will nicht alle Schuld von mir abwälzen.

Aber ich habe sie geliebt. Ich habe alle Schauer gefühlt, wie bei der ersten Jugendliebe, die im Brachlande meiner Seele Frucht trieb.

Ich habe geliebt — und jetzt — ist es eben vorbei. Und nichts kann uns wieder binden.

Es ist eben vorbei — das ist meine ganze Weisheit.

Wenn ich ehrlich sein will, kann ich ihr nichts anderes schreiben, als das rohe Faktum — immer und immer wieder ein und dasselbe ...

Und dann wird sie die Hände über ihrem Schoße falten und ins Leere starren.

Nein, ich antworte nicht.

In acht Tagen wird sie wieder schreiben — und dann vierzehn Tage darauf wieder.

Ich werde wieder denken, forschen, fragen: wie kam's? Und ich weiß doch, daß ich es nicht anders ergründe.

Dann wird kein Brief mehr kommen . . .

Ich werde meine Seele nicht mehr ausfragen . . .

Es ist eben vorbei.

II.

Nacht.

— — —

Ein altes Weib schleicht leise an mein Bett heran. Von ihrem vorstehenden Leib fällt ein rot- und schwarz-gestreifter Rock in Falten herab. Mit dürren Knochenhänden stößt sie die Kleider von dem Stuhle vor meinem Bette und setzt sich. Aus dem dreieckigen gelben Gesicht mit dem spitzen Kinn starren rotunterlaufne Augen suchend auf mich. Ihre Rechte tastet zitternd nach der meinen, die auf dem Betttuche liegt.

— Kennst Du mich, Wilhelm? — fragt endlich das alte Weib still und feierlich, liebevoll. — Kennst Du mich noch?

— Ja, sag ich, Du kommst ja nicht zum erstenmale.

— Erinnerst Du Dich noch an das letzte Mal? — fragt sie mit zitternder Stimme.

— Ja, flüstere ich. — Ich hatte drei Tage lang keinen Bissen Brot gegessen, — da kamst Du —

— Und —?

— Und Du sprachst mir Trost zu. Bald bist Du reif, sagtest Du, mein Junge, reif fürs Leben. Ich verstand Dich nicht —

— Jetzt bist Du reif geworden, sagt das alte Weib langsam und feierlich.

Sie streift den rechten Ärmel ihrer Jacke auf und deutet auf einen blutroten Anker am Handgelenk.

— Siehst Du? fragt sie leise.

— Ja.

— Der Anker war einst blau, sagt sie still und verweilt bei jedem Wort. — Jetzt ist er rot. Nun sieh den Rücken Deiner rechten Hand an. Ist der Pfeil darauf nicht rot geworden über Nacht?

— Ja, sag ich zitternd. — Er ist rot.

Da beugt sie ihren zahnlosen Mund über das Bett hinüber an mein Ohr und zischelt leise und langsam und feierlich:

— Du bist ein Mörder!

Ihre Augen brennen irr in den meinen, und ich kann ihrem Blicke

nicht ausweichen. Der Schweiß bricht mir aus der Stirn. Ich will ein Bein heraushängen und kann es nicht. Ich kann nicht atmen.

Das alte Weib aber sagt und wächst, wie sie spricht und nach jedem Satze absetzt:

— Nun bist du reif. — Ich war bei ihr, als sie starb. — Sie stützte sich mit der letzten Kraft auf die Ellbogen und schrie nach dem Kinde. — Niemand hat es ihr gebracht. — Der Kopf fiel ihr hintenüber. — Sie war tot.

Sie hat nicht an dich gedacht, Wilhelm. — Sie hat dir nicht geflucht. — So leicht vergibt das Weib einen Mord.

Das Kind hat gute Lungen, Wilhelm. — Es wird leben. — Und wenn ein Jahr hingegangen, dann spielt es mit den andern im Schmutze und fragt nicht nach dir.

Und es wird morden wie du!

Auch du wirst weiter morden.

Schüttle nicht den Kopf, mein Junge. — Aber leb nun, Junge, hörst du — kreischt das Weib und steht auf und wächst und beugt sich riesengroß über mich und faßt mit beiden Armen meine Brust und rüttelt mich — aber hab nun mehr Mut zum Morden! —

— — —

Ich fahre auf. Das letzte Wort klingt mir noch im Ohr.

Ich greife nach meiner rechten Hand und führe sie vor die Augen. Ich kann nichts sehen im Dunkel.

Aber ich hab ja auch keinen blauen Pfeil auf dem Handrücken gehabt. Gottlob! Gottlob!

Ich streiche mir den Schweiß von der Stirn.

Daß diese gute Alte doch immer kommt, wenn ...

Ach, ich bin so müde; ich will wieder schlafen; ich bin — so müde —, ich bin — — so mü—de — —

— — —

Ich gehe querfeldein auf weiter Wiese. Es ist Nacht. Kein Stern. In der Ferne ein paar Lichter.

Der Grund ist weich und wankend. Es gluckst unter den Füßen.

Ich strebe der langen schwarzen Pappelallee zu. Ich muß mich retten. Dort drüben ist die Rettung. Dort bin ich sicher.

Mein Gang wird immer schwerer. Immer tiefer sinken die Füße ein.

Nur immer weiter! Müh—sam zieh' ich dem Fuß aus den Sumpfboden. Nur weiter, nur weiter, der Straße zu.

Was ist das? Weicht sie zurück?

Vögel kreischen über mir. Sie krächzen: er kommt! — er kommt! Die Lichter in der Ferne tanzen. Und die Pappeln weichen zurück.

Aber ich will aus dem Sumpfe heraus. Ich muß.

Und da — da liegt mein Kopf an der Borke einer Pappel. Meine Arme halten den Stamm umklammert; denn er will fliehen.

Meine Stirn reibt sich wund. Meine Finger bluten. Die Vögel schwirren um den Baum und schreien: da ist er, da — da — da!

In rasender Eile fährt ein Wagen an mir vorüber. Und noch einer. Und noch einer. Lichter huschen vorbei. Ich höre Stimmen, die mir zurufen. Sie jauchzen und johlen: Hei, Brüderchen am Wegerand, frisch auf zum fröhlichen Leben.

Sie lachen. Gläser klirren. Ein Wagenrad streift meinen Fuß.

Ich aber klammre mich fest an den Baumstamm. Kraftlos sinken meine Kniee zusammen, und ich schreie mit der letzten Kraft, während mein Kopf hintenüber sinkt: Erlöse mich, Gott, erlöse mich vom Leben, Gott — vom morden müssen — Gott! — Gott!!

—

Und ich erwache zum Leben.



Max Klingers „Christus im Olymp".

Von Hans Merian.

(Leipzig.)

Im Januarheft dieses Jahrganges der „Gesellschaft", wo ich Max Klingers künstlerische Individualität zu zeichnen versuchte, habe ich das damals noch unvollendete Kolossalgemälde „Christus im Olymp" nur ganz flüchtig erwähnen können. Heute bildet das Gemälde die Perle und den Hauptanziehungspunkt der auf dem Gebiete der Sächsisch-Thüringischen Industrie- und Gewerbe-Ausstellung in eigens erbauter Halle veranstalteten Kunstausstellung. Das gewaltige Werk, das nicht nur durch seine außergewöhnlichen Größenverhältnisse, sondern auch durch seinen tiefen Gedankengehalt und die glückliche Verbindung von Malerei und Plastik imponieren muß, findet neben vielen Bewunderern ebenso viele Tadler; ist es doch, seiner ganzen Anlage und Ausführung nach, mehr als irgend eine andere Arbeit Klingers geeignet, den Widerstreit der Meinungen hervorzurufen.

Wir wollen versuchen, dieser in jeder Beziehung merkwürdigen Komposition möglichst unbefangen und objektiv gegenüberzutreten, indem wir erst zu verstehen suchen, was der Künstler uns sagen will, um erst sodann auf die Art, wie er es uns sagt einzugehen und zu untersuchen, ob uns seine Weise — die uns beim ersten Anblick allerdings etwas überrascht — behagen kann.

Christus im Olymp; was heißt das? Es bedeutet eigentlich nicht mehr und nicht weniger als eine Weltrevolution, das Aufeinanderprallen zweier Zeitalter, zweier Weltanschauungen, den sich ewig wiederholenden Sieg der jungen lebenskräftigen Gegenwart über die alte abgestorbene Vergangenheit.

Der Grundzug der antiken Kultur war Lebensfreudigkeit, Weltbejahung. Der aus den Dämmerwolken tierischer Unvernunft allmählich

erwachenden Menschheit wurden die Augen aufgethan, und sie erkannt ihren Wohnsitz, die Erde, in all ihrer Schönheit und lernte die Natur lieben. Und die schaffende Phantasie der Künstler bevölkerte Berg und Thal, Wald und Flur, Fluß und Meer mit einer Schar fröhlicher Götter, die in ewiger Seligkeit sich in irdisch menschlicher Weise des Daseins freuten.

Als aber die Kultursendung des Altertums vollendet war, und die greisenhaft gewordene Gesellschaft in wüster Schlemmerei und schwüler Wollust verkam, während die breite Masse des geknechteten Volkes darbte, da trat der große Umschwung ein. Die Religion der Verachteten, der Armen und Beladenen, das Christentum, das die Askese predigte und alle Sinnenlust als Teufelswerk verdammte, erstarkte immer mehr; der sanfte Rabbi von Nazareth, der gelehrt hatte: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt", und dadurch der bedrängten Menschheit einen Ausblick in ein ideales Reich eröffnete, wo die Ungerechtigkeiten des wirklichen Lebens ausgeglichen werden sollten, nahm den Platz der alten lebensfrohen Götter ein, die vor seiner neuen Lehre allmählich verblaßten.

Dies ist der Vorwurf, den Klinger für sein großes Gemälde gewählt hat.

Aber warum bringt uns der Künstler einen solchen Vorwurf heute, wo das von ihm siegreich dargestellte Christentum sich selber in einer ähnlichen Lage befindet, wie vor zweitausend Jahren das antike Heidentum? Ist ein solches Bild dem modernen Gedanken nicht zuwider?

Nein, im Gegenteil. Es ist ein echt moderner Vorwurf; denn gerade der Parallelismus der beiden Zeitalter, die Ähnlichkeit, die unsere eigene niedergehende Kultur mit der absterbenden Antike zeigt, muß den Künstler auf ein derartiges Thema führen und ihn zu seiner Ausgestaltung anspornen. Die Renaissance z. B., die sich doch auch oft und viel mit dem Olymp und seinen Göttern beschäftigte, wäre niemals auf den Gedanken gekommen, den Untergang der alten Götterwelt in dieser Weise darzustellen, weil damals die eigene Götterwelt des Christentums noch lebendig war. Zeiten, die stark im Glauben sind, dichten keine „Götterdämmerungen". Klingers Bild ist eine „Götterdämmerung", und darum ein echt modernes Werk.

Dann läuft aber das Ganze schließlich nur auf eine trockene Allegorie hinaus, und Allegorien sind erst recht unmodern.

Dieser Vorwurf wird dem Werke thatsächlich von vielen Besuchern gemacht. Auch er ist ungerechtfertigt.

Ja, wenn Klinger das Bild nach dem Herzen des Philisters gemalt,

wenn er es so gemalt hätte, wie die Mehrzahl der nach der Ausstellung hinaus Pilgernden es zu finden erwartet, dann wäre es wahrscheinlich eine solche trockene Allegorie geworden. Da hätten wir dann wohl die altbekannten Heiligenfiguren und die ebenso wohlbekannten Göttertypen alle schön beisammen gefunden. Das Kreuz von Golgatha mit dem dornengekrönten und blutenden Heiland wäre vielleicht im Olymp aufgetaucht und hätte die Götter in die Flucht geschlagen, oder der „Auferstandene", wie er gewöhnlich dargestellt wird als idealschöner nackter jugendlicher Mann mit der Triumphalfahne in der Hand, wäre in der Götterversammlung erschienen, oder irgend etwas ähnliches. Jedenfalls aber wären alle Figuren sehr schön gestaltet und in leuchtenden Farben gemalt gewesen, nicht nur die Sieger, sondern auch die Besiegten. Da hätten gewiß alle Philister bewundernd mit den Köpfen genickt und hätten gesagt: „Ja, das ist Christus im Olymp, das kann man gleich sehen: hier ist der Zeus, der hat einen Donnerkeil, und hier ist der Hermes mit dem Stabe und dem Flügelhut und der niedliche kleine Armorbub mit Bogen und Köcher. Ein entzückendes Bild!" Der Kunstfreund aber hätte trauernd davorgestanden und sich verwundert gefragt: „Wie kann man nur heutzutage eine so unmoderne, langweilige und trockene Allegorie malen?

Wenn wir nun aber vor das Bild treten und es mit aufmerksamer Liebe betrachten, wie man ein Kunstwerk betrachten soll, indem wir zuerst den Künstler auf uns einwirken lassen, bevor wir ihn schulmeistern, dann sehen wir, daß der Philistertraum von dem „schönen" Christus im Olymp nicht in Erfüllung gegangen ist. Wir können wahrscheinlich anwesende würdige Herren und Damen traurig oder geärgert die Köpfe schütteln sehen und sonderbare Urteile äußern hören, — ja wir werden vielleicht selber den Kopf schütteln, jedenfalls aber im ersten Augenblicke ein wenig verblüfft sein.

Zuerst fällt uns die stumpfe, harte Farbe auf; alles ist licht, kalkig, fast wie auf einem Frescogemälde. Die Farben stoßen hart aneinander, ohne Übergänge; auch das Kolorit der nackten Leiber ist merkwürdig, anders als wir's gewohnt sind. Aber wir sehen uns in das Bild hinein und gewöhnen uns allmählich an die Farbenwirkung.

Auch in den Figuren finden wir uns anfangs nur schwer zurecht. Es ist uns alles so neu. Nichts von den altbekannten Symbolen, nichts von den oftgesehenen Typen. Wir haben Mühe, die dargestellten Personen zu erkennen. Und doch ist die Komposition durchaus klar.

In der Mitte des Bildes steht, hochaufgerichtet, eine hagere Gestalt

in reichem Goldbrokat-Gewande, wie es die Kaiser-Priester der byzantinischen Zeit mögen getragen haben. Es ist Christus, der als Herrscher den Olymp betritt. Ihm folgen vier ernstblickende, in lange Gewänder gekleidete Frauengestalten, die dem Heiland ceremoniös das Kreuz (ein leichtes, sogenanntes Triumphalkreuz aus dunkelgefärbtem Holze) nachtragen. Sie symbolisieren die vier christlichen Haupt- oder Kardinaltugenden (Frömmigkeit, Enthaltsamkeit, Duldsamkeit und Gerechtigkeit). Christus gegenüber sitzt auf einem Marmorthrone Jupiter, der König und Vater der Götter. Aber es ist nicht mehr der kraftvolle Zeus des Pheidias, sondern ein müder Greis, dem das Fleisch welk um die Glieder hängt, nur das Haupt mit den wallenden weißen Locken zeigt noch die edle Bildung, das Auge flammt noch. Die Rechte greift wie in verhaltener Wut in die schlaffe Haut der linken Hüfte. An seinen Körper eng angeschmiegt und mit den träumerisch-sinnlichen Augen an seinem Antlitz hängend, lehnt der schöne Liebling des alternden Gottes: Ganymed. Das rosige Fleisch des Knaben hebt sich scharf von der grünlichen Hautfarbe des alten Mannes ab.

Der ganze Olymp ist über das Eindringen der Fremdlinge in Aufregung und Verwirrung. Die drei Göttinnen, die um den Preis der Schönheit streiten, Venus, Minerva und Juno, betrachten die Ankommenden mit verächtlichen Blicken. Venus ordnet ihr goldenes Haar, Minerva hat sich mit verdrossener Gebärde abgewandt, und Juno, eine herrliche Frauengestalt, steht im Bewußtsein ihrer königlichen Schönheit hochaufgerichtet da. Bacchus, ein schöner dunkellockiger Jüngling mit etwas verschwommenen Augen, streckt Christus die gefüllte Schale entgegen, ein wenig unsicher in der Haltung und Gebärde, er weiß nicht, ob er den fremden strengen Gast mit einem Trunke Weines bewillkommen darf, oder nicht. Amor aber, der Gott der sinnlichen Liebe, den Klinger nicht als kleinen Knaben, sondern als reifen Jüngling darstellt, setzt sich zur Wehr und holt mit wütender Gebärde zum Schlage aus, den Christus mit einer sanften hoheitsvollen Gebärde der linken Hand abwendet.

Psyche aber, Amors Geliebte und Gattin — sie ist mit ihm noch durch ein blaues an seinem Beine haften gebliebenes Gewandstück verbunden — erkennt allein von allen Göttern in Christus den Erlöser und sinkt dem Heilande zu Füßen. Dadurch deutet der Künstler nicht nur an, daß das Christentum die Seele, den geistigen Gehalt, des antiken Heidentums in sich aufgenommen und absorbiert hat, sondern er weist auch auf den Grundton der neuen Kulturperiode: die Verinnerlichung.

Denn, war es die Aufgabe der Antike gewesen, die äußere Welt zu erkennen, so richtete das Christentum zuerst den Blick des Menschen nach innen, in die eigene Brust.

Das Bild wird zu beiden Seiten von zwei schlanken, in Nußbaumholz geschnitzten Palmenbäumen eingefaßt, an die sich zwei schmale Flügel- oder Rahmenbilder anschließen, die das Hauptgemälde fortsetzen. Das rechte Flügelbild zeigt noch eine Anzahl Götter, die hinter dem Throne Jupiters stehen oder gelagert sind, hoch oben steht z. B. die rote Gestalt des Mars, auf dem linken zeigt sich eine Gruppe von fliehenden Nymphen, und zugleich sieht man die Spitze einer Schar von Büßern heraufsteigen. Das Ganze ist von einem schmalen Nußbaumrahmen umschlossen, der oben mit einem Mäanderzug verziert ist. Als Hintergrund dient diesen drei Bildern eine paradiesische Landschaft. Eine sanfte mit Blumen und blühenden Büschen bestandene Halde zieht sich zu einer Anhöhe hinauf, die säulengeschmückte Tempel krönen, und die teilweise von Gewölk und Dunst verhüllt ist, als ob ein Gewitter herannahe. Rechts verschwimmen am fernen Horizonte das blaue Meer und das Himmelgewölbe in einander. Diese ganze Landschaft aber wird von Nymphen, Faunen, Oreaden, Dryaden und Amoretten belebt, die ihr neckisches Spiel treiben.

Unter dem großen Mittelbilde läuft ein in bunten Marmor eingefaßtes Sockelbild (Predella). Es stellt die sich in der Unterwelt regenden Titanen dar, die rohen Naturgewalten und kulturfeindlichen Elemente, die von der Kultur gebändigt und darniedergehalten werden, so lange sie kräftig und stark ist, die sich aber unfehlbar zu regen beginnen, sobald die Kultur erlahmt, in allen Zeiten des Überganges. Zu beiden Seiten der Predella befinden sich zwei in Marmor ausgeführte plastische weibliche Gestalten, Links eine ganze Figur mit schmerzlich herabgebeugtem Oberkörper, und rechts eine Halbfigur mit emporgestreckten gefalteten Händen und aufwärts gerichtetem Blick: verzweifelnde Reue und Hoffnung. Diese beiden herrlichen Gestalten heben sich wirkungsvoll von dem grauen Marmor ab, der ihnen als Hintergrund dient, wie der dunkelrote, weiß geäderte Marmor des Sockels prächtig in das kräftige Kolorit der Predella übergeht.

Das ist das Äußere des Bildes, in platten Worten der dargestellte Gegenstand. Wenn wir sein Inneres, seine Seele erfassen wollen, müssen wir öfter wiederkehren und uns so recht darein hineinsehen; dann werden die uns erst steif und eckig erscheinenden Gestalten allmählich Leben gewinnen, und wir werden erkennen, welch feine Grazie in diesen

Stellungen und Bewegungen liegt. Wir werden dann auch das, was an dem Bilde verfehlt sein mag, uns ruhig klar machen dürfen. Denn Klingers Christus im Olymp ist die Frucht jahrelangen künstlerischen Ringens, und wenn das Bild die Narben solcher geistigen Kämpfe an sich trägt, so wird es uns dadurch nur um so wertvoller erscheinen.

* * *

Und wir kehren oft zu dem Bilde zurück; denn es zieht uns an wie mit magischer Gewalt. Und merkwürdig, gerade die Momente, die uns anfänglich als hart oder verfehlt erschienen, locken uns nun am stärksten. Sie wollen sich uns klar machen, sie wollen durch den Beschauer überwunden werden, wie sie vom Künstler bezwungen wurden.

Nun überrascht uns das Bild beim Eintritt in den großen und schönen Raum, wo es aufgestellt worden ist, schon nicht mehr so stark, wir finden es nicht mehr so absonderlich wie bei unsern ersten Besuchen; denn wir sind nun mit dem Sinn des Werkes, mit dem Gedanken, den der Künstler darin zum Ausdrucke bringen wollte, schon etwas vertrauter geworden, und die Anordnung des Ganzen ist uns in den Hauptsachen klar.

Und dennoch erscheinen uns die einzelnen Gestalten noch fremd, besonders wenn wir sie mit den uns geläufigen Begriffen in Verbindung bringen, d. h. wenn wir neben die Klinger'schen Figuren im Geiste die betreffenden Götter und Göttinnen stellen, wie sie in unserer durch den Kunststil der Renaissance noch stark beeinflußten Phantasie leben. Beim Vergleich dieser „unschönen" Klinger'schen Götter mit den „schönen" unserer eigenen Phantasie regt sich vielleicht sogar ein gewisses Unlustgefühl in unserer Brust, und jenachdem wir gestimmt sind, lachen oder ärgern wir uns über diesen dekadenten Olymp; wir empfinden ihn als witzige Parodie, als Verspottung — und thatsächlich habe ich von einem Beschauer die Äußerung gehört: die Götter sähen aus wie in der schönen Helena (!) — oder als freche Verhöhnung, als ein Herabziehen des Erhabenen in die Gewöhnlichkeit.

Doch wir dürfen einem Werke gegenüber, das wir in seiner Idee als so bedeutend und tiefsinnig erkannt haben, und einem Meister gegenüber, den wir schon aus anderen Werken als einen der ersten Künstler unserer Zeit kennen, nicht gleich ungeduldig werden; und wenn uns etwas an einem solchen Werke Mißbehagen verursacht, so müssen wir ganz unparteiisch abwägen, wo jeweilen der Fehler zu suchen ist: beim Maler und seinem Werke oder beim Beschauer, bei uns selber.

Wir treten mit festen und fertigen Formeln vor das Bild; wir stellen uns vor, ein Jupiter, ein Amor, eine Venus müsse so und so aussehen und nicht anders. Dabei vergessen wir, daß das eigentlich gar nicht unsere Meinung, sondern eine überkommene Schablone ist, die wir gar nicht aus eigener Beobachtung abgeleitet haben, und die vielmehr auf mehr oder weniger banalen Darstellungen unserer heutigen schwächlichen Nachahmer der Renaissancekunst beruht, daß wir also in diesem Falle gar nicht mit unseren eigenen klaren Augen, sondern durch eine fremde und vor Alter trüb gewordene Brille sehen.

Wie wäre es, wenn wir diese Brille einmal abzulegen versuchten?

Da werden wir eine merkwürdige Entdeckung machen. Wenn wir nämlich unsere Augen aufsperren und die Menschen unserer Umgebung betrachten, bekleidet oder unbekleidet — leider sehen wir sie in diesem letzteren Zustande zu selten, und darum haftet dann die alte, von anderen übernommene Formel um so zäher — so werden wir bald merken, daß wir solche Gestalten und Posen wie sie unserer Phantasie vorschweben, in Wirklichkeit noch gar nie gesehen haben. Wir sehen eben die Welt niemals wie sie wirklich ist, sondern immer nur so, wie wir sie uns vorstellen. Darum sieht jede Zeit anders, die moderne Zeit anders als die Renaissance; denn jeder, der da schaut, dichtet. Die Künstler aber sind die großen Dichter, sie sehen vor allen anderen Menschen und legen das Geschaute in ihren Werken nieder, und wie sie die Natur geschaut haben, so sehen wir sie dann auch, wir schauen gleichsam mit ihren Augen; die bildenden Künstler sind die Augen ihrer Zeit. Die großen Augen der Renaissance waren Raphael und Michelangelo. Sie haben uns geleuchtet bis in unsere Tage.

Aber nun ist eine neue Zeit heraufgekommen, unsere Zeit, und diese beginnt ihre eigenen Augen aufzuschlagen.

Und nun betrachten wir die Klinger'schen Gestalten nochmals. In diesen Gliedern ist nichts wollüstig Schwellendes, nichts Prahlendes, nichts was zu sagen scheint: Betrachtet mich! Wie voll sind meine Schenkel, wie rund meine Lenden, wie strotzen meine Brüste, wie faltenschön fällt mein Gewand! Wie weiß ich den Arm zu runden, wie plastisch mich hinzulegen, wie weiß ich zu stehen und zu schreiten! Nichts von alledem. Die Gestalten auf dem Klinger'schen Bilde benehmen sich ähnlich wie die Schauspieler einer guten modernen Bühne; sie thun ganz so, als ob der Zuschauer überhaupt nicht vorhanden wäre. Darin liegt's. Dieser ungesuchten keuschen Natürlichkeit sucht Klinger möglichst nahe zu kommen.

Den Philister ärgert es, wenn sich die Kunstwerke nicht mit seiner werten und so ungemein wichtigen Person beschäftigen; denn der Philister fühlt sich ewig als das Centrum der Dinge, als den Nabel der Welt. Darum verlangt er, daß der Romanschriftsteller auf seine verbildete Gattin und seine höhere Tochter Rücksicht nehme, daß der Schauspieler immer nur für ihn und nach seiner Loge gewendet agiere, und daß auch die gemalten und gemeiselten Herrschaften in jeder Wendung, Haltung und Stellung ihren unermeßlichen Respekt vor seiner Majestät, dem Herrn Philister bezeugen. Der Künstler aber ist entzückt, wenn er die Natur unbemerkt beobachten, gleichsam in ihren intimsten Geheimnissen belauschen kann, wenn er die Menschen so sieht, wie sie sich geben, wenn sie sich unbeobachtet glauben; denn dann erst erblickt er die wahre und keusche Schönheit.

Die Renaissance liebte die hochtönenden Phrasen, den Wortschwall, prunkende Gewänder und ebenso prunkende Thaten, den äußeren Pomp und farbenprächtige Inscenierungen. Sie betrachtete Dinge und Menschen von diesem Standpunkte aus. Wir dagegen fangen an, diese Äußerlichkeiten zu verschmähen und abzulegen, wir suchen das Innere der Dinge, ihren geistigen Gehalt zu ergründen, unsere Heldenthaten geschehen nicht auf dem dröhnenden Schlachtfelde, sondern in der stillen Gelehrtenstube, am Arbeitstisch des grübelnden Erfinders; Glanz und gleißende Farbe lassen uns kalt, ja wir empfinden sie vielleicht schon als roh, als hohle Prahlerei. Aber unser Auge hat sich geschärft für die feine und ungezwungene Linienführung der Körper. Unsere modernen Maler sollen den harmonischen Fluß der Flächen und Linien nicht mehr zerstören durch willkürliche Übertreibungen, durch Hervorheben einzelner Teile, durch Abrunden und sorgfältiges Arrangieren von wirkungsvollen Gruppen und Posen. Nein, die Linienführung soll dadurch, daß sie strikt der Natur und der Wahrheit folgt, uns neue, ungeahnte Schönheiten enthüllen, die Gruppierung soll möglichst natürlich sein, und wenigstens völlig ungezwungen und wie zufällig entstanden scheinen. Die Farben aber sollen uns jene unendlich feinen Abstufungen, jene gebrochenen, halben und Viertelstöne, jene feinen Nüancen wiedergeben, die das moderne Auge zwischen den Haupttönen der Farbenskala entdeckt hat.

Auch diese neue Kunst ist natürlich nur ein schöner Schein, und ebensowenig Wirklichkeit als alle früheren. Der Künstler, durch dessen Augen wir Modernen sehen sollen, bleibt noch immer ein Dichter; nur ist das, was er uns zeigt und sagt, viel feiner und komplizierter, und so unserer gesteigerten und subtileren Gehirnthätigkeit besser entsprechend,

als das, was uns die Künstler einer sich in einfacheren Bahnen bewegenden Zeit zu sagen hatten. Andererseits aber nähert sich die moderne Kunst dadurch, daß unsere Künstler alle Pose, alles theatralische Deklamieren verschmähen und die Schönheit in der ungezwungenen Einfachheit suchen, wieder mehr der vielgepriesenen Kunst des griechischen Altertums, deren großer Zauber eben gerade darin bestand, daß der Künstler die Natur gleichsam überraschte und sie ohne alle offizielle Repräsentierei zu zeigen vermochte.

Die Natur so in ihrer schlichtesten Einfachheit zu belauschen, galt immer als das höchste Ziel der Kunst. Es ist auch die schwerste Aufgabe, die sich ein Künstler stellen kann. Klinger hat sie sich in seinen Christus im Olymp mutig gestellt; und darin liegt die künstlerische Größe und Bedeutung des Bildes.

* * *

Es ist mir leider nicht möglich, auf alle Einzelheiten einzugehen, ich kann hier nur die großen Gesichtspunkte geben. Aber man betrachte sich die Klinger'schen Gestalten öfter und genauer, dann werden wir gerade in den Figuren, die uns zuerst am befremdlichsten erschienen, die feinsten Züge und herrliche, der Natur abgelauschte Schönheiten finden. Sogar die anfangs so harten stumpfen Farben werden sich beleben, obgleich das Problem der modernen Farbengebung dem Künstler mehr Schwierigkeiten bereitet als das rein zeichnerische Problem. Darum wirkt das Bild in der photographischen Reproduktion, die unlängst erschienen und jetzt in den Kunsthandlungen käuflich ist, vielleicht etwas ruhiger, bestechender.

Und doch verliert das Bild in der einfarbigen Reproduktion wieder zu viel. Da merken wir erst, daß die Farbe bei Klinger keineswegs gleichgiltig, daß er in seinem „Christus im Olymp" nicht nur Zeichner, sondern auch Maler ist. Betrachten wir nur die schöne Wirkung des goldschimmernden Gewandes, das die hohe und edle Christusgestalt umhüllt und dem ganzen großen Werke einen prächtigen koloristischen Mittelpunkt giebt; sodann die ruhigen Farben der Gewänder der vier Kreuzträgerinnen, die frohen Farbentöne der fein, fast zu fein und peinlich detailliert ausgeführten Blumen und die bei jeder einzelnen Figur individualisierten Fleischtöne. Denn Klinger malt seine nackten Leiber nicht in einem allgemeinen „Inkarnat", wo dann die Figuren immer aussehen, als ob sie Trikots anhätten, sondern er giebt jeder Gestalt ihre eigene und charakteristische Hautfarbe, die jedesmal wieder besonders

studiert ist; und ich glaube nicht, daß zwei Gestalten in dem großen figurenreichen Gemälde die gleiche Fleischfarbe aufweisen. Und was für prachtvolle Farbenwirkungen erzielt er in der Predella. Welche Kraft kommt in diesen Titanenkörpern zum Ausdruck; welch ein Überreichtum an grandiosen Stellungen und Bewegungen entspringt hier der schaffenden Phantasie des Künstlers. Und welch prächtige Wechselwirkung entsteht dann wieder zwischen der satten Farbenwirkung der Predella und den diskreteren Tönen des Hauptbildes.

Wie tiefgehend die Wirkung der Klinger'schen Farben ist, merkt man eigentlich erst, wenn man den Klingersaal verläßt und sich dann plötzlich wieder unter „saftigen" und „leuchtenden" Farben befindet. Die Farben der anderen Gemälde, die uns vorher so „schön" erschienen, empfinden wir nun als aufdringlich, banal, übertrieben. Sie können uns geradezu beleidigen, und wir eilen, ins Freie zu kommen.

Trotz alledem hat Klinger das Problem der von allem Konventionalismus zu befreienden Farbe noch nicht gelöst. Er ringt noch mit der Farbe; er hat sich noch nicht zu ihrem Herrn gemacht.

Es läßt sich ferner nicht leugnen, daß sich auch vom zeichnerischen Standpunkt einige berechtigte Vorwürfe gegen das Bild erheben lassen. Ich will von den sogenannten Zeichenfehlern, wie sie dem akademischen Kunstkritiker zuerst auffallen, z. B. von der schrägen Hüfte und den etwas merkwürdig gestellten Beinen der Minerva, von der absonderlichen Armhaltung der fliehenden Nymphen im linken Flügelbilde und ähnlichen Dingen ganz absehen. Derartige ungewöhnliche Auffassungen erweisen sich bei eingehenderem Studium allzu oft als ein genaueres und richtigeres Sehen des Künstlers, der eine Bewegung hier gleichsam im Fluge auffängt, die bisher stets nur nach einer gewissen schulmäßigen Schablone wiedergegeben worden war, und können demgemäß vielleicht weniger auf einen Fehler des Malers, sondern eher auf die Unzulänglichkeit der akademischen Regeln schließen lassen. Aber einige Hände z. B. sind entschieden verzeichnet, so die tastend ausgestreckte, allerdings in kühner Verkürzung erscheinende eine Hand des Bacchus, oder die nach rückwärts allzu breit und eckig auf dem Kreuzesstamm liegende Hand der einen der vier Frauengestalten. Aber diese kleinen Details können kaum mitsprechen.

Wichtiger ist ein anderer Umstand: es läßt sich nirgends ein Standpunkt gewinnen, von welchem aus man das ganze Werk schön übersehen und zugleich in allen seinen Einzelheiten auf sich voll einwirken lassen kann.

Erst wenn man sich in die Details vertieft, sieht man, wie viel Klinger in dieses Werk hineingelegt hat. Man muß die Köpfe einzeln betrachten: das edle Profil des Christus, das prächtige Haupt des alten Jupiters, das süße Gesicht des Ganymed mit dem so sinnlichen Blick, das leere große dunkle Auge der Proserpina im bleichen Antlitz, die herbe und von den klassischen Formeln ganz abweichende Schönheit des Junokopfes, das vornehme Profil der Venus, kurz alle Einzelheiten, und man wird staunen über die Fülle neuer und durchaus eigenartiger Charakteristik, die der Künstler uns in diesem merkwürdigen Werke vorführt; wobei er die malerische Wirkung immer wieder mit einer ganz eigenartigen und für uns vollständig neuen Symbolik verbindet. Und bis ins Kleinste und Allerkleinste geht diese Sorgfalt, bis in die Blumen und Gräser. Der Thron des Zeus ist ganz mit farbenprächtigen Tulpen umstanden, den Blumen, die nur den schönen Körper besitzen, aber keinen Duft, keine Seele, sie sind in ungesuchter Weise Symbole der antiken Kultur. Unter den Tritten Christi aber sprossen zahllose Veilchen hervor — die Blume, die sozusagen keinen Körper hat, die ganz Duft, ganz Seele ist. Im linken Flügelbild prangt ein prächtiges Narzissenbüschel mit seinen gelblichen Sternenaugen, und eine etwas blumenleere Stelle im linken Vordergrund des Hauptbildes wird durch eine einsame rote Orchidee ganz diskret belebt.

Um dies alles — und noch viel mehr — genau sehen und betrachten zu können, muß man bald näher zu dem Bilde treten, bald wieder ganz nahe, während man einen guten Gesamteindruck nur aus ziemlicher Entfernung gewinnen kann, wo dann wieder die Details zu sehr verschwimmen. Darin liegt vielleicht der größte Fehler von Klingers Malweise, daß er vom Beschauer diese verschiedenen Standpunkte erheischt, und daß sich von einem Standpunkt aus eigentlich nirgends der ganze Inhalt des Werkes übersehen läßt. Das ist ein Problem, das Klinger in seinem späteren Schaffen noch wird bewältigen müssen, wie es ein Michelangelo an seiner sixtinischen Decke so genial bewältigt hat, und wie er es sogar in der Plastik mit seinem David zu lösen versuchte, indem er die Figur eines schmächtigen Knaben, die ursprünglich auf Turmeshöhe aufgestellt werden sollte, mit allen Details ins Riesenhafte vergrößerte, so daß sie uns nun, da sie auf dem Erdboden steht, als ein absonderliches Wunder erscheint, während sie in solche Höhe plaziert natürlich und ungezwungen wirken müßte.

Beim Gedanken an Michelangelo fällt unser Blick unwillkürlich wieder auf die beiden plastischen Gestalten links und rechts von der

Predella, und wir treten wieder nahe an das Werk heran, um sie genau betrachten zu können. Beide lehnen direkt an dem grauen Marmor ihres Hintergrundes, wie an einer Mauer. Die Halbfigur rechts, die ich die Hoffnung nennen möchte, dreht dem Beschauer den Rücken zu und streckt die gefalteten Hände in heißem Verlangen an der Fläche empor, während der etwas nach rückwärts gebogene Kopf sehnsüchtig nach dem Christusbilde blickt. Durch diesen Blick ist diese Rahmenfigur in geradezu einziger Weise mit dem Hauptbilde geistig verbunden.

Die Ganzfigur links — die man als Reue oder Verzweiflung bezeichnen könnte — lehnt mit der linken Seite an die Fläche. Das eine Bein stützt sich auf einen Stein. Das Haupt ist tief in die emporgehaltenen Arme vergraben. Diese Figur muß einen eingefleischten Akademiker geradezu zur Verzweiflung bringen. Wie kann ein Künstler es wagen, etwas derartiges darzustellen? Statt der prallen Glieder, der strotzenden Brüste und der koketten Blicke einer „büßenden Magdalena“, hängt dieser wirklichen Büßerin, die des Lebens Lust in überreichem Maße genossen, das Fleisch locker, schlapp, wie lose um die Glieder. Durch die scharfe Wendung und Beugung des Oberkörpers entsteht zwischen Brust und Bauch eine scharfe tiefe Hautfalte, die ebenso kühn wie genial ist. Vom Gesicht sieht man so gut wie nichts. Die ganze Gestalt ist wie aufgelöst in Thränen. Ich glaube nicht, daß in einem anderen plastischen Werke die drückende Reue, das ganz unter der Last des Schmerzes gebrochen sein, einen so lebendigen und starken Ausdruck gefunden hat. Diese Figur steht mit dem Zug der Büßer, dessen Spitze im linken Flügelbilde sichtbar wird, in geistigem Zusammenhang, und ist somit ebenfalls eng an das ganze Werk angeschlossen. In diesen beiden plastischen Figuren und in den Gestalten der Predella weht Michelangelos Geist, aber der Geist eines modernen Michelangelo, nicht eines sklavischen Nachahmers des alten Meisters.

Klingers „Christus im Olymp“ muß bei jedem einigermaßen verständigen und willigen Beschauer, der dem Künstler in seine Gedankenwelt zu folgen vermag, einen mächtigen Eindruck hinterlassen. Mag die unsterbliche Zahl der Dreimalweisen noch so viel daran auszusetzen und zu bemäkeln finden, mag der Kenner des malerischen Handwerks auch manches mit Recht tadeln, der großartige Wurf, die erhabene Idee des Werkes muß alle diese kleineren Bedenken aus dem Felde schlagen. Denn der Geist muß über das rein körperliche Können, über das äußerliche Virtuosentum stets den Sieg davon tragen. Der Künstler, der uns etwas zu sagen hat, reißt uns mit sich fort, er er-

schüttert unsere Seele und wühlt uns im Innersten unseres Gemütes auf, wo der Virtuose durch seine Kunst uns höchstens ein zufriedenes Lächeln ablockt.

Max Klinger ist solch ein Geistesgewaltiger, er zwingt uns in den Bann seiner künstlerischen Persönlichkeit, wir fangen langsam an, mit seinen Augen zu sehen, — mit den Augen einer neuen Zeit.

Und — was die klugen Meister der geleckten Technik auch sagen und raunen mögen — *er kann doch was.*



Shakespeares Königsdramen.

Von R. Bartolomäus.

(Schmiegel.)

Vielen Völkern ist ihre Vergangenheit niemals in dem Grade lebendig geworden, daß sie versucht haben, sie praktisch-dramatisch zu gestalten; und ihre Dichter wandten sich von ihrer Volksgeschichte zu andern Stoffen, ja selbst zu den Thaten fremder Völker ab. Doch weist jene Figuren und Thaten auf, welche wohl ein dichterisches Gemüt begeistern konnten.

Selbst die Deutschen vermögen in ihrer herrlichen, glanzvollen Litteratur kein historisches Volksdrama aufzuweisen. Als uns die Zeit der epischen, der lyrischen Poesie vorüber war, im 16. Jahrhundert, da war die gewaltige Stellung des deutschen Reiches schon vergangen, und die politische Anlehnung an fremde Staaten fand ihr Gegenstück in dem Suchen nach litterarischer Hilfe bei fremden Völkern. Karl I. von England, Nachbildungen des Seneca, Übersetzungen der Franzosen beherrschen die deutsche Bühne. Man spielt in französischer Sprache, auf den gelehrten Schulen mit wunderbarer pädagogischer Unbefangenheit Terentius' und Plautus' Schankstubenkomödien: ein Ausländer ist, wen nicht die französischen Griechen und Römer entzücken, ein Barbar, wer die Zeitgenossen Catos im Munde der Fürstenschüler und Studenten nicht bewundert. Lessings Minna von Barnhelm findet im höheren Schauspiel keinen Nachfolger. Schiller und Goethe gehen an der deutschen Geschichte unbegeistert vorüber; der Schauplatz von „Wallenstein" könnte, abgesehen von einem einzigen patriotischen Ausbruch des Helden selbst, in jedes andere Land Europas, von Religionskriegen und Söldnertum zerrissen, verlegt werden. Mit dem „Don Carlos" wendet sich Schiller von Deutschland ab — sein kraftvollstes Drama spielt in Rußland und Polen — und erst sein sterbendes Auge erkannte in Friedrich dem Großen einen würdigen Heros für die Schöpferkraft künftiger Jahre, die ihm nicht mehr vergönnt waren.

Der Traum von Aufrichtung des deutschen Reichs, den der Anfang unseres Jahrhunderts träumte, jene Zeit, von der der Poet sagt:

„O! Deutschland! Du glänzender Stern an der Erde nächtigem Firmament!
Wann kommt, wann kommt Deiner Schmach, Deines Elends End'?"

sie ist nachgebildet in jener romantischen Poesie, in der die kraftvollen, tiefdenkenden Männer der Vorzeit zu sanften, liebetrunkenen Rittern wurden,

„die der himmelblaue, sammtne Mantel
goldbesäumt umwallt."

Eine ähnliche Erscheinung bieten die polnische, die italienische Litteratur — jene, weil die Möglichkeit, ihrer Nation Geschichte, ihren Sigismund, Zamojski, Sobieski von einem ruhigen dramatischen Standpunkt zu betrachten am Ende des vorigen Jahrhunderts in der Wurzel abgehauen wurde — bei den Italienern, weil die ewige Spaltung ihres Landes, die es zum Schlachtfeld für Europas kriegslustige Fürsten oder zum Apanagefonds für Europas junge Prinzen machte, wohl Vincenzo da Filicaja zu Klageliedern um sein armes Vaterland, nicht aber Vittorio Alfieri zu historischen Volksdramen begeistern konnte.

Ein historisches Drama ist nur möglich bei einem Volke, das in einer gesicherten, mächtigen Stellung mit ruhigem Blick seine Vergangenheit übersehen kann, zwar mit Freude über seine frühere Kraft, jedoch mit Zufriedenheit, daß jene harten Zeiten der Willkür der ringenden Jugend — der Ordnung gewichen sind.

Das beweist die Wirkung der Siege Friedrichs des Großen in der vorübergehenden Erscheinung von Goethes Götz, das beweist die dramatische Poesie der Römer und Griechen, der Spanier und Engländer. Gewiß ist es erlaubt, die Stoffe der griechischen Tragödien, die so überaus national sind, als historische aufzufassen, als Erinnerungen jener Zeit, wo zu Theben, Mycenä Geschlechter herrschten, nicht gebunden durch göttlich, noch menschlich Recht; die zur Strafe für ihre Frevel untergingen, so daß kaum Trümmer ihrer Zwingburgen dem späten Bürger ihre entschwundene Pracht andeuteten.

Alle diese Poesieen fallen in die Zeit nach den asiatischen Kriegen, in die Periode der Perikleischen Verwaltung.

Und die Römer, die poetisch mit eigenem Herzen nur das Erhabene in der Natur, die Trauer und Wehmut des menschlichen Daseins empfanden, sie wurden von der Blütezeit republikanischer Würde und Kraft zu nationalen Dramen begeistert, in denen die Helden der Kriege

mit Karthago auftraten. Die Epoche der fabulae togatae, des Cn. Naevius, ist aber die Zeit vor den Bürgerkriegen.

Beiden Völkern stellten sich an die Seite die Römer und Griechen des 16. und 17. Jahrhunderts. Erschüttert war zwar die gebietende Stellung der Spanier, als Cervantes sein Trauerspiel Numantia, Calderon de la Barca seinen „principe constante“ und „la puente de Mantible“ und Lope de Vega seine Stücke „en capa y espada“ schrieb, aber als gewaltige Großmacht und in vollem Vertrauen auf seine Kraft stand das Reich Karls V. da, ausgezeichnet durch seinen heldenmütigen Adel und seine blühenden Städte, seine eiserne Armee, die das Feldgeschrei „España“ vom stillen Ocean zur Elbe trug; während Frankreich, England, Deutschland, Polen von wilden Kriegen heimgesucht wurden, blieb sein Volk im Frieden, die Verbündeten unterstützend und gegen seine Feinde die kühnsten Männer, die gewaltigsten Flotten Europas aussendend.

Damals, zur Zeit der Trias der spanischen Dramatiker, war für Spaniens großen Feind und Überwinder, England, die Epoche des Volksdramas schon vorüber. Sein großer Dichter war nicht mehr. Seine Werke waren vergessen, bis Lessing für die Deutschen aus ihrem ewigen Fels den lebendigen Quell herausschlug. Shakespeares Zeit fällt in das Ende des 16. Jahrhunderts. Vorbei war die Periode der Ritterschaft seines Volkes, der hundertjährige englisch-französische Erbfolgekrieg, vorbei die Kriege der York und Lancaster; aber noch lebten Nachkommen der Kämpfer von Towton und St. Albans, noch erzählte das Volk sich Sagen von seinen Lieblingshelden, dem Grafen Warwick, dem Königsmacher, und dem Volkskönig Richard, der die Lehnsherrn zerschmettert. Es war für England das Morgenrot seiner Macht heraufgekommen, das durch die Wolke der Stuarts auf kurze Zeit verdunkelt wurde, um der Sonne des großen Oraniers zu weichen. Zerbrochen war die Macht der Barone, deren Eifersucht auf die Rechte der Krone so oft den Bürgerkrieg entflammt; die Frankreich niedergeworfen und daheim über ihre Unterthanen despotisch geherrscht. Alles war zur Ordnung gezwungen durch die stolze Tochter des letzten Tudor. Gewaltthätig regierte sie; und doch war sie geliebt vom Edelmann und Bürger: denn die einen ließ sie als Feldherren und Staatsmänner sich Ruhm erwerben, den andern öffneten ferne Länder zufriedenstellende Thätigkeit.

In solcher Zeit lebte der Lieblingsdichter der germanischen Nation. Er war aus dem Volke hervorgegangen und erwarb sich die Freundschaft der Großen, ja seiner Königin selbst. Seine Zeitgenossen nannten ihn

den Edlen. Und vom Anfange eines Schauspielers und Bühnendichters hat er sich aufgeschwungen zum Beherrscher der Kunst und Beweger der Herzen und Gemüter auf ewige Zeiten.

Er hat jene „Historien" gedichtet, welche die Jugendzeit seines Volkes dramatisch dem Auge vorführen. Das sind König Johann, König Edward III., König Richard II., König Heinrich IV., König Heinrich V., König Heinrich VI., König Richard III., König Heinrich VII. Sie bilden ein poetisches Ganzes, und ihr Thema ist der schuldvolle Sturz des englischen Adels, in seiner Blüte, dem Hause Plantagenet.

Man hat Zweifel gegen die Echtheit des „Königs Edward III.", des zweiten Teils Heinrichs IV. und des ersten Teils Heinrichs VI. erhoben. Allerdings scheint die Länge der Zeit, während der Edward III. spielt — das Stück zieht sich durch fast 30 Jahre hin — die Ungebundenheit der Falstaffsscenen im zweiten Teil Heinrichs IV., das übertriebene Pathos im ersten Teil Heinrichs VI. einen andern Autor als den Dichter von Stratford anzudeuten. Doch stellt sich die Schilderung der Schlacht von Crecy, das Gespräch Heinrichs IV. mit Prinz Heinz, die Scene zwischen Talbot und seinem Sohn ebenbürtig den Schöpfungen des Meisters an die Seite. Jedenfalls muß der Beweis der Unechtheit, der aus Stilverschiedenheit kaum zu führen, erst noch erbracht werden.

Eine Erzählung der historischen Grundlagen der Stücke soll den Ausgang bilden zur Kritik der Umbildung, welche der Dichter mit diesem Stoff vornahm.

Zu Ende des 12. Jahrhunderts erhebt sich der vierte Sohn des ersten Königs aus dem Hause Plantagenet, Johann, nach Bestimmung seines Bruders Richard I., Löwenherz, gegen das Erbrecht des Sohnes seines älteren Bruders Gottfried, Arthurs, Herzogs von Bretagne, auf den Thron von England. Herzog Arthur fällt im Verlauf des Krieges Johanns mit seinem Verbündeten, Philipp II. August von Frankreich, in Johanns Hände. Dieser ermordet seinen Neffen zu Rouen mit eigener Hand. Er gerät mit dem Papst Innocenz III. über die Wahl des Erzbischofs von Canterbury in Streit, unterwirft Schottland, siegt in Irland und Wales, muß aber, gezwungen durch die drohende Stellung Frankreichs, das als Vollstrecker des über England ausgesprochenen Interdikts auftrat, und der Barone, die durch seine tyrannische Regierung erbittert waren, zu Dower dem Papst den Lehnseid schwören. Von einer Niederlage in Flandern in sein Land zurückgekehrt, wird ihm die **Magna charta** abgenötigt, die England in eine Aristokratie verwandelt. Ein Krieg entbrennt, in welchem der Papst seinen Vasallen unterstützt,

die Barone mit Frankreich und Schottland in hochverräterischem Bündnis stehen. Der König stirbt in dem Zeitpunkt, als die französischen und schottischen Heere sich zu London vereinigen. Sein Sohn, Heinrich III., schlägt den Feind aus dem Lande (1217).

Dessen dritter Nachfolger, Eduard III., giebt dem englischen Adel eine seiner würdige Aufgabe. Er unterwirft Schottland und erhebt, gestützt auf das angebliche Erbrecht seiner Mutter, im Widerspruch mit dem salischen Gesetze, Anspruch auf den französischen Thron. Er besiegt durch seinen ältesten Sohn, Edward, Prinzen von Wales, die Franzosen bei Crecy und erobert Calais. Der schwarze Prinz nimmt bei Poitiers den König von Frankreich gefangen. Ein vorläufiger Friede zu Bretigny verschafft England nicht den Besitz von ganz Frankreich und ist dadurch die Quelle aller Erneuerungen des Krieges. Auf Edwards III. Politik, der den Handel beschützte, die Bürger begünstigte, das Unterhaus im Parlament begründete, die kirchlichen Reformbestrebungen Wycliffes unterstützte, baute später das Haus York sein System auf, im Gegensatz zu den Lancaster.

Von Edwards Söhnen leiteten sämtliche großen Geschlechter bis zu Anfang des 16. Jahrhunderts ihren Ursprung ab, und zu diesen gehören die Hauptfiguren der Königsdramen Shakespeares. Von dem schwarzen Prinzen stammt König Richard II., von dem dritten Sohn, Lionel Herzog von Clarence, durch seine Tochter die Mortimer, Grafen von March, und die Percy, Grafen von Northumberland; von dem vierten, Johann von Gaunt, Herzog von Lancaster, die königliche Linie der Lancaster und die Beaufort, Herzöge von Exeter und von Somerset, und die Nevil, Grafen von Salisbury und Warwick; von dem fünften Sohne, Edmund, Herzog von York, die königliche Linie der York und die de la Poole, Herzöge von Suffolk, von dem siebenten Sohne, Thomas von Woodstock, Herzog von Gloucester, die Bohun, Herzöge von Buckingham. Die Mowbray, Herzöge von Norfolk, sind Abkömmlinge eines Vatersbruders Edwards III.

Für des großen Königs Nachfolger und Enkel, Richard II., führt sein Oheim, der Herzog von Lancaster, die Regentschaft. Während er auf einem Feldzuge in Castilien abwesend ist, verweigert das Parlament neue Steuern, da der König die früheren an seine Günstlinge vergeudet hat. Unter Vorsitz des Herzogs von Glocester wird ein Reichsrat gebildet, und dieser führt die Regierung bis zur Großjährigkeit des Königs. Richard schließt einen Waffenstillstand mit Frankreich, heiratet Isabella, die Nichte des früheren französischen Königs, und läßt den verhaßten

Regenten nach Calais bringen, wo er im Gefängnis stirbt. Er verbannt den Sohn des Herzogs von Lancaster auf zehn Jahre und zieht nach des Vaters Tode dessen Lehen ein. So herrscht Richard unumschränkt, bis Heinrich Bolingbroke zurückkehrt, während der König auf eine Heeresfahrt nach Irland sich begeben hat. Sofort gehen die Grafen von Northumberland und Westmoreland zu Bolingbroke über, selbst der Herzog von York, Richards Oheim, schließt sich den Rebellen an. Das Volk fällt ihnen zu, das Kriegsheer löst sich auf; Heinrich zwingt seinen Vetter zur Abdankung, das Parlament setzt ihn ab, und er stirbt zu Pontefract im Gefängnis (1400).

Heinrich IV. läßt zunächst den legitimen Thronerben in Haft setzen, Edmund Mortimer, Grafen von March. Das Haus Percy unterstützt ihn im Kriege gegen Schottland. Plötzlich aber verbünden sich die Schotten unter Archibald, Graf von Douglas, mit den Percy gegen den König. Sie werden bei Shrewsbury geschlagen, und Heinrich Percy, gen. Heißsporn, fällt; sein Vater, Graf von Northumberland, unterwirft sich, steht noch einmal im Verein mit Frankreich und den Wallisern unter Owen Glendower und Scroope, dem Erzbischof von York, auf, muß, nach Gefangennahme des Erzbischofs, nach Schottland fliehen, kehrt zurück und fällt in der Schlacht. Das Parlament bestätigt die Krone Heinrichs IV. Sohn.

In diesem Sohn, Heinrich V., genannt „der Stern der Ritterschaft“, hatte sein Vater den edlen Geist nicht zu erkennen vermocht; wegen seines ausgelassenen Lebens hatte er ihn zurückgesetzt. Gleichwie Friedrich der Große übernimmt er jedoch die Regierung mit Kraft, entläßt edelmütig den legitimen Thronfolger Edmund, Grafen von March, seiner Haft und erhebt Percy Heißsporns Sohn zum Grafen von Northumberland. Er verfolgt die religiösen Neuerer auf das erbittertste, wie sein Vater, läßt den Schwager des Grafen von March, Richard Grafen von Cambridge, wegen Hochverrats hinrichten und nimmt den Krieg mit Frankreich auf. Er erobert Harfleur, schlägt die Franzosen bei Agincourt und schließt, im Bündnis mit dem deutschen Kaiser, den Frieden von Troyes, in welchem er zum Erben Frankreichs erklärt und zum Schwiegersohn des französischen Königs angenommen wird. Der Dauphin Carl setzt den Krieg fort, und während dessen stirbt Heinrich in vollster Manneskraft, seinem einjährigen Sohne Krone, Reich und Krieg überlassend. (1422.)

Regent von Frankreich wird Johann Lancaster, Herzog von Bedford, von England Humphrey, Herzog von Gloucester. Beide herrschen im

Sinne ihres Bruders. Der Herzog von Bedford ist anfangs durch Johann Talbot, Grafen von Shrewsbury, gegen die Partei des Dauphin und den Grafen von Armagnac im Felde glücklich. Jeanne d'Arc, die Jungfrau von Orléans, erst schlägt die Engländer mehrfach, sodaß sie auch nach ihrer Hinrichtung das Glück nicht wiederherstellen können. Talbot fällt, der Herzog von Bedford stirbt, und der nunmehrige Regent von Frankreich, Beauchamp, Graf von Warwick, ist gezwungen, sich zu verteidigen, statt anzugreifen.

Inzwischen bricht in England ein heftiger Streit zwischen dem Kardinal Beaufort, Bischof von Lincoln und Winchester, und dem Herzog von Glocester über die Regentschaft aus. Einen Bürgerkrieg kann nur die Bemühung des Herzogs von Bedford abwenden, da beide Parteihäupter sich an Herrschsucht, Ehrgeiz, niedriger Gesinnung nichts nachgeben. So schließt William de la Poole, Graf von Suffolk, jetzt Regent in Frankreich, in des Kardinals Auftrag mit Frankreich einen Waffenstillstand ab; Heinrich VI. heiratet Margarete, Tochter von Renatus, Herzog von Anjou und König von Jerusalem und Neapel. Nur Calais bleibt England von seinen Eroberungen.

Nach erreichter Großjährigkeit wird Heinrich völlig regierungsunfähig; endlich tritt der Wahnsinn seines Großvaters, Karl VI. von Frankreich, in erschreckender Weise bei ihm auf. Margarete lenkt die Regierung, stürzt mit dem Herzog von Suffolk den Herzog von Glocester. Suffolk wird Regent; sein Vorgänger stirbt, unter Anklage des Hochverrats, plötzlich im Gefängnis. Der Kardinal Beaufort überlebt ihn nur kurze Zeit.

Der Verlust von Frankreich, die Verleihung von Staatsämtern an Unfähige, der Haß gegen die Französin reizten das Volk gegen den Herzog von Suffolk auf. Der König muß ihn entlassen; auf der Fahrt nach Calais wird er ermordet. Edmund Beaufort, Herzog von Somerset, folgt als Regent. An die Spitze des Volks stellt sich Johann Cade, ein Landmann aus der Grafschaft Kent. Er giebt sich für den Sohn des kinderlos gestorbenen Grafen von March aus, stellt kommunistische Verwaltungsgrundsätze auf und gewinnt die Grafschaften Middlesex und Kent, selbst die Stadt London. Zwar wird der Aufstand niedergeschlagen und Cade hingerichtet, aber die Erbitterung des Volks gegen den Herzog von Somerset dauert fort. Sie benutzt Richard, Herzog von York, damaliger Vizekönig von Irland, mit klugem Blick, erscheint in England und verlangt Somersets Entfernung. Sie wird verweigert, aber in Kurzem entscheidet der Verlust der letzten Besitzungen in Frankreich über

das Schicksal dieses Regenten. Der König verfällt von neuem in Geisteskrankheit, und das Oberhaus bestellt den Herzog von York zum Protektor. Die feudale Partei erhebt sich unter dem Herzog von Somerset gegen ihn, wird aber bei St. Albans geschlagen und ihr Anführer fällt. Es tritt eine Waffenruhe ein, die York'sche Partei bleibt am Ruder, man wirbt Freunde zum entscheidenden Kampfe. Die Familie Plantagenet spaltet sich auf ein Vierteljahrhundert in zwei Waffenbrüderschaften, die einander hassen, wie nur verwundeter Stolz und unbefriedigter Ehrgeiz einander hassen können. Auf Seiten der Königin stehen Johann Beaufort, Herzog von Somerset, Thomas Beaufort, Herzog von Exeter, Heinrich Percy, Graf von Northumberland, und Lord Clifford, auf Seiten des Protektors Johann Mowbray, Herzog von Norfolk, und das Haus Nevil, vertreten durch den alten Grafen von Salisbury und seine drei Söhne, Richard, Graf von Warwick, Johann, Markgraf von Montague, und Georg, Erzbischof von York.

York muß bei Beginn des Kampfes nach Irland fliehen, aber der Graf von Warwick bricht, von seiner Statthalterschaft in Calais aus, in England ein. York kehrt zurück, wird vom Oberhaus zum Thronerben erklärt und fällt in der Schlacht bei Wakefield gegen die Königin.

Seine Erbschaft treten drei Jünglinge an, jeder wert, ein König zu sein: Edward, Graf von March, Georg und Richard. Ihr Sieg bei Mortimers Croß verdeckt Warwicks und Norfolks Niederlage bei St. Albans. Sie rücken nach London, dessen Bürger den jungen Edward, der ihnen eine neue Zeit zu schaffen verspricht, zum König ausrufen. (1461.)

Die Königin zieht gegen London zu Felde, aber der Graf von Warwick schlägt sie in einer furchtbaren Schlacht bei Saxton und Towton. Schon war der Sieg zweifelhaft, doch Warwick tötet sein Schlachtroß, und seine Mannen aus Warwickshire ahnen, daß der große Feldherr zu sterben beschlossen hat. Das giebt ihnen neuen Mut, sie zermalmen den Feind, und noch heute bezeichnet ein Stein, Warwicks Pferd genannt, die Stelle, wo die Schlacht zum Stehen kam. Das Parlament erkennt jetzt Edward als König an, nicht aber die Adelspartei, die sich am Parlament nur wenig beteiligt hatte. Margarete findet bei Ludwig XI. von Frankreich Unterstützung. Sie wird aber in mehreren Treffen besiegt und Heinrich VI. in den Tower gesetzt. Edward IV. ist jetzt unbestrittener König. Zunächst erprobt er seine Macht an seines Vaters Freund, dem Grafen von Warwick. Gegen dessen Rat heiratet er

Elisabeth Wydeville, Witwe von Johann Grey, eines früheren Lancashiers. Er tritt mit dessen persönlichem Feind, Karl dem Kühnen von Burgund, in Schwagerschaft. Er desavouiert dessen Unterhandlungen als Kommandanten von Calais mit Frankreich. Er widerspricht der Vermählung Georgs, seines Bruders, mit Warwicks Tochter Isabella.

Alles erträgt der treue Lehensmann, bis endlich der König, gestachelt von dämonischer Lust, mit dem Glück zu spielen, eine Gewaltthat gegen seines Freundes jüngste Tochter versucht.

Sofort zieht Warwick mit Georg, Herzog von Clarence, jetzt seinem Schwiegersohne, das Schwert für Margaretha und Heinrich VI. Nach Frankreich vertrieben und nach England zurückgekehrt, treibt er mit Margaretha und dem Bräutigam seiner Tochter Anna, Edward, Prinzen von Wales und Sohn Heinrichs VI., Edward IV. nach Holland. Heinrich VI. wird wieder auf den Thron gesetzt, in Wahrheit regieren Warwick, Clarence und Margaretha.

Hülfe von Burgund läßt Edward IV. und seinen Bruder Richard, Herzog von Gloucester, den Kampf noch einmal versuchen. Der Herzog von Clarence geht zu ihnen über, die drei Brüder ziehen in London ein, Warwick wird bei Barnet, der Prinz von Wales bei Tewksbury geschlagen. Edward von Wales, Richard von Warwick, Johann von Montague fallen, Margaretha wird gefangen genommen. Nach Edwards IV. Einzug in London stirbt Heinrich VI. im Tower. Der letzte Lancaster, Heinrich Tudor, Graf von Richmond, flieht nach der Bretagne.

Nach hergestelltem Frieden vermählt sich Richard von Gloucester mit Anna Nevil, der Braut des Prinzen von Wales, und fordert von seinem Bruder und Schwager, Georg von Clarence, die Hälfte der Erbschaft des großen Warwick. In diesen Streit wird auch der König hineingezogen, Georg zieht sich vom Hofe zurück, wird, des Hochverrats angeklagt, vom Oberhause in den Tower gesetzt und stirbt darin kurze Zeit danach (1478). Ein drohender Krieg mit Frankreich wird durch Vertrag und Freilassung Margarethas beendet, die Güter des letzten Nevil, Georgs, Erzbischofs von York, werden eingezogen.

Nach Edwards IV. Tod entsteht zwischen den mütterlichen Verwandten des minorennen Königs Edward V., ehemaligen Lancashiern, und den alten Anhängern des Hauses York Streit über die Vormundschaft. Die letzteren rufen Richard, Herzog von Glocester, der auf einem Feldzug gegen Schottland begriffen war, herbei. Richard bemächtigt sich in Verbindung mit Heinrich Bohun, Grafen von Stefford und Buckingham, der Verwandten des Königs, wird vom Parlament als

Vormund und Protektor bestätigt, gewinnt den größten Teil des Adels für sich, läßt die Widersetzlichen verhaften und von ihnen den Lord William Hastings ohne Urteil hinrichten.

Sein Ziel war die Krone. Er läßt den König und dessen Bruder, Richard, Herzog von York und Norfolk, im Tower streng bewachen, befiehlt die Hinrichtung der mütterlichen Verwandten der beiden Prinzen und verbreitet im Lande, er sei der einzige legitime Sohn des Herzogs von York, also allein thronberechtigt. Endlich tragen ihm — noch vor der Krönung Edwards V. — die Stände die Krone an. (1483.)

Er nimmt sie an. Plötzlich sterben die beiden Prinzen, seine Neffen, im Tower; im Vertrauen auf das Volk, das ihren Tod dem König zuschreibt, sucht der Herzog von Buckingham den Thron für sich zu gewinnen. Auch der Markgraf von Dorset, ein Verwandter der Königin Elisabeth, erhebt sich. Thatkräftig schlägt Richard den Aufstand nieder, Buckingham wird enthauptet. Was nicht nach der Bretagne zu Richmond flieht, wird hingerichtet.

Das Parlament war dem König völlig ergeben. Es ergeht das Gesetz, daß kein Vasall bewaffnete Knechte unter den Farben seiner Familie halten dürfe. Hiermit war der Macht der kleinen Herren die Axt an die Wurzel gelegt. Neue Freunde gewinnt sich Richard durch Verleihung der eingezogenen Lehen; die Königin Elisabeth, der gestorbenen Prinzen Mutter, erscheint wieder bei Hof, ihre älteste Tochter wird zur Braut von Richards Sohn bestimmt — ein Bündnis, das der Tod des Prinzen vereitelte. Die Königin Anna folgt ihrem Sohne in das Grab.

Richard gewinnt Franz II., Herzog von Bretagne, für sich, und der Graf von Richmond muß nach Paris fliehen. Mit Frankreichs Vorwissen fällt er in England ein, Lord Stanley stößt mit einem Heere zu ihm, aber der König zieht ihnen, auf die Sonne Yorks vertrauend, entgegen. Am 22. August 1485 treffen die Heere bei Bosworth auf einander: König Richard fällt tapfer fechtend für sein Land, mit ihm Johann Howard, Herzog von Norfolk.

Der Graf von Richmond wird als Heinrich VII. König von England. Unter seinem Sohn Heinrich VIII. ist der Friede völlig hergestellt. Edward Bohun, Herzog von Buckingham, wegen Hochverrats angeklagt und hingerichtet, findet zwar Mitleid im Lande, aber niemand erhebt das Schwert für ihn.

Anfangs Anhänger Kaiser Karls V., veranlaßt den König seine Neigung zu Anna Boleyn, Markgräfin von Pembroke, eine Scheidung

von seiner Gemahlin, Katharina von Aragonien, herbeizuführen und so sich auf Frankreichs Seite zu stellen. Die Regierung führt Thomas Wolsey, Erzbischof von Canterbury. Als aber der König bemerkt, daß der Erzbischof ein Gegner der Entfremdung vom Kaiser war (der damals mit dem Papst im Einvernehmen stand) und folglich auch die Ehescheidung nur zum Schein betrieb — entläßt er ihn, setzt an seine Stelle Thomas Cranmer und bricht auf den Rat Thomas Cromwells völlig mit dem Papst.

Er vermählt sich mit Anna Boleyn. Sein begonnenes Werk des Absolutismus in Kirche und Staat vollendet seine Tochter Elisabeth. Mit dieser Fürstin Geburt schließt „Heinrich VIII." und damit die Königsdramen Shakespeares.

(Schluß folgt.)





Der Göttinger Dichtercensor.

Eine Münchhauseniade von Ludwig Kraft.

(München.)

Motto: Es will der Spitz aus unserm Stall
Uns überall begleiten:
Doch seines Bellens lauter Schall
Beweist nur, daß wir reiten.

Herrn von Münchhausen haben die Lorbeeren seines Postillons nicht ruhen lassen. Auch er hing zur Winterszeit sein eingefrorenes Horn über dem Herdfeuer auf, und beim Auftauen kamen dann die alten Lieder hervorgesprudelt, wie man sie eben so in ein Posthorn hineinbläst, und manche klangen durch das rostige Instrument ein wenig heiser. Der glückliche Besitzer hörte blitzblank geschniegelt und vergnügt zu. Aber ein wenig abseits stand ein Wandrer im einfachen Rocke, mit wegstaubigen Schuhen, einen tüchtigen Stock in der Hand; er blickte mit ernsten Mannesaugen in die Ferne und summte nur leise vor sich hin. Als das Posthorn sein Repertoire heruntergespielt hatte, da war die Luft still wie nie zuvor, kein Echo und kein Nachhall bewegte sie. Aber die Töne, die der Fremde versunken und zaghaft gesungen, schwollen urplötzlich an, und die steigende Luft über dem Herdfeuer hob sie hoch mit sich empor und trug sie sicher und ruhig über den Erdball hinweg in die ferne Zukunft.

Diese Vision hatte ich, als ich vor wenigen Tagen in Nr. 132 der „Kritik, Wochenschau des öffentlichen Lebens" einen Artikel über Richard Dehmel von Herrn Boerries Freiherrn von Münchhausen las. Ob Dehmel einmal in der Litteraturgeschichte auf gleich hohe Stufe gestellt werden wird wie Detlev von Liliencron — eine Frage, die augenscheinlich Herrn von Münchhausens Gemüt beängstigt — läßt sich jetzt wohl kaum beurteilen. Ich glaube das sehr wohl. Aber daran ist ja garnichts gelegen. Mir ist Dehmel nicht persönlich bekannt, und ich habe nicht die Absicht, hier eine Analyse seines Schaffens zu bringen oder ein Werturteil über ihn abzugeben. Zur Sprache bringen will ich nur den besagten Artikel des Herrn von Münchhausen, weil er mir typisch dafür zu sein scheint, wie die Unsitte vieler Tagesblätter, von jungen unfertigen Leuten mit mangelnder Einsicht und Objektivität Besprechungen und Kritiken zu bringen, nunmehr auch auf die Wochenschriften überzugreifen droht.

Herr von Münchhausen ist nach meinen Erkundigungen ein junger Rechtsbeflissener, der in Göttingen lebt. Ehe er noch durch die juristischen Examina vom Staate zum

Richter qualifiziert worden ist, glaubt er die genügenden entsprechenden Eigenschaften zu besitzen, um als Kunstrichter über einen viel älteren und gewiß ernst zu nehmenden Künstler ein entscheidendes Urteil abgeben zu dürfen. Bei dieser Stichprobe hat er aber zweifellos viel eher ein Talent zum Geheimpolizisten bekundet als richterliche Fähigkeiten. Wenn Herr von Münchhausen in privatem Gespräche solche Äußerungen thut, wie in seinem Aufsatze, so muß ihm das unbenommen bleiben; aber so schiefe und unverständige Darstellungen dem Publikum im Druck vorzulegen, ist denn doch zu keck und leichtfertig, und wie sehr sich der Verfasser in der Form vergriffen hat, das wird im Laufe meiner Besprechung noch genügend klar werden. Wenn Herr von Münchhausen an dem Werte eines Dichters zweifelt, zu dessen einem Bande Hans Thoma die Titelvignette zeichnet, und von dem zwei Gedichtsammlungen Detlev von Liliencron und Max Klinger gewidmet sind, so würde er doch besser zunächst einmal den Zweifel wider sein eignes Urteil kehren, statt in heißer unüberlegter Kampfeswut mit Verdächtigungen und persönlichen noch dazu unrichtigen Ausfällen gegen seinen Feind vorzugehen. Gerade ein junger Mensch, der selbst Verse macht und Künstler zu sein glaubt, sollte doch immer mit gebührender Achtung von einem Manne reden, dem er selbst das Verdienst einiger Gedichte zuerkennt, die wohl jeder Kritik standhalten. Wenn ein homo novus in so rohem Tone, wie Herr von Münchhausen es thut, gegen einen Meister auftritt, wie soll da erst das außerhalb der Kunst stehende Publikum Achtung vor den Dichtern haben!

Es sei mir nunmehr verstattet, den Aufsatz des Herrn von Münchhausen durchzugehen und nur die Punkte herauszugreifen, die am dringendsten einer Besprechung und Berichtigung bedürfen. Die Überschrift der Arbeit lautet: „Richard Dehmel". Mit welchem Rechte ist nicht ersichtlich, da der Verfasser sich nur mit einem einzigen Buche Dehmels (Weib und Welt) befaßt, ohne andre Werke überhaupt zu erwähnen. Aber auch diesen einen Band hat Herr von Münchhausen nur mit unverzeihlicher Flüchtigkeit gelesen, dann die Gedichte, die ihn im ersten Augenblicke ärgerten oder verletzten, herausgesucht und diese, wiederum ohne sie aufmerksam zu betrachten und zu verstehen, besprochen oder abgedruckt, dabei aber diejenigen Stellen, welche er nicht gleich verstand, zum Teil einfach fortgelassen und durch einen unrichtigen Kommentar aus eigener Feder ersetzt.

Also Herr von Münchhausen schreibt, daß ihn die Verehrung, welche Dehmeln zu teil werde, empöre, und daß diese Empörung durch lobhudelnde Kritiken noch gesteigert werde. Warum Herr von Münchhausen Kritiken, welche ihm unsympathische Werke loben, gleich lobhudelnd nennt, ist nicht einzusehen. Er hätte ferner doch Sätze aus diesen Kritiken citieren und ihre Autoren angeben sollen, denn er selbst hat durch seine Arbeit durchaus nicht den Nachweis erbracht, daß er überhaupt sine ira et studio zu lesen verstünde. Er thut weiterhin so, als ob Dehmel heute überall mit göttlichen Ehren gefeiert würde, während doch thatsächlich jemand, der Dehmel herunterreißt, viel eher auf Beifall und Anerkennung rechnen kann, als wer ihn lobt. Es ist deshalb auch durchaus nicht „von Interesse", wenn Ansichten wie die des Herrn von Münchhausen einmal vor weiteren Kreisen vertreten werden: für andere deshalb nicht, weil alle kurzsichtigen und kleinmütigen Leser schon längst diese Anschauungen haben, für ihn selbst aber auch nicht, denn es wird Herrn von Münchhausen bald genug klar werden, wie unvorsichtig er seinen eigenen Ruf durch sein Unterfangen gefährdet oder gar schon verdorben hat.

Gleich am Anfang steht geschrieben: „Des „Dichters" letztes Buch hat mich zur

Feder greifen lassen." — Ich glaube wohl, es wird bald nur wenige geben, die nicht mit mir der Ansicht sind, daß die Gänsefüßchen des Herrn von Münchhausen von Dehmels Dichtertitel nicht einen Buchstaben wegkratzen können.

Es wird nun von der äußeren Ausstattung des Buches gesprochen; da behauptet dann Herr von Münchhausen, daß Dehmel wohl durch diese eine pikante Reklame habe ausüben wollen. Es ist sicher das erste Mal, daß Richard Dehmel eine Frivolität vorgeworfen wird. Bisher wurde gerade er als ein stiller vornehmer Mann angesehen, der sich immer von dem öffentlichen Geschäftstreiben durchaus fern gehalten hat, in welchem sich manche neuere Litteraten gefallen.

Herrn von Münchhausen ärgert's, daß das Titelbild auf dem Umschlage über den Buchrücken auf die Rückseite geht: auf der Rückseite aber befindet sich von dem ganzen Rachen nur der Stern, welcher ebensogut fehlen könnte.

Herrn von Münchhausen stört es, daß die Anfangsbuchstaben der Verszeilen klein sind — notabene doch nur in den Fällen, wo es sich um Worte handelt, die nach der deutschen Rechtschreibung klein geschrieben werden —: er hätte doch lesen sollen, was Dehmel darüber in dem Vorwort zu seinen „Erlösungen" schreibt.

Herr von Münchhausen stößt sich daran, daß statt „Inhalt" vielmehr „Übersicht" gedruckt steht; das ist doch aber weder ein Verbrechen, noch überhaupt ein schlechter Ausdruck.

Wenn dann nun Herr von Münchhausen auf Grund solcher Beobachtungen schließt, Dehmel habe es wohl dringend nötig gehabt, wenigstens hierin seine Originalität zu zeigen, so möchte ich darauf aufmerksam machen, daß alle diese Dinge weder Dehmeln ureigen, noch im geringsten originell sind, und daß Herr von Münchhausen zwei Seiten später selbst hervorhebt, „wie oft Dehmels Gedanken durch Neuheit frappieren". Zwischen diesen beiden Urteilen besteht wohl für jeden logischen Kopf ein Widerspruch.

Weiterhin werden Dehmels Gedichte in durchaus ungehöriger und respektloser Weise in kindlich alberne und abstrus verworrene eingeteilt. Zur ersten Klasse wird als Beispiel „Reise" angeführt.

Tipp, tapp Stuhlbein,
hüh, du sollst mein Pferdchen sein!
Klipp, klapp, Hutsche,
Du bist meine Kutsche,
wutsch!

Wipp, wapp, zu langsam,
hott, wir fahren Eisenbahn!
Alle meine Pferde
um die ganze Erde,
rutsch!

Es handelt sich also offenbar um Dehmels 4—5 Kinderlieder (von denen Herr von Münchhausen sich das schwächste ausgesucht hat), Verschen, die wohl nicht einer künstlerischen Stimmung, sondern einer spielerischen Laune entstammen. Ob derartige Kleinigkeiten in eine Gedichtsammlung aufgenommen werden sollten ist eine Frage, die man wohl zur Diskussion stellen kann.*) Im Grunde aber geht sie einzig und

*) Diese Kinderlieder machen der Gedichtsammlung gewiß keine Unehre. Hat denn Herr von Münchhausen die große Kunst nicht bemerkt, die Dehmel gerade in diesen kleinen, scheinbar nur einer Laune entsprungenen Liedchen niedergelegt hat? Wenn dem Maler gestattet ist, Scenen aus dem

allein den Dichter etwas an. In einer gewichtig auftretenden Besprechung hat der Kritiker ohne Zweifel solche abseits vom Kerne des Dichters liegenden Sächelchen außer Acht zu lassen. Sonst begeht er den gleichen Fehler, wie wenn man unserm Goethe aus seinen Maskenzügen nachweisen wollte, er sei langweilig und reimsüchtig.

Beim Übergang zur zweiten Klasse — den abstrusen — will Herr von Münchhausen erst zeigen, „mit welcher Elle er mißt“. (Sollte das Bild eines Kritikers, der Gedichte mit der Elle mißt, nicht doch ein ganz klein wenig abstrus sein?) Er stellt dann die Skala von Prädikaten „mäßig, gut, mustergültig“ auf. Vielleicht ist wieder eine Göttinger Dichterschule im Entstehen begriffen, da könnten diese Censuren möglicherweise Verwendung finden. Im übrigen deutschen Lande wird es beim Urteil immer nur darauf ankommen: Kunst oder Unkunst. Interessant ist, daß bei dieser Gelegenheit der Verfasser eine Bemerkung einschiebt, die fast wie ein Stoßseufzer wirkt: eine wie schwere und feine Kunst doch die Lyrik ist!

Nun geht es an die Besprechung des Inhalts. Und wenn bisher die Vergehen des Herrn von Münchhausen auf dem Gebiete des Taktes und Respektes lagen, so treten nunmehr die Fehler des Verstandes und der Aufmerksamkeit hinzu. Da steht der Satz: „Vom Standpunkt rücksichtsloser Wahrheitsliebe verdient vielleicht die wiederholte Erwähnung der ehelichen Untreue seiner Frau Gemahlin Anerkennung (Eva und der Tod).“ Der Schreiber dieses Satzes zeigt, daß er weder den Faden des ganzen Buches gefunden, noch auch das citierte Gedicht verstanden hat. — Richard Dehmel möge es mir verzeihen, daß ich durch die frechen Anschuldigungen des Angreifers gezwungen bin, mich mit seinem Privatleben zu befassen. Meines Erachtens darf der Inhalt lyrischer Gedichte, die naturgemäß in der Ich-form geschrieben sind, vom Kritiker nur als Kunststoff nicht aber als real existierendes Erlebnis angesehen werden. Nur in diesem Sinne gehe ich überhaupt auf den Inhalt ein, ohne zu wissen und mich zu bekümmern, welcher thatsächliche Hintergrund vorhanden ist.

Hätte Herr von Münchhausen „Weib und Welt“ mit der nötigen Aufmerksamkeit gelesen, so würde er gesehen haben, daß fast im ganzen Buche das Drama der Liebe zu einer Frau behandelt ist, welche die Ehe an einen ungeliebten Mann fesselt. Den Charakter und das Schicksal dieser Frau, sowie die Höhe dieser Liebe möge man in der „Verklärten Nacht“ einsehen. Wem dann noch niedrige Gedanken aufkommen, der hat es sicher nicht Dehmels Versen, sondern seiner eigenen Moral zuzuschreiben. — Das in der „Verklärten Nacht“ Angedeutete ist in „Eva und der Tod“ zum Ereignis geworden, d. h. die Frau hat dem ihr eigentlichen fremden Gatten durchaus nicht einen unehelichen Sproß sondern ein legitimes Kind geboren. Es handelt sich also weder um des Dichters Gemahlin noch um ein außereheliches Kind. Daß dem so ist, hätte Herr von Münchhausen aus den Versen ersehen können:

Und der das Kind von ihr entgegennahm
Empfing ein Pfand des Lebens nicht der Liebe ꝛc.

Sonst steht immer „ich“. Hier wird auf einmal in der dritten Person gesprochen. Viel deutlichere Unterscheidungsmittel giebt doch eigentlich die deutsche Sprache nicht

Kinderleben zu zeichnen und die ganze Drolligkeit des kindlichen Charakters mit dem Stifte festzuhalten, warum soll dann der Dichter nicht auch ein paar Kinderliedchen dichten dürfen; wenn er die Laune und — die Herzensreinheit dazu hat. Gerade das Vorhandensein der Kinderlieder in dem Buche hätte Herrn von Münchhausen stutzig machen sollen, es spricht am lautesten gegen die schmutzigen Vorwürfe, die er dem Dichter zu machen wagt. Anm. d. Schriftleitung.

an die Hand. Das Gedicht ist außerdem eingeschoben zwischen „Zuversicht“ und „Verhör“. Das erste drückt die Empfindungen der Frau aus, die unter Todesgefahr in Geburtswehen liegt und des fernen Geliebten denkt, der in dieser schweren Stunde nicht bei ihr sein darf; das zweite dagegen schildert das Wiedersehen nach überstandener Gefahr. Ich konnte den Inhalt hier nur mit den nüchternsten dürren Worten angeben. Wenn man bedenkt, wie spröde diese Stoffe sind, so wird man erst ganz den Dichter bewundern, der sich dafür seine Sprache nahezu erst selbst schaffen mußte und daraus Kunstwerke erstehen ließ, die dank ihrer wunderbar einzigen Zartheit nirgends, aber auch nirgends den geringsten Anstoß erregen können. Man sieht dann erst, wie viel Dehmels Blicke von Rembrandts goldenen Künstleraugen haben, die das alltäglich und nieder Scheinende durch ihre verklärende Kraft und Innigkeit zu ungeahnter Höhe emporzuheben vermögen. Wenn aber Herr von Münchhausen auch jetzt noch etwas auszusetzen fände, indem er es nämlich vielleicht für verwerflich statt für menschlich hält, daß man die Frau eines anderen lieben kann, so muß er in Hinsicht auf seine Jugend über derlei Dinge nicht mitreden oder sollte im übrigen auf einige der Größten unserer Litteratur hinblicken, welchen das gleiche Glück oder Unglück widerfuhr, wie man's nun eben nennen will.

Auf die Rechtfertigung des anderen Gedichtes „Weine nicht, mein treues Weib“ brauche ich jetzt nicht mehr einzugehen. Es kennzeichnet aber die unaufrichtige Art der Kritik, wenn Herr von Münchhausen schreibt: „Wegen seiner Moral würde ich aber das Gedicht noch nicht citiert haben, die ästhetischen Gründe dürfen hier die einzig maßgebenden sein,“ dabei aber zwischen die Strophen des Gedichtes Bemerkungen einflocht, welche sich ausschließlich mit der Moral befassen.

In dem Gedichte „Mit heiligem Geiste“ handelt es sich nicht um eine Verherrlichung des Ehebruchs, sondern es wird der hier in Frage stehenden ehebrechenden Frau, die unter Gewissensbissen leiden mag, klargelegt, wie selbst Jesus für einen Ehebruch Verzeihung findet, wenn er nicht aus Leichtfertigkeit sondern „mit heiligem Geiste“ geschieht, wenn eine Frau den rechten Vater für ihr Kind zu haben glaubt, wenn sie sich aus tiefstem Herzen nach der Vereinigung mit dem sehnt, der ihr von Natur aus bestimmt war und nur zu spät ihren irdischen Weg kreuzte. Daß der Ehebruch vor dem Gesetze strafbar ist, das ist allbekannt, und Dehmel weiß das so gut wie Herr von Münchhausen. Es soll hier nur der Frau zum Trost gesagt werden, daß die himmlische Christenliebe auch für dies Vergehen Verzeihung gewähren kann. Wenn Herr von Münchhausen im Schlusse eine unverhohlene Anwendung auf die Heilige Jungfrau Maria erblickt, so ist das seine ihm ureigne Deutung, an welcher der Dichter keine Schuld trägt. Man muß eben solche Gedichte wirklich „mit heiligem Geiste“ lesen.

Nun kommt der größte Schnitzer: die Besprechung der Venus consolatrix. Da hätte Herr von Münchhausen bedenken sollen, daß Venus nicht immer die „Dritte, ach die Dritte“ aus Offenbachs „Schöner Helena“ bedeutet, sondern sehr wohl etwas Heiliges darstellen kann und hier auch darstellt, nämlich das gleiche, was Richard Wagner in seinem fliegenden Holländer bezweckte: die erlösende Macht der weiblichen Liebe. Wo Herr von Münchhausen eine unzüchtige Begegnung mit der Heiligen Jungfrau Maria erblickt, da erscheint dem Dichter in Wahrheit die Idealgestalt seiner Geliebten. Die innerlichsten Eigenschaften des Weibes: Liebe zum Manne und Liebe zum Kinde enthält sie in den erhabensten Typen: der Mutter Gottes und Maria Magdalenens, die Jesus anhing. Schon die Schilderung des Gewandes der Frau

hätte darauf aufmerksam machen müssen, daß es sich um eine Frau aus unsern Tagen, nicht um die Mutter Maria handelt. Und indem sie ihre Brüste entblößte, spricht sie:

Sieh! dies Fleisch und Blut,
das einst den kleinen Heiland selig machte,
bevor ich an sein großes Kreuz ihn brachte.
Maria ich, die Nazarenerin,

ah sieh, es ist desselben Fleisches Blut,
für das der große Heiland sich erregte,
bevor ich in sein kleines Grab ihn legte
Maria ich, die Magdalenerin.

Es ist doch sonnenklar, daß in der ersten Strophe an die Mutter Jesu gedacht ist, wie sie auf vielen alten Kirchenbildern dargestellt ist, indem sie nämlich dem lächelnden Jesusknaben voll Mutterglück ihre Brust darbiet; in der zweiten Strophe dagegen an Maria aus Magdala, die Jesus geliebt haben soll. Gerade dieser Wechsel der Persönlichkeit beweist, daß wir es mit einer Idealgestalt zu thun haben. Aber dieses Strophenpaar, in dem sich das Weib, ich möchte sagen in seine beiden Seelenhälften zerlegt, läßt Herr von Münchhausen fort und nennt sie teils nichtssagend teils unverständlich, während sie doch in Wahrheit der Kern und Schlüssel des Gedichts sind. Ich möchte an das Wort eines großen Franzosen erinnern:

S'il faut tout vous dire ne me lisez point.

Nach diesen mißverstandenen Darlegungen kommt der Passus: „Nach meinen Erkundigungen ist Dehmel Jude." Es hätte wohl Herrn von Münchhausen nur wenig gekostet, sich davon zu unterrichten, daß seine „Erkundigungen" zu einem falschen Ergebnis geführt haben. In einem Kampfartikel zumal, sollte man doch vorsichtiger zu Werke gehen! Daß eine solche Bemerkung wie die des Herrn von Münchhausen bei der heutigen Zeitströmung nicht belanglos ist, könnte doch auch der naivste jüngste Student wissen. Zudem werden auf der falschen Prämisse noch für Dehmel ungünstige Schlüsse aufgebaut.

Es wird dann noch über die Bilder in Dehmels Gedichten gesprochen und ihnen gesuchte Seltsamkeit vorgeworfen. Auch dort ist noch manches Schiefe zu lesen und ein ungeziemender Ton vorhanden. Ich möchte doch nur bemerken: es ist gewiß nicht zu verlangen, daß die Sprache überall gleich dem Aufschwung der Gedanken folgt, wenn man auf so neuen Bahnen abseits vom alten Geleise wandelt wie Dehmel. Es giebt viele, die nicht mit suchendem Tritte in das Wolkengewoge der Zukunft hineintasten mögen, sondern es vorziehen, auf erprobten Feldern Nachernten zu halten. Sie sind ganz sicher nicht zu verachten und werden ungescholten bleiben. Aber diese Männer, zu denen Herr von Münchhausen gehört, sollten sich doch des Urteils über Bestrebungen entschlagen, welche außerhalb ihres Bereiches liegen. „Dünger gehört unter die Erde", schreibt Herr von Münchhausen. Nicht Dünger gehört unter die Erde, sondern Staub und Moder alter Zeiten. Dünger gehört auf den Acker. Dehmel wünscht sich gewiß nichts besseres als die Grundlage künftiger goldener Ernten zu werden. Einen vergleichenden Maßstab zwischen Dehmels und Münchhausens Gedichten will ich hier nicht anlegen, wie ich ja nicht einmal Dehmels Wert abwägen, sondern nur Herrn von Münchhausens schiefe und falsche Darstellungen abwehren wollte.

Ich ziehe jetzt die Schlußsumme meiner Ausführungen. Herr von Münchhausen

sollte auf dem littera scripta manet nicht so bestehen. Wenn einst mal die Affaire in der Litteraturgeschichte zur Sprache kommen sollte, so wird Herr von Münchhausen nicht gerade in günstiger Beleuchtung dastehen. Ich habe zu seinem Besten von Anfang an vorausgesetzt, daß seine Arbeit das Produkt des Wagemutes einer wahrhaften inneren Überzeugung ist. Aber sein Mangel an Verständnis für fremde Dichtererzeugnisse und seine unedle Kampfesart haben ihn seinen Zweck durchaus verfehlen lassen. Ich fürchte, daß die meisten seiner Leser das, was er gethan, für ein Vorgehen ansehen, welches dem Sykophantentum nahe steht. Thatsächlich hat Dehmeln der Artikel des Herrn von Münchhausen eine Vorladung vor den Staatsanwalt eingebracht. Wie gesagt, ich glaube nicht, daß Herr von Münchhausen nach solchen Zielen visiert hat; aber in den Augen des litterarischen Publikums hat er sich zweifellos so sehr in den Sumpf geritten, daß er sich höchstens wie weiland sein Namensvetter am eigenen Zopfe herausziehen könnte, der ihm reichlich und ungeschnitten hinten hängt.

Venetianer Kunsteindrücke.

Von Paul Maria Lacroma.

(Görz.)

Die internationalen Kunstausstellungen Venedigs, die seitens der Stadt als Gedenkfeier der silbernen Hochzeit des Königspaares gestiftet wurden und jedes zweite Jahr stattfinden, scheinen sich einer regen Teilnahme seitens der Künstlerwelt zu erfreuen; denn die zweite Ausstellung ward noch viel reichlicher bedacht als die erste. Es muß zwar eingeräumt werden, daß diesmal keinem der vielen Bilder eine fascinierende Anziehungskraft nachgerühmt werden kann, aber der Gesamteindruck ist um so besser, und deshalb ebenso wirkungsvoll, als wenn das Publikum besonders auffälliger Bilder wegen herbeiströmte.

Giacomo Grosso, der vor zwei Jahren mit seinem Weiber-Bacchanal an der Bahre des toten Don Juans so viel Staub aufwirbelte, hat nun beweisen wollen, daß er nicht allein Nuditäten zu malen versteht, sondern auch — Kleider. Sein Bild zeigt ein reizendes halbwüchsiges Mädchen, mehr Kind noch als Jungfrau, inmitten eines sommerlich-üppigen Gartens, dessen Hauptzierde bläulich blühende Hortensien bilden. Ein schneeweißes, sittig bis zum Knöchel hinabreichendes modernes Kinderkleid umwallt die in Lebensgröße ausgeführte Gestalt. Das frappanteste an dem Gemälde ist jedoch der sinnige Ausdruck in den durchgeistigten Zügen des gleichsam plötzlich zum denkenden Mädchen erwachenden Kindes. Der Maler hat sein Bild auch höchst charakteristisch: „Luci improvise d'un anima“ (Gedankenblitze) genannt.

Das allgemeine Urteil bezeichnet dies Bild als das ausdrucksvollste der Ausstellung, ja man könnte es sogar als tadellos bezeichnen, wenn Grosso ein besserer

Botaniker wäre und die als niederes, kompaktes Gewächs bekannten Hortensien nicht langstielig und sogar höher als sein zumindest schon dreizehnjähriges Mädchen gemalt hätte.

In Ausdruck und idealer Darstellung hehrer Gefühle ist diesem Kunstwerk das entzückende Gemälde: „Amori Santa" (heilige Liebe) von Egisto Ferroni anzureihn. Es stellt ein schönes Weib aus dem Volke dar, das sein Kind auf den Armen wiegt und von dem blühenden, kräftigen bambino, in kindlichem Übermut innigst umschlungen wird. Ein anderes Frauenbild voll jugendlichem Liebreiz, ist das von Roberto Ferruzzi nach Muttergottesart mit dem Kinde im Arm gemalte, doch profan gehaltene Bild: „Madonnina".

Auch in der Plastik begegnet man einer Versinnbildlichung der Mutterliebe von George Frampton. Der rühmlichst bekannte englische Künstler, der Maler, Bildhauer und Architekt zugleich ist, prangt mit einer versilberten Bronzegruppe: „Madre e figlio" (Mutter und Sohn). Die Technik der Ausführung ist besonders in der spitzenbesetzten Gewandung des Kindes bewundernswert, während der seelische Ausdruck in den gesenkten Lidern der Mutter merkwürdig schön zur Geltung kommt, die so stillbeglückt auf ihr Kindchen hinabblickt, daß in dem verhüllten Auge viel mehr Leben liegt, als oft in dem sorgfältigst gemalten.

In derselben internationalen Sala E, die durchwegs der Skulptur gewidmet ist, thront auch das große, biblische Prachtstück Urbano Nono's: Respha, deren Söhne König David den Gabaniten zur Kreuzigung ausgeliefert. Die unglückliche Mutter, die mit wildzerzaustem Haar und stierem, in die Ferne schweifendem Blicke unter dem Kreuze Wache hält, damit die Raubtiere die Leichen ihrer Lieben nicht zerfleischen sollen, ist ergreifend dargestellt.

Ein Bruder dieses genialen Bildhauers, der Maler Luigi Nono, macht dem Talente der Familie alle Ehre durch sein großes, stimmungsvolles Bild: „Funerale d'un bambino" (Begräbnis eines Kindes). Die einzelnen Gestalten der im flackernden Kerzenschein dahinschreitenden Leidtragenden, die sämtlich den ärmeren Volksklassen angehören, sind ungemein lebenswahr gemalt. Da besticht nicht allein das ergreifende Sujet, sondern auch die vorzügliche Behandlung desselben. Das gleiche läßt sich von dem Bilde eines anderen schätzbaren italienischen Malers Oreste da Molin sagen, dessen Gemälde: „Angoscia" im ersten großen internationalen Salone D allgemeine Bewunderung erregt. Es ist eine getreue Wiedergabe menschlicher Seelenfolter angesichts der festverschlossenen Thür des Operationszimmers eines Spitals. Besonders markig tritt die im Mittelpunkt stehende Männergestalt hervor, die finsteren Blickes der ersehnten Auskunft harrt, während ein altes Mütterchen ergebungsvoll den Rosenkranz betet und eine andere jugendliche Frauengestalt halb ohnmächtig auf dem Holzbänkchen des schlichten Wartezimmers ruht, das sie mit einem alten Manne teilt, der ein Knäblein gleichsam trostspendend und Trost suchend umschlingt.

Daneben prangt ein bereits vielgesehenes und vielgepriesenes Kolossalbild von Villegas: „Der Tod des Stierkämpfers". Seine große Kunst in der effektvollen Dekorations- und Kostümmalerei" ringt diesmal mit einem anderen Spanier um die Palme, mit Sanchez, der ein herrliches, wenn auch minder bestechendes Bild ausstellte. Kurz und schlicht nennt er's: „La nipotina"; doch um die kleine, weißgekleidete Gestalt der Enkelin, die am Klavier sitzt und den Freunden des Hauses ihre Fertigkeit produziert, häuft sich ein so großartiger Apparat an Reichtum der Salonausstattung und subtiler Detailmalerei, daß man stundenlang vor dem Bilde

stehen könnte und immer wieder eine neue verblüffende technische Feinheit darin finden würde.

Diesem wunderbaren Intérieur reiht sich im italienischen Salone F das Innere der Markuskirche von Maria Ippoliti würdig an. Besonders gelungen ist das Gesunkel der goldstrotzenden Mosaikwände und die leuchtenden Wachskerzen, die äußerst hell und natürlich flammen.

Zu den Perlen der Ausstellung, an denen leider viele achtlos vorüberhasten, zählen die Aquarelle von Raffaele Mainella, die in dem kleinen Veranda-Saal vereinigt sind. So poetisch schön und ergreifend wie in dieser Bilderserie, ward das heilige Land selten dargestellt. Die dunklen Cypressen, die an Hannibals Grab, Jahrhunderten getrotzt, sind stumm und dennoch beredte Zeugen der üppigen Vegetation, während das im Abschiedskuß der Sonne erglühende Thal von Josaphat, die echt orientalische Urkraft des Tagesgestirnes herrlich spiegelt. Überwältigend wirkt auch der „Jordan“ und „das tote Meer“ mit der einsamen Frauengestalt; doch müßte man ja alle nennen, um den Bildern und dem Schöpfer gerecht zu werden.

Die deutsche Kunst ist sieghaft vertreten durch kleine, doch meisterhafte Beiträge von Adolf Menzel, durch mehrere wertvolle Bilder Wilhelm Leibls, darunter seine: „Bracconieri“ (Treiber), die den Stempel „weidgerechter“ Charakteristik in ihren wetterharten Mienen tragen.

Paul Meyerheim ragt mit einem famosen Affenbild hervor und mit einer Alm, der die großartige Scenerie des „Eggischhorn“ besonderen Reiz verleiht; nicht minder die Staffage der prächtigen Kühe, welche die bekannte Fleckrasse der Walliser Alpenwelt aufweisen. Die Kunst des Meisters zeigt sich jedoch am besten in den unauffälligeren Nebendetails, hauptsächlich in den blumigen Matten, in welchen die ganze Höhenflora wie in einem persischen Teppich eingewebt erscheint. Die gelbe Butterblume und der blaue Wiesensalbei, wiegen sich so natürlich in den üppigen Grashalmen, daß man schier die Hand ausstrecken möchte, um sich in der sterilen Lagunenstadt einen Alpenstrauß zu erobern.

Im Porträtfach steht dem vielbewunderten und als unübertrefflich geltenden Lenbach, der diesmal auch mit einem kunstvollen Bilde neuester Zeit vertreten ist, ein würdiger Partner in dem ungarischen Maler Leopold Horovitz zur Seite. Die Bildnisse desselben, besonders der feine Frauenkopf, zählen mit recht zu den Prachtstücken der Ausstellung. Unter den Porträtbüsten nimmt das in Marmor ausgeführte, lebenstreue Konterfei des Professors Wiedemann von Sessner den Ehrenplatz ein. Die Tolstoi-Büste von Ilija Günzbourg ist zwar gleichfalls sehr ausdrucksvoll; doch durchaus nicht so sprechend.

Ein Lieblingsbild der Ausstellungsbesucher ist: „Il poeta“ des geschätzten Wiener Malers Goltz. Der feinsinnige Künstler hat das Wunder vollbracht, eine Nudität zu malen, die nicht anstößig ist; denn die Gestalt der Poesie, die dem in ehrfurchtsvollem Staunen vor ihr knieenden jungen Mann höchst bedeutungsvoll eine — Passionsblume auf dem dornenreichen Poetenpfad beut, umschwebt so viel Anmut und Keuschheit, daß man das Gemälde ebenso treffend „Casta diva“ nennen könnte.

Allgemeines Entzücken erweckt das neckische Kinderbild „Pierrot und Pierrette“ von Blaas, während Italico Braß mit einem markigen Venetianer Charakterkopf glänzt.

Von vielversprechenden jungen Talenten ist Luigi Selvatico und Glauco Cambon zu nennen, dessen Pastell-Porträts, besonders das männliche, deutlich ver-

raten, daß sich bei dem in München ausgebildeten Debütanten italienisches Genie mit deutscher Kunst aufs glücklichste vereint.

Ein herrliches, ungemein duftig gemaltes Bild ist „Alba" (Morgengrauen) von Luigi Mioni, und ein besonders liebliches die kleine, Gänse hütende Wegweiserin: „Per via" von Karl Hartmann.

Nennenswerte Gemälde giebt es natürlich noch in Hülle und Fülle, besonders im schottischen und holländischen, ja in allen Sälen, und dennoch sei nur eines noch genannt, das die Erwähnung leider vom Standpunkt des Grauenhaften verdient. Es ist das Tryptychon: „Tutto è morto" (alles ist tot) von Friedrich Leon. Was dieses Konglomerat zerstampfter Menschenleiber, die in einem Blutmeer herumschwimmen, eigentlich bedeutet, versteht man nicht recht, wenn auch offenbar das jüngste Gericht mit dem in den Wolken thronenden Gott und der Engelschar, die Stein auf Stein auf die sündige Menschheit herabschleudert, dargestellt sein soll; aber vorgestellt hat sich das hehre Gottesgericht gewiß niemand in solcher Weise; denn es würde sonst weniger drauf los gesündigt werden, auch was den — Farbenschwindel anbelangt.

Völlig neu ist dies Jahr die japanische Ausstellung. Viel hiervon, besonders von der Kollektion Seeger, ward zwar vor einigen Jahren in der Berliner japanischen Ausstellung gesehen, immerhin ist aber die japanische Abteilung mit ihren Raritäten berufen, den clou zu ersetzen, der diesmal vergebens gesucht wird. Es mangelt zwar nicht an — vernagelten Kunstwerken, wiewohl die Jury so gewissenhaft vorgegangen, daß man eines der schönsten Bilder außerhalb der Ausstellung bewundern mußte; doch Kunst ist es immerhin, was hier geboten wird, wenn sie auch manchmal im Stoff in die Irre geraten sein mag. Und das bietet auch eine gewisse Garantie für die schöne Entfaltung der nächsten internationalen Ausstellung.

La bella Venezia verspricht mithin auch ein Hort moderner Kunst zu werden, obschon die Kunst der unsterblichen alten Meister stets als unübertreffliches Ideal ob der herrlichen Dogenstadt thronen wird.



Kritik.

Romane und Novellen.

Ein falsches Liebeslied. Novelle von Rudolf Golm. Dresden, E. Pierson. 152 S.

Ein flotter, schöner Mann, bis Dato Roué und „Universal-Laie“, sucht sich, des Junggesellentums satt, eine Gesponsin. Zwei Schwestern aus bürgerlicher Familie gefallen ihm. Er verlobt sich mit der, die ihm besser gefällt. Kaum ist das geschehen, gehen ihm die Vorzüge der andern auf. Also Umverlobung! Als er schließlich am Altar steht und die Ringe wechselt, ist er tief unglücklich, daß er doch nicht die andere genommen, die erste. Das ist mit prachtvoller Laune dargestellt. Es wäre eins der besten Werke humoristischer Litteratur geworden, hätte sich der Verfasser weniger von der Geschicklichkeit und Lebensklugheit und mehr von der draufgängerischen Phantasie des absoluten Dichters bestimmen lassen. Neben dem Helden ist ein alter, vom Leben abgehärteter Onkel vorzüglich gezeichnet. Er spricht dem Tragikomiker in der Ehe zu: „Das ist das Leben. Alles fliehende Illusion. Es giebt keine Erfüllung. Und drum sag ich dir, lieber Freund, du wirst immer die andere wollen, wie du auch wählst, immer die andere, die du nicht hast.“ Da lachte der Held hellauf — „und kehrte zu seiner jungen Frau zurück — gottergeben!!“ — Wie gesagt, ich hätte mir die Geschichte stellenweise etwas gepfefferter, hohnvoller gewünscht. Den braven deutschen Lesern wird sie auch so schon stark genug sein, freilich. Der Verfasser kündigt einen Roman an: „Venus am Kreuz.“ Der Titel verspricht. Ich wünschte Rudolf Golm die Frechheit zu einer genialen Ropsiade, wäre ich nicht überzeugt, ihm damit seine glücklich begonnene Laufbahn zu stören. In der Mitte zwischen Hartleben und Kabelitz marschiert sich's sicherer. M. G. C.

Theodor Kabelitz, Gründe und Abgründe. X-Strahlen in das Frauenleben. Berlin, Schuster & Löffler. 158. S.

Der Pseudo-Naturalismus, der soviele gute Menschen und schlechte Musikanten zu dem Wahne verführte, jede beliebige Plattheit brauche nur möglichst ungewaschen und detailliert vorgetragen zu werden, so habe man eine moderne litterarische Kunstthat vollbracht, wird in seiner ganzen Geist- und Kunstwidrigkeit wie in seiner ethischen Roheit auch dem ästhetisch blinden Litteratur-Banausen nicht bequemer demonstriert werden können, als wenn man zum Vergleiche Werke wie Kabelitz' „Gründe und Abgründe“ heranzieht. Das sexuelle Gebiet, auf dem sich der Pseudo-Naturalismus mit so steifleinenem Problematikerernst tummelt, wird von Kabelitz mit der anmutigsten Freiheit von der Welt abgetastet. Mit entzückend naivem Cynismus wird in die unterschiedlichen Gründe und Abgründe des Ge-

schlechtslebens geleuchtet und dabei ein Sprühfeuer von Witz und Bosheit losgelassen. Gewiß wird kein Vernünftiger diese naturalistischen Geschichten mit dem Einband eines Konfirmationsbuches versehen und Katechismusschülern auf den Gabentisch legen wollen. In den rechten Händen wird jedoch auch diese ungemein freie und geistreiche Fabulierkunst die Wunder der Schönheit wirken. Wer statt ihrer nur Sinnen- und Nervenreize sucht, wird freilich bei Kabelitz so gut auf seine Rechnung kommen wie bei den Kaviar-Spezialisten. Nur daß diese Herrschaften weder den Willen noch auch meist die Gabe haben, mehr zu leisten, während Kabelitz selbst bei seinen stärksten Stücken Ästhetiker bleibt. C.

Beim Kommiß. Zwei Jahre Volkserziehung von O. Eugen Thossan. Leipzig, Georg H. Wigands Verlag 1897. — Ein frisch und flott geschriebenes Büchlein, das mit großem Freimut die Annehmlichkeiten und Freuden schildert, die unsere jungen Leute im bunten Rock zu kosten bekommen. Der Verfasser zeigt an dem Beispiel eines jungen Kaufmanns, wie die anfängliche Begeisterung des Rekruten für alles, was mit dem Militär zusammenhängt, schnell gedämpft wird, wie während der Ausbildungszeit ein eigentlicher Haß bei dem Gequälten gegen seine Vorgesetzten und seine Kameraden entsteht, wie aber dann das System allmählich seine abstumpfende — oder sollen wir sagen kräftigende? — Wirkung thut, wie sich der junge Mann in seine Lage finden lernt, und wie er sie, obgleich er nun einsieht, daß nicht alles Gold ist, was glänzt, schließlich noch als eine bevorzugte, beneidenswerte empfindet. Mit den Gefreitenknöpfen kommt ihm die Erkenntnis von der Wichtigkeit des „Markierens" im militärischen Leben. Und er markiert nun nach Herzenslust, er wird ein Meister in dieser schönen Kunst und angenehm bei Militär und Civil, ein Held vor allen Philistern. Das Büchlein zeugt von vortrefflicher Beobachtungsgabe; doch könnten die Lichter vielleicht hie und da etwas schärfer aufgesetzt sein. Der Leser erwartet nach den ersten Seiten, daß der Verfasser mit dem System schärfer ins Gericht gehe, als es nachher thatsächlich geschieht. Das Schriftchen ist keine eigentliche Tendenzschrift. Die Verurteilung dieser Art von „Volkserziehung" klingt nur ganz leise zwischen den Zeilen. H. M.

Ludwig von Poyssl, Fürstin und Zigeuner, Roman aus der Gegenwart. Mannheim, J. Bensheimer.

Natürlich, die Prinzessin Chimay mußte ja „litterarisch" verwertet werden! Es ist ja ein so unendlich interessantes Problem, wenn eine Prinzessin mit einem Zigeuner durchbrennt. Hübsch mit Pathos ist die Sache selbstverständlich gemacht, und der Prinzessin sind auch ein paar durchsichtige Tugendmäntelchen um die üppige Figur gehängt, damit das Elaborat sich auch in den Generalanzeigern verwerten läßt: „Pikanterie" ohne Witz mit Tugendpathos — das ist das Richtige. Und das nennt man dann „Roman". C. Hans von Weber.

Paul Blumenreich, „Vorbestraft", Roman aus der Gegenwart. Berlin 1897 Hugo Weinitz. 182 S.

Der Roman ist etwas flüchtig geschrieben, und das ist schade, sowohl um das behandelte Problem, wie auch um das Talent des Verfassers. Er hätte es sich so schwer machen sollen, wie er es müßte, wenn er nicht nur einen Einzelfall behandeln, sondern ein ganzes System an den Pranger stellen wollte. Der Held des Romans hat in seiner Jugend aus direkter Unkenntnis der Verhältnisse gefehlt, ist bestraft und dann ein tüchtiger, ja ganz besonders pflichttreuer Arzt geworden. Sein Schwiegervater erfährt dies sehr spät und erzwingt die Scheidung der sehr glücklichen Ehe seiner Tochter mit dem „Vorbestraften". Das ist aber

kein Kunststück, gegen das Vorurteil solcher Leute zu Felde zu ziehn. Wer so borniert ist, wird es ewig bleiben. Ganz anders würde der Fall liegen, wenn es sich um einen Verbrecher handelte, der seine That mit vollem Bewußtsein begangen hat und nach Verbüßung der Strafe wieder in die menschliche Gemeinschaft aufgenommen werden möchte.

Etwas weniger Pathos und mehr ernstes Wollen hätten den Verfasser zu einem Vorkämpfer für eine sehr gute Sache machen können. Aber das ist vielleicht unbequem!

C. Hans von Weber.

Vor der Flagge des Vaterlands von Julius Verne. Autorisierte Übersetzung. Wien. Hartlebens Verlag.

Clovis Dardentor. Von Julius Verne. Ebenda.

Das sechste Dutzend von Vernes Schriften liegt nun in deutscher Übertragung ziemlich vollständig vor. Eigentliche Kunst darf man darin nicht suchen; diese liegt dem vielschreibenden Franzosen durchaus fern; sein Zweck ist ja lediglich darauf gerichtet, dem Leser das sonst oft etwas salzige und harte Brot der Wissenschaft mundgerecht zu machen und ihm auf angenehme, mühelose Weise allerhand Kenntnisse beizubringen. Er ist stets geistreich und amüsant, ein vortrefflicher Erzähler, der sein Publikum stets in fieberhafter Spannung erhält, es über den Mangel jeglicher Komposition und tieferer psychologischer Charakteristik hinwegtäuscht und es nicht eher wieder freigiebt, als bis seine Geschichte geendet hat. Es liegt etwas Gefährliches in der Lektüre dieser Romane, was sie ihre pädagogische Tendenz — wenn ich so sagen darf — stark verfehlen läßt: die Grenze zwischen der Wirklichkeit und der wissenschaftlich oder technisch gefärbten Phantastik ist immer dermaßen vermischt, daß man nie weiß, wo die eine aufhört und die andere beginnt. — Die erste Erzählung handelt von einem Erfinder, der eine alles bisherige übertreffende Höllenmaschine konstruiert hat, der von allen Ländern wegen seiner übertriebenen Forderungen abgewiesen und zuletzt gar in eine Heilanstalt gebracht worden ist. Seeräuber entführen ihn, bringen ihn nach dem sonst unzugänglichen Innern einer Bermudainsel und gewinnen ihn durch kluges Betragen für sich. Doch Verrat macht den Schlupfwinkel bekannt; Kriegsschiffe nahen; er will die Insel mit seiner Maschine verteidigen, aber beim Anblick der vaterländischen Flagge erwacht seine Liebe zum Heimatlande, er steht von seinem Vorhaben ab, eilt zurück und findet mit allen, die um sein Geheimnis wissen, bei der entstandenen Explosion den Tod. — Die zweite Erzählung schildert eine Reise über das Mittelmeer und durch Algier mit ihren mannigfachen Zwischenfällen: die Geschichte einer Adoption mit überraschendem Schluß, die immer wieder neue spaßhafte Wendungen erhält, zieht sich als eine Art Grundgedanke durch das Ganze.

P. Ss.

Die Althofleute. Roman von Ludwig Hevesi, mit Illustrationen von Wilh. Schube. Stuttgart, Verlag von Adolf Bonz u. Komp.

Ein ganz lustiges Buch, ungefährlich und leichtverdaulich, ohne große Probleme, aber auch ohne Langeweile, famose, bekömmliche Badereisenlektüre. Das einzig scheußliche sind die Illustrationen, die eben schlecht und recht „hingesaut" sind, aber im Texte nur störend wirken und zur Verständlichkeit des Buchs nichts beitragen, weil es ohnedies leicht verständlich ist. Wer sich sonst amüsieren will, wird bei Hevesi seine Rechnung finden, denn die Gestalten sind leicht, aber sicher gezeichnet, die Sprache gefällig und stellenweise recht launig, die Komposition einfach und durchsichtig. „Gekriegt" wird am Schluß, und trotz italienischer Rinaldotypen giebt es nicht mehr wie eine Leiche, und auch die

ist ganz manierlich und anständig in einem Hospitalbett untergebracht. Also — was will man mehr?

Hermann Anders Krüger.

Lyrik.

Richard Schaukal: Meine Gärten. Einsame Verse. Berlin, Schuster und Löffler. 124 S.

Nachdem ich in verschiedenen Stimmungen den Eindruck dieser „einsamen Verse“ auf mein Empfinden erprobt, muß ich gestehen, daß ich kein großes Maß von spontaner dichterischer Energie bei dem Verfasser festzustellen vermochte. Schaukals ursprüngliches Material erscheint mir nämlich beschränkt. Nach berühmten Mustern sieht und interpretiert er in seine Dichter-Individualität vielerlei hinein, was nicht schöpferisch in ihm lebt von Anbeginn. Wer viel Umgang mit moderner Poesie hat, merkt leicht, durch alle technischen Feinheiten und Illusions-Zauberstücke hindurch, die erkünstelten Stellen, wo der natürliche schöpferische Pulsschlag ausblieb und die Mache das Dichterische ersetzen mußte. Verdächtig ist auch der kolossale Aufwand an Bildern. Man wandelt durch die Verse wie durch Galerien, alle Wände voll! Manche sind originell und schön. Andere wieder gesucht, von fragwürdigem Empfindungs- und Tonwert, mit angequälter Stimmung. Ich mache diese Bemerkungen nicht aus pedantischer Laune oder gar um den Dichter herabzusetzen. Gott behüte mich davor. Oder gar um den Dichter in der Freude an sich und seinem Werk zu kränken. Das würde mir ja auch gar nicht gelingen, denn Schaukal gehört zu jenen Unnahbaren, bis zu deren Höhe kein kritischer Pfeil dringt. Er versichert ausdrücklich in seinem Prolog „Das Gartengitter“: „Gedränge atmender Menschen meid' ich, und einsam-ernst lausch' ich wie reiche Herrscher Festen, die der Geist mir feiert, mir, dem Einzigen. Dank, schätzende Ehrung geb' ich, nicht von dem Volk verführt. Was ist mir heulender Beifall, häßlicher Tagtribut! Wenige nur und Gleiche sollen mich grüßen. Kaum gestatt' ich, daß mir die Schar an meines Gartens goldne Stäbe die Finger legt.“

Der Dichter feiert sich in seinen „Gärten“ selbst ein Fest, oder vielmehr „der Geist feiert es ihm.“ Es sind die großen Separatvorstellungen und Apotheosen, wie sie unser erhabener Kunstkönig Ludwig II. von Bayern liebte. Richard Schaukal lebt, soweit es ihm die lyrischen Mittel erlauben, in seinen „Gärten“ das Leben dieses majestätischen Geschlechts und spinnt sich ein in die Gloriole königlicher Träume. Kritik wird da leicht als Majestätsverbrechen empfunden. Meine Bemerkungen richten sich aber gar nicht an den Dichter Richard Schaukal, sondern nur an meine Leser, mit denen ich mich über litterarische Erscheinungen unterhalte. Hoffentlich werde ich dafür nicht in Ketten gelegt oder des Landes verwiesen. Und wie mir, wird es noch vielen anderen kunstbegeisterten Zeitgenossen ergehen: Boudoir- und Atelierdichtkunst ist uns so wenig wie die Kaffeehaus- und Coulissenlitteratur das äußerste Phänomen dichterischer Offenbarung. Richard Schaukal ist gewiß ein vornehmer, ernster Geist, dessen Kunstthätigkeit zunächst für ihn selbst etwas rein Beglückendes hat und von diesem Gesichtspunkt aus aller Kritik entrückt ist. In seinen lyrischen „Gärten“ steht uns aber zu wenig Wildwuchs und zu viel Treibhauspflanzliches, und manche prunkende Blüte nimmt sich aus wie fabriziert, geschminkt und parfümiert und nicht aus Gottes Erdboden gewachsen. Es ist uns nicht vergönnt, an diese Art von Kunst-Lyrik mit glühendem Herzen zu denken, wenn wir mit Omar Khiayyam singen:

Ein Band Gedichte unterm schattigen Baum,
Dazu ein Laib frisch Brot, voll Wein ein Krug,

Und du singst in der Wildnis mir ein Lied:
Die Wildnis wär' mir Paradies genug.

Also jeder in seiner Art! Und damit lassen wir auch in der Lyrik jeden nach Façon berühmt und selig werden und wissen uns von den Sünden und Naivitäten der alten Schulmeister-Kritik vollkommen frei, die in ihrem ästhetischen Unfehlbarkeitswahn fortwährend dozierte: „So müßt ihr dichten, und so dürft ihr nicht dichten!“ Wir gestatten den Dichtern mit größtem Vergnügen alles — was sie können. Wir lassen uns nur kein X für ein U vormachen. Richard Schaukal hat sich uns gegenüber keines Täuschungsversuches, keiner Vorspiegelung falscher Thatsachen schuldig gemacht. Schon die Aufschriften in seinen „Gärten“ sind ein lautes Zeugnis seiner Ehrlichkeit: Wildpark (Buch der Enttäuschungen) — der Weiher (Buch der Sehnsucht) — die Taxusmauern (Buch des Künstlers) — Teppichbeete (Buch der Liebe) — Allee (Buch der Schatten und Gestalten) — Epilog (Misère). Den Prolog mit seinem Odi profanum vulgus haben wir bereits oben zitiert. M. G. C.

Horatius travestitus. Ein Studentenscherz. Berlin, Schuster und Löffler. 65 S. — Ewige Messe. Dichtungen von Max Beyer, Leipzig, P. Friesenhahn. 58 S. — Zum Licht! Gedichte von Wilhelm Holzamer. Berlin, Schuster und Löffler. 156 S.

Unter Dichtern ist der feierliche Poseur wohl die spaßhafteste Erscheinung, er kommt noch vor dem symbolischen Faxenmacher. Als Gegengift muß man sich den travestierten Horaz beilegen, wenn man aus eigener Laune mit den klassisch-romantisch-epigonischen Biedermeiern nicht fertig werden kann, die nun auch wieder den Parnaß zu umwimmeln beginnen. „Zum Licht!“ ist eine gesunde Hilfe gegen die Duckmäuser-Poetaster. Holzamer ist selbst ein aufsteigendes Licht. Fest, klar, ohne irrlichtelierendes Geflunker. Beyer hat einen leisen Stich ins Sentimentale, der uns in der „Ewigen Nacht“ nicht sonderlich stört, denn er wirkt als diskretes Kunstmittel.

X. Y. Z.

Zwanzig Dehmel'sche Gedichte mit einem Geleitbrief von Wilhelm Schäfer. Schuster und Löffler. Berlin 1897.

Wer Kindern etwas lehren und Erfolg sehen will, gestaltet seinen Vortrag am zweckmäßigsten so, daß dieser an Bekanntes anknüpft nnd allmählich vom Alten zum Neuen übergeht. Dadurch erweitert sich der Ausgangsring konzentrisch und leitet sicher zu dem größeren Kreis, den das Auge adäquat erkennen, nicht aber als einen rätselhaften, fremden Besuch anstarren soll. Ich hätte wohl gewünscht, daß auch Wilhelm Schäfer dieser Methode gefolgt wäre, als er seinen Brief an den deutschen Michel schrieb, erstens im Interesse Richard Dehmels, dessen Popularisierung dadurch nur gewonnen hätte, zweitens im Interesse Wilhelm Schäfers, der wahrscheinlich zu korrekteren Ergebnissen gelangt wäre, drittens im Interesse des Adressaten, dessen Kunstsinn vielleicht eine wünschenswerte Bereicherung erfahren haben würde.

Die Anrede der Epistel lautet: „An meinen Freund, den deutschen Michel“. Wer ist der deutsche Michel? In diesem Falle jeder, der zu Dehmel nicht mit ebenso heiligem Entzücken emporschaut, wie Wilhelm Schäfer es thut. Danach darf ich Herrn Schäfers geschätztes Schreiben auch als an mich gerichtet ansehen, soweit entfernt ich natürlich auch davon bin, auf die dem deutschen Michel vorangestellte vertrauliche Bezeichnung irgendwelchen Anspruch zu erheben und mich anmaßend etwa zu Herrn Schäfers Freunden zu rechnen.

„Wenn du jemanden nicht verstehst,“ schreibt mir also Herr Schäfer im Eingang seines 39 Seiten umfassenden Briefes,

„so kann das an seinen Gedanken liegen, oder an seiner dir fremden Sprache, oder endlich an seiner unvollkommenen Art, die eigene Sprache zu reden.“ Diese Behauptungen klingen sehr gelehrt, was allerdings wohl ihr einziger Vorzug ist; denn sie sind in der Hauptsache unrichtig. Wenn ich, wie ich wiederholt erfahren mußte, Herrn Schäfer manchmal nicht verstehe, so liegt die Ursache dieser an sich sehr bedauerlichen Thatsache keineswegs in seinen Gedanken; nicht etwa, weil er überhaupt keine Gedanken bringt, sondern weil das Verständnis ausnahmslos unabhängig von den Gedanken ist, die begriffen werden sollen. Ich behaupte, daß selbst die tiefsten Gedanken eines Cartesius, Jakob Böhme, Spinoza, Goethe, Hebbel oder Wilhelm Schäfer von Menschen mit einfachster Bildung erfaßt werden können, wenn die vermittelnde Ausdrucksweise nur richtig gewählt ist. Die Wurzel alles Denkens ist bei allen Menschen gleich, und einer ist befähigt, die Gedanken des andern zu verstehen. Was daran zu hindern vermag, ist lediglich die Ausdrucksform, die auch in der That einzig und allein das Eindringen in die Welt des Philosophen verwehren kann und bekanntlich sehr häufig verwehrt. Der Gedanke an und für sich ist Kosmopolit im wörtlichen Sinne, und niemand, er sei wer er wolle, hat das Recht zu sagen, seine Gedanken seien von der Welt nicht verstanden worden, weil sie zu groß seien. Nicht die gedankliche Größe, die mangelhafte Ausdrucksweise lähmt das Verständnis. Damit wird die erste Behauptung des Geleitbriefes hinfällig.

So richtig es ist, daß ich jemanden, der in einer mir gänzlich fremden Sprache redet, nicht verstehe, so wenig neu ist diese Thatsache, die Herr Schäfer in zweiter Linie anführt. Immerhin wird ihre Erwähnung dadurch wertvoll, daß sie die dritte Behauptung, ein unvollkommenes Beherrschen der fremden Sprache mache dem Hörer das Verständnis unmöglich, vollständig überflüssig erscheinen läßt. Ob in dem genannten Falle eine fremde Sprache vollkommen oder unvollkommen gesprochen wird, kommt garnicht in Betracht: das Verständnis des Gesagten wird ebensowenig durch das eine gefördert, wie es durch das andere behindert wird.

Diese Andeutungen mögen genügen, die Oberflächlichkeit zu kennzeichnen, mit welcher Herr Schäfer sein Schreiben abgefaßt hat. Es ist traurig, zu sehen, in was für einer geschraubten, nach Symbolik haschenden, aber höchst unwissenschaftlichen Weise der Brief sucht, Richard Dehmel als eine Art Monstrum hinzustellen; ein Mann mit einem „Kulturgewissen“, „Entwicklungswillen“, „Willen zur Schönheit“, „Drang zur Selbstbeherrschung“ — genug, wäre dem Buch nicht Dehmels Porträt beigegeben, ich hätte nicht gewußt, ob Dehmels Taufwasser aus dem Nil oder dem Ganges oder dem Peneios oder aus der Themse geschöpft worden ist.

Zum Glück enthält des Buches bessere Hälfte 20 Gedichte von Richard Dehmel, dessen Geist immerhin groß genug ist, uns das, was seinen Erzeugnissen vorausging, auf kurze Zeit vergessen zu lassen.

Max Beyer.

Der letzte Schadeck. Eine Liebesgeschichte aus dem Sagenkreis des Neckarthales. Von Mir. Heidelberg, Kommissionsverlag von Wolff.

Ein Herr namens „Mir“ hat unter besagtem Titel ein Epos verfaßt; am Schluß seiner trochäischen Erörterung, die sich über 125 Druckseiten erstreckt, überrascht und erfreut er durch Vermeldung seines bürgerlichen Namens und Wohnorts, worauf Litterarhistoriker besonders aufmerksam gemacht seien.

Sollte der Verfasser hoffnungsvoller Schüler einer höheren Gymnasialklasse sein, so darf ihm die Anerkennung nicht

versagt werden, daß er seinen „Trompeter" nicht ohne Vorteil zu sich genommen hat; zu bedauern bleibt freilich, daß er aus jener Lektüre so schauerliche Konsequenzen ziehn zu müssen glaubte.

Wesentlich anders müßte das Urteil lauten, wenn Herr Mir einem reiferen Alter angehörte. Referent möchte im letztern Fall der selbstgenügsamen Auffassung des Herrn, als ob die Fähigkeit auf vier Versfüßen zu gehn, irgendwelche litterarische Bedeutung habe, nachdrücklichst auf die Hühneraugen treten, zumal in einem Vorwort höchst bedenkliche Hinweise auf noch ungelegte epische Eier gemacht werden. E. Blaich.

Gottfried Doehler. Gedichte. Mit 11 Bildern aus dem Vogtlande. Gera. A. Nagel.

Schwarzwaldlieder von Oskar Eisenmann. Zweite, stark vermehrte Auflage. Kassel. Th. G. Fischer.

Zwei Lokaldichter stehen heute vor mir, aus dem Vogtlande und dem Schwarzwalde, örtlich weit auseinander liegenden Gauen des deutschen Vaterlandes, die sich aber in gleicher Weise durch das starke Heimatsgefühl ihrer Bewohner auszeichnen. Es ist zunächst auffällig, daß beide Dichter, die ihre Begabung eben in den Dienst dieses Heimatsgefühls gestellt haben wollen, dabei übereinstimmend ihre Gedichte in die hochdeutsche Sprachform gekleidet, und damit freiwillig auf ein Hauptmittel zur Erreichung ihres Zieles verzichtet haben, auf die Mitwirkung des heimischen Dialekts. Der echten Lokaldichtung ist der Dialekt unentbehrlich; er gehört zu ihr wie der Kittel zum Arbeiter, er schafft uns erst die rechte Umwelt und giebt die nötige Stimmung für Einheimische sowohl wie für Fremde. Was uns aber Doehler und Eisenmann in hochdeutschem Gewande bieten, ist gar keine echte Lokaldichtung, auch inhaltlich nicht. Von einer liebevollen Behandlung des Vogtländischen oder Schwarzwälder Lebens, wie es sich in Sage, Geschichte und Brauch spiegelt, findet sich bei ihnen herzlich wenig, statt dessen die ganze modern-subjektive Stimmungsseligkeit, die vielfach nur rein äußerlich an hervorragende lokale Punkte angeknüpft ist. Die Landschaft ist bei ihnen nicht Zweck, sondern Mittel, ein wirkungsvoller Hintergrund, der von seinen Ewigkeitsgefühlen, die er in uns schon durch den Klang seines Namens wachruft, auch etwas den lyrischen Gedichten zu gute kommen lassen soll.

Doehler zeigt formelle Gewandheit und Hinneigung zu pointierten heinischen Schlüssen, die ihm freilich zumeist mißlingen. Die Echtheit seiner Empfindungen möchte ich nicht bezweifeln, aber ich habe den Eindruck, als ob er zu oft diese Empfindungen vergewaltigt und statt sie zuerst rein menschlich in sich auswirken zu lassen, sie vorschnell in Verse zwingen wollte. Das Lokale tritt in seinen Gedichten selbst verhältnismäßig zurück, nicht zu ihrem Schaden, aber er hat dafür auf andere Weise Ersatz geschafft, indem er 11 Bilder, photographische Aufnahmen bekannter vogtländischer Oertlichkeiten, zwischen seine Verse eingeschaltet hat. Das war entschieden eine spekulative Idee. Nun sind doch auch dem Nicht-Vogtländer die Gegenden anschaulich, wo die Gedichte Gottfried Doehlers entstanden sind, und worauf sich ihre lokalen Anspielungen beziehen; vielleicht kommen daraufhin gar einige, sich das Vogtland anzuschauen. Hervorhebenswert ist daran besonders das letzte Bild, eine vogtländische Winterlandschaft, d. h. junge, beschneite Fichten oder Tannen, die einen Abhang hinaufwachsen.

Stärker in der Landschaft wurzeln die Lieder Oskar Eisenmanns. Die äußeren Erlebnisse überwiegen hier die inneren. Der Dichter giebt ohne sonderlich künstlerisches Ringen einfach das Geschaute wieder aus der Stimmung heraus, in der er es geschaut hat; diese Stimmung selbst

ist keines reichen Wechsels fähig. Die Lieder zeichnen sich weder durch Gedankentiefe noch durch kunstvolle Form aus, aber durch ihre Einfachheit und Natürlichkeit, werden sie manchen, der den Schwarzwald liebt und kennt, und mit seinem Leben vertraut ist, zum Freunde gewinnen. K. Cr.

Dramen.

Frei—unfrei! Schauspiel in vier Akten von Adolf Schafheitlin, Berlin, Rosenbaum und Hart.

Man traut seinen Augen nicht: ist das bewußte Reaktion gegen unseren so hart erkämpften Bühnennaturalismus, oder hat der Verfasser diesen Dialog im Traum gedichtet, von falschen Mustern geneckt? Ohne Übertreibung — wie in diesem Stück, so haben Menschen auf deutschem Erdboden in ihrem Leben nicht geredet, nur auf deutschem Druckpapier findet man diese Sprache. Es giebt keine Landschaft, keinen Gesellschaftstypus, keine Tracht, kein Möbel, keinen Kulturschabernak, nichts, dem diese Redeweise stilgemäß angelebt wäre. Oder wollte Schafheitlin die Schwelger in falscher Pathetik verspotten? Man wird nicht klug daraus. Denn Schafheitlin hat sich doch als Lyriker und Epiker als eine klare, sichere Natur erwiesen, die zweifelsfrei ihren geraden Weg gegangen.

Wie die Sprache, so die Szenenführung. Die Personen kommen und gehen einfach nach Wunsch. Die lebendige Bühne kennt diese Bequemlichkeit nicht. Nicht einmal der Drahtzieher beim Marionettenspiel arbeitet so leicht mit seinen Figuren wie hier der Dramatiker mit seinen Menschen von Fleisch und Blut. Sämtliche Männlein und Weiblein des Stückes sind von bodenloser Leichtfertigkeit, aber das entbindet sie doch nicht, wenigstens auf der Bühne nach dramatischer Gesetzmäßigkeit zu handeln? Die einzige menschlich ernsthafte und, künstlerisch betrachtet, anständige Figur, ist der Schwiegervater in spe. Aber der Gute allein kann die verlorene Welt nicht retten.

Der Titel ist so wenig klar wie das übrige. Frei-unfrei? Natürlich sind die Leute zur Unfreiheit geboren, die, sobald sie ein wenig die Glieder rühren können, aus dem alten Pech in neues Pech kriechen. Und nun auch unsererseits eine Frage: Was hat das Theater dem lieben, klugen Dichter Schafheitlin gethan, daß er sich auf so grausame Weise an ihm zu rächen sucht? M. G. C.

Opfer. Schauspiel in 3 Akten von Bernhard Elsässer, Frankfurt a. M. Gebrüder Knauer. 1897.

Der wenig originelle Grundgedanke dieses sozialen Dramas, wie ihn der Dichter am Ende ähnlich der Moral einer Fabel unorganisch und mit lehrhafter Deutlichkeit einflicht, ist, daß eigenes Glück für das Glück anderer zu opfern, das Höchste, aber auch Schwerste im Leben sei. Freiwillig oder im Zwange, mit Freuden oder mit Schmerzen — opfern müßten wir alle. — Ein geschäftlich fast ruinierter Fabrikant hat in der Angst die ihm anvertrauten Gelder des Verlobten seiner Schwägerin unterschlagen. Im Hinblick auf seine Familie bringt das junge Mädchen das schwere Opfer, ihren Bräutigam zu belügen, indem sie sagt, sie habe es zugegeben. Das drohende Zerwürfnis, die seelischen Leiden des Mädchens, die zuletzt in einem schweren Krankheitsanfall gipfeln, und die durch zwei Freunde — aus Liebe zu ihr — herbeigeführte versöhnliche Lösung: das ist der weitere Inhalt des Stückes. Das Bild, das es vom häuslichen Leben der wohlhabenden Bürgerkreise giebt, gewinnt an Echtheit — vorausgesetzt, daß dies der Verfasser beabsichtigte — durch den geschickt nachgeahmten Verkehrston mit seiner Phrasenhaftigkeit, wie er in jener Klasse beliebt ist und für höheren Stil oder poetischen Ausdruck gilt, während er jeden natürlich Empfindenden oft geradezu anekelt. P. Ss.

Studentenschaft u. Sozialismus.

Der deutsche Student am Ende des 19. Jahrhunderts von Dr. Th. Ziegler (Leipzig J. G. Göschen). — Die Studentenschaft und die soziale Frage von Dr. Julius Pap (Leipzig G. H. Meyer). — Der sozialistische Student, Monatshefte (Berlin). — Akademie. Organ der sozialistischen Jugend (Prag). — Die Stellung der Studenten zu den sozialpolitischen Aufgaben der Zeit von Dr. Lujo Brentano (C. H. Beck, München).

Es ist eine unbestrittene Thatsache, daß ein großer Teil der Studentenschaft am Ende des 19. Jahrhunderts wenn nicht unmittelbar mit der sozialistischen Bewegung in Fühlung getreten ist, so doch zumindest sich mit diesem für die Zeit des politischen Umschwunges bedeutungsvollen Ereignis befaßt. Daraus erklärt sich die stetig wachsende Menge der Schriften, welche diesen Teil der sozialen Frage, die Rolle der Studentenschaft im Sozialismus, zum Gegenstande haben.

„Gebildete, namentlich historisch gebildete Elemente innerhalb der Sozialdemokratie werden diese immermehr zu einer sozialen Reformpartei machen und ihr das allzu Utopistische und Radikale ausreden; und das ist doch das Ziel aller wahren Bekämpfung."

Dieser, den Standpunkt der Studierenden und Studierten treffend charakterisierende Ausspruch Dr. Th. Zieglers kann als Leitstern für die Gebildeten in der sozialistischen Bewegung gelten. — Mit großer Umsicht und kühner Offenheit behandelt der erwähnte Gelehrte im allgemeinen und besonderen die Stellungnahme des Studenten am Ende des 19. Jahrhunderts nicht bloß zu den akademischen, immer mehr in den Hintergrund tretenden Fragen, sondern auch zu den sozialen Zuständen und politischen Reformen. Er bespricht vom Standpunkte des Hochschullehrers, nicht des Schriftstellers, die Wandlungen und wachsende Bedeutung des Studententums κατ' ἐξοχήν, die akademische Freiheit und Ehre, die Verbindungen und gesellschaftlichen Beziehungen des Studenten. Als besonders wichtige und erfreuliche Thatsache bezeichnet es Ziegler, daß an die Stelle des leider allzutief eingewurzelten Standesbewußtseins, mit seinen verderblichen Anhängseln, dem Duellwesen und falschen Ehrbegriff eine geradezu ethische Bewegung zu treten scheint, womit er das allmähliche Eingreifen in die politischen Zeit- und Tagesfragen, die weitere Kreise interessierende Institution von sozial-wissenschaftlichen Vereinen &c. bezeichnet haben will.

Den Studenten „von heute" allgemein zu charakterisieren, ist jedenfalls schwer möglich. Die Thatsache jedoch, daß die Mehrzahl der nichtnationalen Studenten sich voll und ganz der sozialdemokratischen Richtung anschließen, ist ziemlich gewiß. Naturgemäß entsteht im bürgerlichen wie in Arbeiterkreisen jenes nicht wegzuleugnende Mißtrauen gegenüber dem Anschluß der Studenten, welches teils berechtigt ist, im Hinblick auf gewisse ehrgeizige, dabei bornierte Schreier, die es als „Modesache" betrachten, sich für „Arbeiterfreunde" auszugeben und sich als Salonsozialisten aufspielen. Andererseits finden diejenigen, welche nicht durch Gigerlhaftigkeit und „scheinbares Märtyrertum" den Studenten in Mißkredit bringen, als ehrliche Proletarier offene Aufnahme, die sich ohne Verlangen nach Ruhm und Ehre selbstlos dem Dienste der ernsten Sache widmen. Inwieweit nun diese Bethätigung vor sich zu gehen habe, darüber ist gar viel gesprochen und geschrieben worden. In dem Streite für und wieder erhebt sich eine ratende Stimme: aurea mediocritas! Erst warten, orientieren und studieren, dann eingreifen! So Dr. Pap, der diese Wartenden den englischen „Fabiis cunctantibus" an die Seite stellt. „Warten

im Bewußtsein, daß für uns vorläufig kein anderes Programm möglich ist, warten — nicht müßig und passiv, sondern lernend, beobachtend und uns selbst erziehend warten; unser Hauptziel sei, uns selbst zu rüsten mit Wissen, Einsicht und Kraft, um bereit zu sein, wenn einmal die Stunde kommt und uns alle in die Schranken ruft....." Für den Studenten gilt vor allem das **nihil humani a se alineum putet**; reifliche und allseitige Orientierung, Kenntnis der politischen Ereignisse und Erscheinungen, besonders der in dieser Frage thätigen Organe.

„Der Philister liest die Zeitung, der Student Zeitungen." Der zukünftige Arzt, Beamte, Advokat, Professor ꝛc. soll, wenn er auch später seine Gesinnung ändert oder ändern muß, Blätter und Schriften jeder Parteirichtung verfolgen. — Mit freudiger Genugthuung sind aus diesem Grunde jene wackeren Unternehmungen zu begrüßen, welche nicht mit engherziger Parteilichkeit ihren Standpunkt vertreten und gegnerische Bestrebungen herabwürdigen, sondern keinen Anstand nehmen, die Meinungen und Theorien anderer Parteien aufzunehmen, wie es vornehmlich in dem Berliner Organ „Der sozialistische Student" und der Prager Monatsschrift „Akademie" geschieht. Während sich aber jenes Blatt hauptsächlich auf dem Gebiete der Diskussion bewegt, bietet dieses ebenso gut geleitete, wie inhaltlich gebiegene Organ ein nachahmenswertes Beispiel jener, in die Reihen der böhmischen und mährischen Studenten eingreifenden, internationalen Bewegung, welche besonders geeignet wäre, dem bösen Nationalitätenhader allmählich zu steuern. Welch großen Dank würden diese „Jung-Böhmen" sich nach oben und unten erwerben, wenn ihre edlen Vorsätze und belebenden Keime in dem eigentümlichen Charakter der Deutschen und vorurteilsvollen Sinn der Tschechen dieser Länder auch thatsächlich Wurzel fassen würden! —

Am 15. Januar dieses Jahres hielt Prof. Dr. Lujo Brentano bei der Konstituierung des sozial-wissenschaftlichen Vereines von Studierenden an der Universität München einen Vortrag, welcher auf dem Boden sozial-wissenschaftlicher Forschung aufgebaut war und „die Stellung der Studenten zu den sozialpolitischen Aufgaben der Zeit" zum Vorwurfe hatte. Die Form der Abhandlung ist äußerst gediegen und läßt an präciser Behandlung des ziemlich umfangreichen Stoffes, sowie an gedrungener, leicht faßbarer Beleuchtung aller sozialpolitischen Fragen nichts zu wünschen übrig. Besonders verdienen die Ausblicke auf den nationalökonomischen Teil hervorgehoben zu werden, was bei der Stellungnahme des Studenten zur sozialen Frage eine wichtige Rolle spielt. „Gerade die .... Erscheinung — daß selbst Jünger der Wissenschaft der Sophistik von Interessenten erliegen — ist ein sprechender Beleg für die Gefahr, der Sie ausgesetzt sind. Die Notwendigkeit, statt aus aprioristischen Annahmen die Gesetze des Wirtschaftslebens abzuleiten, von der Beobachtung der Einzelerscheinungen auszugehen, führt uns dazu, den Interessenten aufzusuchen, und das Aufsuchen des Interessenten setzt uns in Gefahr, von dem Netz seiner Interessen umgarnt zu werden. Dieser Gefahr zu widerstehen ..... ist die oberste Aufgabe unserer Wissenschaft: denn, wenn wir ihr erliegen, hören wir auf, Wissenschaft zu treiben, und werden Partei."

Mit dem innigen Wunsch des väterlichen Lehrers tritt Brentano an die Studenten heran, stets mit Vorsicht zu der herrschenden oder beherrschten Partei Stellung zu nehmen und besonders das als heiligste Aufgabe anzuerkennen, dem idealen Ziele aller menschlichen Entwickelung näher zu kommen. „Vergessen Sie nie, daß die Aufgabe der Wissenschaft niemals sein kann, Parteiinteressen zu dienen, sondern der Wahrheit, und daß

die Erkenntnis der Wahrheit im Gesellschaftsleben die Beschränkung auf die Betrachtung vom einseitigen Standpunkte jedweder Klasse verbietet, daß sie die Betrachtung vom Standpunkte des Ganzen verlangt." H. Herbatschek.

Litteraturgeschichte.

Dichter und Frauen. Vorträge und Abhandlungen von Ludwig Geyer. Berlin, Gebrüder Paetel.

Der Berliner Hochschullehrer der Litteraturgeschichte, Ludwig Geyer, hat vor nicht allzulanger Zeit die Aufmerksamkeit weiter Kreise erregt durch die seltsame Behauptung, daß die gewiß verdienstvolle Maria Janitschek die bedeutendste dichterische Erscheinung der Gegenwart sei. Ich hoffte schon im stillen, den Schlüssel zu dieser Äußerung in seinem vorliegenden Buche zu finden, vielleicht in einer gewissen femininen Anlage dieses Gelehrten, auf die ja auch der Titel dieses Buches „Dichter und Frauen" hinzudeuten scheint. Ich habe mich getäuscht. Das Buch giebt darüber keinen Aufschluß. Wohl behandelt der Verfasser mit Vorliebe eine bestimmte Art romantischer Frauenerscheinungen, wie die Jungfrau von Orleans, Karoline von Günderode, Bettina von Arnim, aber die Weise, wie er sie behandelt, muß man als durchaus nüchtern, aller Romantik bar bezeichnen, sodaß man zuerst fast meinen möchte, er habe diese Gestalten in der heimlichen Absicht vorgesucht, sie als abschreckende Beispiele hinzustellen. Kein Billigdenkender wird der Sorgfalt, mit der Geyer jedesmal das vorhandene Material benutzt hat, seine Anerkennung versagen. Aber diese Sorgfalt kann nicht entschädigen für den Mangel an Schwung und lebendiger Teilnahme, der der Darstellung fast durchgehendes anhaftet. Immer steht der Verfasser in reservierter Haltung den einzelnen Personen gegenüber, er erzählt ihre Geschichte, legt ihre Beweggründe für und wider dar, aber die Werturteile, die er schließlich danach fällt, sind so allgemein oder schwankend, daß sie den Leser nicht befriedigen können. Diese Mängel der Darstellung machen die auffällige Stoffwahl verständlich. Da der Verfasser aus eigenem Vermögen nichts hinzuthun konnte oder — wollte, um die Aufmerksamkeit des Lesers zu spannen, so mußte er solche Persönlichkeiten herausgreifen, die schon an sich durch ihr romantisches Schicksal den Leser fesselten. Fast alle seine Helden und Heldinnen haben einen leisen pikanten oder schauerlichen Reiz, was natürlich durchaus nicht hindert, daß zwischendrunter einmal eine Abhandlung über die deutsche Dichtung in den Befreiungskriegen steht. Ob die nüchterne Auffassung des Stoffes, und die persönliche Zurückhaltung, für die Kurzsichtige vielleicht gar noch das Lob der Wissenschaftlichkeit in Anspruch nehmen, einem inneren Mangel Geyers entspringen, muß ich dahin gestellt sein lassen, doch wirken auf jeden Fall äußere Umstände dabei mit. Die Aufsätze sind zur Bildung des größeren Publikums geschrieben und meist zuerst in Westermanns Monatsheften oder ähnlichen Zeitschriften veröffentlicht, die die geistige Speisung des besseren Bürgertums besorgen. Offenbar hat sich nun der Gelehrte bei Abfassung seiner Aufsätze in höherem Grade der Auffassung dieser Kreise von Litteratur und litterarischen Persönlichkeiten angepaßt, als es für beide Teile gut war. K. Cr.

Johannes Wedde. Eine litterarische Studie von Albert Steck. Hamburg, Hermann Grüning.

Wer kennt heute Johannes Wedde? Sein Name schon ist wenig bekannt, am meisten noch in den bildungsuchenden Kreisen der Sozialdemokratie; seine Werke selbst da kaum. Und doch verdient der Mann eine nähere Bekanntschaft und lohnt sie reichlich. Er war eine eigenartig fesselnde Persönlichkeit, die die anscheinend sich ausschließenden Gegensätze eines sozial-

demokratischen Agitotors und eines begeisterten Schwärmers für wohres Deutschtum in sich vereinigte. Seine gesammelten Werke sind in dem gleichen Verlage erschienen wie diese Broschüre, die nur den Zweck verfolgt, für jene eine ollgemeinere Beachtung zu erwecken. Der Eifer für die gute Sache war bei ihrem Verfasser größer als sein Können. K. Cr.

Konrad Ferdinond Meyer. Sechs Vorträge von Hons Trog. (Bosel, R. Reich, Buchhondlung, vormols C. Detloff, 1897. VI, 147 S.)

Die Kunstmittel in Konrod Ferdinand Meyers Novellen. Von Dr. Heinrich Stickelberger. (Burgdorf, Verlog von C. Langlois & Co. 1897. 72 S.)

Ist Trog auch nicht zu weit zu seinen Zuhörern herabgestiegen, hat er ihnen angespannte Aufmerksamkeit, eigenes Nachdenken und Urteilen abverlangt, so hat er doch den Differenzen der Bildung, die in einem größeren Publikum eingeschlossen liegen, insoweit Rechnung tragen müssen, ols er den Inholt der Meyer'schen Dichtungen erzählt und zum Beweis seiner Behouptungen Proben ous unserem Dichter beigebracht hat. Fielen wir — der Mehrheit seiner Zuhörer ist es wohl umgekehrt ergongen — bei den Inhaltsangaben mehr als einmal ob, so war unser Interesse doch wieder bei der Sache, wenn Trog die Zeit, in der K. F. Meyer zum Dichter gereist ist, umriß und zeigte, inwieweit sie auf ihn von Einfluß gewesen ist, wenn er sehen ließ, wie der Dichter seine Korrekturen mit den historischen Thotsachen verwebt hat, wenn er zur Kritik schritt und selbst dem Stile des Dichters der Akribie mit philologischer Akribie auf den Leib rückte. Gern hätten wir solche Sorgfalt auch da konstotiert, wo nachzuweisen war, daß das Jahr 1870 für den Dichter sein kritisches Johr werden mußte. Oder ist Trog dieser Sorgfalt etwa aus dem Wege gegangen, um seinem schweizerischen Auditorium gegenüber K. F. Meyer ols „schweizerischen Poeten" zu reklamieren? Trotz Burckhardts hot sich uns auch noch die Frage aufgedrängt, worum Trog vor einem Publikum, das für eine tiefere Auffassung des Lebens so empfänglich ist, wie das Basler, so kurz Meyers Weltanschauung abgefertigt hat.

Außer auf Druckfehler, die jedem Buche verziehen sind, wenn sie so vereinzelt wie bei Trog oustreten — S. 21 Z. 9, S. 38 Z. 13 —, sind wir auf den „Großen Papiernen" gestoßen, der uns umsomehr befremdet hot, als diese nunmehr gedruckt vorliegenden Vorträge vorgetragen worden sind. Trog hat doch unmöglich papierdeutsch wie folgt geredet: „Huttens letzte Tage" ist erschienen, zählt 54 Gesänge; von, mit „Huttens letzte Tage."

Die Lektüre dieser Vorträge hot Referenten in seiner Ansicht über die Meyer'schen Gedichte bestärkt, daß nämlich vielen von diesen, die größtenteils Niederschläge des Spezialstudiums eines Dichters sind, die weiteren Kreise verständnislos gegenüberstehen müssen, und daß es an der Zeit wäre, daß dem Dichter ein Kommentator erstände. Meyer heischt eben ein Studium.

Stickelbergers Versuch wendet sich nun an die, die sich einem solchen widmen wollen. Er löst die Schönheit des Gonzen in ihre Bestandteile auf und zeigt, in echt philologischer Art mit Belegen arbeitend, daß der Dichter sich stets derselben poetischen Mittel bedient. Er läßt Einblicke in des Dichters Werkstätte thun und giebt schorf konturierte Charakteristik.

Möchten beide Schriften den Weg zu den Gebildeten finden, um bei ihnen das Verständnis für Konrad Ferdinond Meyer zu wecken oder, wo es geweckt ist, zu fördern. Hugo Oswald.

Heinrich Heine ein Nationaljude. Eine kritische Synthese von Mox Jungmann. Berlin 1896. Siegfried Cronbach.

Das Schriftchen ist ein Nachzügler in der zahllosen Litteratur, welche bei Gelegenheit der Frage eines Heinedenkmals so üppig emporwucherte und manche fanatisch bornierte Meinung auf beiden Seiten offenbarte. Der Verfasser will beweisen, daß Heine durch und durch Jude, kein echter Deutscher sei, und spricht damit aus, was jeder, der Heine kennt und psychologisch versteht, schon längst weiß. Wesentlich Neues bringt er nirgends, er bietet nur eine Zusammenstellung des Stoffes mit zahlreichen gut gewählten Auszügen. P. Ss.

Geschichtschreibung.

Kulturgeschichte der jüngsten Zeit. Von der Errichtung des deutschen Reiches bis auf die Gegenwart. Von Otto Henne-Am Rhyn. (Siebenter Band der Allg. Kulturgeschichte.) Leipzig. Otto Wigand, 1897. 609 S. Preis 9 M.

Der Verfasser hat in seinen jüngeren Jahren manches Beachtenswerte geschrieben. Als Aufklärer und Freimaurer sogar einige unantastbar gute Werke von bleibendem Wert. Seine Kulturgeschichte hingegen enthält nur einzelne gute Teile. Auf dem Wege der Kompilation entstanden, nicht aus der souveränen Persönlichkeit eines gewaltigen Geistmenschen und großen Schriftstellers heraus, ist das Werk nur da brauchbar, wo der Verfasser das Material zu meistern und auf Grund guter fremder Quellen übersichtlich zu gestalten wußte, ohne zuviel die Laune eigenen Schätzens und Urteilens walten zu lassen. Je mehr er sich der neueren Zeit näherte, desto unsicherer wurden ihm Blick und Hand. Dazu kommt, daß er selbst an der Schwelle des Greisenalters nicht mehr über die natürliche Frische und Freudigkeit gebietet, dem überreichen, chaotisch durcheinanderwogenden Stoffe der letzten Jahrzehnte den fröhlich überlegenen Meister zu zeigen. Eine greisenhafte Abneigung und Verkleinerungssucht erfüllt ihn allem Jugendlichen und Ungewohnten gegenüber. Am unzulänglichsten erweist er sich in allen Fragen, die mit der litterarischen und ästhetischen Kultur zusammenhängen. Für die neue Kunst und Dichtung ist er vollständig unzugänglich: er ist der verknöcherte, steifleinene, moralisierende Pedant und Schulfuchser wie er im Buche steht.

Die klassizistisch-historische Bildungsphilisterei darf in dem alten Otte Henne-Am Rhyn ihr vollendetes Muster sehen, Und nun kann man sich's an den Fingern abzählen, was für Ergebnisse bei seiner verknöcherten, seelenlosen Betrachtungsweise herauskommen müssen, wenn er sich als Richter über die moderne Bewegung im allgemeinen und im besonderen über den Sturm und Drang der „Jüngstdeutschen" in weisen Sprüchen und hämischen Glossen ausläßt. Sein früheres Eintreten für die natürliche, reinmenschliche Entwicklung, für Geistesfreiheit und individuelle Schöpfer-Unabhängigkeit hat der ödesten Absprecherei und Schmähsucht Platz gemacht. Die Stellung, die er zur neuen Kunst und Dichtung einnimmt, beweist übrigens, daß er nicht einmal die Befähigung eines gebildeten Dilettanten für die hier in Betracht kommenden ästhetischen und technischen Grundprobleme mitbringt. Manches, was er über die jüngstdeutsche Bewegung mit hohem Selbstbewußtsein vorträgt, ist einfach dumm. Seit 1880 weiß er nur drei Dichter namhaft zu machen, von denen bloß zwei seiner Meinung nach wegen ihres Talentes und Strebens Beachtung verdienen: Sudermann, Hauptmann und Bleibtreu. Von letzterem weiß er nur zu sagen, daß dieser sich einbilde, ein größerer Stratege als Moltke zu sein. Amen. Das mächtige Aufblühen der modernen Lyrik wird vollständig ignoriert. Detlev von Liliencron, Dehmel u. s. w. sind für diesen deutschen Kunstrichter gar nicht vorhanden, während er in auswärtigen

Litteraturen Lyriker mit Emphase aufmarschieren läßt, die diesen deutschen Dichtern nicht das Wasser reichen. Von den Dichtern Jüngstdeutschlands orakelt er ebenso falsch wie summarisch: „Ihre Gedichte klagen beständig über Geldmangel“ — von ihren Zeitschriften, daß keine einzige sich zu halten vermochte. An solchen komischen Unrichtigkeiten ist der Band nicht arm. Aus dem Phrasenschatz der Tagesschreiber (namentlich der Beilage der Allg. Zeitung) schöpft Henne mehr, als selbst ein Geschichts-Kompilator mit weitestem Gewissen und größter Eilfertigkeit verantworten kann. Trotz einzelner Vorzüge ist deshalb dieser siebente Band der Allg. Kulturgeschichte im Ganzen als verfehlt und für den Leser, der zuverlässige, unbefangene Belehrung sucht, wertlos zu bezeichnen. Das Bild, das hier von der Kulturentwicklung der letzten 25 Jahre entrollt wird, ist oft in wesentlichen Zügen schief, ungenau und direkt falsch.

Mit diesem Wahrspruch, den unser persönlicher Standpunkt und unsere jahrzehntelange treue Mitarbeit in allem, was mit der stürmischen modernen Bewegung in Kunst, Dichtung und Weltanschauung zusammenhängt, unerbittlich diktieren, wollen wir weder den Verfasser dieser Kulturgeschichte noch seine gläubigen Verehrer persönlich kränken. Wo sich die Grenzen des idealen und realen Kulturbildes so schroff scheiden, wie in der Auffassung der Klassizisten und Modernen, verlangt auch die Kritik das schroffe Wort und verpönt die konventionelle Höflichkeit der Verschleierung. Amicus Plato, sed magis amica veritas! M. G. C.

Vermischte Schriften.

Rudolf Greinz, Bauernbibel. Berlin, Schuster u. Löffler 1897. 201 S.

Der Humor des Volkes, namentlich des katholischen süddeutschen, und da wieder in erster Linie des tiroler, äußert sich nirgends ursprünglicher und großartiger, als in religiösen Dingen. Die anthropomorphistische Kraft der Phantasie, die in jahrtausendlanger Dichter-Not-Arbeit die leidenschaftserfüllten Götter- und Himmel-Legenden schuf (die Verdichtung und Systematisierung zu „Offenbarungen“ und „Heilslehren“ besorgten erst später die Diplomaten der Priesterkasten) hat sich bis auf schwache Reste auf unserem Erdball ausgetobt, die religiösen Neuschöpfungen beschränken sich heutzutage auf stümpernde Versuche, auf armselige Weiterspinnerei uralter Fäden in den Mirakel-Überlieferungen (siehe Lourdes und Verwandtes!). Volkstümlich und dichterisch Echtes lebt nur noch im Humor der Bauernreligion in Gegenden, die fast bis auf den heutigen Tag ihre „Glaubenseinheit“ wie in Tirol zu bewahren vermochten. Wenn sich diese Glaubenseinheitler in gotteslästerlich anachronistischer Weise die alten orientalischen Bibelgeschichten zurechtdeutschen, so ist zwar sehr viel natürliche Kritik der reinen Vernunft, aber kaum eine Spur von bewußter skeptischer Bosheit dabei. Rudolf Greinz hat sich um die Religions-Psychologie nicht minder wie um das gesunde, naive Volksschriftentum ein bleibendes Verdienst erworben, daß er diese unbeschreiblich ergötzliche „Volksbibel“, ein wahres Unikum, den weitesten Leserkreisen zugänglich gemacht hat. In protestantischen Landen werden die Mucker freilich Ach und Weh über ihn schreien wie über den Schänder ihres Allerheiligsten, ihres „papiernen Papstes“. Um so lauter und freudiger wollen wir seine That rühmen. Sprachlich ist seine „Bauernbibel“ eine der allergelungensten Leistungen in der künstlerisch treuen Nachbildung des tiroler Volksidioms; inhaltlich ein Andachtsbuch zum Purzelbaumschlagen lustig. So viel Rudolf Greinz auch aus dem eigenen poetischen Gabenschatz hineingearbeitet haben mag, der Kenner merkt auf jeder

Seite die entzückende Echtheit, wie sie in zahlreichen Einzelheiten, in kleinen scenischen Lichtern, Witzen, Vergleichen, Vorstellungsmomenten u. s. w. nur aus den lautersten Quellen volkstümlichen Geistes hervorwachsen kann. Das schärfste Ohr dürfte kaum ein einziges falsches Wort entdecken. M. G. C.

Das Elend unserer Jugendlitteratur. Ein Beitrag zur künstlerischen Erziehung der Jugend. Von Heinrich Wolgast. Hamburg, Selbstverlag 1896. In Kommission bei L. Fernau, Leipzig. 218 S. Preis 2 M.

Ich möchte heute nur mit ein paar Worten auf diese in jeder Hinsicht vortreffliche Schrift die Aufmerksamkeit der litterarischen und politischen Kreise lenken. Der Verfasser hatte wohl zunächst nur seine eigenen Kollegen, die Schulmänner, im Auge, als er diese Untersuchung eines der schwersten Übelstände unserer offiziellen deutschen Reichsschulerziehung in die Öffentlichkeit brachte. Allein die Angelegenheit der künstlerischen Erziehung unser Jugend ist so überaus wichtig und berührt ein so weites geistiges und sozialethisches Interessengebiet, daß die Teilnahme auf die schulmännische Berufswelt nicht beschränkt werden darf. Die hier mit nicht genug anzuerkennender Meisterschaft behandelten Fragen gehen nicht bloß den Erzieher, sondern auch den Politiker, den Soziologen, den Dichter und Künstler an. Es ist Pflicht der Presse, auf diese Schrift immer wieder mit allem Nachdruck zu verweisen. Wir werden in dieser Sache, soweit ich die einschlägige Litteratur zu übersehen vermag, heute kaum ein gründlicher, scharfsichtiger und interessanter durchgearbeitetes Material finden, als es uns hier von Heinrich Wolgast geboten wird. M. G. C.

Walden. Von Henry D. Thoreau. Deutsch von Emma Emmerich. München, Johann Palms Verlag. 356 S. Preis 6 M.

In den langen Monaten meiner Krankheit, womit mich der parlamentarische Winter bis herein in den Sommer begnadet, habe ich unendlich viel gelesen. Wenige Bücher haben mich so erquickt wie Thoreaus „Walden“. Ich hatte diesen Schriftsteller noch im Gedächtnis und im Herzen aus der Zeit, wo ich aus seiner „Week“ wie aus Whitmans und Emersons Hauptschriften die litterarischen Unterlagen für meine englischen Sprachstudien nahm. „Walden“ war mir merkwürdigerweise nicht in die Hand gekommen. Die Übersetzung von Emma Emmerich betrachtete ich mit einigem Mißtrauen. Als ich aber eines Tages sehr viel fragwürdige Original-Salbadereien vaterländischer Buchmacher zu meinem Leidwesen erprobt hatte, griff ich nach der deutschen Übersetzung des großen amerikanischen Schriftstellers, nach Thoreaus „Walden“ und schnitt resolut das ansprechend ausgestattete Rezensionsexemplar auf. Ich überschlug die biographische Einleitung und machte mich sofort an den verdeutschten Text. Von Seite zu Seite wuchs nicht nur mein Ergötzen an dem von mir längst geliebten und bewunderten Amerikaner, sondern auch meine Hochachtung vor seiner deutschen Dolmetschin. Thoreau gut zu übersetzen, ist ein schweres Stück Arbeit. Er ist, wie alle Originalgenies, ein Hasser des Gewöhnlichen, des Angelernten in Gedanken, Worten und Werken. Nicht nur sprachwissenschaftlicher Scharfsinn, auch tiefe, künstlerische Mitempfindung und Anschmiegsamkeit gehören dazu, ihn gut zu übertragen. Und Emma Emmerich hat ihn ausgezeichnet übertragen, so zuverlässig im Sinn und schön in der Form wie Frau Weigand (die Gattin des Dichters Wilhelm Weigand) erst kürzlich Thoreaus Freund Emerson übertragen hat. Nachdem ich mit dem Text zu Ende war, las ich auch die Einleitung noch. Ich fand hier bestätigt, daß Emma Emmerich ihre feine Über-

setzungskunst aus eigener tiefer litterarischer Begabung und vornehmer Bildung schöpft. Für Leser, die des Englischen nicht genügend mächtig sind, bietet Emmerichs Arbeit eine willkommene Aushilfe. Ich brauche wohl nicht zu beteuern, daß Thoreau zu jenen Schriftstellern der Weltlitteratur zählt, die ein moderner Kulturmensch gelesen haben muß, der in geistigen und litterarischen Fragen mitsprechen will. Wie Thoreau zu den Intimen der Emerson'schen Tafelrunde gehörte, so gehört sein Geist auch in das herrliche Sternbild amerikanischer Originaldenker, ohne deren liebevolle Kenntnis eine moderne Kultur edlen Stils nicht vollständig wäre. M. G. C.

Dschingis-Khan mit Telegraphen. Von Manfred Herald Frei. Leipzig, August Schupp, 227 S.

Leo Tolstoi schreibt: „Dschingis Khan mit Telegraphen, das heißt: Organisation der Gewalt, die sich all der Mittel bedient, die die Wissenschaft zu einer gemeinsamen, gesellschaftlichen Thätigkeit freier und gleichberechtigter Menschen hervorgebracht hat, und die sie zur Knechtung und Bedrückung derselben anwendet." Wenn der Verfasser durch irgend einen Gedankenzwang [aus diesem Citat den Titel für sein Buch wählen mußte, so ist er in der Wahl selbst nicht glücklich gewesen. Der Titel klingt überspannt, abgeschmackt. „Organisation der Gewalt" oder „Knechtung und Bedrückung" wäre gewiß besser gewesen Der Verfasser ist ein entschiedener, temperamentvoller Oppositionsmann. Nur hat sein Vorwärtsdrang etwas Überhitztes, Schwitzendes. In seinem Buche brodelt es ordentlich von scharfen Gedanken und umstürzlerischen Gefühlen, namentlich in den Abteilungen „Flegeljahre der Menschheit" und „Mehr Pflicht". Mehr Ruhe, Geschmack und Kunst im Vortrag, wie müßte das Buch wirken! M. G. C.

Thomas Morus, Utopia. Übersetzt und mit sachlichen Anmerkungen versehen von Dr. Ignaz Emanuel Wessely. Nebst einem Vorwort des Herausgebers. (Sammlung gesellschaftswissenschaftlicher Aufsätze, 11.—13. Heft. Herausgegeben von Eduard Fuchs.) München, M. Ernst. 167 S. Preis 2 M.

Das Buch ist gut ausgestattet, mit fünf photographischen Nachbildungen und dem Bildnisse des Thomas Morus geschmückt. In seiner Ausstattung wie in seiner inneren litterarischen Einrichtung zeigt es nichts von der billigen Schnellarbeit der agitatorischen oder spekulativen Massen- und Armleut-Litteratur, trotz des niedrigen Preises. Die Übertragung ist vorzüglich, nicht bloß nach der philosophischen, sondern auch nach der künstlerisch-schriftstellerischen Seite. Die Utopia liest sich in dieser Verdeutschung wie das bestgeschriebene andere Buch. Das unvergängliche Werk des Vaters der utopistischen Sozialisten erstrahlt in jungem Glanze, obwohl es bald seinen 400. Geburtstag feiern kann. Eduard Fuchs hat in einer meisterhaften Einleitung die Geschichte und Bedeutung des Werkes und seines Urhebers dargestellt. Litterarische, wie unlitterarische, politische wie unpolitische Leser werden dem Herausgeber wie dem Übersetzer für diese wertvolle Darbietung sich zu Dank verpflichtet fühlen. M. G. C.

Französische Litteratur.

Leon Cladel, „Juive-Errante" (Paris-Ollendorf).

Das vorliegende Buch ist das Vorspiel zu dem großen Werke des Zornes und der Rache, das der unvergessene Sänger der Armen und Elenden unter dem Titel „Paris en travail" zu schreiben gedachte. Es sollte ein breit ausgeführtes, alle Milieus des französischen Lebens umfassendes Zeitbild werden, das die Selbstsucht, die Heuchelei und die Verkommenheit unserer Gesellschaftsretter in ihrer albernen Hohlheit und abstoßenden Häß-

lichkeit widerspiegelt. Der Tod hat den Dichter gehindert, den groß angelegten Plan zur Ausführung zu bringen, und statt der gewaltigen Symphonie müssen wir uns mit der rhapsodischen Einleitung begnügen, die als das künstlerische Vermächtnis ihres Schöpfers besonderen Wert erhält. Aber wie die nachgelassenen Werke der Großen überhaupt, so will auch dieses künstlerische Vermächtnis mit pietätvoller Milde und schonender Rücksicht betrachtet sein. Es ist eine schwächliche Nachgeburt, die die knorrige Kraft und das hinreißende Feuer Cladel'scher Eigenart nur in schwachen Spuren erkennen läßt. Vor allem fehlt dem Werk die geschlossene Einheit und das feste Rückgrat. Weshalb die Heldin des Romanes eine Jüdin ist, weshalb sie am Anfang das feierliche Gelübde ablegt, für die Unbill, die ihr Volk seitens der Christen erduldet, furchtbare Rache zu nehmen, ist nicht recht klar, denn sie bleibt des Schwures sehr wenig eingedenk, und das religiöse Motiv, daß das Grundthema des ganzen bilden sollte, ist so gut wie gar nicht herausgearbeitet und entwickelt. Und diese Unklarheit des gedanklichen Inhalts macht sich zum Schaden des Ganzen auch in formaler Hinsicht unvorteilhaft bemerkbar. Die für Cladels Kunstschaffen charakteristische Verquickung mystisch-weichlicher Romantik mit ausgesprochen naturalistischer Derbheit, seine Neigung, jedes Ding symbolistisch zu werten und die Menschen in Tugenden und Lastern ins Übermenschliche zu vergrößern, kurz all die Schwächen seiner Art treten hier so überaus stark hervor, daß man darüber die paar eingestreuten Schönheiten gar nicht recht zu würdigen vermag.

Während Cladel die religiösen und sozialpsychologischen Gedanken, die sein Thema anregt, kaum oberflächlich streift, beschäftigt sich Fernand Vandérem in seinem, im gleichen Verlage erschienenen Sittenroman „Les deux rives“ eingehends mit dem Antisemitismus und seinem finanz- und sozialpolitischen Drum und Dran. Er hält sich dabei so frei von jeglicher Tendenzmacherei und befleißigt sich solch seltener Objektivität, daß sich Freund und Feind des Buches freuen und den Autor als ihren Parteigänger ansprechen können. Die mit ausgesuchtem Geschick erfundene und in prächtiger Steigerung entwickelte Geschichte schildert den Antagonismus der das alte, arbeitsfrohe Paris des linken Seineufers von der modernen genußhungrigen buntscheckigen Gesellschaft, die das rechte Seineufer bewohnt, scheidet. Unter den französischen Sittenromanen der jüngsten Zeit nehmen diese „Deux rives“ eine ganz besondere Stellung ein: der Roman ist modern im besten Sinne des Wortes und zeigt in seiner fein stilisierten Darstellung und der eigenartigen Auffassung und Behandlung eine urwüchsige Frische und Selbständigkeit, die unter jüngeren französischen Romanschriftstellern ohnegleichen sind. Vandérem hat mit diesem Buch einen gewaltigen Schritt nach vorwärts gethan, und man macht sich keiner Übertreibung schuldig, wenn man seine „Deux Rives“ als den „Fromont“ unserer Zeit bezeichnet.

Die nimmer rastende Gyp häuft Buch auf Buch, das thun zwar ihre minder begabten Schwestern in Apoll auch, aber ganz im Gegensatz zu diesen paart sich hier mit der staunenswerten Fruchtbarkeit eine unerschöpfliche Produktionskraft, die jedem neuen Erzeugnis neue Reize und unterschiedliches Gepräge zu geben weiß. Gyps neuestes Buch „Joies d'Amour“ (Paris, Lévy) enthält nicht wie seine Vorgänger eine Reihe satirische Dialoge, die ein Erzählfaden lose zusammenhält, es ist ein fest gefügter, in sich geschlossener Roman, der uns in die Offizierskreise eines feudalen französischen Kavallerieregiments führt. Das Gesellschaftsbild, das sich uns hier entrollt, besticht durch glänzende Farbengebung und lebendige Bewegung. Gyps' bewährte helläugige

Beobachtungskunst, ihre intime Kenntnis der echten und unechten monde, ihre scharfgeschliffene Charakterisierungskunst und die sprühende Verve der Diktion zeigen sich in dem „Joies d'Amour" wieder von der vorteilhaftesten Seite.

„Le Carnaval de Nice" ist der Titel eines spannend wirkungsvoll geschriebenen Romans, den die Brüder Paul und Victor Margueritte als zweite Frucht ihrer gemeinschaftlichen litterarischen Arbeit bei Plon haben erscheinen lassen. An Paul Marguerittes frühere Arbeiten reicht diese auf den bloßen Augenblickseffekt hin erzählte Geschichte, die recht sorglos komponiert ist und jede künstlerische Vertiefung vermissen läßt, auch nicht entfernt heran, man kann nicht einmal sagen, daß sie das gewohnte Milieu der vergänglichen Unterhaltungsbelletristik sonderlich überragt.

Freilich, neben dem bei Ollendorff erschienenen „Curé de Favières", der jüngsten Katastrophe der „Lebensschlachten", so da Meister Georges Ohnet an die sechzehn Jahre schon schlägt, erscheint die Karnevalsgeschichte der Brüder Margueritte als bedeutsames Kunstwerk. Es ist immer und ewig derselbe, nach dem altbewährten Rezept zusammengestoppelte Schmarren, den der Lieblingsfabulist des geistigen Mittelstandes seinen Lesern vorsetzt. Wer sich an dieser, in einem unglaublich löschpapierenen Stil geschriebenen Trivialität wirklich noch zu ergötzen vermag, ist wahrlich um seine Anspruchslosigkeit und hirnlose Gesinnung aufrichtig zu beneiden.

Der Vollständigkeit halber seien diesem Unterhaltungsbuch pur sang gleich die jüngsten Erzeugnisse der Fabulierbelletristik angereiht, die der rührige Plon'sche Verlag in letzter Zeit veröffentlichte. Es sind das „Renée Orlis" von Henri Ardel, „La Conquête du Bonheur" von Champol, „L'une ou l'autre" von Henry Maisonneuve und „Bas-bleu" von Henriette Beçançon.

J. Marni, „Les enfants qu'elles ont" (Paris, Ollendorff). Die Skizzen und Studien, die der mit einer Umschlagszeichnung von Forain geschmückte Band enthält, bilden die Ergänzung zu den früher erschienenen Sammlungen des Verfassers „Comment elles se donnent" und „Comment elles nous lachent". Wie dort so bewährt sich auch in diesen Geschichten, die die grausamen Wahrheiten mit solch seltener Kühnheit auszusprechen wagen, Marnis künstlerischer Sinn und sein hochentwickeltes Beobachtungstalent für subtile psychologische Vorgänge in glänzender Weise.

Nach dem trefflichen Sittenschilderer der Feder, der meisterliche Satiriker des Stiftes, J. Forain, der uns in seinem neuesten Album „La Vie" eine ganze Reihe seiner in Auffassung und Ausführung gleich vorzüglichen Bilder aus dem Pariser Leben vorführt, in denen die beißende Satire und die intime Welt- und Lebenskenntnis des geistvollen Humoristen lebendigen Ausdruck findet. Die elegante Ausstattung des Albums und die sorgsame künstlerische Ausführung der mehrfarbigen Aquarelldrucke machen dem Geschmack und Geschick des Verlagshauses Juven alle Ehre.

Yann Nibor, der staatlich angestellte Barde der französischen Kriegsmarine a. D., bietet uns in seinem von Coppée bevorworteten und von Jobert illustrierten Bande, den er unter dem Titel „Gens de Mer" soeben bei Flammarion in Paris veröffentlichte, eine neue Sammlung dieser frischen naturkräftigen Seemannspoesien, die den Namen des sangesfreudigen Matrosen rasch berühmt gemacht haben.

Emile Zola, „Nouvelle Campagne" (Paris, Fasquelle). Eine neue Folge von kritischen Waffengängen, in denen der Meister seinen litterarischen

Widersachern scharf zu Leibe geht. Die schneidig geschriebenen Aufsätze des gewandten Journalisten zeigen, daß Zola an Kämpfermut und ehrlicher Überzeugungstreue der Alte geblieben ist. Aber mehr als diese Kritik der Kritik interessieren die in dem Buche verstreuten intimen Personalskizzen, die ein reiches psychologisches Material und eine Fülle charakteristischer Einzelzüge bieten.

Joseph Turquan's biographische Studienwerke über den General Bonaparte und die weiblichen Glieder seiner Familie, die durch die Übersetzungen des Herrn Marschall von Bieberstein auch bei uns bekannt geworden sind, haben durch das Buch, das der Autor unter dem Titel „Napoléon amoureux" in der Librairie Illustrée veröffentlichte, eine wertvolle Bereicherung erfahren. Wie früher so benützt Turquan auch hier in erster Linie die Urteile und Berichte der Zeitgenossen, auf Grund deren er uns eine authentische Schilderung der verschiedenen Liebesepisoden giebt, die im Leben des großen Korsen eine mehr oder weniger bedeutende Rolle spielen.

Ein gar sonderbares Buch, das durch die unerhörte Kühnheit und die dogmenstarre Schroffheit seiner sozialpolitischen Thesen Aufsehen erregen muß, hat ein Anonymus unter dem Titel „Le Drame suprême" bei Kistemaeckers in Brüssel erscheinen lassen. Der Standpunkt, von dem der Verfasser die politische Weltlage ins Auge faßt, befindet sich auf der steilen Höhe ultrareaktionärer Unzugänglichkeit, von der herab dieser Feudalanarchist die gleichgültige und geistig mittelmäßige Demokratie, die die Geschicke Frankreichs leitet, mit seinen gefährlichen Wurfgeschosse bombardiert. Die allem Hergebrachten zuwiderlaufenden Anschauungen, die hier entwickelt worden, werden die Mehrzahl der Leser gewaltig in Harnisch bringen, aber jeder wird ohne weiteres zugeben, daß man es in dem Autor mit einem feingebildeten, geistvollen Manne zu thun hat, dessen interessanten Erörterungen man gern lauscht, auch wenn man mit den daran geknüpften Schlußfolgerungen ganz und gar nicht einverstanden ist.

Charles Malato's „Philosophie de l'Anarchie", die als neuester Band der „Bibliothèque sociologique" bei Stock zur Ausgabe gelangte, ist eine erweiterte Ausgabe der gleichnamigen, früher erschienenen Studie des Autors, die eine kurzgefaßte Geschichte der anarchistischen Idee im Stufengange ihrer Entwickelung enthielt.

Unter dem Titel „La Revue du Palais" erscheint seit kurzem eine neue, eigenartige Monatsschrift (Paris, 7, rue Villersexel), die sich mit allgemein interessierenden forensischen Angelegenheiten beschäftigen will, ohne indessen in öde Fachsimpelei zu verfallen, um so ein vermittelndes Bindeglied zwischen den Kreisen des gebildeten Publikums und der juristischen Welt zu bilden. Die vorliegenden ersten drei Monatshefte enthalten Romane und Novellen aus der Feder der besten zeitgenössischen Autoren, fachmännische Betrachtungen über interessante Rechtsfälle und akute juridische Fragen, eingehende Berichte über hervorragende Prozesse und Gerichtsverhandlungen, die die öffentliche Meinung beschäftigen. Die neue Revue füllt eine Lücke in der französischen Zeitschriftenlitteratur aus und sei deshalb der Aufmerksamkeit bestens empfohlen.

A. G—tze.

Portugiesische Litteratur.

Eines der geistreichsten kritischen Bücher, die uns zu Gesicht gekommen sind, ist „Sciencias e Philosophias", Ensaios de critica positivista por Teixeira Bastos — Porto — Typogr. de A de Silva Teixeira. Diese kritischen Studien beschäftigen sich nicht etwa nur

mit dem Stand der Wissenschaften und Philosophien Portugals, sondern sie umfassen die gesamte moderne Gesellschaft. Der Verfasser beherrscht den Stoff vollkommen und erläutert ihn mit klarer Bestimmtheit und hinreißender Geistesschärfe. Einige Essays besonders zu nennen, hieße sich an dem ganzen trefflichen Inhalt versündigen. Aber wir werden Gelegenheit nehmen, einen oder den andern zu verdeutschen. — Antonio de Serpa Pimentel, von dem „die Gesellschaft" vor mehreren Jahren eine Charakteristik entwarf, hat in der Casa Bertrand, Lisbôa, ein interessant geschriebenes Buch erscheinen lassen, das außer einer trefflichen Charakterisierung Napoleons III., „Der Tragödie in Mexiko", in knappen Zügen den Umriß der „Historia e Civilisação" enthält. Der Autor hat nichts eingebüßt an eloquenter Ausdrucksweise; auch ohne in allen Punkten mit ihm übereinzustimmen, können wir nicht umhin, seinen feinorganisierten Stil und seine edle Sprache zu bewundern. — Ein kleines Meisterwerk ist die Broschüre, die Dr. Sonsa Martins zu ehrender Erinnerung der eminenten Verdienste Louis Pasteurs herausgegeben hat. Blendend und überzeugend ist die Sprache des als sachwissenschaftlicher Schriftsteller und Arzt berühmten Verfassers. Ein Punkt aus diesem geistsprühenden Büchlein kennzeichnet uns die charakteristische Eigenart des Verfassers. Er fragt: „Warum ein Denkmal für Pasteur? Die Statuen sind — nach meinem persönlichen Empfinden — für die Halbhelden, Arten von Halbgöttern aus der griechischen Mythologie. Diese ja, die nicht den Zenith der Grandiosität erreicht haben, laufen Gefahr, vergessen zu werden. Für vollkommene, absolute Helden ist die Statue ein Pleonasmus."

Ebenfalls von hohem Interesse ist die im Druck erschienene Rede „am Mausoleum Sobrats", dieses unerschrockenen, aufopferungsfähigen Menschenfreundes und Arztes, von demselben Verfasser. Und noch eine dritte Broschüre müssen wir erwähnen. Der frühere Minister, jetzige Staatsrat und Professor der Rechte José Dias Ferreira schildert in großen herrlichen Zügen den Lebensgang, das unermüdliche, monumentale Schaffen des Dichters, Rechtsanwalts und Staatsmanns, Antonio Luiz de Seabra. Aus dem Bilde, das uns der Autor von diesem hochbedeutenden Mann entwirft, erkennen wir ihn als einen der edelsten Menschen, einen der bedeutendsten Juristen unseres Jahrhunderts. Für die Freiheit setzte er Gut und Blut ein. Er hat das portugiesische Gesetzbuch, den Codigo civil so gestaltet, wie es noch nach Jahrhunderten bestehen kann . . . nur ein Schmerz ward ihm wenige Tage vor seinem am 29. Januar 1895 erfolgten Tode bereitet: die Todesstrafe für politische Verbrechen ward wieder hergestellt, die abzuschaffen er gekämpft und gerungen hatte über ein halbes Jahrhundert. Fast hundert Jahre hat er gelebt und fast keinen Tag seines Lebens ungenützt vorübergehen lassen. Als Soldat kämpfte er für die Freiheit und begleitete alle revolutionären Bewegungen, sofern die Freiheit des Volkes bedroht ward; — als Jurist gehört sein Name zu den ersten Rechtsgelehrten des Jahrhunderts — als Litterat und Poet gehörte er zu jenen, welche der feinen Klassizität der Sprache kundig waren. Obwohl jahrelang blind, arbeitete er doch — ein zweiter Milton — mit Vorliebe an Poesien. Horaz- und Ovid-Übersetzungen in vollendeter künstlerischer Form waren seine letzten Lebensarbeiten

In fremde unbekannte Gegenden unter dem leuchtenden Himmel Spaniens, auf historischen Boden führt uns Silveira da Motta in seinen „Viagens na Galliza" — Lisbôa: Livraria de A. M. Pereira. Wir wandeln in Digo und Santiago, Lugo, Ribadavia, Pontevedra

u. s. w. an der Brise des Meeres und in dem Duft der Waldberge, den blühenden Gärten. Das Buch ist außerordentlich anschaulich, unterhaltend und anregend geschrieben. Der Visconde de Ouguella hat seinen beiden großen Werken „Gil Vicente“ und „A Lucta Social“ zwei allgemein interessierende wertvolle Studien folgen lassen. „A questão social“ und „O proletario europeú“. (Lisbôa: Casa Bertrand.) Der Verfasser hat eine echte rechte Volkstümlichkeit erreicht. Er ist wohl keinem Gebildeten und Gebildetseinwollenden unbekannt; seine ungemein klaren Schriften, seine Herzensgüte vermitteln die Bekanntschaft mit allen Kreisen. Die Fragen, mit welchen er sich in seinen Arbeiten beschäftigt, hat er gründlich studiert und beleuchtet sie von allen Seiten. Von ihm heißt es mit Recht: „Wenn der Visconde de Ouguella einen Gegenstand fallen läßt, so hat er ihn bis zur Erschöpfung ausgepreßt; wenn der talentvolle, tapfere Kämpfer ihn verläßt, hat niemand mehr etwas zu sagen darüber.“ Er behandelt in den angeführten Büchern mit der ihm eigenen aristokratischen Ruhe und doch vollsten Hingebung an den Gegenstand diese wichtigen Fragen, die heute die europäischen Völker bewegen. Er steht über dem Objekt seiner Anatomie, drum wird er auch nie tendenziös; seine Worte zünden nicht plötzlich und jäh wie Blitze, aber wie warme Sonnenstrahlen; der Odem mitfühlender Seele diktiert die Kritik und die wissenschaftliche Sezierung. In dem ersten Teile, der „sozialen Frage“, behandelt er vorzugsweise die Mission der Demokratie mit besonderer Berücksichtigung des deutschen Sozialismus, in dem „europäischen Proletariat“ weist er auf die folgenschwere Zukunft hin, die dem europäischen Arbeiter und Arbeitgeber durch die asiatische Entwickelung, durch die transsibirische Eisenbahn erwachsen.

Daß Teixeira Bastos nicht nur ein ausgezeichneter Kritiker, ein tüchtiger Historiker und Politiker, sondern selbst ein Dichter ist, der getrost in die Reihen der zeitgenössischen Poeten treten mag, ersehen wir aus dem Buche „Poetas Brazileiras“ Porto: (Livraria Chardson) In diesem Buche führt er uns in künstlerischer Abrundung mit seinem dichterischen Empfinden die hervorragenden brasilianischen Dichter vor und bringt Auszüge aus ihren lyrischen Dichtungen. Mehr als die feinfühlige Kritik Teixeira Bastos', die nie in herben Cynismen sich zuspitzt, sondern wirkliche Kritik ist, an der das Herz dem Verstande sich beiordnet, spricht die Auswahl der Poesien dieser brasilianischen Dichter für seine große poetische Begabung. Und Dank müssen wir ihm wissen, daß er uns, wenn auch nur in kurzen Umrissen, mit den Dichtergängen der Brasilianer bekannt macht. Nur wenige der Namen werden überhaupt in das Volk gedrungen sein. Wer kennt Reymundo Corrãa, Alberto de Oliveira, Valentin Magalhães, Fontoura Xavier, Theophilo Dias, Mucio Teixeira, Isidoro Martins Junior, Sylvio Romero, Filinto de Almeida, Hugo Loal? Wer? Aber sie alle sind es wert, gekannt, nicht nur genannt zu werden.

Hedwig Wigger.

Vermischtes.

Für den Dichter Detlev v. Liliencron, ist vor einiger Zeit ein Aufruf erlassen worden, der die Sammlung einer allgemeinen Ehrengabe zur Beseitigung seiner wirtschaftlichen Notlage bezweckt. Der Aufruf war unterzeichnet von folgenden Künstlern und Kunstfreunden: L. Auerbach, Hermann Bahr, Wilh. Bode, E. Frhr. v. Bodenhausen, A. Böcklin, R. Dehmel, Marie v. Ebner-Eschenbach, Th. Fontane, E. M. Geyger, Klaus Groth, Gerh. Hauptmann, K. v. d. Heyd, G. Hirth, H. Graf v. Keßler, M. Klinger, A. Lichtwark, Max Lieber-

mann, Rud. Maison, A. A. Oberländer, Wilh. Raabe, Emanuel Reicher, W. v. Seidlitz, Richard Strauß, Hans Thoma, F. v. Uhde. Auf Wunsch der Unterzeichner bringen wir die Sache unsern Lesern hierdurch gern in Erinnerung, indem wir es, gleich den Genannten, für eine nationale Ehrenpflicht halten, einem Dichter, der wie kaum ein anderer deutsche Lebenslust und Thatkraft in seinen Werken verkörpert hat, ein verbittertes Alter zu ersparen und sein ferneres Schaffen zu erleichtern. Beiträge sind mit der Bemerkung „für die Liliencron-Stiftung" an den Kassenwart der Stiftung, Herrn Konsul Auerbach, Berlin W. Taubenstraße 20, einzusenden. Nach der Schluß der Sammlung (1. Oktober d. J.) wird an alle Beitraggeber als Quittung eine alphabetische Namenliste (auf Wunsch nur mit Nennung der Anfangsbuchstaben) nebst beigedruckter Angabe der einzelnen Beträge versandt, zugleich auch über die Verwendungsart der ganzen Summe Genaueres berichtet werden. * *

Zum Bilde: Um einem vielfach ausgesprochenen Wunsche endlich zu willfahren, stellt sich in diesem Hefte der Herausgeber und Schriftleiter der Gesellschaft den Lesern nun ebenfalls im Bilde vor. Er hätte dies vielleicht schon lange thun sollen, doch würde es auch jetzt kaum geschehen sein, wenn nicht das Ausbleiben eines Bildes ein solches „Einspringen" nötig gemacht hätte, wenn sich die Herausgabe des Heftes nicht wieder verzögern sollte. * *

Bibliographie.

Im Monat Juni sind folgende Werke bei der Schriftleitung der „Gesellschaft" eingelaufen:

Pierre d'Alheim: Sur les pointes. — Paris, Société du Mercure de France. 1897. — Preis Fr. 3.50.

Anna Croissant-Rust: Der Bua. Oberbayerisches Volksdrama in vier Akten. — Berlin, Verlag von Schuster & Loeffler.

Petter Daß: Die Trompete des Nordlandes und andere Gedichte. Aus dem Norwegischen übertragen von L. Passarge. — Gotha, Friedrich Andreas Perthes, 1897.

Juliane Déry: Die selige Insel. Dramatisches Idyll. — Verlag von Schuster & Loeffler, Berlin, 1897.

Eduard Engel: William Shakespeare. Ein Handbüchlein. Mit einem Anhang: Der Bacon-Wahn. — Leipzig, Verlag von Julius Baedeker, 1897.

Karl Erbe: Der schwäbische Wortschatz. Eine mundartliche Untersuchung. Festschrift der zehnten Hauptversammlung des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins. — Stuttgart, Verlag von Adolf Bonz & Comp., 1897. — Preis 50 Pfg.

Carl Ewald: Eva. Autorisierte deutsche Übersetzung von Dr. H. v. Lenk. — Leipzig, Georg H. Wigands Verlag, 1897. — Preis brosch. Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—.

Ludwig Gumplowicz: Allgemeines Staatsrecht. Zweite, umgearbeitete und vermehrte Auflage des „Philosophischen Staatsrechts". — Innsbruck, Verlag der Wagner'schen Universitäts-Buchhandlung, 1897. — Preis 12 Mk.

Julius R. Haarhaus: Kennst du das Land? Eine Büchersammlung für die Freunde Italiens. Band VIII. Auf Goethes Spuren in Italien. II. Teil: Mittelitalien. — Leipzig, Druck und Verlag von C. G. Naumann. — Preis Mk. 2.50.

Julius Hart: Geschichte der Weltlitteratur nebst einer Geschichte des Theaters aller Zeiten und Völker. (Heft 1). — Verlag von J. Neumann in Neudamm. — Preis pro Lieferung 30 Pfg.

Dr. Oskar Hecker: Die italienische Umgangssprache in systematischer Anordnung und mit Aussprachhilfe dargestellt. — Braunschweig, George Westermann, 1897. — Preis Mk. 4.—.

Wolfgang Heine, Rechtsanwalt: Die Sozialdemokratie und die Schichten der Studierten. Ein Vortrag, gehalten am 25. Mai 1897 im Feenpalast zu Berlin. — Berlin 1897. Verlag der Sozialistischen Monatshefte. — Preis 20 Pfg.

Ernst Heller: Ein Cäsarentraum. Historische Tragödie in 5 Akten. — Bern, Verlag von Neukomm & Zimmermann, 1897. — Preis Mk. 2.50, geb. Mk. 4.—.

Otto Henne am Rhyn: Kulturgeschichte der jüngsten Zeit. Von der Errichtung des deutschen Reiches bis auf die Gegenwart. (Siebenter Band der Allgemeinen Kulturgeschichte.) — Leipzig, Verlag von Otto Wigand, 1897. — Preis 9 Mk.

Ann' Margret Hohngren: Frau Strahle. Autorisierte Übersetzung von Marie Kurella. — Leipzig, Georg H. Wigands Verlag, 1897. — Preis brosch. Mk. 1.50, geb. Mk. 2.50.

Friedrich Jacobsen: Sturm. Schauspiel in 4 Aufzügen. — Leipzig, A. Schumanns Verlag, 1897.

Karl Josephy: Helena. Roman. — Bern, Verlag von Neukomm & Zimmermann, 1897. — Preis Mk. 2.50.

Wolfgang Kirchbach: Was lehrte Jesus? Zwei Ur-Evangelien. — Berlin, 1897. Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung. — Preis 5 Mk.

Kurze Geschichten. Band I, Heft 1. (Inhalt: Fritz Mauthner, Die Retterin; Maria Janitschek, Abendsonne; Ludwig Fulda, Der nächste Morgen; Headon Hill, Das Geheimnis des Meßbuchs. — Berlin W. 50. Verlag der Romanwelt. — Preis pro Heft 60 Pfg.

Heinrich Lee: Die Geliebte. Moderner Roman. — Berlin NW. 6. — Verlag von Carl Duncker. — Preis Mk. 3.—.

Fritz Mauthner: Die böhmische Handschrift. — Paris, Leipzig, München. Verlag von Albert Langen, 1897. — Preis 3 Mk.

A. J. Meier-Graefe: Die Keuschen. Eine Folge von Romanen über das Liebesleben im neunzehnten Jahrhundert. I. Fürst Lichtenarm. — Berlin, Schuster & Loeffler, 1897.

Elisabeth Meyer-Foerster: Meine Geschichten. — Berlin, S. Fischer, Verlag. 1897.

Mir: Der letzte Schadeck. Eine Liebesgeschichte aus dem Sagenkreis des Neckarthales. — Heidelberg, Kommissionsverlag von Alfred Wolff.

Friedrich Nietzsche (Zweite Abteilung) Band XI: Schriften und Entwürfe aus den Jahren 1876—1880. (Die Pflugschar. Die Sorrentiner Papiere. Der neue Umblick. Nachträge zu „Vermischten Meinungen und Sprüchen". Nachträge zu „Der Wanderer und sein Schatten". Vorarbeiten und Nachträge zur „Morgenröte"). — Band XII: Schriften und Entwürfe aus den Jahren 1881—1885. (Die Wiederkunft des Gleichen. Nachträge zur „Fröhlichen Wissenschaft". Vorarbeiten und Nachträge zu „Also sprach Zarathustra". Bruchstücke zu den Liedern Zarathustras. Gedicht-Fragmente. Böse Weisheit: Aphorismen und Sprüche). — Verlag von C. G. Naumann in Leipzig.

Marcel Prevost: Fleurette. Autorisierte Übersetzung von Emil Zifarsky. (Kleine Bibliothek Langen Bd. VIII.) — Paris, Leipzig, München. Verlag von Albert Langen, 1897. — Preis 1 Mk., geb. 2 Mk.

Dr. Naum Reichesberg: Die Arbeiterfrage einst und jetzt. Ein akademischer Vortrag. — Leipzig, Georg H. Wigands Verlag, 1897.

Paul Remer: Theodor Storm als norddeutscher Dichter. Der Reinertrag dieses Werkes ist für das Theodor Storm-Denkmal in Husum bestimmt. — Berlin SW. 46, Schuster & Loeffler.

Signe Rink: Kajakmänner. Erzählungen grönländischer Seehundsfänger. — Berlin, S. Fischer, Verlag, 1897.

Ernst Rosmer: Themistokles. Tragödie in fünf Akten. — Berlin, S. Fischer, Verlag, 1897.

Dr. Giovanni Rossi („Cárdias"); Utopie und Experiment. Studien und Berichte. Nebst Artikeln von Sestilio Rossi, Filippo Zurati, Ettore Guindani, Luigi Molinari (Leonida Bissolati), C. Zimmermann, John Most, Peter Krapotkin, A. Cappellaro, François Coppée, Georges Montorgueil, Rouxel, Jean Grave, Errico Malatesta. Gesammelt und übersetzt von Alfred Sanftleben. Mit einem Bilde. — Zürich 1897. Verlag A. Sanftleben. Preis Mk. 3.20.

Franz Scharrenbroich: Erlaubtheit des Selbstmordes! Dargestellt nach den Lehren des Philosophen Seneca. — Rheinbach bei Bonn, Litterarisches Bureau, 1897. — Preis 40 Pfg.

Richard Schaukal: Meine Gärten. Einsame Verse. — Schuster & Loeffler, Berlin 1897.

Hanna Schomacher: Bunte Märchen. Zweite Auflage. — Leipzig, Verlag von Gustav Fock. — Preis 80 Pfg.

Amand Freiherr von Schweiger-Lerchenfeld: Atlas der Himmelskunde auf Grundlage der Ergebnisse der coelestischen Photographie. 62 Kartenblätter (mit 315 Einzeldarstellungen) und 62 Folio Text mit ca. 500 Abbildungen.

1. Lieferung. — Wien, A. Hartlebens Verlag. — Preis pro Lieferung 1 Mk.

Amalie Skram: Konstanze Ring. — Leipzig, Georg H. Wigands Verlag. 1897. — Preis broschiert Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—.

Karl Storck: Otto von Leixner. Eine Studie. — Berlin, Schall & Grund, Herzogl. Bayerische Hofbuchhändler. Verein der Bücherfreunde.

O. Eugen Thossan: Beim Kommiß. Zwei Jahre Volkserziehung. — Leipzig, Georg H. Wigands Verlag 1897. — Preis brosch. Mk. 1.50, geb. Mk. 2.50.

Anton Tschechoff: Ein Zweikampf. Erzählung. Autorisierte Übersetzung aus dem Russischen von Korfiz Holm. (Kleine Bibliothek Langen, Bd. VII.) — Paris, Leipzig, München; Verlag von Albert Langen, 1897. — Preis 1 Mk., geb. 2 Mk.

Dr. Hermann Varnhagen: Werder gegen Bourbaki. Der Kampf des vierzehnten deutschen Korps gegen die französische Ostarmee im Januar 1871. — Berlin, Schall & Grund, Herzogl. Bayerische Hofbuchhändler. Verein der Bücherfreunde. — Preis Mk. 4.50.

Jakob Wassermann: Die Juden von Zirndorf. Roman. — Paris, Leipzig, München, Verlag von Albert Langen, 1897. — Preis Mk. 4.50.

Frank Wedekind: Die Fürstin Russalka. — Paris, Leipzig, München, Verlag von Albert Langen. — Preis 3 Mk.

Bruno Wille: Einsiedelkunst aus der Kiefernhaide. — Berlin, 1897. Schuster & Loeffler.



Wir bitten, **sämtliche Manuskripte, Bücher- &c. Sendungen** ausschließlich an

Herrn Hans Merian, Schriftleitung der „Gesellschaft"
in Leipzig, Inselstraße 7

zu richten.

Schriftleitung und Verlag der „Gesellschaft".

Verantwortlicher Leiter: Hans Merian in Leipzig.
Verlag von Hermann Haacke in Leipzig. — Druck von Gottfr. Pätz in Naumburg a. S.



Anna Croissant-Rust



Hochsommerbesuch.

Von M. G. Conrad.

(München-Partenkirchen.)

Serenissimus pflegt mich allsommerlich zu Besuch zu laden. Der hohe Herr steigt wie ein Gemsbock. Eine Wilderernatur, der kein Schleichpfad zu verwegen. Jägerhut mit „krumbem Federl", rauhes Hemd, am Hals offen, ohne Binde — Lodenjoppe, krachlederne kurze Hose mit grüngesticktem Eichenlaub am Latz — derbe wollene Wadenstrümpfe, Nagelschuhe, Wettermantel, Bergstock, Rucksack: die landesübliche Ausrüstung.

Schweiß- und staubbedeckt, abgekraxelt, todmüde, wirft er das Gewand ab, stürzt sich in den Bergsee, schwimmt wie ein Seehund und steigt kreuzfidel an den polizeiwidrigsten Stellen in polizeiwidrigster Badehosenlosigkeit ans Land.

Im Wald hat er alle Jägerkniffe los. Ein Weidmann durch und durch, also kein Streckenprotz, kein Mordgeselle mit Piffpaff-Größenwahn. Ein Tierfreund, der hegt und pflegt und abschießt wie der Förster als Baumfreund den Wald durchforstet. Selbst die Verfolgung des Raubzeugs ist ihm nicht die bekannte „noble Passion". Und wenn er auf junges Weibsvolk pirscht — „schiach" darf's nicht sein, sonst fürchtet er sich der Sünd. In diesem Punkt geht er, seit er gemach älter und wählerischer wird, sehr vorsichtig mit sich um.

Überkommt ihn der Hunger auf der Landstraße, ist ihm jeder Kirschenbaum recht. Die Höchsten sind die Besten — sagt schon die Spatzenweisheit, und er steigt so hoch als ihn die Äste tragen und die

Spatzen und Stare noch etwas übrig gelassen. Gleichgiltig auf wessen Grund der Baum steht. Einmal kam die Bäuerin dazu, wie er in bester Arbeit. Drall und schmuck, aber „gach", fängt das Weib, in den heiligsten Eigentumsrechten gekränkt, zu schimpfen an.

„Handwerksbursch miserabliger, willst gleich —? Schaut den Loder an, den frechen! Machst jetzt bald?"

„Ja, ich mach jetzt gleich. Halt nur's Maul, sonst schmeiß ich dir die Hosen drauf!"

Und er nascht ruhig weiter.

Die Bäuerin tobt wie besessen. Es kocht in ihr. Sie streckt die Arme aus und rüttelt am Stamm.

Da läßt sich Serenissimus direkt hinunterfallen, der Wütenden an die Brust. Und er umhalst sie und drückt sie und busselt sie, bis ihr und ihm der Schnaufer ausgeht. Dann spendiert er noch ein erkleckliches Andenken, wenn er gerade überflüssige Moneten im Sack hat.

Die Verdutzte besieht sich ihren Segen: „G'stohlen hat er's — g'wiß hat er's g'stohlen, der Loder — und i bring dem Bauern a falsch Geldstuckl heim —"

„Tantarabai!" Er drückt sich querfeldein, unerkannt — köstlich erfrischt vom Scharmützel mit der rassigen Bäuerin.

Allsommerlich pflegt er mich zu Besuch zu laden. Da giebt's fröhliche Stunden im Jagdhaus zur „weißen Gemse" im Wald über der Klamm. Und oft wirft sich unser Lachen wie eine Salve von Juchzern in die Nachtluft und übertönt das Gebrause vom Wassersturz in der Schalmeischlucht.

Er und ich und ein Diener, sonst keine Seele weit und breit — die Dackeln nicht zu vergessen. Die liegen meist auf der Ofenbank und träumen von wilden Abenteuern. Der Diener setzt die Atzung auf den Tisch, stellt die Leuchter bereit und verschwindet.

Ich komme herein, ausnahmsweise mit großer Verspätung: „Tantarabai!" ruft er mir zum Gruß entgegen und streicht schmunzelnd seinen wilden Schnauzbart. Sein hageres, wettergebräuntes Gesicht zuckt in pfiffigen Lichtern. Er wirft ein zerlesenes Exemplar des Gothaer Almanachs zwischen die Weinflaschen und Cigarrenschachteln, reckt sich in sehniger Strammheit und zieht mich an seine Brust. „Nun denn, grüß Gott! Daß du nur da bist, Alter."

Wir duzen uns, seit unserem gemeinsamen fünfzigsten Geburtstag.

Dann die grünen Weingläser gefüllt, Havannah gereicht: „Prost!" Ein paar Züge, mit Kennerblick und Duftprobe durch die Nüstern:

„Famos!“ — „Neueste Ernte, trotz spanischer Hauerei und Lorbeeren auf den Allerwertesten, ausgezeichnet.“

Wir lassen uns in die Holzlehnstühle mit den eingesessenen Lederpolstern sinken.

Ich lange nach dem Gothaer: „Immer noch deine litterarische Passion?“

„Jawohl, der und der Detlev. Du weißt ja, den Detlev für die großen Gefühle, für die dramatischen Zustände der Junkerseele, Nonplus-ultra-Lyrik — den Gothaer zum Nach- oder Vorspiel, je nachdem.“

„Orgelklang, Schelmenpfeife, Pansflöte, Satyrspiel,“ erwidere ich und lege die Hand auf sein nacktes, kühles Knie. „Über die Fanfaren bist du mit dem Gothaer wohl hinaus?“ Und ich lache Trara!

„Weißt du, das muß ich dir doch sagen, von allen Zünften — die europäische Schelmenzunft hat doch nicht ihres Gleichen. Gegen ihre Poesie und ihren Witz steht nichts auf. Das ist wahrhaft klassische Nationallitteratur.“ Und mit einem Schlag auf das zerlesene, weinfleckige Buch: „Nationallitteratur, die sich zur Weltlitteratur aufgeschwungen? nein, richtiger, aufgesessen hat. Stegreifrittertum zuerst — Stegreifpoesie, Stromerlieder, Galgenvogelchronika. Aber dann die Kraft der Beine, die Verwegenheit des Griffs — suum cuique rapere — die geniale Ausdauer des Gesäßes mit allen Advokatenwinden und Pfaffensalben: J'y suis, j'y reste — oder wie der Galantuomo in Rom vom Quirinal zum Vatikan hinüberrief: Ci siamo, ci resteremo! Und der ehrliche Schiller drückt sein monumentales Siegel darauf: Sei im Besitz und du bist im Recht, und heilig wird's die Menge dir bewahren. Verstanden? Das ist die hohe Schule der Geschichte. Dir brauche ich sie nicht vorzureiten. Du hast den Begriff. Es giebt viele Worte dafür, sakrosankte —“

„Und immer neue kommen dazu: der Übermensch, die Herrenmoral, sag' ich lachend und gestatte mir eine Frische.

„Dieser Gothaer da ist der Kodex.“

„Der Index,“ verbessere ich.

„Meinetwegen, das auch. Verzeichnis ist alles, geh mir. Eure Romane zum Beispiel. Etwas sehr Luftiges, Musikalisches scheinbar, Handlung, roter Faden und anderes Gespinnst und Strumpfwirkerei — und doch im Grunde nur Verzeichnisse. Drum öden sie so schnell an. Verzeichnisse aller erdenklichen Miserabilitäten der Menschenseele — Ihr nennt's psychologischen Roman — Verzeichnisse aller Kleinigkeiten wurmstichigen Kulturhausrats — Ihr nennt's historischen Roman — Ver-

zeichnisse aller Lumpereien einer modernen Spießbürgerfamilie — und Ihr nennt's konsequenten naturalistischen Roman. — Trödler-Kataloge sind amüsanter. Prost!"

„Stimmt!" sag' ich. „Der lesende Mensch will eigentlich auch gar nichts Neues erfahren. Wenn ihm das, was er sich selbst denkt, oder was seine edle Beschränktheit voraussetzt, der brave Schreiber mit klugen Worten um die Ohren streicht und noch etwas sittlich-unsittlichen Honigseim um die Lippen, dann genügt's. Und wer das am beifallswürdigsten für die große Menge macht, der ist der berühmte, glückliche Dichter. Die Familie feiert ihn, das Wochenblatt preist ihn, die Verleger reißen sich um ihn. Das ist der ganze Witz."

„Wer den Witz versteht," bemerkt mein Wirt-Serenissimus etwas zerstreut und legt sich schweigend zurück. „Alter, du, hör', unser Detlev, versteht der eigentlich das Metier?"

„Das möcht' ich sehr bezweifeln. Sicher ist, daß er die große, die heilige Kunst versteht und sie ausübt wie je einer von Gottes Gnaden."

„Damit lass' mich in Ruh — von Gottes Gnaden! Ein Mensch hat Genie oder er hat kein Genie — und führt sich darnach auf. Detlev hat Genie — aber den Witz versteht er nicht. Das ist meine Meinung. Und nun wollen andere den Witz für ihn haben und thun sich zusammen und gründen eine — Detlev von Liliencron-Stiftung. Du, das ist mir eine traurige Geschichte."

Schweigen. Die Dackeln bellen leise im Schlaf. Die Geister der Schalmeischlucht tosen zum offenen Fenster herein. Hochsommernacht. Shakespeare. Die Flamme flackert Zauberreigen.

Nach einer Weile: „Was wolltest du sagen?" Und er entkorkt eine frische Flasche aus dem Kühler und schänkt die Gläser voll.

„Eigentlich nichts. Wir sind vom Thema abgekommen. Von deinem Gothaer."

Und mit einer Art von jähem, grimmem Humor stürzt er das Glas hinab: „Donnerwetter ja, das sag' ich dir, wo ich dieses Buch aufschlage, stoß ich auf einen Witz, einen weltgeschichtlichen Ulk, eine Familienposse. Diese Geburtsregister — diese Verwandtschaftsdaten — na, der Glaube macht selig, aber, wer hinter die Gardinen gesehen und die Hermeline gelüftet und die Zacken sozusagen mikroskopiert hat, mein Wort! es ist zum Wälzen. Manchmal auch zum Heulen. Ein Arsenal von Späßen, dieses Buch. Aber die profane Welt geht's nichts an. Die Herde ist so unbezahlbar unwissend. Und weiß sie einmal, so vergißt sie wieder.

Sie betet an und steuert, wie sie früher gefrohnt hat. Das ist ewiges Herdenbedürfnis. Was in diesem Buche gedruckt ist, bleibt also doch mit all seinen grotesken Offenbarungen zwischen den Zeilen Familiengeheimnis. Eine einzige große internationale Familie — wir da drinn'. Keiner außer uns versteht unsere Sprache, unser Volapük. Vaterland! Vorsicht! Nationalitätenkampf! Cave canem!"

Das Sprunghafte seiner Expektoration belustigt mich. Ich setze mit einem andern Gedanken ein, um wieder auf den Detlev von Liliencron zurückzukommen. Schließlich will ich doch wissen, wie sich ‚Serenissimus zur Stiftung stellt, nicht mit Worten, sondern mit Werken. Trau einer dem Schwerenöter!

„Wir anderen, da hast du recht, wir können nicht vorsichtig genug in der Wahl des Vaterlandes sein. Denk dir, wie man von Staats wegen anderwärts die Dichter behandelt, in Frankreich, Spanien, Italien, England, Dänemark, Schweden, Norwegen. Dort hat man sozusagen Dichteraristokratien. Wer seinen Dichter-Adel erweist, wird Akademiker, Senator, bezieht Ehrensold u. s. w. In Deutschland nichts von alledem. Die Schillerstiftung ja, für Invalide, Erwerbsunfähige, die haben wir, eine Art litterarischer Altersrente, aus Almosen zusammengeschnorrt. Und wie die Dichter, so die Leute von der Presse überhaupt. Einige Hofdichter und Hofjournalisten ausgenommen, für die heimliche Gnadenbrünnlein fließen. Neulich hat die europäische Presse Kongreß in Stockholm gehalten. Da hat der Deutsche wieder einiges erleben können, was ihn mit Neid und Beschämung erfüllt. Die Presse genießt in Schweden volle Freiheit und eine Ehrenstellung, von der man sich in Deutschland nichts träumen läßt. Selbstverständlich ist der König bei der feierlichen Eröffnung des Kongresses persönlich erschienen, bei dem Festmahl ließ er sich durch den Kronprinzen vertreten, in seinem Schloß Drottningholm begrüßte er die Kongressisten mit ihren Damen als seine Gäste und feierte in einer formvollendeten, herzlichen Ansprache die Unabhängigkeit und Freiheit der Presse. Das sind doch Thatsachen, nicht wahr?"

„Ei freilich. Was sag' ich denn immer? Jeder hat das Recht, das er sich nimmt, die Ehre, die er sich erzwingt. Geschenkt bekommt man nichts in der Welt. Die Hand, die sich zum schäbigen Almosen ausstreckt, erniedrigt sich. Nie wird sie mehr zur Herrschaft und Besitz sich erheben können. Stiftung — schauerlich. Armenhaus. Räumt doch erst mit dieser Bettelwirtschaft auf! Prost, alter Schwede! O dieser Don Oskar, das ist freilich einer von den feinsten. In seinem

Lande braucht's keine Liliencron-Stiftungen. Aber im Deutschen Reich — Hurrah! Da geht der Klingelbeutel um!"

„Lassen wir unsern Detlev leben. Hoch! Trotzalledem — dreimal hoch. Tantarabei!"

„Aber für seine Stiftung gebe ich so wenig wie die andern, die in der Gothaer Weltgeschichte stehen. Nicht einen Pfennig. Das thu' ich meinem Detlev nicht an, aus einem andern Grund als die andern."

„Und was thust du?"

„Das will ich dir sagen: —" Und er umhalst mich und neigt seinen Mund an mein Ohr.

„Staatsgeheimnis!"

Ich habe lange keine so stolze, frohe Stunde gehabt.

Serenissimus ernennt Detlev, den Dichter, zum Mitregenten auf allen seinen Schlössern, Gütern, Jagdgründen.

Warum soll ich's nicht ausplaudern? Die Wahrheit glaubt doch keiner.

Serenissimus verschenkt eine Million Detlev'scher Gedichtbände an den „Alldeutschen Verband" und an die deutschen Schulvereine. Eine zweite Million wirft er den zweisprachigen Tschechen direkt an den Kopf. Zuerst setzt das natürlich Beulen und Skandal. Nach dem Zorn kommt die Liebe. Als Kunst- und Poesievolk sind die Tschechen niemals „minderwertig" gewesen. Ein einziges Detlev'sches Gedicht macht mehr moralische Eroberungen als neunundneunzig Diplomatennoten und Kaiserreden.

Serenissimus läßt Detlevs sämtliche Gedichte in Keilschrift und der entsprechenden unglaublichen Sprache drucken — alle Staatsbibliotheken zahlen fabelhafte Preise dafür, und die Universitäten errichten pompöse Lehrstühle.

Das Übrige verschweig' ich noch. Tantarabai!





Die Moral der Kunst.

Von Heinrich Driesmans.

(Berlin.)

Der Mensch verdankt sein Dasein anderen Wesen und hat es deshalb zu rechtfertigen; zunächst seinen Angehörigen gegenüber, die ihm das Leben gaben, weiterhin seinen Vorfahren gegenüber, von denen seine Eltern gekommen sind, und endlich dem Urgrund der Dinge gegenüber, welcher die Menschen und das ganze Weltall in die Erscheinung gerufen hat.

Aus diesem Gefühle eines Schuldverhältnisses des Menschen zu seiner ganzen Umgebung sind die Religionen aller Völker entsprungen. Die sinnlich-greifbaren Beziehungen des Menschen zu dem, was ihn umgiebt, sind der Ausgangspunkt für alle gottesdienstlichen Kulte geworden, so, daß einige Völker die Pflichten gegen die Vorfahren und Ahnen (Griechen), wieder andere die Pflichten gegen das lebenschaffende Wesen der Natur (Inder) zum Maßstabe für das Verhältnis des Menschen überhaupt zu den unbekannten Urkräften, denen er sein Dasein verdankt, machten.

Also der Gedanke von Schuld und Sühne, der Gedanke, daß man mit dem Leben eine Schuld eingehe, die abgetragen werden müsse, um sich von dem Dasein und dessen bösen Folgen zu lösen, ist der Kernpunkt aller Religionen: von dem niedrig gesinnten Wilden, der den nach Willkür herrschenden unsichtbaren Despoten durch blutige Opfer zu versöhnen und sich zum Beistand zu gewinnen sucht, bis zu dem hochkultivierten Inder, der durch das Selbstopfer, durch Ertötung seiner Begierden und Leidenschaften sich mit Brahma, dem Geiste des Alls, wieder zu vereinigen trachtet, — jeder Mensch trägt das Gefühl in sich, daß die Gottheit eine Forderung an ihn habe, und je nach seinem Bildungsgrad wird er sich dieser Schuld durch eine tributmäßige Ab-

gabe, durch sittliche Handlungen oder durch Streben nach Gottähnlichkeit zu entledigen suchen. Diese Anschauungsweise war die herrschende zu allen Zeiten, nicht nur in Epochen eines niedrigen Standes der Wissenschaften und geringer Kenntnis des natürlichen Wesens, sondern bis auf den heutigen Tag; denn selbst unsere modernen philosophischen Systeme: Kants „kategorischer Imperativ", Schopenhauers „Verneinung des Willens zum Leben", die „Arbeit für Andere", für die Wissenschaft, den Staat, die Kunst, worin die modernen Atheisten und Materialisten die Rechtfertigung ihres Daseins suchen, oder das Streben der Realidealisten nach Verwirklichung des „Schönen — Wahren — Guten", — sie sind nichts weiter im Grunde genommen, als Anleitungen zu Abschlagszahlungen an die lebengebenden Mächte, mögen diese nun als „Menschheit", als „Urwillen", oder als künstlerische und wissenschaftliche „Geisteskräfte" verehrt werden.

Auch die moderne Ethik kennt also nur erst Pflichten gegen Menschen, oder Gemeinschaften von Menschen (Volk, Staat), oder gegen Kulturerrungenschaften (äußere und geistige, segensreiche Einrichtungen und sittlichende Ideen); sie ist nur die Blüte des Baumes, dessen Wurzeln in dem Opferkultus der ältesten und rohesten Zeit liegen. Der Kultus, der mit dem Tier- und Menschenopfer begann, endigte mit dem Selbstopfer der Triebe und Leidenschaften in seiner höchsten Verfeinerung und Vergeistigung; „Kultus" ist auch noch unser ethischer Opferdienst, unsere Arbeit für Andere, welcher Art sie auch sei, wenn sie nur Menschen „nützt". Wir kennen noch keine Pflichten gegen das Menschenwesen, gegen uns selbst als Menschenwesen. Auch für uns besteht der Wert des Lebens in dem Leisten, in den Leistungen, die wir entrichten; noch ist das Leben selbst für uns keine Aufgabe, kein Ziel, denn wir erkennen nicht, was wir mit unserem Leben leisten, und wenn wir damit etwas leisten. Wir sehen nicht das Ziel, den wahren Zweck und Inhalt des Menschenlebens.

* * *

Der Sinn des Lebens ist Menschenwesen. Was das Nervensystem für den Körper, das ist das Menschenwesen für das Naturganze: das vermittelnde und registrierende Centralorgan für alles Geschehen. Das Ziel des Alllebendigen ist Menschenbildung, wie es das Ziel der gesamten physiologischen Körperfunktionen ist, das geistig-bewußte Dasein des Menschen möglich zu machen: physische und geistige Durchbildung und Erhöhung des Menschenwesens.

Aus diesem Gesichtspunkte ergeben sich unsere natürlichen Pflichten. Der Mensch hat keine anderen Pflichten, als solche, welche die Klärung und Steigerung des Menschenwesens bezwecken. Das höchste Lebensideal, das wir modernen Menschen kennen, unser ethischer Opferdienst, die Arbeit für Andere (das Gemeinwesen, den Staat), enthält demgemäß drei Wertstufen, indem die Arbeit entweder die Aufgabe der Menschenbildung erfüllt (Kunst), oder darauf vorbereitet (Wissenschaft), oder dazu beiträgt (Technik).

* * *

Alles Leben ist Streben nach Form. Leben ist formende Kraft, Formkraft. Die primitive Saugbewegung, worin die eigentliche Lebensbethätigung der einfachsten Organismen besteht, das unausgesetzte Einsaugen und Wiederausströmen des umgebenden stofflichen Elements, ist schon ein solches formendes Prinzip, welches die Materie in gewisse Bewegungsformen hineinzuziehen, und der Umgebung einen bestimmten Charakter aufzuprägen bestrebt ist. Je höher auf der Stufenleiter der Wesen, desto deutlicher tritt dieses Bestreben hervor, der ungeformten materiellen Umgebung den Stempel der individuellen Lebensbethätigung aufzuprägen. Das menschliche Leben ist im Grunde nichts anderes als ein unausgesetztes Vermenschlichen der äußeren Umgebung, ein Streben, alles Stoffliche in die Formen des menschlich Individuellen zu zwingen.

Jedes quantitative Verhältnis in der Natur zielt auf ein qualitatives Bestreben, jede Massenverteilung auf ein Spiel der Kräfte, jede Form auf Entfaltung, Leben, Bethätigung. Die Teile des Körpers haben zu einander ein quantitatives Verhältnis; aber ihr Zusammenwirken weckt das Qualitative des lebendigen Organismus.

Diesem Zuge, welchem alles natürliche Leben unterliegt, zu folgen, ist die ethische Lebensaufgabe des Menschen. Wahre Pflichten erfüllt der Mensch nur, indem er sich formend und bildend verhält; das sind seine natürlichen Pflichten, und andere Pflichten giebt es für ihn nicht.

Arbeit ist die erste und letzte ethische Lebensaufgabe des Menschen; arbeitend löst er alle seine Verpflichtungen ein, sühnt er jede Schuld und jedes Gebrechen.

Aber nicht bei jeder Arbeit verhält sich der Mensch formgebend und -bildend; also ist nicht jede Arbeit wahre Menschenpflicht und ethisch wertvoll. Ethisch wertvoll kann nur solche Arbeit genannt

werden, die auf den Arbeitenden formgebend zurückwirkt und ihm ein sittlich-schöpferisches Gepräge verleiht, das sein ganzes Wesen mit der Arbeit verwachsen und gleichsam in die Bewegungsformen seiner Bethätigungsweise gefesselt erscheinen läßt. Ethisch wertvoll ist also zunächst und vor allem körperliche Arbeit, weil sie in ihren verschiedenartigen Äußerungen dem Menschen das charakteristischste Gepräge verleiht.

Unter der körperlichen Arbeit steht voran die einfachste und ursprünglichste Form derselben: die Urbarmachung und der Landbau. Sie steht voran, weil sie den Menschen in unmittelbarster Berührung mit dem Naturleben hält, und, indem sie ihn zwingt, ihrer schroffen Ordnung und herben Gesetzmäßigkeit nach zu leben, ihn einfach, wahr und herb macht und mit zäher Thatkraft erfüllt.

In zweiter Hinsicht steht das Handwerk, das körperliche Bilden. Es steht der Landarbeit an menschenbildender, ursprünglicher Kraft nach, weil es den Menschen aus der einfachen klaren großen Sphäre des natürlichen Lebens zieht und ihn zwingt, sich zu vereinseitigen und zu spezialisieren; aber das Handwerk ist ethisch wertvoller als die einfachste Form der Arbeit, weil es den Menschen unmittelbarer zu einem Bildner und Former erzieht und ihm seine natürliche Bestimmung deutlicher zum Bewußtsein bringt: den rohen Stoff zu bewältigen und zu beherrschen und ihn in nützliche, zweckmäßige, sowie, — so weit es sich damit vereinigen läßt, — schöne, kleidsame Formen zu fassen. Jedes Handwerk unterliegt der Tendenz, sich zu einer Kunst auszubilden.

In dritter Hinsicht steht das geistige Bilden, die Kunst. Darunter ist jede formgebende und bildende Bethätigung zu verstehen, welche nicht aus Nützlichkeits- oder Zweckmäßigkeitsgründen, sondern aus bloßem Gefallen an der schönen, dem Wesen des Objektes angemessenen Form die Gegenstände bearbeitet. Sie ist die am langsamsten und spätesten zur Wirkung kommende Bildarbeit, aber sie ist die ethisch wertvollste Arbeit, weil sie den Menschen nicht bloß zu seiner wahren Bestimmung erzieht, sondern ihn unmittelbar im Banne derselben erhält, und das Bewußtsein nicht entschlummern läßt, daß das Bilden um des schönen Bildens willen seine eigentliche und höchste ethische Lebensaufgabe ist, und die vollkommenere menschliche oder dem Menschenwesen angepaßte Form, die er den natürlichen Dingen verleiht, die Bestimmung hat, auf das Menschenwesen zurückzuwirken, es in sich zu klären, zu erhöhen, zu vollenden.

* * *

Nachdem wir die ethische Lebensaufgabe des Menschen in der Bildarbeit erkannt haben, bleibt uns nun noch übrig, die Art von Arbeit ins Auge zu fassen, welche an sich ethisch wertlos ist und bloß als notwendiges Übel betrachtet werden kann, da sie nur darin besteht, den Hindernissen beizukommen oder vorzubeugen, welche der natürliche Gang der Dinge der menschlichen Bildarbeit in den Weg stellt.

Ethisch wertlos ist jede Bethätigung, welche den Menschen als Zerstörer erscheinen läßt. Ethisch wertlos ist also jede Handlungsweise, welche eine Vergewaltigung in sich schließt, ob sich diese nun auf das unbewußte Naturleben, auf das bewußte Menschenleben, oder auf das eigene innere Leben erstreckt.

Um seine Existenz zu sichern, muß der Mensch allerdings Vergewaltiger und Zerstörer sein; aber er darf dies nur insoweit sein, als es die Sicherstellung seiner Existenz erfordert.

Zur Sicherstellung seiner — höheren — Existenz müssen die niederen Lebewesen, Tiere und Pflanzen dienen. Sie müssen ihr Leben lassen, um sein wichtigeres, wertvolleres Leben zu fristen. Aus Naturnotwendigkeit also ist der Mensch Vergewaltiger und Vernichter anderer Lebewesen, und er darf nie aufhören, diese seine Lage — als Zerstörer erscheinen zu müssen — als einen bitteren Zwang, als notwendiges Übel zu betrachten. Unsittlich, menschenunwürdig und entwürdigend, ruchlos ist es, dieses notwendige Übel in ein belustigendes Spiel umzuwandeln, und das Töten und Vergewaltigen — zum Beispiel als Jagd und Wettrennen — sportsmäßig zu betreiben. Diese Art Bethätigung ist nicht nur ethisch wertlos, sondern im höchsten Grade entsittlichend, weil sie den Menschen an das Vergewaltigen und Zerstören gewöhnt, und ihn, anstatt zu einem Bildner und Schaffer, zu einem Vergewaltiger und Zerstörer erzieht.

Zur Sicherung seiner Existenz den Mitmenschen gegenüber muß der Mensch gleichfalls seine herrschsüchtigen und blutdürstigen Triebe wach erhalten. Die Pflicht gegen Familie, Stamm, Vaterland fordert von ihm, sein Blut einzusetzen und fremdes Blut zu vergießen, wenn seine heimatlichen Güter und Heiligtümer der Gefahr einer Vergewaltigung ausgesetzt sind. In solchem Falle ist diese Pflicht eine sittliche Pflicht; niemals aber darf ihn dabei das Gefühl verlassen, daß es zugleich eine traurige Notwendigkeit, ein notwendiges Übel ist, dem er obliegen muß. Kriegslust, als sportsmäßige Lust am Kriegen, mag in früheren, naiveren Zeiten eine Tugend gewesen sein; für uns späte, abgeklärte Menschen ist sie nicht bloß ethisch wertlos, sondern entsittlichend, menschenunwürdig,

ruchlos. Es ist ein Irrtum, zu meinen, daß Tugenden und Fähigkeiten wie Mut, Entschlossenheit, Geistesgegenwart, Thatkraft, Begeisterung und Ehrgefühl durch das kriegerische Feuer großgezogen werden; wo diese Eigenschaften nicht schon vorhanden sind, da werden sie durch die Kriegslust nicht neu geschaffen, sondern es werden dadurch niedere Instinkte und Triebe entfaltet und treten an deren Stelle. In dem kriegerischen Taumel wird die ursprüngliche Feigheit von der natürlichen Raubgier überwältigt, welche sich in die Maske des Mutes und der Todesverachtung kleidet; Blutdurst und Verzweiflung erscheinen als Begeisterung und Ehrgefühl. Wo andererseits diese Eigenschaften vorhanden sind, da werden sie durch den Krieg nicht gesteigert, sondern verwildert, und sie erscheinen bloß im Zustande der Verwilderung größer und mächtiger als sonst, ob sie aber dabei stärker und nachhaltiger geworden sind, ist eine andere Frage. Schopenhauer hat völlig recht, wenn er Tugenden solchergestalt „Unteroffizierstugenden“ nennt. Wir wollen uns aber nicht zu subalternen, sondern zu freien, auf sich selbst gestellten Menschen erziehen. Was wahrer Mut ist, lehrt uns Feuchtersleben in den wunderschönen Worten:

Nicht das allein ist Mut: ein Leben,
Das Todesgötter schon umschweben,
Wo Schwerter blitzen, Lanzen ragen,
Noch kämpfend in die Schanze schlagen;
Ein höh'rer Mut wird noch gefodert:
Die heil'ge Flamme höh'ren Lebens
Mit Opfern ird'schen Glücks zu nähren,
Zu sehn, wie sie allmählich sich verzehren,
Und wenn das Feuer still verlodert,
Die Asche ruft: Es war vergebens!
Dann stumm gefaßt mit Ernst zu lächeln
Und sie von Neuem anzufächeln.

Wenn dem Kriege gegen äußere Feinde, insofern er Abwehr fremder Vergewaltigung ist, eine gewisse Heiligkeit und Weihe zukommt, so muß der Krieg gegen die inneren Feinde, die Verbrecher und Störenfriede der Ordnung, nicht nur ethisch wertlos und entsittlichend, sondern geradezu entehrend genannt werden. Der äußere Krieg ist ein Kampf mit sittlich gleichstehenden, der innere ein solcher mit sittlich tieferstehenden Elementen. Bekanntlich findet aber in jedem Kampfe ein Austausch von Eigenschaften statt: Jeder ist gezwungen, sich nach der Kampfesweise seines Gegners zu richten, und indem er dies thut, zieht er die Eigenschaften des Gegners in sich groß; einem Verschlagenen gegenüber muß man auf seiner Hut

sein und Verschlagenheit üben, einem Flegel ist nur mit Faustschlägen beizukommen. Somit läßt sich das Wort: „Sage mir mit wem Du umgehest, und ich will Dir sagen, wer Du bist," dahin erweitern: Sage mir, mit wem Du kämpfest, und ich will Dir sagen, wer Du wirst. Die Rechtsbeflissenen können darum gar nicht umhin, sich dem Wesen des Verbrechertums, mit dem ihr Beruf sie unausgesetzt zu kämpfen zwingt, anzupassen, und selbst etwas vom „Verbrecher" anzunehmen. Jagd und Krieg verrohen und verwildern den Menschen bloß; sie machen ihn nicht schlecht. Der Kampf mit der kaltblütigen Verworfenheit hingegen entmenscht und entehrt, weil er gleichfalls kaltblütig-verworfen macht, und das menschliche Mitgefühl nicht bloß zeitweilig unterdrückt und erstickt, sondern systematisch ein für alle Mal abtötet. Die Gepflogenheit, Satzung und Gesetz denen gegenüber zu verteidigen, welche dieselben unaufhörlich zu übertreten bestrebt sind, gewöhnt den Menschen, in der Gesetzlichkeit das Höchste zu erblicken, was es für den Menschen giebt, und die Aufrechterhaltung der bestehenden gesellschaftlichen Ordnung, die immer nur eine relativ gute sein kann, als den Endzweck der menschlichen Lebensaufgabe zu betrachten. Die Rechtsbeflissenen erblicken ihre Lebensaufgabe in dem Kampfe für die Erfüllung des Gesetzes und suchen sie in der Findigkeit, jede Umgehung des Gesetzesbuchstabens auszuspüren, wie die Verbrecher andererseits ihre Aufgabe in der Findigkeit suchen, sich den gesetzlichen Strafen für ihre Übertretungen zu entziehen und die Satzungen möglichst zu umgehen. Die Gesetzeserfüllung, welche die Rechtspflege fordert, ist der Umgehung des Gesetzes, welche das Verbrechertum systematisch ausgebildet hat, wenn auch nicht moralisch, so doch geistig gleichwertig. Der Verbrecher ist in seiner Weise eben so gut ein „Gesetzerfüller", als der Richter; die Gesinnung ist auf beiden Seiten die gleiche, der Kampf wird zwischen Verbrechertum und Rechtspflege mit denselben Waffen geführt: Vergewaltigung und Überlistung. Es ist ein Kampf bloß um des Kampfes willen; Versöhnung, sozusagen „Verständigung", wird weder gesucht noch erwartet. Auf beiden Seiten ist es schließlich die bloße „Kampfeslust", welche durch die unausgesetzten Herausforderungen und Überführungen gereizt, gesteigert, und in sich verbohrt, schließlich in eine Kampfeswut übergeht, die keiner Besinnung mehr Raum giebt.

Der Richter, so weit er bloß Forderer der Gesetzeserfüllung ist, steht also dem Brecher des Gesetzes moralisch völlig gleichwertig da; denn er tritt ja nicht für ein höheres Gemeinschaftsleben, für die ewigen Menschenrechte ein, sondern für ein Gesetz, das eine bestimmte Form des Zusammen-

lebens gewährleistet, eine Form, welche der Ausdruck einer gewissen Lebensgestaltung ist, die jede andere — auch jede höhere — Gestaltung des Lebens ausschließt und von vorn herein als verbrecherisch kennzeichnet. Der Richter borgt von der sittlichen Macht der Gesellschaftsordnung, die hinter ihm steht, den Schein des Rechts; denn jede „Ordnung", jeder Friedens- und Gesellschaftsvertrag, mag er in sich auch noch so unsittlich, und der Ausdruck eines noch so gemeinen und niedrigen Geistes sein, hat das Recht scheinbar für sich. Der Richter spielt im Grunde nur eine „dankbarere Rolle" als der Verbrecher; er ist bloß Scherge der Gesellschaftsordnung, die er vertritt, einer Ordnung, die auf bloßen Handel und Wandel, die auf den Geschäftsgeist gegründet ist und allein denjenigen Daseinsberechtigung zugesteht, die ihre Kräfte und Fähigkeiten geschäftsmäßig auszunützen imstande und gewillt sind. Die höchste menschliche Lebensform, das künstlerische Leben, genießt innerhalb der Gesellschaftsordnung, wie wir sie kennen, keines besseren Ansehens, als das niedrigste menschliche Wesen, das verbrecherische Wesen. Künstlerische Bildung, die sowohl in der Selbstbildung und Vollendung, als im künstlerischen Schaffen besteht, ist nur denen gestattet, welche sich durch Zufall in glückliche materielle Verhältnisse versetzt sehen, oder denen es glückt, die Gönnerschaft der offiziösen oder offiziellen Mäcene zu gewinnen; gewährleistet ist dieses höchste Menschenrecht niemandem. Es giebt wohl ein Gesetz, welches das Vermögen des Geschäftsmannes, der seine Millionen mit Umgehung der Paragraphen des Strafgesetzbuches zusammengebracht hat, sicher stellt; es giebt aber kein Gesetz, welches das Leben einer künstlerischen Kraft ein für alle Mal sicher stellt. Das Gesetz ist vielmehr gegen den höheren — künstlerisch veranlagten — Menschen in den gesellschaftlichen Anforderungen eben so hart und unerbittlich — falls er den Mut hat, seine künstlerische Individualität rein auszuleben und seine Werke aus dem ungetrübten Geiste seines Herzens zu schaffen, und es verschmäht, dem Zeitgeschmacke sich einzubequemen oder seine künstlerische Anlagen handwerksmäßig auszubeuten — als es gegen den Geschäftsmann, der geschäftsmännisch klug genug war, mit den Gesetzesbestimmungen nie in Konflikt zu kommen, milde ist. Das ist die „Ordnung" unserer Gesellschaftsordnung. Man sieht also: eine vollkommene Ordnung kann sehr wohl der Ausdruck eines höchst unvollkommenen, niedrigen, unsittlichen Geistes sein. Denn auch der Geschäftsgeist ist an sich ethisch wertlos, und wo er zum herrschenden Geiste wird, wirkt er durchaus entsittlichend und entwürdigend, weil er dann den einzig ethisch wertvollen

Geist des künstlerischen Schaffens und Bildens nicht aufkommen läßt, sondern bloß duldet, so lange er dem Handel und Wandel nicht im Wege ist. Daß der Eine vorzieht, in der Stille zu darben und langsam zu verhungern, anstatt sich dem Geschäftsgeiste zu verkaufen und sein Können zu prostituiren, das rechtfertigt die „Ordnung“ unserer Gesellschaft so wenig, als daß ein Anderer, niedriger gesinnt, lieber den brutalen Kampf mit der letzteren aufnimmt, als ein qual- und entbehrungsvolles Leben hinzuschleppen.

Das künstlerische Wesen hat in den modernen Staaten wohl eine Stätte gefunden, aber diese Stätte ist eine bloße „Freistätte“, welche ihm von mächtigen Fürsprechern — „Autoritäten“ — erwirkt worden ist; es ergeht ihm wie dem Weibe, es hat keine Rechte, es wird bloß gehegt und gepflegt seiner anmutenden Erscheinung wegen, deren man zur Lust und zur Erholung von dem ermüdenden Geschäftsgange des Lebens nicht entraten kann. Noch hat das künstlerische Wesen bloß Pflichten zu erfüllen, noch hat es keine Rechte, zu fordern; noch ist dieses ideale Weib abhängig von der materiellen Lage, von dem, was der Mann — der Geschäftsgeist — aufbringt. Noch ist es nicht die herrschende, tonangebende Macht in unserem Gemeinwesen, welche alle Gegensätze auszusöhnen, welche Alle zur Mitarbeit heranzuziehen berufen ist; welche für jeden Arbeit schafft, welche in dem Bewußtsein, daß die menschliche Lebensaufgabe im Bilden besteht, die höchsten Lebensgefühle weckt und in dem Zuge zur Bildarbeit Einen für Alle, Alle für Einen einstehen läßt. — Ein Gemeinwesen ist kein moralisches und gesundes, in welchem es noch Verbrecher und Kranke giebt. Daß in jedem Gemeinwesen nur ein verhältnismäßig geringer Bruchteil fault und kränkelt, ist weit davon entfernt ein Beweis für die Gesundheit des Ganzen — der Gutgesinnten und Arbeitsfähigen — zu sein, es liegt dies vielmehr an der Zähigkeit der menschlichen Natur, welche gegen regelmäßig wiederkehrende Krankheitszufälle hart und stumpf wird in ihren widerstandsfähigen Vertretern, während die schwächeren unterliegen. Aber Verhärtung und Abstumpfung gegen Krankheitserreger ist so wenig ein Zeichen von körperlicher Gesundheit, als Gefühl- und Empfindungslosigkeit ein solches von seelischer und geistiger Gesundheit genannt werden kann. Wahre Gesundheit ist Reaktionsfähigkeit. Seelisch und geistig gesund ist, wer, für alle Eindrücke empfänglich, jeden Eindruck zu bewältigen und seiner geistigen Eigenart unterzuordnen, einzuordnen weiß; körperlich gesund kann dementsprechend nur genannt werden, wer die physischen Krankheitserreger in dem Sinne zu bewältigen

imstande ist, daß sie seinen Organismus zu erhöhter, intensiverer Lebensthätigkeit bestimmen. Gesund kann also auch nur ein solches Gemeinwesen heißen, dessen Glieder gegenüber den Krankheitserscheinungen in Gestalt von ausschweifenden und irre geleiteten Elementen sich nicht verhärten und „stählen", indem sie den letzteren durch Strafgesetze beizukommen suchen, um sie in die von ihnen sogenannte „Ordnung" zurückzuzwingen, sondern, durch solche ominösen Wetterzeichen nachdenklich gemacht, an der Sittlichkeit der hergebrachten Lebensweisheit zu zweifeln beginnen und sich entschließen, eine sittlich gehobenere und geistig geklärtere Ordnung des Zusammenlebens einzuleiten, worin auch die überschäumenden und ausgetretenen Lebenskräfte eine zweckmäßige und befriedigende Verwendung finden können.

* * *

Wir haben gesehen, daß die Lebensaufgabe des Menschen im Formen und Bilden besteht, und daß er sein Dasein nur rechtfertigt, indem er der Bildarbeit — lebenschaffender Arbeit — obliegt.

Rechte kann der Mensch demgemäß nur beanspruchen, insofern er Künstler — Schaffer und Bildner im weitesten Sinne ist; Pflichten gegen die Mitmenschen hat er nur, insoweit diese letzteren künstlerisches Wesen bethätigen.

Künstler ist jeder, der lebenschaffender Arbeit obliegt: der Bauer, Pflanzer und Handwerker so gut als der Erzieher, Herrscher, Denker, Dichter und Künstler im eigentlichen Sinne. Lebenschaffende Arbeit ist jede handwerksmäßige Bethätigung: denn dem Stoffe eine Form aufprägen, die ihn für die Menschen zweckdienlich und nützlich macht und ihn als Gegenstand — als notwendigen Bestandteil — dem Menschenleben eingliedert, heißt, dem Stoffe Leben geben. Lebenschaffende Thätigkeit ist die Arbeit des Bauers und des Pflanzers, weil sie zur Erhaltung und Erweiterung des Menschenlebens produktiv ist. Lebenschaffend bethätigen sich der Erzieher und der Herrscher, insofern der letztere ein Erzieher im großen Style ist; ferner der Denker, indem er durch seine innere Arbeit in sich neues, erhöhtes Leben weckt und durch Mitteilung seiner geistigen Errungenschaften Andere zu neuer, gesteigerterer Lebensthätigkeit anregt; endlich der Dichter und Künstler ganz unmittelbar, indem die ihm natürliche Lebensäußerung — seine künstlerische Bethätigung — an und für sich lebenschaffende Kraftäußerung ist, die, im Bilden verkörpert, rückwirkend lebendige Kraft erzeugt.

Als Schaffer und Bildner im niedrigsten wie im höchsten Sinne hat also jeder Mensch ein Recht zu fordern, daß ihm Raum gegeben werde, sich seinem Willen und seinen Anlagen gemäß zu bethätigen; er hat ein Recht zu fordern, daß alles, was nicht imstande ist, schaffende und bildende Kraft zu bethätigen, sich ihm unterordne, ihm diene und seinen Wünschen und Befehlen zur Hand sei. Und je höher seine Thätigkeit an menschenbildendem Wert steht, je unmittelbarer sie auf das Menschenwesen wirkt, desto größeren Anspruch hat er darauf, daß ihm eine herrschende und in jeder Hinsicht unabhängige Stellung eingeräumt werde. Der geniale Mensch, gleichviel ob bei ihm der Genius als religiöses, geistiges oder künstlerisches Vermögen zum Ausdruck kommt, ist der geborene Adlige, der geborene Edelmensch, der an kein Gesetz gebunden ist, der über dem Gesetze steht: der allein dem Satze gehorchen darf: **suprema lex mea (i. e. ingenii mei) voluntas**, denn seine Lebensäußerung ist nicht bloße äußere handhabende Bethätigung — Handhaben der Gegenstände und Erscheinungen, Tauscharbeit — wobei dem Stoffe keine neue Form, den Dingen keine vollkommenere Gestalt verliehen wird, sondern sie bloß weitergegeben und gegen andere, gerade nachgefragte, umgetauscht werden; seine Lebensäußerung ist Bildarbeit, schöpferische That, lebenschaffendes Thun: er unterliegt dem inneren Gesetze seines genialen Schaffens und Geschehens, und die äußere Gesetzlichkeit der Gesellschaftsordnung, in die er hineingeboren ist, kann für ihn somit nicht in Betracht kommen, weil er in einem anderen, höheren Sinne „gebunden" ist. Wenn er das Gesetz übertritt, so geschieht es aus Schaffensdrang; und er hat ein natürliches Recht, das äußere Gesetz außer Acht zu lassen, wo es ihm bei seiner Bildarbeit im Wege ist, wie derjenige, der eine öffentliche Arbeit auf einem Gemeinplatze übernimmt, der Vorschriften, welche für die übrigen auf den Verkehrswegen gelten, überhoben ist, soweit er sein Arbeitsgebiet auszudehnen benötigt, und fordern kann, daß ihm alle Müßigen aus dem Wege bleiben. Die äußeren Gesetzesvorschriften sind nur für die „Müßigen" da, deren ausschweifende Begierden im Zaum zu halten. Wer schafft, wer lebenschaffender (Bild-) Arbeit obliegt, wessen Lebensäußerung schöpferische That ist, der hat keine Begierden, sondern nur die eine Begierde, welche sein Schaffensdrang ist. Er sühnt jede Übertretung, jede Zerstörung, weil er Raum für neues, höheres, vollkommeneres Schaffen braucht, und ein Recht hat, zu fordern, daß Altes falle, daß Müßiges ihm aus dem Wege gehe, um ihm diesen Raum zu geben. „Der Lebende" — das ist der Schaffende, der Bildende und Gestaltende

— „hat recht"; er hat gegenüber dem bloß Handhabenden und Tauschenden stets das Vorrecht. Es giebt keine Schuld, die nicht durch Thätigkeit und Strebsamkeit ihre Sühne fände. „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen" — singen die Engel dem sterbenden Faust. Und Menschen, welche durch unvergängliche Werke die Schuld ihres persönlichen Daseins an die Menschheit abtrugen, haben ihr Anlehen samt Zins und Zinseszins für alle Ewigkeit zurückgezahlt; es sind die einzigen, von denen sich sagen läßt, daß sie etwas „voraus" haben, denn der Drang, durch schöpferische Selbstentfaltung und -befreiung dem allumfassenden Wesen nahe zu kommen, ist bei ihnen so mächtig, daß sie mehr leisten, als sozusagen gefordert war: das einmal geweckte Gefühl schafft unaufhaltsam weiter. Das Bibelwort: „im Himmel ist größere Freude über einen reuigen Sünder, als über neunundneunzig Gerechte," würde, in unser Kulturbewußtsein übertragen, wohl also lauten können: ein strebend-schaffendes Genie gilt vor dem Weltgeist mehr, als neunundneunzig gesinnungstüchtige Biedermänner. Denn das Genie leistet der Menschheit etwas.

* * *

Wenn der höhere — künstlerisch veranlagte — Mensch, insofern er Genie, das heißt Schaffer und Bildner ist, sich getrost über alle Schranken und Gesetze, — welche nur für Müßige und künstlerisch Unvermögende da sind, um deren ausschweifende Triebe und Leidenschaften, die sich nicht einem höheren Maße fügen und ins ideelle Leben übertragen lassen wollen, im Zaum zu halten und allmählich zu ethisieren, — hinwegsetzen darf, und, insoweit er bei seiner Bildarbeit ist und mit Leib und Seele darin aufgeht, nur Rechte zu kennen braucht, so bestehen seine Pflichten als Mensch gegen die Mitmenschen in seiner Pflicht gegen das künstlerische Wesen überhaupt, welches seine Lebensatmosphäre ist. In den Pausen seines künstlerischen Strebens, während die innere Stimme schweigt, Sorge zu tragen dafür, daß künstlerisches Wesen herrschend werde, und im geistig-gesellschaftlichen, im religiösen wie im politischen Leben tonangebend bleibe — das ist die soziale Aufgabe des höheren Menschen.

Der künstlerische Wert seiner Bildarbeit hängt ab von der Umgebung; er ist um so höher, je mehr der Künstler selbst sich in Harmonie und in geistigem Kontakt mit seiner Umgebung fühlt, das heißt, je mehr ihm die Mitlebenden künstlerisches Wesen entgegenbringen, das seine Schaffenskraft und -lust unaufhörlich wach und thätig erhält, und

wovon er sich bei seinem Schaffen gleichsam getragen und mit fortgerissen fühlt. Es ist also von der höchsten Bedeutung und von ganz unberechenbarer Tragweite für den Künstler, wie er zu seiner Umgebung steht; und seine Werke tragen die Spuren davon unverkennbar an sich, ob er in einer künstlerisch durchgeistigten Atmosphäre lebte und wirkte, oder ob er genötigt war, sich vor einer widerwärtigen, verständnislosen Mitwelt in sich selbst zurückzuziehen, und an Stelle der unzugänglichen wirklichen Menschen sich ideale zu konstruieren. Die größten Künstler, die am schwersten zu verstehenden und am spätesten verstandenen, waren fast alle einsame Menschen, und ihre Werke, gerade die ewigen Meisterwerke des Menschengeschlechts, lassen dies am deutlichsten erkennen, daß sie nicht in lebendiger Wechselwirkung mit der Umgebung und aus dem fühlenden Bewußtsein des Menschengeistes, sondern in erzwungener Vereinsamung, im ausschließlichen Verkehr mit dem Natur- und Weltgeiste gezeitigt wurden. Wie viel Gewaltsames, Einsames, Erzwungenes, Vulkanisches ist gerade an den Werken der Besten. Wie fremd, wie kühl, wie marmorn weht es uns trotz aller Marmorschönheit und Vollendung aus Schillers künstlerischen Meisterwerken an. Freilich, sie konnten nicht im lebendigen Verkehre mit den Lebenden erzeugt werden, denen ihr Urheber während der längsten Zeit seines Daseins fern stand; sie wurden hinterm Schreibtische hervorgebracht nach tiefen Studien und reiflicher geistiger Befruchtung aus den Arbeiten vorangegangener Meister. Wie flott, wie frisch, wie anmutend und hinreißend wirken dagegen Shakespeares Stücke: man merkt ihnen so recht auf den ersten Blick an, daß ihr Verfasser mitten in einem großen reichen und künstlerisch durchgeistigten Leben stand und gleichsam nur die Führung des Gemeingeistes ergriff, gleichsam nur künstlerisch gewandelt und gemaßet wiedergab und zurückstrahlte, was ihm ununterbrochen anflog. Das ist wahres Leben vom Leben, und darum ergreift es alles Lebendige so mächtig, unwiderstehlich, wie anders die Menschen, wie gewandelt die Zeiten auch sein mögen. Auch was man an den Werken Goethes auszusetzen pflegt, der doch gewiß in einer reichen, künstlerisch durchgeistigten Umgebung lebte und unausgesetzt in lebendigstem Kontakt mit einem großen Kreise auserlesener Menschen stand, ist aus dieser Quelle herzuleiten, daß er der eigentlichen Volksseele entfremdet blieb, deren Wünsche und Interessen zu weit von den seinigen abstanden. Es ist zu beklagen, denn sein Schaffen konnte deshalb nicht geistiges — nur litterarisches — Eigentum des deutschen Volkes werden, weil es von Anfang an ein vom Leben des Volkes getrenntes Leben führte; aber es ist daraus

weder dem Volke, das so weit hinter seinen führenden Geistern zurückblieb, noch diesen selbst ein Vorwurf zu machen. Das ist Schicksal.

Es ergeht der Kunst im Grunde wie der Religion. Je irreligiöser ein Zeitalter gesinnt ist, ein desto schrofferes und unzugänglicheres Wesen werden die von religiösem Geiste Erfüllten zur Schau tragen, desto ernster und höher werden sie ihre Forderungen stellen; je unkünstlerischer gesinnt ein Zeitalter ist, desto spröder, weltflüchtiger, symbolischer werden die Werke seiner Künstler ausfallen. Wie sonderbar und fast abstoßend nehmen sich die wirklichkeitsfremden, symbolisierenden Schöpfungen der Böcklin und Klinger in unserer genußsüchtigen, materiellen Zeit aus; wie atmet alles Erlösung und Auferstehung in der modernen Malerei und Dichtkunst: welcher sonderbare, geradezu widerwärtige Kultus wird plötzlich mit dem im wirklichen Leben längst überwundenen und abgethanen Nazarener getrieben! Aber das alles hat seine tiefere Bedeutung, denn alles steht in ursächlichem Zusammenhang im natürlichen Leben. Künstlerisch durchgeistigte und kunstfrohe Zeiten wissen von keinem Kultus des Übersinnlichen und Übernatürlichen, sie kennen nur eine Vergeistigung und Veredlung des Wirklichen, wie die Zeiten des Minnesangs, der Renaissance. Selten wohl hat es eine Epoche gegeben, die so unkünstlerisch gesinnt war, die so ausschließlich in Berufsarbeit und im Geschäftsgeiste aufging, wie die gegenwärtige; und selten wohl hat es eine Zeit gegeben, die so große Weltflüchtige und Verneiner alles gegenwärtig Bestehenden hervorgebracht hat, wie es Schopenhauer und Friedrich Nietzsche sind, die, ins Moderne und Occidentalische übersetzt, dieselben Phänomene darstellen, welche im Altertum und Orient Buddha und Jesus verkörperten.

Woher kommen solche abnorme, wirklichkeitsflüchtige Gestaltungen des menschlichen Geistes inmitten einer von glühendem Lebensdurste erfüllten Zeit? Es ist das dem Menschen tief einwohnende geistig-künstlerische, das heißt zum Gestalten und zur Gestalt drängende Wesen, das, keinen Zugang und keinen Widerklang in den Seelen der Mitlebenden findend, in der Nacht der allgemeinen Gefühlsstumpfheit und Empfindungslosigkeit als unheimlicher Feuerschein von den Seelen einzelner gehobener Menschen auflodert und — verlodert. In solchen Zeiten werden alle Künstler Symboliker. Der plastische Trieb im Menschen, von seinem Gegenpole, der Wechselwirkung mit der lebendigen Menschheit, ausgeschlossen, kann sich nicht mit dem Leben vermählen und, wie es das Wesen der echten Kunst ist, das Wirkliche durchgeistigen, um es, seines vergänglichen Charakters entkleidet, in das Reich des Ideal-Ewigen

zu erheben; er schreitet, gleichsam aus Fleisch und Blut herausgetrieben, in metaphysischem und allegorischem Gewande als gespenstisches Wesen umher.

Damit sich das Künstlerische mit dem Lebendigen vermählen und in schöner Harmonie zu Tage treten könne, muß das Lebendige für das Künstlerische Freiheit und Kraft übrig behalten, das heißt, müssen die Menschen in die Lage kommen, sich ihrer Selbsterziehung und Bildung widmen zu können, unbehindert von der Sorge um die physischen Bedürfnisse, und uneingeschränkt von geistiger Bevormundung. Das künstlerische Wesen darf nicht das Erbteil einiger weniger hervorragender Menschen bleiben, die, getrennt von dem größeren Teile ihrer Zeitgenossen und meist im Gegensatz zu dem herrschenden Geiste schaffen, weil ihre Werke in diesem Falle nie den Charakter des Vereinsamten, Gezwungenen, Krankhaften, Symbolischen ganz verleugnen können. Das künstlerische, auf Gestaltung — Selbstgestaltung, Stoffgestaltung — drängende Wesen muß Gemeingut aller werden, muß die Volksseele ergreifen und mit fortreißen; denn nur auf diesem Wege, wenn dem hervorragenden Einzelindividuum das Echo der Töne, die es anschlägt, aus der Volksseele zurückklingt: wenn die Seele des Volkes in diesem Sinne gleichsam mit sich spielen läßt und dem schaffenden Genie in harmonischer Wechselwirkung ihr Wollen und Wünschen sozusagen in die Seele spielt, — nur so kann die Geburt von echten, unverfälschten, künstlerischen Werken gelingen, die frei von allem augenfällig Symbolischen und Bedeutsamen, das Ideelle mit dem Wirklichen in innigster organischer Verbindung zeigen. „Nur das Ganze erzieht“ — sagt Paul de Lagarde, — „der begeistertste Einzelne, der aus eigner Anschauung redet und handelt, ist immer nur eine Zahl neben einer ihr gleichgültigen andern Zahl, nicht die Zahl vor einer oder mehreren Nullen.“ Gleiche Gefühle und Bestrebungen ermöglichen erst das Verständnis. Nur in einer Gemeinschaft, die von gleichen Gefühlen und Bestrebungen beseelt ist, ist auf verständnisvolles Zusammenwirken und wahrhaft fruchtbringende Kulturfortschritte zu rechnen, das heißt, in einer Gemeinschaft, in welcher man unter wertvoller Arbeit allein Bildarbeit versteht, und in welcher jeder in diesem Sinne „Künstler“ ist.





Unser Dichteralbum.

Zigeuner.

Stets wandert der Zigeuner,
Befreit von jedem Zwange,
Von einem Land zum andern
Und rastet nirgends lange.

Er denkt nicht mehr an gestern,
Ihn kümmert nicht das Morgen,
Wenn heut gestillt der Magen,
So kennt er keine Sorgen.

Er denkt nicht von dem Grabe
Den Schleier aufzuheben,
Weil ihm genügt auf Erden,
So lang es geht, zu leben.

Er sucht mit seiner Liebsten
Des dunkeln Walds Beschattung,
Damit auch vom Romeitschal
Erhalten bleib die Gattung.

Früh fährt er fort im Karren,
Ihn stört nicht das Gerüttel,
Gott braucht er nicht zu fürchten,
Er fürchtet nur den Büttel.

Und geht's mit ihm zu Ende,
Ihm gleich, an welchem Orte,
Er pocht nicht an der Himmels-
Noch an der Höllen-Pforte.

Ich bin Zigeunerin —
Mein Haar ist schwarz und hart mein Herz.
Wer immer auf der Fahrt,
Dem bleibt kein Leid erspart.
Du lachst und denkst, das sei nur Scherz,
Weil doch so eine Streunerin
Leichtsinnig fahre her und hin.

Ich nehme Alles, was ich find'
Und dank für keine Gabe.
Die ganze Welt, wie weit und breit,
Gilt mir als meine Habe.
Ich tanze, wenn ich lustig bin
Und spring bis an die Decke,
Doch, wenn ich traurig, leg ich mich
Ins Moos an jeder Hecke.
Dann zieh ich wieder flüchtig fort,
Weil mich nicht kümmert hier und dort.

Mein Haar ist schwarz.
Mein Herz so hart wie Quarz,
Hat keinen Platz für einen Schatz.
Du lachst und denkst, das sei nur Scherz,
Weil Funken schlägt vom Stein das Erz.
Doch diesmal hast Du Dich geirrt,
Frei leben ist mein Sinn,
Ich bin Zigeunerin.

München. Heinrich v. Reder.

An den Menschen.

Winde Dir Kränze
Aus allen Sorgen,
Wie im Lenze
Aus bunten Blumen.
Laß sie in schön geschwungnen Bogen
Dich umkreisen
Wie Frühlingsweisen.

Mit lachenden Händen
Pflücke die Schmerzen,
Wie Rosenspenden
Von Deinem Herzen.

Wirf sie freudig den Wolken am Himmel
so blau
Wie den schönsten Kranz
Der schönsten Frau.

Spring über das Elend,
Das düster stiert,
Leichtfüßig hinüber,
Daß nicht ein Hauch
Auch Deine Sohle
Nicht berührt.

Frankfurt. a. M. Paul Aram.

Der schwarze Tod.

Aus dem Epos: Tiefe Nacht.

Blind ist die Nacht, ihr schwarzes Tuch zerrissen,
Der Wehrwolf Sturm hat es herabgerissen.

So hockt sie dort am Kreuzweg still und kauernd,
In dem zerfetzten Mantel frierend, schauernd.

Sie, die doch einst von hohen Sternensitzen
Ließ Silberpfeile durch das Dunkel blitzen.

Wo sind die Blumen, die ihr Gruß bewegte,
Auf die sie ihre kühlen Hände legte?

Die Blumen alle sind herausgerissen
Und liegen weich auf weißen Sterbekissen.

Wo ist der Wald, der hell im Mondlicht schimmert?
Aus jedem Baumstamm ward ein Sarg gezimmert.

Und hat der Sturm die Sterne ausgeblasen,
Weil in den Tiefen solch ein Schreien, Rasen?

Weil jedem Fenster selbst ein Sternlein flimmert,
Ein Totenlicht, das ängstlich sprüht und glimmert?

Die Nacht schleicht horchend nun von Thür zu Thüren,
Um zitternd Sterbeatem zu verspüren,

Und seufzend muß sie weiter, weiter gehen,
Sieht immer neue Totenlichter wehen.

Sieht immer neue schmerzerstarrte Fratzen
Sich winden in des Todes eis'gen Tatzen.

Sieht immer neue schwarzverhängte Wagen,
Die alle stille Leichen knirschend tragen.

Sieht aus den vollen Gräbern düster ragen
Zwei Arme, die der Sturm halb abgeschlagen.

Da läßt sie trauernd schwere Dunkelheiten
Wie weiche Decken hin zur Erde gleiten.

Dort in dem Haus, wo fahl der Öhldocht knistert,
Ein Mägdlein in der Fieberhitze flüstert,

Wälzt rot und heiß sich auf durchwühlten Pfühlen
Vergeblich ihre wilde Glut zu kühlen.

Doch plötzlich richtet sie sich auf und röchelt:
„Wo ist er, Mutter? Daß er Kühlung fächelt,

„Wo ist er, dem ich liebend mich gegeben?
„Ihr schweigt? — Wo ist er? — Weh, mir armem Leben!

„Oh, sprecht und sagt, er floh wohl feig von hinnen?
„Weh mir, oh, weh, mein weißes Hochzeitslinnen!

„Seht ihr ihn Mutter durch die Straßen fahren?
„Er schleppt ein Mägdlein nach mit roten Haaren.

„Und schleift sie nach, am Wagen angebunden,
„Der weiße Körper glüht von roten Wunden.

„Die Rosse fliegen mit gesträubten Mähnen,
„Hoch steht er dort und lacht mit blanken Zähnen.

„Wie brennt die Stirne blutig und zerschlagen —
„Ich sterbe Mutter! Seht, oh, seht den Wagen!"

Die Alte bückt sich nieder: „Still mein Liebchen,
„Ihr seid mit mir allein in eurem Stübchen.

„Doch lang sollt ihr allein um ihn nicht klagen,
„Euer Tüchlein will ich wohl hinüber tragen,

„Das Tüchlein voll von Pest und Totenmette,
„Dann seid ihr bald zu zweit im Hochzeitsbette.“

Doch draußen webt die Nacht die schwarzen Schleier
Zu einem Bahrtuch weit und ungeheuer.

Und manchmal schreit die Stille von den Glocken
In langen Tönen auf, wie tief erschrocken.

Bleich glimmt der Mond vom dunkeln Dome oben,
Wie eine Hostie, segnend aufgehoben.

Noch immer sammeln emsig Knochenhände
Und ernten Menschenhalme ohne Ende.

Das ist die Zeit der düstern Totentänze,
Es flicht der Tod den Bräuten ihre Kränze,

Es steht der Tod und spielt den Hochzeitsreigen,
Wird heimlich grinsend in das Brautbett steigen.

Und wenn sie fliegend sich zur Kirche wenden,
Steht dort die Pest, das Sakrament in Händen.

Welk liegt die Frucht, und an der dürren Erde
Der Hunger schreit mit rasender Gebärde,

Dann hebt er stöhnend sich vom heißen Grunde
Und wandelt lang und hager seine Runde.

Und tief gebückt fleht er um karge Krumen,
Noch muß das Elend seinen Haß vermummen.

Doch schüttelt's schon die Faust mit stillem Grimme,
Geheime Warnung liegt in seiner Stimme.

Es gärt im Schoß des Schicksals leises Beben,
Schon will es seine blutge Stirne heben.

Da plötzlich ballt sich's aus dem dunkeln Dräuen
Zu einem einz'gen Ruf, zu wildem Schreien.

Das hat dem Sturmwind gleich die Stadt durchlüftet,
Sie rufen all: „Die Brunnen sind vergiftet!“

Sie schreien all: „Vergiftet von den Juden,
„Die feigen Memmen, oh, sie sollen bluten!

„Im sichern Ghetto lagen sie verkrochen
„Und haben aus dem Hinterhalt gestochen.

„Die Schlangenbrut, oh, die beschnittnen Gauche,
„Heut sengen wir das Nest mit Flamm' und Rauche,

„Und ruhen nicht, bis wir den letzten Hunden
„Das Fell lebendig von dem Leib geschunden!"

Die Wut schwingt ihre Fackel durch die Gänge
Und hängt sich an der Glocken morsche Stränge.

Gellt Mord und Aufruhr weit mit heisern Stimmen,
Rot durch das Dunkel die Laternen schwimmen.

Und kettet Haß und Not zum düstern Ringe,
Daß jede Faust die scharfen Speere schwinge.

So tobt ihr Strom hinaus von allen Thoren,
Bis er im schweren Schatten sich verloren.

Dort bei der Richtstatt stäubt er auf wie Raben
Die Hexen, die nach Galgenmännlein graben.

Unheimlich kauern sie und grau, verwittert,
Als weit die Nacht von fernem Tritt erzittert.

Und Eine krächzt: „Saht ihr sie heulend rennen?
„In einer Stunde wird der Ghetto brennen.

„Dann Gnade Gott! Habt ihr es wohl gesehen,
„Das Schreckgespenst an ihrer Spitze gehen?

„Hu! Hu! Den kalten Tod, das Furchtgerippe,
„Es blies die Pfeife auf entfleischter Lippe.

„Und tänzelnd schritt es vorwärts und es nickte,
„Oh, wie mich da mein Galgenmännlein zwickte!

„Hört ihr es rasseln hoch im Wolkenkleide?
„Es zieht der Himmel Blitze aus der Scheide.

„Die Nacht ist eisig. Wohl, wer warm im Bette!
„Oh, schaurig ist's auf kalter Galgenstätte!"

Wien. Elsa Ruth Zimmermann.

Hochsommer.

Die Felder lagen still im Sonnenbrand,
Und dumpfe Schwüle lagerte im Walde;
Es war, als laste eine Riesenhand
Mit schwerem Drucke über Berg und Halde. —

Ein alter Karren fuhr auf der Chaussee,
Zwei müde Gäule wateten im Staube;
Es leuchteten aus frischgeschnitt'nem Klee
Ein Zopf, ein Mieder, ein Flügelhaube. — — —
— — — — — — — — — — — — —

Die Felder lagen still im Sonnenbrande,
Erglänzten weiß, gleich jungem Winterschnee. —
Das Mädel schlief, — — — betäubend roch der Klee, — — —
Die Felder lagen still im Sonnenbrande. — — —

Prag. Oskar Wiener.

Traum und Wachen.

Hab' heute lang an Dich gedacht.
Warst Du mir treu im Traum der Nacht?
Deine Träume, die Du im Schlaf zerrissen,
Waren hell wie ein blendender Tag;
Ich weiß es, Dein süßer Körper lag
Sehnsüchtig in Deinen warmen Kissen.

„Geliebter, Geliebter, Du bist so rauh,
Und ich bin so weiß, nicht? Wie Sammet so zart.
Geliebter, heut bin ich Deine Frau,
O stich mich mehr mit Deinem Bart.
Siehst Du wie weich meine Brüste sind.
Komm fühle sie mit der Hand geschwind.
Ich führe sie Dir — Ich bin noch ein Mädchen so schlank,
Ich habe Glieder wie ein Kind
So schlank . . .
Fühlst meine zarten Hüften Du?
Und mit meinen Schenkeln zerdrück ich Dich doch im Nu.
O Liebster, Du thust mir so wohl, so wohl —
Ich liebe Dich so — Komm, drücke mich schwer,
Schwerer — komm doch näher her,
Ganz nah — ich spüre ja Deinen Atem nie;
Liebster, ich will Dich sehn!“

Da bricht die erschöpfte Phantasie
Vor dem Unmöglichen zusammen.
Die letzten süßen Gespinste zergehn,
Und verloht sind alle die heißen Flammen.
Stücke Wachen und Stücke Traum
Jagen sich im dunklen Raum.

Ich weiß es, Dein süßer Körper lag
Und fand den Schlaf nicht in seidnem Kissen.
Die Lippen hattest Du Dir zerbissen —
So lagst Du mürrisch in den grauen Tag.

München. Wilhelm von Scholz.

Das Kind.

Du schöne Frau mit Deinem stolzen Blick,
Aus dem nur Blitze für den Fremdling flammen,
Dein bös Geschick
Führt uns im Parkweglabyrinth zusammen.
Dein Träumen geht verloren in die Weite,
Du hauchst ein Sehnen in den Frühlingswind?
Hast Du noch Wünsche? . . . Sieh doch: Dir zur Seite
Dein herzig Kind!

Du kanntest wohl, was mir im Tiefsten brennt,
Und sahst zu Boden, scheu und ohne Regen —
Das Firmament
Warf seinen hellsten Abglanz Dir entgegen!
Da brach es los, was in den dunklen Ringen
Der glückverträumten Augen glimmend schlief,
Daß Deine Blicke sich in meine hingen
So voll und tief . . .

Auf einmal schoß ein großer Blick hervor
Und strahlte tiefer als Dein Glutverlangen:
Zu Dir empor
Hobst Du das Kind an Deine Marmorwangen;
So oft es hellauf jubelnd Dir aufs neue
Die Ärmchen um den Junonacken wand,
So wonnig küßte Deine Gattentreue
Das süße Pfand.

Ich sah es stumm. Und mir im Herzen schrie
Ein Niegekanntes nach den Mutterarmen:
Das fühlt' ich nie!
Ich bin wohl hart, ich kann, kann nicht erwarmen,

Ich kann nur heiße, wilde Liebe spüren.
Du blicke nicht so stolz, so mutterfroh!
Ich war ein Waisenkind vor fremden Thüren —
Drum ward ich so . . .

Amberg. Josef Schanderl.

Ein Traum.

Vier goldne Zinken ragen in die Nacht
Vom Silberschein des vollen Monds umzittert,
Der rings das Schloß mit seinem Licht umflutet,
Mit träumerischem, lockend mildem Lichte.
Um nackte, marmorweiße Götterweiber,
Die den Balkon auf ihren Häuptern tragen,
Den rechtrn vollen Arm emporgehoben,
Die Lippen sinnlich halb geöffnet,
Das linke Kniee gebeugt, rankt lüstern kosend
Sich dunkler Epheu auf bis zur Estrade,
Wo große, bunte, stolze Blumen leuchten. —
Am Weiher schläft ein Schwan. — Darüber schwebt
Einsam, wie ein tottrauriger Gedanke
Ein dunkler Falter in der blauen Luft. — —

Die Pforte geht. Den Mantel umgehangen,
Den breiten Hut tief in die Stirn gedrückt
Bis an die finstern, wetterschwülen Augen,
Tritt nun ein Mann gar sachte aus dem Schloß
Und wandelt leis über die Marmortreppe
Fast wie ein Dieb — und leise, scheu und leise
Den Park hindurch zum Thore und entschwindet.

Da draußen harrt der Diener mit dem Rappen,
Der wetzt den Huf und bläht die feuchten Nüstern
Voll Ungeduld und beißt den Silberzaum.
Hin auf das Roß schwingt sich der finstre Mann
Und winkt den Diener fort und sprengt von hinnen.

Bald ist der Wald erreicht. — Die Sommernacht
Wiegt rauschend sich auf dunkelgrünen Wipfeln
Und schwebt einher auf tausend würz'gen Düften
Und blickt herab aus Millionen Sternen,
Die bald wie liebesscheue Mädchenblicke
Zittern und schwinden, zittern und verschwinden,
Bald sicher, groß und überlegen leuchten
Wie Augen kluger Fraun. — Aus moos'gem Fels
Rauscht ein verschlaf'ner Quell; — im fernen Wald
Hallt dumpf des Damwilds brünstig wildes Rufen.
— — — — — — — — — — — — — — — —

Beim moosbewachs'nem Felsgestein am Quell
Da hält der Reitersmann, — sein finstrer Blick
Wird hell und sanft; und wahrlich, was er sieht,
Geschaffen ist's, den tiefsten Schmerz zu sänft'gen.

Am Felsen ruht, auf einen Arm gestützt,
Die weichen Formen lässig hingegossen,
Wie eine schlafbefang'ne Oreade
Ein junges, schönes, üppig schönes Weib.
Ihr weißer Mantel hebt vom dunkeln Grund
Sich schimmernd ab und zittert, hebt und senkt
Auf ihrem Busen sich und bebt und zittert.
Der heiße Wind wühlt knisternd, wild verwegen
In ihres Haares liebeschwüler Nacht. —
  Nun springt sie auf, dem Reitersmann entgegen,
Der bindet schnell sein Roß an einen Baum
Und faßt das junge, blühend schöne Weib
Und preßt sie schweigend fest in seine Arme. —
  „Heinrich wo bliebest Du so lang? — Und er:
„Du weißt —" „Dein Weib?" — Er nickt und senkt sein Haupt,
Sein Blick wird wieder finster, kalt und finster.
  „Heinrich, wenn Du Dein Weib nicht liebst, warum
Hast Du sie dann gefreit?" — Er nagt die Lippen,
Bricht einen alten morschen Ast vom Baume
Und bröckelt Stück für Stück davon und spricht:
„Ich war verzweifelt — Schulden drängten mich —
— Ein Bettler — meine Ehre war verloren —"
  „Nun bist Du reich, allein im Herzen Bettler." —

Er schleudert wild das morsche Aststück nieder
Und stampft's auflachend in den moos'gen Grund.
„Begraben sei, was nicht zu ändern ist,
Ich will vergessen!" — Und er preßt das Weib,
Das wunderschöne Weib in seine Arme
Heiß, grausam fast, und saugt die roten Lippen.

Die Quelle rauscht, fern tönt des Hirsches Schrei.
— — — — — — — — — — — — —
Die goldnen Sterne sinken leise nieder,
Zurück zum Schlosse sprengt der finstre Mann
Und wandelt durch den Park. — Noch immer schläft
Der weiße Schwan am stillen, tiefen Weiher.
Darüber todestraurig, ahnungsschwer
Der dunkle Falter in der blauen Luft. —
— — — — — — — — — — — — —
Zur Marmortreppe schleicht der ernste Mann,
Setzt auf die Stufe schon den Fuß — Da wendet

Er jäh sich ab, wie angefaßt von Ekel,
Und schüttelt schaudernd sich und geht zur Seite.
Dort sinkt er nieder auf die Rasenbank
Und schlägt die Hände stöhnend vors Gesicht
Und senkt das müde Haupt und sinnt und brütet.
— — — — — — — — — — — —

Noch immer fließt des Mondes weißer Schein
Rings um das Schloß und flutet mild und lockend
Ins Schlafgemach, wo sich die junge Herrin,
Die bleiche Frau, auf ihrem weichen Pfühle
In unruhvollen Träumen seufzend wälzt.
Der Mondstrahl blickt durch die geschloss'nen Lider
Und zaubert süße, schmerzlich süße Bilder
Auf ihrer Seele traumbefang'nen Grund.
Sie sieht die Jugend freudenlos vergehn
In vornehm kaltem Zwang. — Da zuckt ein Strahl,
Ein Sonnenstrahl in ihres Lebens Nacht.
Schön war er, jung und schön und stark — doch arm.
Dann kam der finstre Mann — sie ward verkauft.
Doch er, dem ihre Seele ganz gehört,
Er zog hinaus in sonnenheiße Fernen
Und kehrte nie. — Soweit ihr herbes Leben.
Allein der Traum, der schmerzlich süße Traum,
Spinnt der Erinn'rung Faden tröstend weiter.
Er kommt zurück aus fernen, fernen Landen,
Er kommt, dem ihre Seele ganz gehört,
Schön wie er war, nur etwas sonnverbrannt,
Ein Panterfell um seine breiten Schultern,
So steht er da im weißen Mondenschein
Und streckt die starken Arme nach ihr aus,
Voll Sehnsucht aus, und lächelt süß und schmerzlich.

Gar lockend blickt des Mondes weicher Schein. —

Die blasse Frau hebt sich von ihrem Lager
Langsam empor im weißen Nachtgewand
Und strebt dem Bilde nach, das ihr entweicht, —
Das Haar gelöst, die Lider fest geschlossen,
Die Hände tastend, suchend vorgestreckt,
Den Mund im tiefem Schlafe halb geöffnet
Strebt sie ihm nach, nach, nach zum offnen Fenster —
Das Bild entschwebt zum Dach, — der Mondstrahl lockt —
Die bleiche Frau klimmt nach, empor zum Dache,
Und wandelt nach, die Lider fest geschlossen,
Den Mund im tiefen Schlafe halb geöffnet,
Die Hände tastend, suchend vorgestreckt,
Dem Bilde nach, das schmerzlich lächelnd weicht. — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —



Der finstre Mann hebt von der Rasenbank
Sein Haupt und sieht empor und sieht sein Weib,
Sein blasses Weib, im weißen Nachtgewand,
Mondscheinumglänzt am Rand des Daches wandeln.
Entsetzen lähmt sein Herz. — Er krallt die Hand
Fest in das eigne Haar, und ein Gedanke,
Ein qualvoll wilder, grausiger Gedanke
Wühlt durch sein Hirn, durch sein zermartert Hirn.

Am Boden huscht ein Schatten hin zur Bank,
Ein Kobold scheint's, ein nächtlich böser Dämon,
Der kichert, nickt und grinst und nickt und kichert
Und neigt sein häßlich Haupt zum Ohr des Mannes
Und flüstert: „Ruf nur, ruf nur ihren Namen!
Ein Ruf und Du bist frei! — und nickt und kichert.

Der Mann springt stöhnend auf — sein Atem keucht,
Sein Blick ist stier, und seine Pulse rasen —
Und „Anna!“ — schreit er auf, und nochmals „Anna!“
Und wieder „Anna!“ dann und bricht zusammen . . .

Die bleiche Frau am schmalen Dachesrand
Wirft beide Arme hilflos in die Luft
Und sucht vergebens Halt und wankt und taumelt.
Ein Schrei, ein dumpfer Schlag — dann stille, stille . . .

Im nahen Busche rauscht's aus dunkeln Spalt,
Draus lugt ein grinsend Haupt und nickt und kichert.

Der Schwan am Weiher schlägt die Flügel, hebt
Den Hals und schwimmt hinweg. Der schwarze Falter
Schwebt lautlos flatternd in die Luft und schwindet.

Wien. Albert Joachim.

Und sollt' ich sterben.

Und sollt' ich sterben — wär's im Glanz des Glücks,
Und sollt' ich sterben — noch bin ich geliebt,
Und Scheinruhm täuscht mir eine Jugend vor,
Die nur im Herzen noch in Gluten wühlt, —

. . . Ob jeder Puls sich vor dem Tode sträubt.
Der mich mit namenlosem Schauder füllt,
Und sollt' ich sterben, dennoch wär's das Glück,
Solange Du noch mein und Deine Liebe
Und unsres süßen Kindes Ärmchen ranken
Um meinen Hals. —

Ein Fühlen, wie das meine,
Das einer Welt zum Trotz nur Eines will,
Nur Liebe, Liebe, unermeßne Liebe,
Und einen Strahl vom Sonnenkern des Ruhms,
So tief, so allverzehrend, taugt es nimmer
Für grauen Alltagsjahresstaub des Lebens,
Der gnadenlos versandet alles Höchste
Und mir auch meines Liebsten Liebe stiehlt,
Ganz leise, leis, — ihm selber unbewußt!

Und darum: ob auch alles in mir drängt
Zum Leben — sterben,
Götter, laßt mich sterben!

Prisma.

Und so zerrinnt, mit Irrtum, Pein und Zeit
Ein kurzes Leben in die Ewigkeit.
Durch Thränen spiegelt's wie im Prisma wieder
All seinen Farbenglanz in Bild und Lieder.

Rom. Hermine von Preuschen.

Hampelmann.

Hampelmännlein, Kindchen denk',
Hat bewegliches Gelenk,
Dreht den Arm und auch den Fuß,
Biegt den Kopf, welch Hochgenuß!
Hirn und Herz, die sind von Holz,
Hampelmann hat keinen Stolz.

Bist Du älter dann und groß,
Denk ans Hampelmännchen bloß,
Siehst im Leben Du vielleicht,
Was Beweglichkeit erreicht,
Statt zu ärgern Dich, bleib kühl;
Hampelmann ist nur ein Spiel.

Linz. a. d. D. Rudolf Kafka.

Juhei! Juhei!

Juhei! Juhei! Was kümmert mich
Der andern Thun und Treiben;
Der strebt nach Gut, der strebt nach Geld,
Und dem sind Titel seine Welt.
So war's, und so wird's bleiben.

Juhei! Juhei! Was soll mir das?
Ich hab mein eigen Leben,
Ein frohes Lied, ein frischer Trunk,
Das ist mir mehr als wie genung,
Das wird mich stets erheben.

Juhei! Juhei! Und Trallalei!
Mein Wunsch, der ist bescheiden;
Und hab ich noch mein Lieb am Arm,
Wird's mir und ihr so eigen warm,
Mag mich die Welt beneiden.

Juhei! Juhei! Und geht's zu End,
Und geht's zum bittren Sterben,
Weiß ich, 's bleibt keiner ja zurück;
Das Leben ist ein Augenblick,
's geht jeder Krug in Scherben!

Ulm. Wilhelm Unseld.

Sommersonnenglück.

Betäubend dampft das reife Ährenfeld,
Die rote Glut wächst um uns immermehr,
Bisweilen aus dem brünstigen Himmel fällt
Ein blauer Blitz. Wir atmen heiß und schwer.

Und gehen immer tiefer in die Glut
Schweigsam und dürstend, bis wir atemlos
Uns stürzen in die wilde Flammenflut
Und jäh verlodern ... selig ... Schoß in Schoß ...

Und dann ein Schrei! — und eine Stille dann,
Ein Ineinanderruhen und Verglühn . . .
Ein Sommerabend! Zwischen Weib und Mann
Ein Bund, den tausend Sterne keusch umblühn ...

Berlin. Hans Benzmann.

Tanz.

Pan bläst. Laß uns tanzen, Du und ich. Auf der Sommerwiese, in der Morgensonne laß uns tanzen, wo die weichen Winde sich deines wehenden Blondhaares freuen werden.

Komm auf die Wiese!

Blumen werden sich unter unsre Füße drängen, und aufgescheuchte Schmetterlinge unsern Tanz umtanzen, weiße und gelbe Schmetterlinge, leuchtend in der Helligkeit des wachsenden Lichtes.

Pan lockt.

Wir wollen tanzen zu diesen Tönen. Und die Wiese tanzt, und der Wald tanzt, die schwarzen Fichten mit dem roten Morgenkleid aus Sonne, und die bräutlichen Birken mit den jungfräulichen Gewändern aus Silberseide.

Und die weißen Lämmer auf der blauen Himmelswiese werden hüpfen, umeinanderhüpfen, leichtwolliges Sommervolk, zu der Flöte des Hirten.

Und die Sonne wird tanzen, die lachende Sonne, daß ihre Strahlen auseinanderwirbeln, uns umwirbeln, ein flimmernder, blitzender, glitzernder Schleier, in dem wir uns im Kreise drehen, Du und ich, in unsrer nackten Schönheit und in unsrer nackten Freude.

Komm, komm! Pan bläst.

Die Bocksfüße übereinander geschlagen, hockt er im Fichtenschatten, Zottelbart, Waldschreck den Furchtsamen. Wir aber tanzen vor ihm, nackt, über Blumen, zwei weiße Schmetterlinge, trunken in Lust, trunken in nackter Lust!

Hamburg. Gustav Falke.





Kaleidoskop.

Von Anna Craissont-Rust.

(Ludwigshafen a. Rh.)

„Die Fahne auf Halbmast und Trauer im Land!"
Und Trauer im Land?
Wer ruft?

Stille und Dunkel um mich. Ich weiß nichts, ich sehe nichts, ich empfinde nichts. Trübsinnsnebel branden wie ein schweres, graues Meer um mich; langsam heben sie sich, langsam sinken sie wieder zurück.

Trauerwimpeln, Trauerflore.

Wimpeln schwarz und schwer hängen nieder in das Dunkel, Flore tot und dicht winden sich um Thor und Thür!

Die Fahne auf Halbmast und Trauer im Land.

In welchem Land? —

Hört mich keiner? —

Ich taste mich vorwärts, ich lausche zitternd — kein Ton. Öde, dumpfe, schwarze Einsamkeit schwillt rings um mich.

Wie die feuchten, kalten Nebel sich zu meinen Füßen wälzen, wie sie sich an mein Herz heben, mir die Augen decken. Nein! Einmal, einmal noch laßt mich sehen!

Schau ich nicht leichtes Geranke um hohe Bogenfenster, und dämmert vor mir nicht die Pracht flimmernder Säle? Blitzt nicht Sonnengold über einem Märchengarten, und lächeln nicht weiße Götter aus grünen Verstecken? Und eine Burg hebt ihre stolzen Zinnen, duftverschleiert, ich höre ferner Trompeten Getön und sehe huldigende Scharen nahen. Mir nahen, denn ich, ich bin König, König in diesem Reich. Ich taste nach meinem Haupte, eine Krone schmückt meine Locken, ich streife mein Gewand, mein strotzendes Prunkgewand — ich bin der —

„Der König ist tot!"

Wie, mein Volk?

Dein König lebt.

Neige dich vor mir, dem Herrscher.

Oder ich werde meinen Fuß auf deinen Nacken setzen, und du wirst zittern und stöhnen.

Meinen königlichen Purpur werde ich ausbreiten, auf daß du dein Angesicht wirst verhüllen müssen vor meiner Pracht und Herrlichkeit. All meinen Glanz wirst du schauen und den Prunk derer, die mein sind, und du wirst erschauern in Ehrfurcht.

Denn ich bin dein König, dein Herrscher, und ich will dich beugen!

„Der König ist tot!"

Mein Volk!

„Der König ist tot!"

Die Fahne auf Halbmast und Trauer im Land — —

Ich bin nicht —

Alles wird still um mich, dunkel und ohne Laut. Schwer ballen sich die Nebel vor mir, umzüngeln mich, dringen in mich. Nein! sie kommen aus mir, aus meinem Herzen, aus meinem Munde —! Stöhnend stürz' ich zu Boden. Verloren, versunken im Dunkel. Das ist das Grab, das Schreiten des Todes, der Schritt der Ewigkeit.

Leere, schwere, gähnende Weite.

Wie?

Was war das? Was tönte neben mir?

Eine Stimme. Eine feine, dünne quäkende Stimme.

Eine quäkende Stimme im Grabe eines Königs?

Ich bin ein toter König, und in meinem Grabe hat keiner zu quäcken.

Ein Königsgrab!

„Einbildung!" meckert ein feines dünnes Stimmlein leise.

Wer bist du?

„Es war einmal" — — — — — — — — — —

Da quillt's auf in mir, will sich losringen, sich gestalten — oh! mit dumpfem Schlag sinkt's wieder zurück.

Und ich weiß gar nichts mehr; ich liege hier steif und starr und bin mit Nebeln zugedeckt. Ganz warm.

Aber auf einmal bin ich gar nicht mehr ich, und weiß das ganz genau — und in der Ferne höhnt die Meckerstimme —

Wer unterfängt sich? Wenn ich auch nicht mehr ich bin, es bleibt doch ein Königsgrab!

Doch das Ding quäckt lustig weiter. Wie es wohl grinsen mag, daß es mich beunruhigt!

Natürlich beunruhigt's mich, schon weil es gar nicht stimmt mit der erhabenen Ruhe des Todes.

Verdrießlich werd ich sogar, und ein kleiner, spitzer, boshafter Zorn umkreist mich mit gelbem Zickzackblitz in der Nacht vor mir, und ein erregter Donner kollert nach.

Wenn ich doch jetzt tot sein will! Und wenn ich doch die majestätische Stille des Grabes wünsche! Ich war doch einmal König! Und vielleicht werde ich wieder —

Hui! da huscht ein Licht auf in der Nacht, und ich hasche danach und sitze ... Wahrhaftiger Gott, ich sitze! Aber sehr, sehr hart.

Und trotzdem — es war einmal. Will's wohl gefälligst wieder gröhlen?

Und ich lauere und lauere, und es fängt an mächtig in mir emporzuquellen, und da alles still bleibt, reißt sich aus zuckendem Bewußtsein die Erkenntnis los, in einem heißen, bebenden Angstgefühl, voll Zittern und voll zagender Furcht.

„Ich war einmal."

Wiehernd und meckernd tönt's dicht an meinen Ohren! „Einbildung!" —

Nein, keine Einbildung! Ich war, und ich war Herrscher über ein reiches weites Land; über Vasallen gebot ich und über den Troß der Diener, Sonne und Schönheit liebte ich und haßte das Grau. Ich, ja ich.

Warum quäkst du nicht mehr, du?! Du mußt herkommen zu mir, damit ich dir ins Ohr flüstern kann, denn ich bin ein alter, steifer, grauer König. Oder flüsterst du mir ins Ohr? Bist du hier? Ich warte.

So, so, hab ich dich beim Kragen, oder hast du mich?

Weißt du's noch, als eines Tages der Nebel aus dem Wald aufstieg, meine Blumengärten verschlang und immer näher drohte? — So war es. Ich stand auf dem Balkon meines Schlosses, um mich meine Vasallen und Diener, und alles Licht wandelte sich allmählich in Nacht. Mein Herz wurde kalt und starr, meine Diener wichen mit bleichen Gesichtern langsam von mir zurück. Und ich blieb allein, ganz allein; sogar mein treuester Vasall — ich seh ihn noch, den jungen, frischen, kühnen Mut — verließ mich. Wie er lief! Mit langen, weiten Sätzen sprang er über die Nebel weg, fort hastete er und verkroch sich in die Berge, nicht einmal schaute er zurück nach mir. Ach! er sah nicht, daß auch Vertrauen auf feurigem Renner ihm nachsprengte in die

Schluchten, Verlassen war ich von allen. Nur du bliebst treu, du kleines, fletschendes Ungeheuer, wie ich dich auch peitschte. Angeklammert hast du dich an mich, dich festgekrallt, ich kenn dich wohl! Wo bist du? Bleib wenigstens du bei mir im Grab, laß mich nicht allein unter den grauen Nebeln. Halt! — auch du! — O ich armer toter König! selbst du hast mich verlassen! Unter Ächzen versuch ich mich aufzurichten, da streift meine Hand mein Gewand. Nicht — nicht eitel Seide? Oh —! — Ich greife zag nach meinem Haupte, berühre meine Krone, und mit einem Wehgeschrei schleudre ich sie zu Boden. Goldpapier ist diese stolze Krone, Zitzkattun dies starrende Gewand. In tausend Fetzen zerreiß ich euch ihr schmachvollen Attribute meines schmachvollen Königtums!

Ich will nimmer ich sein, nimmermehr!

Plumps hab ich einen Nasenstüber, daß ich hintenüber kollere und mir wirblich zu Mut wird. In der Ferne gröhlt's und lacht's unbändig.

Und da bin ich auf einmal in einer großen, freundlichen Stube mit hellen Vorhängen. Ich sitze am Fenster, vor dem dickköpfige Blumen blühen, und häkle. Mein Kleid ist solid in der Machart und von gediegenem Stoff. Ich gähne hie und da in das grelle Licht und schiele ein Weniges auf die Straße hinunter. Wie man nur so albern träumen kann! Königsträume!

Aber beim Aufstehen ist noch etwas von königlichen Gebärden in mir, und ich fühle eine Schleppe, die über Marmor gleitet.

Unsinn! Ich bin jetzt Hausfrau, ich schürze die Lippen über Königs-Phantastereien und Herrscherfabeln und rümpfe die Nase über —

Da schlägt die Uhr. Was schnarrt sie? „Einbildung!"

Ich schrecke zusammen. Wie im Traum! Und meine Laune wird trüb, und ich lache nicht mehr über den toten, dummen König, ich hasse ihn. Wenn er nur wenigstens nicht in Zitzkattun gewesen wäre! Ich will gar nichts mehr wissen von ihm, gar nichts. Pflichteifrig will ich sein, hausfraulich. Soll mir nur einer kommen und mich davon abbringen! Nur einer von den Gedanken. Oder gar der elende König ohne Land und Burg und Diener. Ihm würde ich meine Würde zeigen; nicht mit Worten, nur mit einem finsteren, geringschätzigen Lächeln, das weise ist und Unwürdiges verachtet. Denn ich bin tragisch in meiner Pflicht; die Reinheit der Gegenstände ist ein Ereignis. Es muß sich erfüllen. Mit hehrer Stirn wandle ich einher, und jedes Staubkorn hat Bedeutung.

Und ich gehe im Kreise herum, immer um mich herum, da höre ich eine scharfe Meckerstimme: „Einbildung!"

Zusammengeduckt bleibe ich furchtsam stehen, und es wird enger und enger um mich. Meine Behäbigkeit schrumpft ein in Plattheit, ich sitze in einem engbrüstigen grauen Mixkleide kerzengerade auf einem krachenden Sofa und lege Patience. Mein Stüblein ist nieder und hat blauweiße gestreifte Gardinen, und vor mit steht eine große Schale mit Kaffee. Ein nebliger Spätherbsttag geht zu Ende, und bei mir ist's trüb und dumpfig. Aber so will ich's. Nichts kümmert mich, nichts erregt mich, nichts rührt mich, nur die Erfüllung meiner Patience liegt mir am Herzen; danach hebt sich mein Sehnen, und mein Ringen buhlt nach dem Kaffee. Wenn's nur nicht schon so dunkel würde, ich sehe meine Karten kaum. Coeurdame, Coeurbube, König — — Ah! die Sonne kommt noch einmal vor hinter den Abendnebeln! — König — Wie eng das Zimmer ist! Viel zu eng. Eng und muffig. „Einbildung!“ schreit mich eine Stimme an.

Was da! es ist muffig und unwürdig!

„Einbildung!“

Ich will nicht mehr dies engbrüstige Kleid tragen, nicht mehr die braune Brühe in der großen Kachel trinken.

„Einbildung!“

Nein, „es war einmal.“

Ich will nicht mehr Hausfrau sein, emsig und pflichteifrig und würdig; ich lache über die blankgeputzte, alberne Stube, ich will nicht mehr in dem soliden Kleide am Fenster sitzen und Scheelblicke nach dem Leben draußen werfen, ich will nicht.

Und auch von dem alten König in Zitzkattun mag ich nichts wissen; ich bin ich, ich der lebendige König!

In meinem Schloß muß ich sein und herrschen, meine Vasallen, meine Diener befehle ich! Herbei! Und es tönt wie eine tiefe, volle Glocke, die ich lange nicht mehr hörte, und sie tönt von weither.

Ringsum ist Licht und Weite und Helle, ich stehe auf dem Balkon meines Palastes, und mein Reich hebt sich empor. Aus der Sonnenpracht erstehen meine schlummernden Gärten, schlanke Schäfte streben ins Himmelblau und breitästig.

Kronen beschatten dunkle Gebüsche, aus denen meine weißen geliebten Götter lächeln.

Düfte wehen aus blütenschweren Beeten, hoch springen die Brunnen und funkeln — alle, alle Wimpeln wehn!

Willkommen Ihr Vasallen, Ihr Diener und Volk! Ich seh Euch

nahen, ich hör Eure Tritte im Vorsaal, aber tretet nicht ein, ich harre meiner Liebsten! Voll Sehnsucht hängt mein Auge an den Bergen, die ihre Zackenkronen starr und gelb in das leuchtende Blau strecken. Dahin entflohen sie, von dort müssen sie zurückkehren.

O eilt, hastet, kommt zu mir!

Schon fliegt Mut über die Abstürze und Risse! Über Berge und Matten, über Wälder und Seen rast er zu mir. Seine langen Locken wehen, seine Augen strahlen. — Mir in die Arme, mein Treuer! Und hinter ihm auf schnaubendem, schwarzen Renner im leuchtendem Scharlachkleid Vertrauen, der Tapfere, der Starke! Wie sein Geschmeide blitzt, wie seines Rosses Hufe dröhnen auf dem Marmorpflaster des Hofes!

Er winkt, er ruft, er stürmt zu mir, — wir sind wieder vereint! Hinter uns füllt sich der Saal, und auf der Treppe harren noch Getreue. Da tritt mein Kanzler vor aus dem Kreise: „Ihr wart lange fern von den Euern, Herr!"

„War ich fern? Wart nicht Ihr es, die mich verlassen? Ich war tot, ich starb an Euch!"

Er aber schüttelt den Kopf, mein weiser Kanzler Verstand. Grau und lang; und dann steht er vor mir und seine Augen funkeln.

„Ihr lagt tot Herr? Ihr wart faul und feig."

„Ich war faul?"

„Nennt Ihr lungern nicht faul sein?"

„Ich lungerte nicht, ich stand auf und wurde pflichteifrig und streng."

Und wieder lächelt er: „Ihr habt der Lüge ein Mäntelchen angezogen, daß sie nicht friere, und eine Schwäche habt Ihr warm gehalten und an Euch gedrückt."

Diesmal lächle ich. „Das verstehst Du nicht, Alter! Das kennst Du nicht. Kaum kann ich dir's sagen, ich, der ich's doch wissen muß."

Alle ringsum fangen an zu lächeln, die einen vag, versteckt die andern, die dritten laut und frech; nur er und ich bleiben ernsthaft.

„Da Ihr es sagt, Herr" — antwortet er zögernd, mit tiefem Neigen — „muß ich Euch glauben."

„Einbildung, Einbildung," johlt's plötzlich neben mir.

„Ei seh Einer das artige Äfflein! Daß Dich —! ich muß Dich wohl wieder peitschen lassen? Fort mit Dir, Untier!"

Mit ein paar possierlichen Sprüngen und mit Zähnegefletsch schwingt sich das klapperdürre Beest in die Äste der Bäume und quäkt und grinst und meckert von oben auf uns nieder. —

Hinter mir hör ich leise Schritte. Ein Diener ist's, der in die Ferne zeigt: „Herr, dort nahen Fremde, Dich und Dein Land zu schauen. In Haufen ziehen sie aus dem Wald, der Dein Reich trennt von dem ihren.“

Ich nicke und luge aus nach den Kommenden. In drei Haufen sind sie geteilt, jedem Haufen voran zieht ein Bannerträger. So kommen sie auf uns zu. Groß, weithin leuchtet die Schrift der Banner. Das erste in flammendem Gold, den Herrn, den Herrschern voran, trägt die Inschrift: „die Dichter.“

Das zweite an der Spitze der Vasallen glüht in brennendem Rot und trägt die Inschrift: „die Kritiker“; das dritte, das vor dem Volk getragen wird zieren in grellem Blau die Worte „das Publikum“.

Genau sind die Abstände nicht eingehalten, ich bemerke, daß sich der Haufe der „Dichter“ und „Kritiker“ vermischt, auch zwischen „Kritiker“ und „Publikum“ ist die Linie nicht ganz rein.

In breiter Kolonne ziehen sie vor die Mauern meines Schlosses, und ich lasse die Brücken nieder und die goldnen Gitter meiner Gärten öffnen.

Eine Stimme aus dem Haufen der „Dichter“ ruft: „Wir sahen Dein Schloß von unsern Schlössern aus, wir grüßen Dich und wollen schauen, was Dein ist, *wir sind die Herrscher*.“

Ich winke freudigen Gegengruß, deute auf mein Land, und sie gehen es zu sehen.

Eine Stimme ertönt nun aus dem Haufen der Kritiker: „Wir wissen eigentlich nichts von Dir, aber wir kennen Dich! *Wir* herrschen und *wir* haben zu gebieten! Zeig uns Dein Land!“

Ich nicke lachend, und sie schreiten querfeldein, achten nicht der Wege.

Nun rückt das Publikum vor, und eine Stimme dringt zu mir: „Wir wissen nichts von Dir und kennen Dich nicht. Die dort (auf die Kritiker zeigend) meinen, wir sollen schauen, und da schauen wir. Aber *die Herrscher sind wir*.“

Ich zeige hinunter auf meine Gärten und weit ins Land hinein, doch das Volk bleibt unbeweglich stehen und glotzt nur die Steine meines Schlosses an und reibt mit den Fingern daran. „Es ist nicht von Gold, mein' ich“ murrt einer; darauf murren's ihm alle nach und schauen hilflos in die Ferne; die Kritiker aber sind schon verschwunden. Sie durchstreifen mit den andern mein Land. Ich sehe sie in meinen Hainen wandeln, sie lauschen den Vögeln, sie schreiten über die Brücken

und starren nach den schäumenden Wassern, die der Rachen der Abgründe verschlingt. Sie beugen sich nieder zu den Blumen und trinken ihren wundersamen Duft, sie blicken an den Bäumen hinauf, die bis in den Himmel wachsen, schlanken Schaftes, hoch und biegsam. Schmetterlinge umflattern sie, bunte Schillervögel wiegen sich in den Zweigen, duftberauscht. Und tausend neue Keime beginnen zu sprießen, die im Dunkel der Erde lagen, Knospen brechen auf, die bunten Blumen glühen, und voll neuer strahlender Herrlichkeit ist das ganze Land.

Die Dichter beschauen sich alles, bleiben stehen, oder schlendern langsam durch die Gänge, die Kritiker aber springen querfeldein, wie die Böcklein durch dick und dünn; sie zerstampfen meine Beete, sie spießen die schönsten Blüten mit funkelnden Brillen auf, sie werfen mit spitzen Steinen nach den Vögeln und jagen die Schmetterlinge. Ich bemerke, daß einige den Kies des Weges aufheben und ihn geringschätzig durch die Finger gleiten lassen, während ihn andere in die Brunnen werfen, um sie zu verstopfen. Mein alter grauer Kanzler mit der hohen Halsbinde zieht ein schiefes Maul, weil ich dazu lache.

Die Blumen erheben sich wieder, die Vögel und die Schmetterlinge kehren zurück, die Brunnen rauschen aufs Neue. Doch unermüdlich zertreten sie wieder die Beete, knicken die Blumen, jagen die Vögel. Da ist einer, ein langer, dünner Kerl mit einem Giraffenhals und stets wütenden Augen, er schlägt mit dem Stock auf meine Hecken los, daß seine schwarzen, fetten Haare fliegen, er rüttelt an den Bäumen, daß er kirschrot wird, er begeifert die Blumen und schreit wie besessen: „Was, sind das Rosen? Sind das Wunderblumen, sind das Palmen? Ich habe Botanik studiert, das ist alles gemeines Zeug, Papierwische sind's, Dreck ist's, Ihr Esel! Das Schloß ist eine Knallhütte, seine Diener Pappfiguren, und er stolziert in Zitzkattun und trägt eine Goldpapierkrone! Äh, schämt Euch Pack, daß Ihr das nicht gesehen und daherlauft zu dem Lumpenkerl!“ Dabei schaut er mit hervorquellenden Wutaugen nach dem Volk, und das glotzt und murmelt nach: „Zitzkattun, Goldpapier, Lumpenkerl.“

„Ja ja, Einbildung!“ wütet er, und über ihm hüpft und grinst und fletscht mein artiges Äfflein.

Auch die andern aus dem Trupp der Vasallen kommen zurück, viele murmelnd, zankend, verachtend. „Nicht viel. Schlechte Blumen, dumme Vögel, zu hohe Bäume; die Schmetterlinge sind albern, die Wasser langweilig, die Musik zu laut, der Kies zu weiß und das Land zu grau.“

Ein paar nur schwingen grüßend den Hut und ziehen mit einigen

der Dichter weiter; wir sehen uns in die Augen, lachen und kennen uns. Die anderen bleiben noch fest stehen. Eine Stimme hebt sich — ich weiß nicht, ob sie aus dem Trupp der „Dichter“ oder der „Kritiker“ kommt, — eine volltönende Bruststimme mit viel Überzeugung und Wirksamkeitsberechnung; sie ist weich und rund und väterlich: „Warum bautest Du Schloß und Gärten hinter den Wald? Warum“ — hier wurde die Bruststimme vorwurfsvoll anschwellend — „rufst Du uns nicht, damit wir Dir helfen?“

Eine andere, spitze Stimme darauf: „Jawohl, Du mußt uns fragen!“

Eine dritte schnoddrige kurze: „Mir gefällt's nicht hier, mir gefällt's am besten bei mir.“

Die Bruststimme wieder: „Wenn Du uns rufst, könnten wir dir sogar helfen den Wald wieder umzuhauen, damit man Dein Reich besser sieht.“

Da ich lächelnd den Kopf schüttle, schreit alles durcheinander: „Er will uns nicht, er braucht uns nicht, und dürfte zu Tod froh sein um uns. Was hat er denn? Nichts hat er; nicht einmal genug Dienerschaft. Wo hat er sie denn? Wo hat er die Schönheit, die Tiefe, die Wahrheit, die Farbe, das Erlebnis?“

„Und wo hat er, so frage ich, meine Brüder, wo hat er die Phantasie?“

Ist das nicht die Volltönende? Die Väterliche? Die Vorwurfsvolle? Sie ist aber um ein Erkleckliches rauher geworden und schadenfroher.

„Er hat sie nicht, sage ich Euch. —“

„Er hat sie nicht! er hat sie nicht!“ brüllen sie ihm hartnäckig wieder und wieder nach.

Ich lache laut und schaue auf in die schlanken Wipfel meiner Bäume, in die Zierrate meiner Nischen und Balkone, und sehe dich huschen, duftige, hurtige, flinke, behende, tanzende Kleine, Phantasie! Wie dein kurzes Röckchen fliegt, wie deine Falterflügel schillern, wie du dich wiegst und wie du tänzelst und dich versteckst! Sie haben dich nicht gesehen oder dich für einen albernen Schmetterling oder einen andern losen Sommervogel gehalten, für einen von denen, die die dumme Musik machen!

Wie ich nun weiter lache, erbosen sie sich erst recht. „So zeig sie uns,“ höhnen sie, „führ uns den Troß Deiner Diener vor, Deine Vasallen, Dein Volk! Und Deine Räte wollen wir sehen, Deinen Kanzler!“

„Ihr habt recht. Ich habe niemanden, ich mache alles selbst, nur ich“ — schreie ich lustig entgegen.

„Sagt ich's nicht, wußt ich's nicht?" frohlockt's entgegen. „Kennt nur sich, sieht nur sich, will nur sich, zeigt nur sich." —

„Kann nichts, sieht nichts, weiß nichts, zeigt nichts, will nichts, hat nichts — nichts, nichts, nichts!" Und es wird ein unbeschreibliches Durcheinander von Stimmen um mich, ein Toben und Schreien und Wüten, aus dem die Stimme des Giraffenhalsigen wie eine Blechtrompete mit ein paar Tönen heraussticht: „Einbildung, Einbildung!" Und das kleine Äffchen schnellt sich possierlich über ihm hin und her.

In das Meer der Stimmen schreit Mut hinab und beugt sich über die Brüstung: „Zieht ab, ihr Geräuschvollen! Er hat Euch nicht gerufen, er will Euch nicht! Zieht ab mit dem blöden Volk, das Euch mit offenem Maul anhört, zieht jenen nach, die Ihr verlacht und die still vorauszogen, seht daß Ihr ihre Spur findet." —

Mir wird wunderlich zu Mut, wie ich sehe, daß sie sich zum Gehen wenden. Gassenbubig. Mir ist als müßte ich Steine werfen und lange Nasen machen; wahrhaftig ich will mich dessen schämen und kann's nicht, und ich mache Freudensprünge, daß mein Gewand auffliegt, weil sie abziehen. Unter Geschnatter und Gegacker und Geschelte und Gejohle und Gezeter und Gekreische und Getöse und Gebrülle thun sie's.

„Hurrah! wir sind allein! Ihre Rücken tauchen unter in die Tiefe meiner Wälder!"

Wie ich so jubiliere tritt mein Kanzler ernst vor mich: „Ihr hättet sie nicht verjagen sollen, Ihr braucht sie, alle drei!"

Ich schnipse ihm eins auf die Nase und kichere unbändig und bin ganz außer Rand und Band: „Ich weiß, ja ich weiß, aber laß doch die kommen, die sehen wollen — die andern." —

„Ihr braucht sie alle, ich warne Euch!"

„Aber wenn ich sie doch nicht will! Sie wollen ja auch nicht! Nein, nein!" und wie ein ungezogenes Kind stampf' ich mit den Füßen.

„Ihr werdet es büßen! Die Nebel werden wieder kommen, Ihr werdet alt und grau und blind und kommt ins Grab. Und Ihr fürchtet die Nebel und das Grab!"

„Ja ja, laß sie kommen!" bitte und bettle und schmolle ich, „es wird auch wieder hell werden, und heute ist doch eitel Sonnenschein und Glanz im Land, und heute bin ich doch der junge, frohe König! Ich will mein Reich sehen, schweig und komm mit. Steigt alle ein in meine Muschelwägen, die weißen Schwäne warten. Wir fahren jauchzend aufwärts in Licht und Schein und Herrlichkeit und Schönheit!"



Die Zeitlosen.

Erzählung von L. Denissow.

Aus dem Russischen von Luise Flachs-Fokschaneanu.

„Steh' still, Sonne!"
Buch Josua, X. Kap.

I.

Im Frühling jenes Jahres wußte ich thatsächlich nicht, was ich anfangen sollte. Den Sommer in Petersburg zu verleben, bringe ich nicht fertig; einige Monate hintereinander auf den Höhen der Schweiz — erschien mir langweilig; nach meinem gewöhnlichen Sommeraufenthalt Peterhof konnte ich nicht fahren; ich hatte mich mit meiner Cousine Nina gezankt. Eigentlich — nicht gezankt, aber wir grollten einander. Sie schmollte mit mir, weil ich mich über die Dummheit ihres ewigen Baron Nord, des Koko Spessiwzew und anderer beklagt hatte. Sie schmollte, und da ich meine Äußerung nicht widerrief und nicht um Verzeihung bitten wollte — mir war es entsetzlich zuwider geworden, ewig um Verzeihung zu bitten — so gingen wir auseinander, und ich konnte mich in Peterhof nicht niederlassen. Derselbe Nord und der Koko Spessiwzew würden im Stillen über mich gelacht haben, wenn sie bemerkt hätten, daß ich dieser Frau in solchem Grade unterthan war.

Und ich hörte auf, die Cousine zu besuchen, wobei ich mich sehr wohl fühlte — bis auf die Sorge: wohin im Sommer reisen?

Der Onkel, ein alter Hagestolz, ein kränklicher Mann, aber lustig, den ich in Zarsk besuchte, erwiderte auf meine Klage:

„Weißt du, was ich dir rate? Fahre nach Osokino zu den Lewonins, unseren Verwandten. Ein entlegner Ort, das läßt sich nicht leugnen, 60 Werst bis zu der nächsten Stadt. Den Weg und die Lage des Ortes kenne ich nicht, ich bin nicht dort gewesen, obgleich sie mich schon zwanzig Jahre lang einladen . . . aber du wirst zufrieden sein. Raffe Farben und Leinwand, alle deine Malerutensilien zusammen. Ich sage dir, die

Landschaft ist selbst für einen Maler-Dilettanten, wie du bist, eine Schatzkammer."

Ich that, als fühlte ich den nicht mißzuverstehenden giftigen Nadelstich des Onkels bezüglich meines Dilettantismus nicht, und von dem Projekt begeistert, machte ich mich ans Ausfragen:

„Welche Lewonins? Wie sind sie unsere Verwandten? Wird es mir nicht peinlich sein, als Unbekannter dort zu erscheinen? Welche Familie?"

Zu meiner Verwunderung ließ sich der Onkel in Einzelheiten nicht ein; er sagte bloß, daß es für mich nicht peinlich sein werde, da ich, wenn auch ein weitläufiger, doch ein Verwandter sei, daß er ihnen noch heute von meinem Besuche schreiben werde, daß es zwei Mädchen seien — Pauline Wassiliewna und Adelaide Wassiliewna, — gab mir eine ausführliche Reiseroute und riet mir, sobald als möglich aufzubrechen.

„Aber wie soll ich denn zu zwei Mädchen fahren? Oder sind es zwei alte Jungfern? Dann aber, Onkel, stürbe ich vor lange Weile."

„Gar nichts erzähle ich," schnitt mir der Onkel die Rede ab. „Fahr, wirst selber sehen, und ich schreibe ihnen noch heute von dir."

II.

Es waren keine drei Tage vergangen, als ich mit meinem ziemlich schweren Reisegepäck, die „Malerutensilien" allein nehmen einen gehörigen Raum ein, in einem schlechten Coupé auf holprigem Geleise in jener Kreisstadt eintraf, von welcher aus der Weg zu meinen entdeckten Verwandten führte.

Ich hatte fast gar nicht geschlafen und befand mich deshalb in einer abscheulichen Stimmung.

„Auch ein Vergnügen, herumzufahren," brummte ich, während ich durch das Coupé-Fenster auf die vorbeifliegende Felder blickte. Jetzt noch 60 Werst durch Dörfer . . .? Geradezu eine Reise ans Ende der Welt. Und überdies dort Hexen!

Ich bin ihnen ein schöner Verwandter . . . das alles ist ja eine Erfindung des Onkels, und sie werden gewiß fordern, daß ich sie Tantchen heiße, ihnen achtungsvoll die Hände küsse. Ihr könnt lange warten."

Ich ärgerte mich auch darüber, daß ich kein Plätzchen fand, wo ich mich mit meiner Toilette befassen konnte. Ich bin gewohnt, dies mit der größten Sorgfalt zu thun. Ein schönes Äußere gewinnt sehr durch eine

gutes „terrue“, und ich wußte, daß ich ein schönes Äußere besaß. Die Cousine sagte in guten Augenblicken:

„Hauptsächlich gefällt es mir, daß du nicht bloß ein „beau garçon“ bist. An dir ist so etwas . . . so etwas . . . de la poésie . . . verstehst du?“

Übrigens fand Cousine Nina auch Poesie an dem Friseur-Äußeren des Koko Spessiwzew, aber trotz alledem gefiel ich mir, freute ich mich, daß ich — ich bin. Dreißig Jahre, schlanker Wuchs, goldiges Haar, verfügbares Vermögen, volle Freiheit, Fähigkeiten und Neigung zur Malerei . . . doch in diesem Punkte gab es etwas, was mir nicht ganz gefiel . . . davon aber später.

Es war erst dreiviertel acht Uhr, als der langsame Zug endlich in der Station stehen blieb. Mich blickten an: ein gelbes Bahnhofsgebäude aus Holz, ein ebenso gefärbter Zaun, hinter welchem sich die dürftigen Bäume des Stationsgärtchens erhoben, ein Bretterperron, ein Gendarm in einer Segeltuchbluse und eine Gruppe Bauern in grobem Tuch, deren Rücken sich unter grauen Säcken krümmten und deren Gesichter Verwirrung und Mißtrauen ausdrückten. Gepäckträger waren nicht zu sehen. Ich stieg aus und ging, so gut es mir möglich war, mit allen meinen Koffern und Ballen in den Wartesaal.

In dem Buffet-Raum, wo man mir einen sehr schlechten Kaffee gab, entdeckte ich einen flinken Diener, den ich bat, Pferde für die Fahrt nach Osokino zu mieten.

„Wohin belieben sie zu fahren?“ fragte der Diener noch einmal.

„Nach Osokino, 60 Werst von hier. Kennst du denn das Gut der Damen Lewonin nicht?“

„Osokino? Ich habe davon gehört . . . aber etwas weit ist es . . . und da nicht eben oft Herrschaften hinfahren . . . wird es vielleicht nicht leicht sein, einen Kutscher zu finden . . . und es heißt, daß diese eigensinnig sind . . .“

„Nun, schon gut. Ich bitte dich, gieb dir Mühe, mein Lieber, ich muß einen bekommen.“

Nach langem Warten wurde mir ein Gefährt beigestellt. Es war ein Bauernwagen und doch kein Bauernwagen, eine Kibitke — keine Kibitke, kurz etwas Hohes, Schreckliches, und ohne Sprungfedern. Zwei magere Pferdchen, mit Geschirr aus Stricken, standen mit herabhängenden Köpfen davor. Der Fuhrmann, ein mürrischer, finsterer und böser Bauer, forderte einen unerhörten Preis, den ich ihm auch sofort bewilligte. Mir wurde ernstlich unheimlich. Man band irgendwie meine Felleisen

fest. Dann ging es los. Der Bauernwagen mit Schellen hüpfte über das unglaubliche Steinflaster der Stadt. Die weiße Kathedrale mit der grünen Kuppel schimmerte, der städtische Boulevard zeigte sich, irgend ein Amtsgebäude, die Holzbuden mit offenen Läden, in denen Wagenräder, Seife und Lammesfelle feilgeboten wurden, der Marktplatz, auf dem sich zufällig am Wochentage einige Fuhren von ausgebreitetem, schmutzigem, zertretenem Stroh befanden. Dann machten die reinlichen kleinen Häuschen der Stadt düsteren elenden Hütten Platz, die schwarzgrau oder in allen Regenborgenfarben schimmernd, hier und da mit Lumpen verstopfte Scheiben hatten.

Die letzte Schenke mit dem blauen Schild und der kleinen Holztreppe verschwand — und wir befanden uns außerhalb der Stadt. Rechts zog sich die Chausse hin, wir aber schlugen gleich einen Seitenweg ein. Ich athmete auf. Von der Höhe meiner Kibitke hatte ich mich an den Wunderdingen der Stadt nicht ergötzen können, so unglaublich war das Schütteln; aber auf der Landstraße erholte ich mich. Die Gegend lag offen, die Junisonne stieg und stach doch gehörig.

„Hör' mal," begann ich, indem ich mich an den finsteren Fuhrmann wandte. „Du kennst doch den Weg?"

„Ich kenne . . ."

„Das heißt, du bist schon in Osokino gewesen?"

„Heißt . . . bin gewesen."

„Nun ist es dort schön?"

„Schön."

„Und die Fräulein . . . was?"

„Fräulein . . . a a, so."

Es war unmöglich, ein solches Gespräch fortzusetzen.

Ein Student hat mir einmal erzählt, daß im Volke häufig Melancholiker anzutreffen seien, und daß sie immer mit Selbstmord enden.

Ich war der Ansicht, daß auch mein Fuhrmann sicherlich durch Selbstmord enden werde.

Wir fuhren in ein Gehölz ein, und von da ab zog sich die Straße durch den Wald. Die Bäume wurden dann kleiner, gingen fast in Sträucher über, und ich blickte über das rauschende junge Birkengehölz und die winzigen Espen hinweg, an denen jedes dünnstängeliches Blättchen zitterte. Plötzlich wuchsen Wände zu beiden Seiten des Weges empor, und die Straße selbst, wenig befahren, grau und feucht, senkte sich und tauchte unter in den Schatten von graden und hohen Bäumen, deren Wipfel in der Sonne glänzten. Ich legte den Kopf zurück. Die grünen

Zweige verflochten sich über der Straße und ließen die Strahlen nicht durch. Rechts und links dunkelte die Tiefe des Waldes, ohne jeden Lichtschimmer. Der Weg wurde noch weicher, lockerer und nasser. Scharfe Wohlgerüche schlugen mir entgegen. Die Luft roch nach den Blättern der Beeren, dem verfaulten Laub des vergangenen Jahres, nach frischer Birkenrinde. Die Luft war schwer und kühl. Ich athmete sie hastig ein und freute mich des ungewohnten, lebendigen Duftes. Ein fröhlicher und zutraulicher Vogel pfiff, nicht sehr laut aber rein, er beendete sein kurzes Lied und begann es von neuem in denselben Tönen.

Nahe, ganz nahe rief der Kuckuck. Ich fuhr zusammen, und er erschrak, als er das weiche Geräusch auf der aufgeweichten Straße hörte, und verstummte mit einem Mal.

Ich glaubte in eine unbekannte Welt geraten zu sein. Seltsam, hier gab es Bäume, Moos, Gras, Himmel und Luft. In Peterhof gab es auch Bäume, Moos, Gras, Himmel und Luft, und doch fand ich, daß ich dies alles zum erstenmale sah. Meine Stimmung schlug sogar um, und meine Gedanken wurden ernster, stiller und einfacher.

Der Weg zog sich noch immer in die Länge. Die Kibitke schaukelte jetzt weich. Ich richtete mich bequemer zurecht und ohne es zu bemerken schlummerte ich ein.

III.

„Dort ist es . . . Osokino! Sehen!"

Die Sonne ging schon zur Neige, als sich nach einer Tagesreise mit einer zweistündigen Abfütterung in einem schmutzigen Weiler der finstere Bauer zu mir kehrte und mit dem großen Peitschenstiel nach vorne zeigte.

„Wo, wo?" fragte ich, mich in der Kibitke aufstellend. Wir verließen eben den Wald. Links dehnten sich die unübersehbaren Wiesen und Felder, rechts glänzte wie flüssiges Zinn ein langer, von dunklem Schilf eingesäumter See. Wir fuhren einen Hügel hinan, und ich sah deutlich ein weißes herrschaftliches Haus, breit, aus Stein mit einem Halbgeschoß. Dahinter dunkelten die laubreichen Bäume des Gartens. Vorn im Hofe unterschied ich graue Getreidespeicher, Warenschuppen, Gesinderäume, eine kleine Allee geschorener Akazien. Rechts von der Haupttreppe, in einiger Entfernung vom Hause, funkelte auf einem Hügel das Kreuz einer kleinen Kirche, standen dunkel einige Gebäude.

Die Pferde liefen munterer, die baldige Rast spürend. Der hohe, dichte Roggen wogte jetzt bis an den Fahrweg. Jede Ähre beugte ihr

langes Köpfchen und neigte sich, und hell glänzende Lichtstreifen fluteten langsam über das weite, große Feld.

Ich blickte über das Getreide hin und sah plötzlich dazwischen, in der Ferne, etwas Weißes. Ich bin ein wenig kurzsichtig. Wir kamen näher, und ich erkannte deutlich eine schlanke Frauengestalt in einem hellen Kleid, das mich etwas seltsam anmutete. Über den Grund konnte ich mir keine Rechenschaft geben. Irgend etwas Ungewohntes, obgleich nicht Unschönes war daran.

Das Gesicht der Frau konnte ich nicht wahrnehmen — es war ja auch weit — und auf ihrem Kopf bemerkte ich einen breiten, viel Schatten spendenden runden Strohhut mit schwarzem Band. Die Enden der Bänder flatterten leicht, auch der Hut erschien mir ungewöhnlich. Ich erinnerte mich, daß ein Hut von solcher Form „Bergère" heißt. Cousine Nina erklärte mir das, als sie im vergangenen Winter zum letzten Maskenball fuhr.

Ich dachte daran, halten zu lassen, da ich nicht ohne Grund vermutete, daß jene Dame vielleicht eine der Bewohnerinnen von Osokino sei. Aber der Kutscher schnalzte, wir fuhren dem kleinen Hügel hinab und befanden uns bald vor dem Thor des Landsitzes. Ein Alter, wahrscheinlich der Wächter, hatte bereits langsam das Thor geöffnet. Eine ganze Koppel von Hunden stürzte sich auf die Räder. Meine Kibitke rollte gerade aus zum Hauseingang. Ich gestehe, mir war es sehr unbehaglich zu Mute. Ich fühlte mich in irgend etwas den unbekannten Wirtinnen gegenüber schuldig. Mit Ungeduld erwartete ich sie, und mich im Vorhinein ins Unvermeidliche schickend, beschloß ich nicht nur, sie Tantchen zu nennen und ihnen die Hände zu küssen, sondern ich war auch zu größeren Opfern bereit.

Aber die Hausfräulein zeigten sich nicht. Ein alter Diener in einer erbsenfarbenen Livree, mit gutem, überaus zärtlichem Gesicht, kam gelaufen. Ich kann nicht begreifen, weshalb er mich an „Bagrows Enkelin" von Aksakow erinnerte. Es kommt manchmal vor, daß einen irgend etwas hartnäckig an etwas anderes erinnert, und das scheinbar völlig ohne Zusammenhang, und wie sehr man auch nach den Verbindungen sucht, man findet sie nicht.

Es kam eine Dienerin herbei, auch keine von den jungen, eine graue, freundliche, die mich verblüffte; denn sie war nach Art einer jungen Soubrette leicht gekleidet: ein helles Kattunkleid, ein kurzes Schürzchen mit kleinen Taschen, ein leichtes, weißes Häubchen.

Die Gute stürzte sich auf meine Hand. Ich wurde verlegen und errötete, protestierte jedoch nicht dagegen.

„Bitte, bitte, gnädiger Herr," sagte die liebenswürdige Alte, während man meine Felleisen losband. „Wir erwarteten Sie. Wir verzehrten uns vor Ungeduld. Wir glaubten nicht, daß Sie heute kommen würden, ein schwerer Tag heute, Montag. Fräulein Adelaide Wassilewna ist zu Hause, und Pauline Wassiliewna ist spazieren gegangen. Bitte, man hat im Halbgeschoß alles für Sie vorbereitet. Wenn es aber nicht gefällt, sagten die Fräulein, kann man hinunter."

Im Halbgeschoß gefiel es mir jedoch sehr gut. Zwei große Räume — ein Arbeits- und ein Schlafzimmer. Bei dem einen befand sich ein Balkon auf den Garten hinaus, wo hinter dichten Bäumen am Fuße eines niederen Hügels ein kleiner See schimmerte — das andere lag gegen den Hof, die Felder und den großen See. Die Plafonds waren ein wenig nieder, und die schweren mit Stoff überzogenen Möbel etwas unbequem, aber ich vergötterte Möbel mit graden Rückenlehnen. Ich hatte bloß flüchtig umher gesehen und begann mich zu waschen, herzurichten und umzukleiden. Der Alte, der Finogen hieß, sagte, daß bald Thee und Abendbrot fertig sein werde, und ging fort.

IV.

Unmerklich wurde es dunkel im Zimmer; die Dämmerung war in Nacht übergegangen, und ich war schon vollständig fertig, als ich an die Thür klopfen hörte. Ich erwartete wieder Finogen zu sehen, aber es trat dieselbe Dienerin ein, die ich vor dem Eingang gesehen hatte.

„Bitte, zum Speisen," sagte sie mit einer leichten Grimasse, indem sie die Hände unter die Schürze steckte. „Ach du mein Gott, bei Ihnen ist die Lampe nicht angebrannt."

Und sie eilte zum Tisch, der an einem Pfeiler stand, wo ich früher eine große Porzellanlampe bemerkt hatte. Ich war überhaupt noch nicht dazu gekommen, mein „Arbeitszimmer", das heißt, das Gartenzimmer zu besichtigen, weil ich mich die ganze Zeit im Schlafgemach aufgehalten hatte.

Die Lampe war herrlich, ich glaube eine Meißener, aber sie war nicht mit Petroleum sondern mit Öl gefüllt.

Solche Lampen müssen, wie ich erfuhr, jede Viertelstunde hinaufgeschraubt werden, sonst brennen sie immer dunkler.

„Wie heißen Sie, meine Liebe?“ fragte ich die Magd, während sie sich mit der Lampe zu schaffen machte.

„Ich — s? Nadja—s'; ich befinde mich stets um Pauline Wassiliewna. Antonida bedient—s das ältere Fräulein. Pauline Wassiliewna sah, wie sie zu uns heranzufahren beliebten, sie spazierten gerade über die Felder.“

„So war das Pauline Wassiliewna im hellen Kleid?“

„Es waren Sie—s', Sie lieben sehr Spaziergänge bei Sonnenuntergang.“

„Hören Sie, Nadja . . . anfangs fiel es mir schwer, eine so ehrwürdige Person Nadja zu nennen, ich gewöhnte mich aber rasch daran, um so leichter, als ihr Gesicht trotz der unzähligen kleinen Runzeln so frisch, lieb und gut unter dem grauen Haar und dem koketten Rüschenhäubchen hervorguckte . . . „Sehen Sie, Nadja, ich kam so unerwartet, mir ist's wirklich peinlich. Ich kenne ihre Fräulein nicht.“

„Ach, was sagen Sie, die Fräulein freuen sich so über Sie, Konstantin Dmitriewitsch (das war der Onkel) hat geschrieben, daß sie Maler sind. Zu unserem Fräulein, sagten sie, sind Sie ein Vetter. Und ich bin gar froh, unsere Fräulein werden sich zerstreuen, ihnen ist Gesellschaft . . .“

Das rötliche Lampenlicht zeichnete einen hellen Kreis auf den Tisch. Ich erhob die Augen zu dem jetzt erleuchteten Pfeiler und blieb eine Sekunde lang starr. Ein kleines, rundes Porträt hob sich undeutlich von der weißen Tapete ab, funkelte beinahe. Meine Augen konnten sich davon nicht losreißen, obgleich es ganz einfach und verblaßt war. Der schmale verschnörkelte Rahmen glänzte kaum mehr. Auf weißem Grund zeigte sich ein blasses Pastell mit durchsichtigen rosigen Schatten — ein Mädchen mit aschblondem, altmodisch über die Ohren herabgekämmtem Haar und großen, sehr blauen, verwunderten Augen. Ich weiß nicht welche unerhörte Herrlichkeit in diesem einfachen, zarten Gesicht lag; aber in meiner Brust zog es sich wie vor Schmerz zusammen, und ich blickte das wundervolle Pastell mit Schauer, fast mit Andacht und Qual, an.

„Wer ist das?“ fragte ich unwillkürlich und zaghaft auf das Porträt deutend.

„Das?“ Nadja war eben im Begriff, das Zimmer zu verlassen. „Ach, mein Gott, im vergangenen Jahr wohnten hier Fräulein Adelaide Wassiliewna, so blieb dieses Bild hängen, und ich habe es nicht bemerkt . . .“

„Und wer ist das?"

„Unser jüngeres Fräulein doch, Pauline Wassiliewna, der Herr selig, der Vater, haben sie gezeichnet. Haben sehr gut gezeichnet, man sagt, es war ihr damals ganz ähnlich . . . Bitte zum Speisen, die Fräulein sind im Speisesaal . . ."

Nadja verschwand. Mit Gewalt riß ich mich von den großen blauen Augen des Bildes los, schritt zur Thür und an der Schwelle sah ich mich noch einmal um, gleichsam befürchtend, „sie" werde fortgehen — Endlich öffnete ich die Thür und ging rasch hinunter.

V.

Ich weiß nicht, wie ich mir damals das Zusammentreffen mit den Damen des Hauses vorgestellt habe. Ich erinnere mich auch nicht, woran ich dachte, als ich die Treppe hinab ging. Das Speisezimmer war ein geräumiges Gemach mit dunklen Eichenmöbeln, in der Mitte stand ein gedeckter Tisch, von zwei Kandelabern mit brennenden Wachskerzen beleuchtet, bei ihrem mildem Schimmer sah ich plötzlich eine hohe, sehr feine Frauengestalt, die mit dem Rücken gegen mich gekehrt stand. Ich glaube, sie band am Fenster einen Strauß Kornblumen. Beim Geräusch meiner Schritte drehte sie sich um. Mein Herz pochte heftig und stockte dann einen Augenblick. Was ist das? Das Mouselinkleid mit dem langen Corsage, das aschlonde Haar, wieder über die Ohren herabgekämmt . . . Aber schon faßte ich mich wieder. Vor mir stand die Dame des Hauses, das „jüngere Fräulein". Sie lächelte freundlich und schüchtern und machte, ohne mir die Hand zu reichen, errötend einen Knix.

Das kleine, magere, längliche Gesicht voll winziger feiner Falten strahlte schelmisch und vergnügt. Ihr Haar war hell und nur wenig, kaum merkbar ergraut. Die dünnen, gelblichen Hände in schwarzen gestrickten Handschuhen preßten einen Büschel Kornblumen. Auf dem Stuhl lag der Bergère-Hut, und er paßte merkwürdig zu der seltsamen in einer Spitze lang auslaufenden Taille mit den kurzen Ärmeln.

„Pauline Wassiliewna . . ." begann ich.

Pauline erhob die himmelblauen Augen und lächelte wieder freundlich.

„Soyez le bien venu, Monsieur George," sagte sie, ein wenig schnarrend, „Nicht wahr, Sie heißen Monsieur George? Sie sind uns ein Cousin, aber ich verabredete mit meiner Schwester, Sie Monsieur George zu nennen. So ist es besser, bequemer . . . Sie erlauben doch? Schwesterchen, Adele, komm doch rasch."

Ich drehte mich zur Begrüßung der eintretenden Adelaide Wassiliewna um, sie war kleiner als die Schwester, nicht so hager, obgleich ebenfalls so gestreckt. Ihr dunkles Kleid hatte auch eine lange Taille, die oben mit einer Pellerine aus Säumchen bedeckt war. Das gänzlich ergraute Haar war glatt gekämmt, das wie bei der Schwester gerunzelte Gesicht erschien jedoch gelber. Sie war wahrscheinlich um drei Jahre älter als Pauline. Mich verblüffte, wie ich mich erinnere, einigermaßen der Stoff ihres Kleides: braune, dichte, wie Baumrinde unverwaschbare Seide mit eingewebten Atlasblümchen. Ich entsinne mich, in meiner Kindheit in Großmutters Koffer einen ebensolchen aufgeschlitzten Damenmantel lange Zeit gesehen zu haben; bloß daß dieser und der Koffer besonders süß und durchdringend rochen. Ich nannte diesen Geruch den hundertjährigen. Und ich glaubte, Adeles Kleid könne gar nicht anders riechen.

Ich bemerkte sofort, daß Adele als die ältere sich mit ihrer Schwester wie mit einem verwöhnten und geliebten Kind benahm.

Sie zankte sie zärtlich aus, wegen des späten Spaziergangs. Pauline rechtfertigte sich und that, als wäre sie böse. Im Übrigen war es begreiflich, daß zwischen den Schwestern vollkommene Eintracht herrschte.

Ich aß mit Appetit das vorzügliche ländliche Abendbrot und bemühte mich, das Gespräch im Gang zu halten, aber in der Tiefe der Seele war ich meiner Sache nicht sicher und konnte so gar nicht den Ton finden.

„Sie reisen nie vom Landgut weg?“ fragte ich Adelaide.

„Wir haben uns von der Gesellschaft zurückgezogen. Und bisher empfanden wir auch keine Sehnsucht nach ihr. Pauline treibt Musik, und ich wirtschafte ein wenig. Es ist gut, wissen Sie, sich in die Einsamkeit zurückzuziehen; Petersburg mit seinen Routs, Konzerten, Versammlungen hatte uns schon längst ermüdet. Ist es nicht so, Pauline?“

„Ach, Adele, du weißt — ich langweile mich nie. Ich liebe die Felder, die Blumen, Spaziergänge so sehr . . . Und die Einsamkeit spricht immer . . . so viel zu meinem Herzen . . .“

„Was macht Onkel Konstantin Dmitriewitsch?“ fragte Adele. „Ist er immer noch so mutwillig? Ach, er ist fürchterlich übermütig, das ist der unausstehlichste von allen jungen Wildfängen, wahrhaftig. Aber ich verzieh ihm alles seiner Unermüdlichkeit wegen; — wird irgend ein interessanter kleiner Abend, une partie de plaisir, in Scene gesetzt, so ist er der erste dabei . . .“

Ich wollte eben den Mund öffnen, um zu sagen, daß Onkel Kon-

stantin Dmitriewitsch schon längst eine Glatze habe, gelähmt daliege, zu Hause in Zarsk lebe und nichts weniger als lustige Streiche verübe, aber ich sagte es doch nicht, sondern schwieg.

„Und Sie malen?" sagte Pauline.

„Ja, ein wenig . . ."

„Und lieben Sie die Musik? Pauline wird Ihnen etwas vorsingen?

„Ach, geh doch, Adele! Ich bin in der letzten Zeit gar nicht bei Stimme."

Die Schwestern erkundigten sich, ob ich mich für Litteratur interessiere, und begannen, mich auch mit diesem Thema zu unterhalten. Es erwies sich, daß sie eine ganze Bibliothek besaßen, wohin Pauline mich morgen zu führen versprach.

„Adele liest wenig," beklagte sich Pauline. „Dafür aber ich — immer; immer mit dem Buch. So versetze ich mich in unbekannte Länder . . . Unter den Russen giebt es jetzt keine wahren Schriftsteller, solche, welche die Seele erheben . . . Da haben Sie z. B. Eugen Tour . . . haben Sie ihn gelesen? Ich habe soeben „Die Nichte" beendet. Von den Poeten die Jadowskaja."

„Lesen Sie denn Puschkin nicht gern?" fragte ich.

„Ja, Puschkin, natürlich. Entre nous soit dit: in vieler Hinsicht haben jene Kritiker doch recht, wissen Sie? Popowitsch, glaube ich. Bei Puschkin giebt es so etwas . . . nicht genügend Erhabenes. Ich teile nicht vollkommen die Ansicht jenes Kritikers — wie heißt er denn? — Und die allerneuesten Ansichten bezüglich des Nutzens, der Verneinung der Seele u. s. w. Nein, nein, das ist schrecklich. Aber er hatte einige wichtige Stellen über Puschkin? Was schreibt er jetzt . . .? Adele, Adele," fuhr sie hastig fort, ohne mir Zeit zur Antwort zu lassen, erinnerst du dich: wir machten mit Gretsch Bekanntschaft? Sagen Sie, sind Sie ihm in litterarischen Kreisen begegnet?"

„Er ist tot," konnte ich endlich sprechen.

„Mein Gott, was hat ihm denn gefehlt?"

Das Gespräch zog sich in die Länge; und merkwürdig, nach einiger Zeit bekämpfte ich selber mit solchem Feuer Pissarew und Dobrow Gubow, als ob ihre Aufsätze eben erst erschienen wären und ich morgen mit ihnen in einer Zeitschrift zu polemisieren hätte. Alte, längst vergessene, fast unbekannte Bilder lebten wieder in der Seele auf. Ich begann über das Ereignis der Bauernemanzipation zu sprechen — meine Gastgeberinnen hatten darüber andere Ansichten — als ich plötzlich bemerkte, daß es spät und Schlafenszeit war. Adelaide unterdrückte das

Gähnen, Pauline aber hörte mir zu und zupfte nervös an ihren gestrickten Handschuhen.

Ich verneigte mich ceremoniös und erhielt als Erwiederungen zwei Reverenzen und freundliches Lächeln.

Ich ging direkt ins Schlafzimmer, erkletterte mühselig die hohen Daunenpolster und schlief trotz der Hitze bald ein. Mir träumte von Gretsch, der sich langsam aus einem, ich weiß nicht mehr, weshalb gerade — bulgarischen Grabe erhob und mir wuterfüllt mit der Faust drohte. Dann von Pauline in den gestrickten Handschuhen und im Mousselinkleide. Ich sollte sie von irgend einer Verzauberung befreien. Ich brauste auf, schrie, stöhnte, aber vergeblich. Und Pauline nickte mir traurig und müde zu, und das war nicht mehr Pauline, sondern jemand mit einem blassen, zarten Gesichtchen und großen, verwunderten Augen . . .

VI.

Ich saß im Garten am See und bemühte mich vergeblich, das zarte Weidenlaub und die Sonnenlichter darunter auf dem Wasserspiegel in Farben zu malen, als jemand mir sachte mit einem Sonnenschirm auf die Schulter tupfte. Ich sah mich um. Hinter mir stand Pauline in ihrem Schäferhut und in den schwarzen gestrickten Handschuhen. Sie hielt mit zwei Fingern das leichte Kleid ein wenig in die Höhe und unter dem Faltenbesatz wurde das Füßchen in einem weißen Strumpf und geschnürten Brünelle-Pantöffelchen sichtbar.

„Sie sind hier, Monsieur George? Ich gehe durch den Garten und plötzlich sehe ich — Sie . . .“

„Wie lieb, wie lieb,“ fügte sie hinzu, als Sie meine Zeichnung ansah, die nichts wert war. „Ja, Sie . . . sind ein Künstler“.

Sie machte ein außerordentlich komisches Gesicht, schüttelte kokett das Köpfchen, und ihr runzeliges Gesichtchen wurde noch winziger.

„Wenn Sie wollen, so führe ich Sie in die Bibliothek? Den Schlüssel habe ich bei mir. Ich habe es Ihnen schon längst versprochen. Sie sind gewiß vom Malen müde . . . Jetzt ist's so heiß . . .“

Ich willigte mit Vergnügen ein, ich hatte auch das Osokinosche Haus noch nicht gehörig besichtigt, und mit dem Malen der Landschaft ging es nicht recht vom Fleck . . . Ich träumte von anderen Dingen.

Wir durchschritten geräumige und kühle Zimmer. Alles machte auf mich einen ebenso seltsamen als anmutenden Eindruck. Seltsam übrigens bloß im Anfang. Später begann, im Gegenteil, mir alles wie

bekannt, vertraut zu erscheinen, als ob ich immer hier gelebt hätte, als ob ich gar nirgends anders leben könnte.

Ein großer Saal mit überzogenen Divans in den Ecken, das Empfangszimmer mit zwei Öfen und einem Ausgang auf die Terrasse; blinde Spiegel in Goldrahmen, rötliche Schränkchen in der Art von Chiffonieren, auf denen als Schmuck schwarz gewordene Büsten Voltaires und Sovanarolas standen; rötlich gewordene Bilder mit bunten kleinen Rissen, ovale Porträts in Lebensgröße von Herren in Manschetten und Jabots mit Locken auf den hohen Stirnen und leblosem Gesichtsausdruck. Auf den Möbeln unzählige gestickte Kissen, ohne Zweifel eigene Arbeit.

Das helle Eckzimmer war freundlicher als die andern. An der Wand hatte hier ein kleines vierfüßiges Piano seinen Platz gefunden.

„Hier singe ich manchmal,“ sagte Pauline die Augen senkend. „Die Schwester begleitet mich.“

Die Bibliothek erwies sich als eine kleine Stube, in der Bücherschränke aufgestellt waren. „Hier ist der Schlüssel, ich verlasse Sie, Monsieur George“, sagte Pauline knixend. „Ich will Sie nicht stören. Hier in diesem Schrank sind Zeitschriften. Es giebt darunter auch humoristische. Ich und die Schwester ... wenn wir lachen wollen ... nehmen einen beliebigen Band und blättern darin. Man findet da mitunter so boshafte Epigramme auf unsere Gesellschaft ...“

Sie ging hinaus.

Ich öffnete einen Schrank. Der Staub eines lange nicht berührten Bücherberges flog mir in die Augen. Es roch nach vermodertem Druck, ausgetrocknetem Papier, altem und muffigem Leder. Was alles da war. Auch französische Bücher aus dem Anfange des Jahrhunderts mit ordinärem Textdruck und bemalten Bildern ... lauter Damen mit großen Schirmen und Kavaliere in langschößigen Röcken. Es waren auch russische Bücher da, alte Ausgaben von Puschkin, ein Liederbuch, ein Leitfaden wie man Konfitüren einkocht und eine Heilkunde für den Hausgebrauch.

Im Zeitschriftenschrank fand sich „der Zeitgenosse“: ältere Jahrgänge mit zusammengeklebten, eingeknickten Blättern. „Der Funke“ übte seinen Witz an den Krinolinendamen und an Askotschewsky, den ich zu meiner Schande nicht kannte. Ich versenkte mich in den „Zeitgenossen“, er war mir aber langweilig, weil ich nichts davon verstand. Ich ging zu den französischen Büchern über, und die fesselten mich so sehr, daß ich lange nicht hörte, als man mich zum speisen rief. Die Sammlung

französischer Stiche entzückte mich geradezu. Ich freundete mich sogar ein wenig mit dem „Zeitgenossen“ an, und Abends debattierte ich eifrig mit Pauline über irgend eine hübsche Erzählung daraus, die sie, wie es sich zeigte, auch gelesen hatte.

VII.

Ein feiner, fast herbstlicher Regen ging nieder; aber im Zimmer war es warm und hell. Der funkelnde Samowar sang auf dem Tisch, die Wachskerzen gossen ihr mildes Licht auf das weiße Haar Adelaidens, die sich über eine Arbeit beugte, und auf das Albumblatt, auf welchem ich eine Landschaft mit zwei mächtigen Bäumen an einem Bache zu Ende zeichnete. Das Album gehörte Pauline. Es interessierte mich sehr: ein von der Zeit zernagter Ledereinband mit vergilbten Blättern, auf denen Täubchen, Sträucher, Rosen gezeichnet und mit vergilbter Tinte Verse, Sinnsprüche und Madrigale — die meisten in gewähltem Französisch — eingetragen waren.. Viele, viele Jahre hatte vermutlich niemand etwas in dieses Album geschrieben. Denn auch mir fiel es im ersten Augenblick furchtbar schwer, ich hatte eine Scheu, diese Blätter zu berühren, wie man sich davor zu scheuen pflegt, mit einem neuen Bleistift auf ein halb vermodertes Grabeskreuz zu schreiben. Pauline aber sah verwundert mein Zögern, und ich machte mich endlich an die Arbeit, von all diesen harmlosen Versen und Rosen und dem bittenden Stimmchen Paulinens selbst hingerissen, besiegt. Ich konnte ihr übrigens niemals etwas abschlagen.

„Weißt du, Pauline“, unterbrach plötzlich die ältere Schwester die Stille, . . . wenn du etwas singen wolltest, der Abend ist so langweilig. Und Monsieure George hat dich noch nicht gehört.“

Pauline erglühte und sah mich zum ersten Male mit solchem Vertrauen, solcher Hingebung und Freude an, daß mir ganz unbehaglich wurde. Ich glaubte, sie wolle nicht singen und bitte, daß ich Adelaidens Vorschlag ablehnen solle, allein zu meinem großen Erstaunen stand Pauline nach sehr schwachem Widerspruch bereitwillig auf und begab sich ins Eckzimmer. Adele folgte ihr geschäftig und vergnügt und setzte sich sofort ans Klavier, während Pauline noch die Noten suchte. Ich richtete mich im Winkelchen beim Tisch ein, wo die Öllampen brannten, und vertiefte mich in meine Zeichnung; aber bei den ersten Tönen stockte mein Bleistift, und ich wurde starr. Töne kann man nicht beschreiben, es läßt sich weder von einem Geräusch, noch von Tönen, weder von einer

Harmonie noch von einer Dissonanz eine Vorstellung durch Worte geben. Ich sage bloß: Seit dem Augenblick meiner Ankunft in Osokino schnürte mir — trotz aller merkwürdigen und seltsamen Dinge — zum ersten Male ein nicht zu bewältigendes, inneres, ein hysterisches, krankhaftes Lachen die Kehle zusammen. Hätte ich mich nicht zurückgehalten, ich glaube, ich hätte gelacht, bis zum Schluchzen, bis zum Schreien, ich hätte stöhnen müssen. Der Ton des Klaviers war dem Klange schwingender Saiten garnicht ähnlich, sondern dem Heulen eines unter der Erde sterbenden Tieres. Paulinens Stimme war in den niederen Tönen röchelnd und in den hohen pfeifend und übertönte zudem nicht einmal die Begleitung. Nach den ersten unerwarteten Tönen kam ich zu mir und blickte mich um. Adelens Gesicht war ernst, sie war ganz bei der Sache. In den Thüren sah ich Dienerinnen stehen, und keine einzige lächelte, im Gegenteil, sie hörten aufmerksam zu, ich glaube mit Vergnügen.

Die Musik fuhr fort, ich hörte und gewöhnte mich daran. Ich begann sogar dem Gesang zu folgen. Und endlich, als die schrillen Töne, das Ächzen und Pfeifen mich in Verwunderung zu setzen und zu erregen aufhörten, legte sich das Zittern meiner Nerven, und es wehte mich an wie aus einer fernen, nebelhafter fernen Zeit, deren man sich kaum erinnern kann, und zwang mich zu lauschen. Das Motiv variierte, erweiterte sich und brach ab, und ich bemühte mich noch immer, mich zu erinnern . . . jetzt, sofort, in diesem Moment . . . die zusammenhanglosen Bilder verschwammen vor meinem geistigen Auge . . . Ein hoher Saal und im Dämmerlicht . . . Kerzen auf dem Klavier . . . Ich bin irgendwo in der Höhe . . . mein Kopf ist höher, als die hellen Locken derjenigen, die am Klavier sitzt und singt. Sie hat ein sehr weißes Gesicht und rosige Lippen. Man hatte mir erzählt, daß ich eine Stiefschwester hatte, die um fünfzehn Jahre älter war als ich. Sie starb jung, ein Mädchen von wunderbarer Schönheit. Ich wurde auf den Armen in den Saal getragen, wenn sie sang. Ich war damals wahrscheinlich drei Jahre alt. Ich liebte das, was sie am öftesten sang, wahnsinnig, aber seither hatte ich jenes Lied nicht mehr gehört. Es war schon so lange her, ich staunte, daß ich mich noch daran erinnerte, und war aufgeregt wie damals. Je weiter zurück die Erinnerung, desto bezaubernder. Es kam mir vor, als vernehme ich eine Sprache aus einer andern Welt.

Pauline bemerkte meine Erregung und wurde selbst ungeheuer verwirrt, obgleich sie gleichzeitig vor Vergnügen strahlte. Sie schickte sich an, ein anderes Lied zu singen, ich aber bat sie, das erste zu wiederholen.

Den Text verstand ich nicht, ich wollte zum Klavier treten und den Titel lesen, doch ich ließ es sein. Mag die Erinnerung fortfliegen, ungehindert und frei, ebenso leicht und unerwartet, wie sie herbeigeflogen war. Sie ist für einen Augenblick aus dem Nebel hervorgetreten und wird wieder verschwinden, wer weiß — vielleicht für immer.

Ich sagte auch den Schwestern nichts. Ich hatte das Bedürfnis, alles für mich allein zu bewahren.

An jenem Abend verfolgte das feine Gesicht des Porträts mit den himmelblauen Augen besonders meine Gedanken. Ich sah das Bild selten an, als fürchtete ich, es werde die Macht über mich verlieren, aber es stand vor mir, und ich mußte immer daran denken.

Als Pauline zum zweiten Male sang, begleitete sie sich selbst. Ich sah ihre schlanke Gestalt von rückwärts mit dem tief herabgekämmten, aschblonden Haar; ich vernahm das Schrille ihrer Töne nicht mehr, und nach und nach kam es mir vor, daß es nicht Pauline, sondern jenes blasse Mädchen sei, das nicht jetzt, sondern in einer unendlich fernen Vergangenheit, die jetzt zur Gegenwart geworden, das meinem Herzen so liebe Lied singe.

Als wir uns trennten, küßte ich Paulinen die dürre und gelbe Hand, die diesmal nicht die gestrickten Handschuhe anhatte. Mir schien es, die kleine Hand zitterte. Ich weiß selbst nicht, wie es kam, daß ich nun doch die Bitte leise aussprach, die ich schon lange aussprechen wollte, ohne es recht zu wagen:

„Pauline Wassiliewna . . . dort, in meinem Arbeitszimmer . . . hängt zufällig Ihr Porträt, eine wunderbare Arbeit. Werden Sie mir gestatten, es zu kopieren?"

Hastig und warm wurde die Erlaubnis gegeben, doch darum kümmerte ich mich nicht und vernahm kaum, in welchen Ausdrücken sie erteilt wurde. Ich war glücklich. Werde ich es aber auch zu Stande bringen? Ich lief förmlich hinauf und versenkte mich beim Scheine der Öllampe lange in „ihren" Anblick. Und sie sah mich mit ihren ernsten Augen gerade und verwundert an.

VIII.

Wir saßen nach dem Speisen beim Thee auf der breiten Terrasse. Der Abend senkte sich auf die hellen, stillen, ganz goldgelben Wiesen. Wärme, aber nicht Hitze, wohlriechend und weich, rings um mich her. Im Garten dunkelte es schon völlig, aber auf den Wiesen lagen noch

lange Sonnenstrahlen. Unermüdlich, mit durchdringendem Tone zirpten die Grillen im Grase. Die Luft war so klar und rein, daß man von weit, weit her das Rädergeklapper der herankommenden Bauernwagen vernahm. Ich hatte keine Lust zum Sprechen, ich wollte atmen und leben.

Ich wußte nicht, wie viel Zeit verstrichen, seit ich in Osokino eingetroffen war. Die Tage gingen und gingen und, ich verrechnete mich und ich wollte auch nicht zählen. Ich wußte bloß, daß das Gras längst gemäht und der Roggen, der sich zur Erde neigte, gelb geworden war, ja, daß zeitweilig scharfe Winde die Wasser des breiten See's zu kräuseln begannen. Aber jetzt lag er augenblicklich wie schlafend da. Das Firmament schimmerte. Am Horizont drängten sich von Osten her stille, runde Wolken heran und breiteten sich langsam und unmerklich ihre Farben verändernd aus.

„Adelaide Wassiliewna," wandte ich mich an die ältere Schwester, die nicht sprach und mir den ganzen Tag traurig vorgekommen war. „Sie sind nachdenklich? Raten Sie, woran ich denke! Ich denke daran, daß ich nicht recht weiß, welches Datum wir heute haben, welchen Monat . . ., wie lange ich schon bei Ihnen bin . . ."

Adelaide lachte auf und machte mit den Händen eine abwehrende Bewegung: „Ja, was soll Ihnen das, Monsieur George? Wir leben schon lange so. Die Tage der Woche wissen wir, Sonntags läutet es von der Kirche, und das Datum — was soll es uns? Wir haben nichts gemein mit den Nachbarn, selbst das Dorf liegt weit. Unsere Leute fahren, wenn es nötig ist, nach der Stadt; wir haben dort nichts zu suchen. Wir haben unsere eigenen Lebensmittel. Eine Bibliothek ist da, ein Piano . . . mit der Gutswirtschaft beschäftigt sich der Verwalter, er wohnt weit, und wenn er kommt, will er immer Rechnungen . . . Aber das wünsche ich nicht. Gott mit ihm! wozu sich damit selbst abgeben? Nein, haben wir uns einmal entschlossen, uns von der Gesellschaft loszusagen, so bleibt es auch dabei. Winter, Frühling, Sommer . . . Es ist schön, in der Einöde zu leben, freiwillig das Getriebe zu verlassen und der Welt den Rücken zu kehren . . ."

„Ja, und man kann den Tagen nicht folgen," sagte ich. „Sie sind sich alle so ähnlich, wie ein Tag . . ."

Adele lächelte und schüttelte ihren schneeweißen Kopf.

„Ähnlich? Ja, vielleicht ähnlich. Dort, sehen Sie jene hellen Wolken hinter der Wiese? Sie sind auch den gestrigen sehr ähnlich und denen von morgen und noch vielen Wolken, die waren und sein werden

— alle, als wären es dieselben Wolken. Und doch sind es nicht die gestrigen und nicht die von morgen, und alle sind verschieden. So auch sind die Tage für die Menschen; auch sie sind alle verschieden und doch alle stets dieselben, so jetzt wie einst, und ewig bis ans Ende der Welt . . ."

Ich sah Adelaide erstaunt an. Zum erstenmale sprach sie so ernst, bis zur Traurigkeit ernst mit mir. Ich richtete die Blicke auf Paulinen. Sie saß die ganze Zeit schweigend mit gesenkten Blicken da. Der Ausdruck ihres lieben Gesichts kam mir verändert, unruhig und betrübt vor. In der letzten Zeit waren wir stets beisammen, gingen spazieren, lasen, konversierten. Ich sprach gern mit ihr. In ihrer Rede lag etwas so Einfaches, fast Kindliches, manchmal Schelmisches, zuweilen Räthselhaftes . . . Mir schien es immer, als ob ich in einem altmodischen Buche lese, wo das letzte Wort der Seite auf der anderen jeweilen wiederholt wird, und als ob ich selbst der Held dieses Buches sei. Überdies verscheuchte sie mir meine traurigen Gedanken: das Kopieren des Portraits wollte mir gar nicht gelingen. Zuweilen wunderte ich mich selbst über mich; hatte ich wirklich hoffen können, daß ich „sie" kopieren werde? Sie ist ja einzig . . .

„Was fehlt Ihnen, Pauline Wassiliewna? sagte ich besorgt und ergriff ihre Hand. Sind sie unwohl?"

Zu meiner Verwunderung entriß Pauline mir ihre Hand, sprang ungestüm auf und lief fort. Ich glaubte ein verhaltnes Schluchzen zu hören, aber ich war dessen nicht sicher. Auch Adelaide sprang hastig auf und ging der Schwester nach. Ich blieb allein mit meiner Verwunderung und meiner Traurigkeit.

IX.

Der rötliche Mond ging spät auf und warf sein Licht auf die Brüstung meines Fensters. Ich saß in meinem Arbeitszimmer und hatte die Kerzen nicht angesteckt. Ich wußte, daß „sie" da ist, und daß ich, wenn das Licht brennt, sie fort ansehen werde. Und ich wollte nicht.

Im Garten war es dunkel und düster. Der Mond warf spärliche Strahlen auf die kleine Wiese vor dem Hause. Vom See wehte es feucht herüber. Die unbeweglichen Bäume waren schwarz wie Tinte und schienen nicht zu schlafen, sondern erstorben zu sein.

Es klopfte an meine Thür. Ich wunderte mich. Ich glaubte es sei schon spät. Meine Uhr war verdorben und ging längst nicht mehr.

Ich erkannte Nadja.

Sie kam mir seltsam vor.

Ohne ein Wort zu sagen, ohne sich über die Dunkelheit zu wundern, trat sie auf mich zu und drückte mir ein kleines Stück Papier in die Hand.

„Was ist das, Nadja?"

„Vom Fräulein," erwiederte Nadja flüsternd.

„Von Pauline Wassilewna? Ist sie unwohl?" rief ich.

„Sst . . ." flüsterte Nadja wieder und legte die Finger auf die Lippen. „Belieben zu lesen."

Ich bemerkte nicht, wie sie heimlich wegging.

„Was sind das für Geheimnisse?"

Ich zündete die Kerze an und öffnete das mit einer Oblate verschlossene Briefchen. Mit großen nervösen Zügen, mit orthographischen Fehlern hieß es:

„Monsieur George, je suis folle, je rougie de mon audace, mais je vous supplie à genoux de me pardonner. Vous êtes un noble coeur. Venez dans une heure en bas, tout près du lac — vous savez? Où est le vieux banc. J'ai à vous parler. Je vous dirai tout." Pauline.

Es war ein schlechtes Französisch, aber die arme Pauline hätte russisch selbst so nicht schreiben können. Ich las und las noch einmal, vor Schreck außer mir, und konnte noch gar nicht zu einer Erwägung kommen, als es abermals an meine Thür klopfte. Eigentlich klopfte es nicht, sondern es kratzte jemand, wie wenn man nicht wagte zu öffnen. Mit dem Briefchen in der Hand ging ich zur Thür und riß sie auf. Adelaide stand vor mir.

„Mein Gott, das sind Sie, Adelaide Wassiliewna? Treten Sie ein, bitte."

Sie kam herein, sah sich um, verlegen bei dem ungewohnten Gedanken, daß sie sich im Zimmer eines jungen Mannes befinde, und war nahe daran, gleich wieder davon zu laufen. Aber ihre Aufregung siegte. Sie fiel in den Fauteuil, von Thränen überströmt. Ich erschrak ungeheuer.

Endlich beruhigte sie sich ein wenig und sprach hastig:

„Monsieur George . . . Ich begreife . . . dieser nächtliche Besuch muß Sie Wunder nehmen . . . aber ich konnte nicht . . . Ich muß retten, vorbeugen . . . Gott," rief sie, als sie das Briefchen in meiner Hand erblickte . . . „das habe ich ja geahnt . . . das ist ihr Briefchen."

Ich warf das Briefchen fort und wußte nicht, was ich bei den ehrlichen Thränen dieser Frau thun sollte, die mit ihrem weißen Haar und mit ihrem aufrichtigen, jetzt ganz gealterten Antlitz so freundlich und gut war.

„Sie haben verstanden Monsieur George, Sie wissen alles . . . sie liebt Sie . . ."

„Was?" schrie ich. „Pauline Wassiliewna?"

Mir gingen gleichsam die Augen auf. Und — merkwürdig, eine unerwartete, heiße, freudige Welle strömte mir zu Herzen. Sie liebt mich . . . Pauline liebt mich . . .

Die Kerze brannte ohne zu flackern. Adelaide saß im Armstuhl. Und von oben, von der Wand, blickten große, himmelblaue Augen voll Zärtlichkeit auf mich nieder.

Adelaide Wassiliewna bemerkte meine Aufregung nicht.

„Ich weiß, Sie sind ein ehrliches Herz, Monsieur George. Begreifen Sie . . . sie riß sich frühzeitig von den Versuchungen der Welt los, — sie hatte stets eine heiße Seele . . . Sie waren zu ihr so lieb, lasen, sprachen mit ihr, dann dieses Portrait . . ."

Ich zuckte zusammen, sie aber bemerkte es nicht . . . „gefiehl Ihnen, mit einem Wort . . . Aber Sie . . . Sie . . können nicht . . . Sie fühlen nicht mit . . ."

Sie verlor den Atem, dann erholte Sie sich und fuhr fort:

„Und so bitte ich Sie . . . Ich flehe . . . Erbarmen Sie sich ihrer, unserer . . . Ich war ihr immer eine Mutter, ich werde es nicht zulassen. Kurz, reisen Sie morgen ab, treffen Sie mit ihr nicht mehr zusammen," schloß Sie und faltete, mich anflehend, die kleinen Hände.

Ich schwieg. Ich hatte keine Kraft zu sprechen. Ich war schon wieder zu mir gekommen, allein das Herz schmerzte unerträglich.

Adelaide Wassiliewna nahm mein Schweigen für Zustimmung.

„Ich habe mich in Ihnen nicht getäuscht, Monsieur George," sprach sie feierlich, indem sie sich vom Fauteuil erhob. „Sie reisen ab, ich sehe . . . ich schätze . . ."

„Ja, es wäre ohnehin unmöglich", fügte sie, wie für sich sprechend, hinzu: „Ich werde die Anordnungen treffen . . . Mit Tagesanbruch werden die Pferde bereit stehen . . . Was etwa von ihren Sachen zurückbleiben sollte, schicken wir nach. Ihr Ehrenwort, Monsieur George, — Sie reisen ab . . ."

Ich konnte noch immer nicht sprechen. Ich nickte mit dem Kopf.

„Und . . . Sie werden sie nicht sehen?" Ich nickte abermals. Adelaide Wassiliewna umfaßte plötzlich kräftig meinen Kopf, wie eine Mutter umarmt, und küßte mich auf die Stirn. Dann schämte sie sich wahrscheinlich ihrer plötzlichen Handlung, glitt zur Thür und verschwand.

X.

Ich setzte mich ans offene Fenster. Der Mond stieg höher und glitzerte nun auf dem Gras und den Wipfeln der dichten Linden- und Ahornbäume. Die Grillen verstummten. Der Nachtvogel stöhnte dumpf im Schilfrohr am See. Mir schien, als ob etwas Weißes hinter den Bäumen schimmere. Das ist Pauline ... Sie liebt mich ... Sie erwartet mich — und ich gehe nicht. Welche Pauline? Ist es nicht ganz einerlei? Da, dieselbe Pauline mit dem blonden Haar und dem sanften Blick. Warum gehe ich nicht? Ich blickte zu den verblaßten Augen hinauf und es kam mir vor, daß sie jetzt Bitterkeit und Vorwurf ausdrückten. Und je länger ich schaute, desto unerträglicher schmerzte das Herz.

So verstrich einige Zeit. Ich bemerkte nicht, wie der Mond verschwand, wie es zu dämmern begann, wie der Garten ganz grau und tot wurde.

Das Wiehern der Pferde weckte mich aus meiner Erstarrung — aber nicht ganz. Mechanisch stand ich auf, kleidete mich an, ohne recht zu wissen, was ich that, ergriff irgend ein Felleisen, packte irgend welche Sachen hinein, schickte mich an hinaus zu gehen, blieb zum letztenmale vor dem Bilde stehen. Zum letztenmale sahen verwundert und unendlich gekränkt ihre Augen auf mich. Ich näherte mich dem Bilde, berührte den rosigen, kaum mehr rosigen, halb geöffneten Mund mit meinen erkalteten Lippen — und ging hinaus.

Der Himmel rötete sich unmerklich, im Walde war es grau, feucht und unheimlich. Die Räder raselten leise. Die Bäume neigten sich mit den kalten Zweigen, und große stille Thautropfen fielen zur Erde.

Ich weinte stumm und bitter, der Schmerz preßte mir mit rauher Hand das Herz zusammen. Ich weinte, — weil ich Pauline so sehr liebte.





Anna Croissant-Rust.

Von Gustav Morgenstern.

(Cocham.)

Als ich vor Jahren das erste Mal mit meinem lieben, jüngst verstorbnen schwedischen Freunde Axel Wallengren zusammentraf, kam uns beiden, die wir schon geraume Zeit mit einander korrespondiert hatten, unwillkürlich, kaum, daß wir uns begrüßt, fast der gleiche Satz über die Lippen: „So also sehen Sie aus!" Es hatte sich eben jeder von uns aus dem, was ihm vom andern gedruckt oder geschrieben vor Augen gekommen war, ein Bild der Person des andern abgeleitet, das nun, als wir uns gegenüberstanden, sich sofort als total falsch erwies. Er hatte einen feisten nörgelnden Herrn mit semitischer Nase erwartet, der gern mit dem Zahnstocher zwischen den Zähnen herumfährt, und ich einen langen zappeligen blonden Schwedenjüngling, der keinen Augenblick ruhig sitzen kann und mit wässrigen Augen ins Blaue starrt. Dann saßen wir da, glotzten uns an und wurden nicht satt, uns zu freuen, daß wir uns so gründlich getäuscht hatten.

Es wird wohl so ziemlich jeder ein Lied singen können von solchen falschen Vorstellungen, die er sich einmal von der Person eines schriftstellernden Menschen — man weiß kaum, wie man dazu gekommen — gebildet hat, wenn auch vielleicht nicht viele so daneben hauen mögen als Wallengren und ich.

Mit der vortrefflichen Frau, deren Bild dieses Heft der Gesellschaft eröffnet, ist es mir nicht anders gegangen.

Als ich ihr zum erstenmale zufällig begegnete, waren ihre drei ersten Bücher erschienen. Von ihnen hatte der „Feierabend" auf mich am stärksten gewirkt, und danach, nach dieser unerbittlichen Sittenschilderung in ihrem festen, knappen Stil, hatte ich mir die Verfasserin vorgestellt als eine robuste Dame, groß und stark, so etwa wie die norwegische Naturalistin Amalie Skram, mit freien energischen Bewegungen,

also so etwas wie ein emancipiertes Kraftweib. Die „Lebensstücke" und namentlich die „Gedichte in Prosa" hatten mich dann freilich an meinem Bilde irre gemacht; aber da ich klar zu erkennen meinte, daß die Verfasserin in den „Gedichten" in fremden Zungen redete, blieb der Eindruck des Robusten doch der vorherrschende.

Da sitz' ich nun eines Abends einer kleinen zierlichen Frau gegenüber, die die wirkliche Frau Croissant ist. Du lieber Gott, wie war ich auf dem Holzwege gewesen! Keine Spur von einem emancipierten Kraftweib! Einfach und geschmackvoll ist sie gekleidet, ohne jede Spur von Extravaganz, die Bewegungen mehr eingezogen als frei; über ihrem ganzen Wesen und Benehmen liegt eine selbstsichere Ruhe, die im ersten Augenblick fesselt. Alles an ihr paßt so ganz und gar zusammen, daß ich sofort den Eindruck habe, einer „Natur" gegenüberzusitzen.

Eines vor allem fiel mir auf. Aus dem verteufelt klugen kleinen Gesicht guckten zwei neugierige Augen heraus, die alles zu sehn schienen. Sie war offenbar eine scharfe Beobachterin, und dazu stimmte die ruhige Überlegenheit, die sie der ganzen Gesellschaft gegenüber bewies, ohne sie zur Schau zu tragen. Sie hatte sicherlich die Männlein und Weiblein alle, die da saßen, wie man zu sagen pflegt, heraus, und daraus resultierte in der Unterhaltung ein feiner Humor, von dem in ihren Schriften bisher wenig oder nichts zu merken gewesen war.

Ich nahm von der ersten Begegnung den Eindruck mit nach Hause, daß bei dieser Frau das Bedürfnis, über die Menschen, die ihr über den Weg laufen, zur vollen Klarheit zu kommen, besonders stark sein müsse, und ebenso mußte sie in schweren Kämpfen über sich selber ins klare gekommen sein und sich diese Ruhe ihres Wesens errungen haben. Darin werde ich mich wohl kaum getäuscht haben, und ich glaube, daß dieser Drang nach Verständnis, so wie er bei ihr vorherrscht, ihrem ganzen Wesen, und, wie mich dünkt, nicht zum wenigsten ihrem dichterischen Schaffen das eigentümliche Gepräge gegeben hat.

Es ist ein Fest — leider muß ich jetzt, wo sie nicht mehr in München wohnt, richtiger sagen: es w a r ein Fest, sich mit Frau Croissant zu unterhalten. Man mochte kommen, womit man wollte, mit eignen oder mit fremden Schmerzen, man mochte über Bücher reden oder über Menschen — nie hatte sie ein schnellfertiges Urteil bei der Hand; sie erarbeitete sich ihr Urteil im Laufe des Gesprächs. Sie pflegte mit feinem Takte zu fragen nach diesem oder jenem, was etwa zum Verstehen verhelfen möchte, und dann konnte sie mit sichrer Hand Fäden verknüpfen und ans Ziel gelangen: zum Verstehn dessen, was geschehn

war, oder zum Verstehn des Geschriebnen oder Gedruckten. Es war immer die reine klare Atmosphäre eines starken Verstandes in ihrer Gesellschaft, der keine Duselei aufkommen ließ und kein Übereilen.

Dann aber ein ander Bild, wenn sie aus dem Vollen schöpfte, wenn sie über eine Person im klaren war oder im klaren zu sein meinte. Dann konnte sie erzählen und schildern, klar und ruhig, wie es nun einmal in ihrem Wesen liegt, mit feinem Sinn für das Charakteristische und mit sichtlichem Vergnügen an feinen humoristischen Zügen. Diesen Zug, den feinen Humor, der ihr eignet, wollen wir hier scharf hervorheben. Er zeigt sich nicht von Anfang an in ihren Schriften. Es waren manchmal Ansätze dazu da; aber dann schien es, als ob plötzlich angehalten würde: erst mit dem vierten Buch tritt der Humor in sein volles Recht, erst mit dem vierten Buch hat Frau Croissant sich ganz gegeben und ihr Wesen voll entfaltet.

Es war nur natürlich, daß eine Frau mit diesem vorherrschenden Drang nach intimem Verständnis als Erzählerin begann.*)

Die Leser der Gesellschaft kennen ihr erstes Werk, den „Feierabend" **), und sie wissen, daß es einen vollen künstlerischen Erfolg hatte, wie selten ein Erstlingswerk.

Es war bei den damaligen litterarischen Verhältnissen in Deutschland etwas Auffallendes, daß eine Dame mit fester Hand ein Bild aus dem Münchner Arbeiterleben zeichnete, noch dazu ein Bild grauenhaften Elends. Das dürfen wir heute nicht vergessen, wo andere Frauen mit kühnen Büchern gefolgt sind. Es war damals erstaunlicher als es heute wäre, mit welchem intimen Verständnis eine Frau das furchtbare Elend einer Arbeiterklasse durchschaut hatte, die dem Lumpenproletariat nahe stand, und die konsequente naturalistische Darstellung mußte damals auch mehr auffallen; denn noch war Naturalismus Trumpf. Vor der Frau, die mit so unerbittlicher Konsequenz die seelische Entwicklung der armen Kathl darzustellen wußte, mußte ja der männliche Sittenschildrer den Hut ziehn. Welche' Kraft im einzelnen! Man denke nur an den Schluß der Geschichte. Der Peter steht vor der Leiche seiner ältlichen Geliebten, die am Elend gestorben ist; neben ihm frech und im Vollgefühle ihrer Jugendkraft die neue Geliebte, Marie. Wie er gefragt wird, ob er die Er-

*) Bisher sind erschienen: 1. **Feierabend** und andere Münchner Geschichten. 2. **Lebensstücke**, ein Novellen- und Skizzenbuch. 3. **Gedichte in Prosa**. 4. **Der Kakadu** und **Prinzessin auf der Erbse**, zwei Novellen. 5. **Der standhafte Zinnsoldat**, Drama. 6. **Der Bua**, Volksdrama. Nr. 1—3 und 5—6 erschienen im Verlag von Schuster und Löffler, Nr. 4 im Verlag von August Schupp.

**) Abgedruckt im Novemberheft 1890.

trunkene etwa kenne, antwortet sie statt seiner: „Die? na, mei Liabe, die hot er nöt kennt.“ Sie höhnt die Männer, die den Versuch machen, in den entseelten Körper wieder Leben zu bringen: „Plagts Enk do nöt gor a so, mit der is scho' aas.“ Und dann spielt ihre gesunde Roheit den letzten Trumpf aus; sie wendet sich an Peter: „I kaf mer jetz' a Moß Bier, host was g'moant?“ und beide ziehn ab. Um in der Frauenlitteratur etwas zu finden, was dem gleich kam, mußte man schon nach Norwegen wandern und etwa den ersten Teil der „Leute vom Hellemor“ von Amalie Skram vergleichen.

Aber auch heute, wo die naturalistischen Gewässer sich allgemach verlaufen — haben wir vieles in der naturalistischen Litteratur, was sich an herber Kraft mit diesem Erstlingswerk vergleichen ließe, und nicht bloß in der Frauenlitteratur?

Es war in dem „Feierabend“ eine Schärfe der Beobachtung und eine knappe Energie der Darstellung zu Tage getreten, die die Erwartungen für die Folgezeit aufs höchste spannen mußten.

Da zeigte sich mir in dem zweiten Buche, den „Lebensstücken“, daß die Verfasserin aus der Bahn, die sie mit dem „Feierabend“ eingeschlagen hatte, herausstrebte. Es zeigte sich in dem Buche ein Streben nach einem andern Stil. Schien sie im ersten Buch fast unheimlich sicher in der Beherrschung der künstlerischen Mittel der Darstellung, so gewann man hier den Eindruck der Unsicherheit. Was aber die Hauptsache war — während in dem ersten Wurf ihre Persönlichkeit fast völlig in den Hintergrund gedrängt schien, wie es die naturalistische Technik verlangte, so trat sie hier in einigen Stücken scharf hervor; und das Bild, das sich hier offenbarte, war nicht das Bild einer fertigen, im Gegenteil das Bild einer mit Anspannung aller Kräfte ringenden Künstlerin.

In den „Lebensstücken“ wird man nur wenige Nummern finden, die den festen Stil des „Feierabends“ haben. Es liegt etwas vorwärts Hastendes, nach Ausdruck Ringendes über dem Buche, das ihm seinen eigenen persönlichen Reiz verleiht.

An die Stelle der Schilderung ist fast überall die Analyse getreten. Das psychologische Moment reizt die Dichterin mehr, als die Erfassung der Außenwelt; der bitterernste Drang, die Tiefe der Seelen auszuschöpfen, gewinnt die Oberhand.

Nirgends aber zeigt sich das Streben nach dem neuen Ziel so klar und so nackt als in den beiden persönlichsten Stücken, dem durch die intensive Kraft der Seelenmalerei berühmt gewordnen „Freund“ und dem „treuen Johnie“, namentlich in dem ersten.

An diese beiden Stücke soll man nur mit leisem Finger rühren; denn sie sind offenbar aus dem eigensten, innersten Erleben der Dichterin hervorgegangen.

Ich will nur hier ein Motiv hervorheben, das in beiden Stücken auftritt und für die Erkenntnis der geistigen Entwicklung der Dichterin bedeutsam ist.

In dem ersten Stück erzählt die Künstlerin, die ihr Mann verlassen hat, dem Freunde von ihrer Ehe: „Daß mich mein Mann aus drückenden äußeren Verhältnissen, ja aus Armut geholt, wissen Sie. Ich lebte in einer engherzigen, kleinlichen Umgebung, die jeden meiner Schritte, jedes meiner Worte mit Neid, Hohn und Erbitterung verfolgte.“ Ihr Mann macht sie frei. „Bei ihm bin ich gewachsen, durfte mich auf mich selbst besinnen, mußte mich nicht verstecken.“ „Er führte mich zuerst, verstand meinen Hunger nach der Kunst, machte mir alle Wege eben, wanderte neben mir, lange, lange Zeit.“ Allmählich werden sich aber die beiden fremd; es richtet sich etwas zwischen ihnen auf, daß sie sich nicht mehr finden können. Sie bemühen sich, sich verständlich zu machen — „und dabei geht man immer weiter auseinander. Zuletzt steht die Liebe in weiter Ferne.“ Schließlich geht der Mann: „ich gehe, weil ich dich nicht glücklich zu machen vermag, weil ich dich quäle, indem ich dich zu verstehn suche — du mußt Glück haben, deine Natur verlangt danach.“

Im „treuen Johnie“ ein ähnliches Motiv. Auch hier eine Künstlerin, die der Mann zunächst vor dem „körperlichen und geistigen Untergang“ rettet. Dann aber wird der Mann zum Hemmnis; er wird krank und hindert sie an ihrer freien Entwickelung. Auch hier wieder der Mann, der geht, in diesem Falle den Tod sucht; denn, wie er schreibt: „Du kamst zu mir, und ich wollte dir die Freiheit der Seele schaffen. Es ist anders gekommen, ich habe dir Sklaverei gebracht, ich vernichte dich. Darum gehe ich von dir, und du wirst stark werden, frei und groß.“

Wenn zwei Geschichten mit so ähnlichem Motiv in einem Bande neben einander stehn, dann muß der Stoff die Künstlerin schon in außergewöhnlich hohem Maße gepackt haben. Und nun bedenke man, daß derselbe Stoff in der dichterischen Produktion der Verfasserin noch einmal eine Rolle gespielt hat; es ist ja derselbe, den sie im vorigen Jahre, im „Standhaften Zinnsoldaten“ dramatisch verarbeitet hat. Diesmal mit ruhigem Verständnis, ohne die leidenschaftliche Erregung, die durch die beiden Skizzen geht. Hier wird alles näher und intimer ausgeführt. Wir sehen die Johanna Rüder im ersten Akte unter den Verhältnissen leiden, die sie einschnüren und nicht zu freiem Schaffen kommen lassen,

wir sehen in den ersten beiden Akten, wie sie allmählich sich frei macht, da sie an ihrem Verlobten eine feste Stütze hat, sich frei macht von der Familie und dem störenden Einfluß einer falschen Emancipierten. Im zweiten Akt klingt leise, für ein Drama wohl nicht stark genug, die Erkenntnis an, daß sie als Künstlerin einsam ist, daß auch der, der sie bisher geführt, sie einmal lassen muß, und im dritten Akt sucht der Mann, der ihr Leiden erkennt, den Tod und macht sie frei, die durch seine Krankheit gehemmt wird.

Es geht durch alle diese Stücke, durch die beiden Skizzen, wie durch das Drama, die tiefschmerzliche Erkenntnis, daß der Künstler einsam steht im Leben, daß er vielleicht Liebe und Freundschaft lassen muß, um ganz aus dem Vollen schaffen zu können. Es ist ungefähr dieselbe Erkenntnis, die unter den Dichtern der Gegenwart Gunnar Heiberg so tief ergriffen hat, daß er sein persönlichstes Drama „Die Künstler“ schrieb.

Wer es sonst nicht merkt, der kann es aus diesen drei Stücken erkennen, daß Frau Croissant ihr Dichterruf heilig ist, und daß er ihr die schwersten Kämpfe gebracht hat, die einem Menschen beschieden sein können.

Sie hat die Kraft gehabt, diese Kämpfe auszukämpfen.

Es schien freilich einmal, daß sie unterliegen würde. Davon zeugen ihre „Gedichte in Prosa“. Es ist ein erschütterndes Buch; denn hier spricht eine Persönlichkeit, die nicht weiß, wo aus noch ein. Sie wühlt in ihrer Seele und verzweifelt, da sie keinen Ausweg sieht. Sie hat den sicheren Halt ihres eigensten Wesens verloren und redet eine Sprache, die nicht die ihre ist. Auch hier der heiße Drang psychologischer Analyse, aber die Worte versagen, und aus dem Stammeln klingt ein Schluchzen nach festem Halt.

Nach der Lektüre dieses Buches mußte man sich mit Bangen fragen: Was will das werden? Und keiner konnte eine befriedigende Antwort geben.

Da nach längerer Pause ein neues Lebenszeichen — und da kam wieder die feste sichre Persönlichkeit zum Vorschein. Es war die alte Frau Croissant wieder auf dem Plan erschienen, aber diesmal freier, und sie brachte etwas Neues mit: gesunden Humor.

In Flaischlens Sammlung „Neuland“ erschien die „Prinzessin auf der Erbse“, und hier kündigte sich die freie Meisterschaft an.

In der diesjährigen Münchener Kunstausstellung hängt ein merkwürdiges Bild von Böcklin. Gott der Herr zeigt dem kleinen Adam das Paradies. Der Adam ist ein kleiner dummer Junge, der die

Wunderwelt mit Augen anglotzt, die nur mühsam all das Wunderbare auffassen. Vielleicht kann er noch nicht einmal einen Baum klar von einem Tier unterscheiden. Der Herrgott aber ist ein guter alter Mann, er schaut behaglich auf den kleinen Adam, wie er dasteht und glotzt, und hat seine Freude daran. Er ist stolz auf sein Werk, die schöne Welt, und scheint zu Adam zu sagen: „Gelt, du kleiner Mann, das ist etwas Herrliches, was du da siehst; nun finde dich nur zurecht, du hast ja Zeit."

So wie dieser gute Herrgott auf dem Böcklin'schen Bilde kommen mir manchmal die Künstler vor, wenn sie besonders guter Laune sind und aus dem Vollen um sich streuen. Der Leser mag glotzen und dumme Augen machen, schließlich wird er doch verstehn und seine helle Freude haben; denn der Künstler weiß, daß er etwas Gutes geschaffen hat, er hat ja selber seine helle Freude an dem Werk.

Über dieser „Prinzessin auf der Erbse" liegt so etwas wie helle Künstlerfreude. Da schaut her, wie sich zwei Menschenkinder in ihrer Liebe täppisch geberden. Er, wie ein brummender, guter Bär, sie wie ein schönes Reh mit schalkhaften Augen. Wie er sinniert und spinnt und brummt und sie scheu wird und das Lachen unterdrückt und weint, bis schließlich alle Fröhlichkeit mit einem Male herausplatzt. Warum hat nur diese eine Geschichte die Verfasserin nicht zu einer berühmten Frau gemacht? Herrgott, wir leben in Deutschland, und da muß eine Schriftstellerin schon in Frauenemancipation machen, entweder dafür oder dagegen, um berühmt zu werden.

Die „Prinzessin" ist vor Jahresfrist mit einer anderen Novelle, dem „Kakadu", als besonderes Buch erschienen. Auch in dieser herrscht ein behaglicher Ton. Es ist nicht mehr kalter Naturalismus und nicht mehr der wühlende Stil der „Lebensstücke". Die Dichterin giebt sich ganz so einfach, wie sie im Leben ist, und erzählt schlicht von der Leber weg. Es sitzt ihr der Schalk im Nacken, und sie hängt dem ältlichen Adelsfräulein, das allmählich so frisch und gesund wird, klingende Schellen an. Den jungen Bildhauer, der den Erzieher zur Freude und zum Lebensgenuß spielt, staffiert sie lustig aus. Bis es dann allmählich ernst wird, aber auch dann klingt am Schluß ein allerliebstes feines Lachen.

In der letzten Zeit hat die unermüdlich schaffende Frau sich dem Drama zugewandt. Den wehmütig-ernsten „Standhaften Zinnsoldaten" hab ich schon oben erwähnt. Nun ist auch noch ein Volksdrama „Der Bua" dazugekommen. Sie ringt wohl noch mit der Technik, und es

fragt sich, ob wir am „Zinnsoldaten" nicht einen guten Roman verloren haben. Aber die Stücke sind doch so frisch und reich an Leben, daß die Frage nach der Bühnenwirksamkeit erst in zweiter Linie steht. Beim „Bua" scheint sie zudem sicher zu sein.

Haben Sie schon einmal echte bayrische Bauern gesehn? Ich meine nicht solche, wie sie Ruederer in der „Fahnenweihe" gezeichnet hat, die mit dem Stadtvolk in zu nahe Berührung gekommen sind? Nein, solche, die mit der Natur verwachsen scheinen. Nicht? Nein, dann lesen Sie den „Bua". Da haben Sie gleich eine ganze Gallerie von Charakterköpfen, alte und junge, Männer und Weiber. Manierlich geht's nicht her, aber so treuherzig derb, daß man sie alle gern haben muß.

Ich kann mir nicht helfen, ich muß eine Stelle zitieren.

Es unterhält sich da eine Stadtfrau, Johanna, die der Erholung wegen auf dem Lande ist, mit dem alten Hiesl. Sie sagt ihm, daß sie in die Kirche gehen will. Darauf

Hiesl. Jaja, Frau, des hab i mir scho denkt. Des is recht. An Glauben muaß der Mensch haben. Bist denn katholisch?

Johanna. Ja.

Hiesl. Und dei Herr?

Johanna. Der ist protestantisch.

Hiesl. So? No es macht nix, wenn er nur sonst brav is.'

Johanna (belustigt). Er ist schon brav.

Hiesl. Hast Kinder aa?

Johanna. Ja, zwei.

Hiesl. Wo is denn dei Herr, is er z' Münka?

Johanna. Ja.

Hiesl. Was hat er denn für a G'schäft?

Johanna. Er muß viel arbeiten im Bureau.

Hiesl. Nacha wird er aa'n guaten Verdeanst haben! Jaja, Bruader, die Kopfarbet! I kennt's net dermachen.

Johanna. Du arbeitest dafür mit den Händen, das könnten wir net dermachen!

Hiesl (betrachtet sie lachend). Du g'wiß net! Bist a so gar Koane, is um und um nix d'ran an dir!

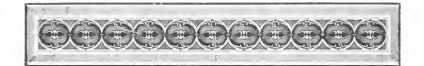
Als der grobe Hiesl drauf von einer Bäuerin zurecht gewiesen wird, hat er nur die gute Antwort: „Die Frau nimmt mir's net übel."

Warum ich die Stelle anführe? Je nun, damit man sieht, wie der „Bua" geschrieben werden konnte. Denn so verkehrt die kleine Frau mit ihren Bauern, nur daß sie noch ihren Dialekt spricht. „Die Frau

nimmt mir's net übel!" sagen sie, denn sie wissen, daß sie verstanden werden, und sie geben sich in ihrer Gegenwart, als wenn sie auch eine Bäuerin wäre. So hat sie ihnen ihr ganzes Wesen ablauschen können, und mit starkem Sinn für Dialekte ausgerüstet, hat sie sie genau so echt reden lassen können, wie sie einst die Arbeiter echt münchnerisch reden lassen konnte.

Was wir nun von Frau Croissant zu erwarten haben? Es heißt einen neuen Band Novellen und einen Roman. Daß es gesunde Kunst sein wird, wissen wir, und mag sie uns in die Stadt führen oder aufs Land, wir wissen, daß sie uns immer Gestalten vorführen wird, die sie im innersten verstanden und erfaßt hat. Sie hat ja in ihrem klugen Gesicht zwei Augen, die scharf und sicher sehen, und, nicht zu vergessen, „Humor und die feinste Künstlerhand".





Shakespeares Königsdramen.

Von R. Bartolomäus.

(Schmiegel.)

II.

Wie hat der Dichter den gewaltigen historischen Stoff künstlerisch umgestaltet? Welches waren die Ursachen mancher von der Geschichte abweichenden Darstellung?

Bedeutend wirkten auf das Schaffen Shakespeares ein: sein Verhältnis zum Hofe und sein Verhältnis zum Adel.

Erinnern wir uns, daß Shakespeare Hofdichter der Königin Elisabeth war, so ist es natürlich, daß unter dem Glanz des Thrones er sämtliche von ihm dargestellten Könige von ihrer besten historischen Seite auffaßt.

Sorgfältig suchte er sie von allen Flecken reinzuhalten. Nur auf den einen Richard III. hat er seinen ganzen Zorn eines Dichters der Enkelin der Lancaster ergossen.

Der Tyrann Johann ohne Land wird ihm zu einem König, der für die Größe Englands lebt. Er stirbt vor Schreck, als er den Untergang seines letzten Heeres unter dem tapfern Richard Plantagenet vernimmt. Er befiehlt zwar die Blendung des Herzogs Arthur; aber er bereut es, jenen Befehl gegeben zu haben:

„Es ist der Kön'ge Fluch, bedient von Sklaven
Zu sein, die Vollmacht sehn in ihren Launen,
Zu brechen in des Lebens blut'ges Haus,
Und nach dem Wink des Ansehns ein Gesetz
Zu deuten, zu erraten die Gesinnung
Der droh'nden Majestät, wenn sie vielleicht
Aus Laune mehr als Überlegung zürnt. (IV, 2.)

Er versucht ihn noch zu retten, und der Dichter läßt wirklich den Knaben durch eigene Schuld sterben.

In ähnlicher Absicht ist die Scene gedichtet, in der Sir Pierce von

Exton dem König Heinrich IV. den Sarg Richard II., den er ermordet, bringt:

> In diesem Sarg bring' ich Dir, großer König,
> Begraben Deine Furcht, hier liegt entseelt
> Der Feinde mächtigster, die Du gezählt,
> Richard von Bourdeaux, her durch mich gebracht. (V, 5.)

Er hat die That gethan, getrieben von Andeutungen des Königs, der ihn nun zurückstößt:

> Exton, ich dank Dir nicht; Du hast vollbracht
> Ein Werk der Schande, mit verruchter Hand,
> Auf unser Haupt und das berühmte Land. (V, 5.)

Und auffallend ist es, daß der Dichter zwar von der Unzufriedenheit der Großen unter König Johanns Regierung — hier der Grafen von Pembroke und Salisbury und des Lord Bigot spricht. Aber sie geht hervor aus dem Unwillen über die vermeintliche Ermordung des Herzogs Arthur. Kein Wort von der Magna charta, obgleich ihre Festsetzung in die Zeit des Stücks, das von 1209—17 spielt, fällt. Es war der Königin Elisabeth, welche i. J. 1572 Thomas Howard, Herzog von Norfolk, und Thomas Percy, Grafen von Northumberland, hinrichten ließ, nicht erwünscht, jenes Adelsprivileg erwähnt zu hören. Das Stück ist wahrscheinlich 1596—98 geschrieben.

Das Thema des „Königs Eduard III." ist die Liebe des Königs für die Frau des Grafen von Salisbury, der in Frankreich für ihn kämpft. Mit Kraft unterdrückt er seine Leidenschaft und wird erst nach diesem Siege über sich selbst fähig, jene ruhmvollen Siege für sein Land zu erfechten.

„Ich bin erwacht." (II, 2.)

Und welchen Glanz der Poesie hat Shakespeare über Ewards ausgearteten Enkel Richard II. ergossen! Es ist, als ob er des großen Königs Nachkommen nicht habe so darstellen können, wie die Geschichte ihn zeigt. Zwar Thatkraft hat er ihm nicht gegeben, aber ihn mit den reichsten Gaben der Phantasie ausgestattet und ihn fast zu einem dichterischen Genius gemacht, den selbst der Kummer über seinen Sturz nicht zu unterdrücken vermag. Aber sein Vertrauen auf die Macht des Königsnamens ist eines großen Königs wert, so daß sein Eigensinn und seine Launen als entschuldbare Fehler seiner Jugend erscheinen. Sehr charakteristisch ist jene Stelle in der 3. Scene des III. Akts: Richard zum Herzog von Aumerle.

> Entmutigender Vetter! weißt Du nicht,
> Wenn hinterm Erdball sich das spähn'de Auge

Des Himmels birgt, der untern Welt zu leuchten,
Dann schweifen Dieb' und Räuber, ungesehn,
In Mord und Freveln blutig hier umher:
Doch, wenn er um den ird'schen Ball hervor,
Im Ost der Fichten stolze Wipfel glüht,
Und schießt sein Licht durch jeden schuld'gen Winkel:
Dann stehn Verrat, Mord, Greuel, weil der Mantel
Der Nacht gerissen ist von ihren Schultern,
Bloß da und nackt, und zittern vor sich selbst.

Nicht alle Flut im wüsten Meere kann
Den Balsam vom gesalbten König waschen;
Der Odem ird'scher Männer kann des HErrn
Geweihten Stellvertreter nicht entsetzen.

Sein staatskluger Gegner, Heinrich Bolingbroke, ist das Gegenteil von ihm. Berechnend kalt und nur bedacht auf der Krone Sicherung, fühlt er doch das seinem Vetter zugefügte Unrecht scharf genug:

— Gott weiß, mein Sohn,
Durch welche Nebenschlich' und krumme Wege
Ich diese Kron' erlangt; ich selbst weiß wohl,
Wie lästig sie auf meinem Haupte saß. (IV. 4.)

Doch ist er nicht gewillt, den aufrührerischen Großen auch nur das geringste von seiner königlichen Würde zu vergeben, so daß er selbst dem mächtigsten der Vasallen, Percy, Grafen von Worcester, gegenüber ein Ansehen geltend macht:

Worcester! mach Dich fort, ich sehe Dir
Gefahr und Ungehorsam in den Augen!
Wißt, Ihr benehmt Euch allzu dreist und herrisch,
Und niemals noch vertrug die Majestät
Das finste Trotzen einer Dienerstirn. (I, 3).

Und doch konnte der historische Heinrich IV. sich nur durch vorsichtiges Steuern zwischen den Klippen des Aufruhrs über der Flut erhalten.

Sein Sohn tritt auf im vollen Glanz der Legitimität. In ihm zeichnet der Dichter das Muster eines gottesfürchtigen, tapferen Königs und Herren im Sinne des Mittelalters. Merkwürdig ist es, wie die rücksichtslose Strenge des geschichtlichen Heinrich V. an einer Stelle des Dramas durchbricht. Die Schlacht von Azincourt ist geschlagen, der König spricht:

Kommt! ziehen wir in Prozession zum Dorf,
Und Tod sei ausgerufen durch das Heer,
Wenn jemand prahlt und Gott die Ehre nimmt,
Die einzig sein ist. (IV, 8.)

Mit Heinrichs V. Sohn treten wir in den Zwiespalt der Lancaster und York ein. Es ist offenbar, daß der Dichter auf Seiten der ersten Partei steht. Niemals vielleicht zeigt sich das so deutlich, wie in der Liebe und Sorgfalt, mit der König Heinrich VI. selbst geschildert ist. Aus dem geistesschwachen Mann wird ein König, der als Kind über seine Jahre klug ist, und den nur der Mangel einer tüchtigen Erziehung und eine unglückliche Neigung zur Melancholie daran hindert, sich so kräftig als Staatsmann zu zeigen, wie er als Freund und Gatte liebevoll, als Vater verständig ist.

Selbst die Königin Margaretha

„Die Wölfin von Frankreich". (III — I, 4).

deren Thaten als Frau und gereizte Königin scharf verurteilt werden, wird als unglückliche Mutter und Herrscherin in edlem Lichte dargestellt. Aus Humphrey von Glocester wird Shakespeare die einzige Stütze, der Mann, der Recht und Ordnung unter den wütenden Parteien repräsentiert.

Alles Unglück und alle Verbrechen jener Zeit werden dem Hause York aufgebürdet. Wie scharf ist der Leichtsinn Edwards IV., der wegen einer augenblicklichen Leidenschaft zu Elisabeth Grey, seinen Gesandten, den Grafen von Warwick, den er nach Frankreich geschickt, um Ludwigs XI. Schwester Bona für sich zur Frau zu nehmen — desavouiert; wie bitter der Meineid Georgs von Clarence, noch im Richard III. in jener großartigen Traumscene, in den Vordergrund gestellt!

Mich setzte über die betrübte Flut
Der grimme Fährmann, den die Dichter singen,
In jenes Königreich der ew'gen Nacht.
Zum Ersten grüßte da die fremde Seele
Mein Schwiegervater, der berühmte Warwick.
Laut schrie er: „Welche Geißel für Verrat
Verhängt dies düstre Reich dem falschen Clarence?" (I, 4.)

Und vor allem, welch eine Figur wurde aus dem jüngsten Sohne Richards von York! Nicht nur, daß seiner Hand und der seiner Brüder der Tod Edwards, des Prinzen von Wales zugeschrieben wird — er ist auch der Mörder Heinrichs VI., Georgs von Clarence, der beiden Söhne Edwards IV. und unzähliger Anderer — und alles dies aus dem rasenden Ehrgeiz, ein König zu sein, und der Unthätigkeit, zu der ihn die Friedenszeit verdammt:

Und darum, weil ich nicht als ein Verliebter
Kann kürzen diese fein beredten Tage,
Bin ich gewillt, ein Bösewicht zu werden. (I, 1.)

Und doch klingt selbst bei Shakespeare in der Darstellung der Schlacht bei Bosworth noch die Auffassung der alten Volkslieder nach, die in dem König einen Beschützer des Volks und bitteren Feind der Feudaltyrannen sahen. Es macht gegenüber der äußerst matten und farblosen Figur Heinrichs von Richmond des Königs Rede einen imposanten Eindruck.

Kämpft! Englands Edle! Kämpft! beherzte Sassen!
Zieht, Schützen, zieht die Pfeile bis zum Kopf!
Spornt Eure stolzen Ross' und reit't im Blut!
Erschreckt das Firmament mit Lanzensplittern!

Wohl tausend Herzen schwellen mir im Busen!
Voran die Banner! setzet an den Feind!
Und unser altes Wort des Muts, Sankt George,
Beseel' uns mit dem Grimme feur'ger Drachen! (V, 3).

Heinrich VII. erscheint als Friedensengel, der die weiße und rote Rose vereint, und Heinrich VIII. ist Alleinherrscher, so daß Edward, Herzog von Buckingham, auf Grund von Äußerungen, die er nach den Aussagen falscher Zeugen gethan haben soll, hingerichtet werden kann, und sich so der König von einem gefährlichen Nebenbuhler befreit. Der Scheidungsgrund gegen Katharina ist hier nur das Gewissen des Königs, der sich seiner Gemahlin zu nahe verwandt glaubt.

Erweist mir gültig jene Eh', und wahrlich,
Bei unserm Königsthron, wir sind zufrieden,
Des Lebens ird'sche Zukunftsferne noch
Mit Katharinen, uns'rer Königin,
Als mit dem schönsten Frauenbild, zu teilen,
Das je die Welt geschmückt. (II, 4).

Anna Boleyn wird zur Protestantin, und ist deshalb von Wolsey gefürchtet. Dessen heimliche Unterhandlungen mit dem Papst sind Ursachen seines Unterganges.

Am Schluß des Stückes bringt Shakespeare seiner Fürstin die Huldigung dar, daß er den Erzbischof Cranmer ihre spätere Größe voraussagen läßt:

Sabas Fürstin
Hat Weisheit nicht und Tugend mehr geliebt,
Als diese holde Unschuld.

Sie wird zu Englands schönstem Ruhm gesegnet
Mit hohen Jahren, viele Tage sieht sie
Und keinen doch ohn' eine That des Ruhms. (V, 4.)

Angesichts des Streites der Königinnen von England und Schottland legt Shakespeare in den Königsdramen großes Gewicht auf die Legitimität der Herrscher. Wie scharf wird das Thronrecht des Herzogs Arthur anerkannt, und wie umständlich dargestellt, daß Richard II. seine Krone freiwillig dem Vorfahr der Elisabeth abtritt; wie oft wiederholt, daß die zwei ersten Könige aus dem Hause Lancaster durch ihre Verdienste um England ein Recht auf die Krone erworben hätten, so daß der Aufstand Richards, Grafen von Cambridge, für seinen Schwager ein schwärzestes Verbrechen wird:

— und der Mann
Hat, leichtgesinnt, um wenig leichte Kronen
Mit Frankreichs Ränken sich verschworen, uns
In Hampton hinzumorden! (Heinrich V. II, 2).

Und wie genau muß Robert, Graf von Artois in Edward III. und der Erzbischof von Canterbury in Heinrich V. das Erbrecht des Plantagenets auf den französischen Thron auseinandersetzen, damit gar kein Zweifel bleibe, sie seien die wahren Könige.

Trotz seines Widerwillens gegen die gewaltthätigen Yorks läßt der Dichter doch Richard von Yorks Ansprüchen volle Gerechtigkeit widerfahren in jener Scene in Heinrich VI., wo der Graf von March seine Rechte auf den Herzog überträgt, in jener Scene in Heinrich VI., 2 im Garten des Herzogs, wo er für den rechten König Englands erklärt wird und sofort die Grafen von Salisbury und Warwick ihm zufallen; und hauptsächlich in jener gewaltigen Scene im dritten Teil Heinrichs VI., die das Oberhaus des Parlaments als Versammlung der Familie Plantagenet unter dem Vorsitz des Grafen Richard Warwick zeigt:

„Die Trommeln rührt, so wird der König flieh'n." (I, 1.)

Alle Lords müssen des Herzogs besseres Recht anerkennen. Sie halten die Fahne Lancaster nur aus persönlichen Gründen aufrecht. Und es macht einen großartigen Eindruck, wie zunächst die Lancastrischen Lords unter Schmähreden gegen Heinrich sich entfernen, wie die Yorks siegesfroh abziehen, auch Margaretha und ihr Sohn gehen, und zuletzt der Herzog von Exeter, der zuerst Richards Anspruch anerkannte, bei Heinrich zurückbleibt, allein.

Wie mächtig verteidigt der junge Prinz von Wales gegen Edward IV. seines Vaters Rechte:

Sprich wie ein Unterthan, ehrsücht'ger York!
Nimm an, mein Vater rede jetzt aus mir.
Entsag' dem Thron und knie' Du, wo ich stehe. (V, 5).

Nach Edwards IV. Tod ist sein Sohn der rechtmäßige Herrscher, und dessen Ermordung kostet König Richard das Leben; denn von da ab hat er kein Glück mehr, und seine heroische Tapferkeit bei Bosworth verschafft ihm nur den Tod auf dem Schlachtfeld.

Shakespeares Zeit war die Zeit der englischen Reformation, des Bruches mit der katholischen Kirche, der Klöstereinziehungen, der Säkularisationen geistlicher Güter. Diesen Geist atmen seine Königsdramen.

Im König Johann wird Richard Plantagenet vom König aus Frankreich nach England geschickt:

Ihr! Vetter! fort nach England! eilt voran!
Und eh' Wir kommen, schüttle Du die Säcke
Aufspeichernder Prälaten, setz in Freiheit
Gefangne Engel! denn die fetten Rippen
Des Friedens müssen jetzt den Hunger speisen.
Ich geb' hiezu Dir unbeschränkte Vollmacht.

Diesen Auftrag führt er aus. Und bitter werden die Prälaten der katholischen Kirche angegriffen. Im König Johann will der Kardinal Pandulph König Philipp von Frankreich vom Bündnis mit Johann abwenden. Philipp verweist ihn auf seinen Eid. Pandulph erwidert:

Unordentlich ist jede Anordnung,
Die gegen Englands Liebe sich nicht wendet.

Religion ist's, was den Eid macht halten,
Doch Du schwurst gegen die Religion:

Du aber schwörst, meineidig nur zu sein,
Meineidig, wenn Du hältst, was Du beschwurst. (III, 1.)

Mag es Absicht sein oder Zufall, jedenfalls erscheint die Abwendung, die Richard von Gloucester von diesen Grundsätzen macht, wie deren bitterste Verspottung. Nur herrscht hier nicht Religion, sondern Politik.

Die Söhne Yorks wollen ihren Vater zum Kriege gegen Heinrich VI. trotz seines Friedenseides bewegen:

Richard.
Ein Eid gilt nichts, der nicht geleistet wird
Vor einer wahren, rechten Obrigkeit,
Die über den Gewalt hat, welcher schwört.
Und Heinrich maßte bloß den Platz sich an.
Nun seht ihr, da er's war, der ihn Euch abnahm,
Daß Euer Eid nur leer und eitel ist. (Heinrich VI, 3. I, 2).

In welchen Gegensatz sind der Erzbischof Scroop, der sich gegen Heinrich VI. empört, und der Kardinal Beaufort, der Politik betreibt, und der Kardinal Wolsey, der den König leiten will, gegen den Erzbischof Cranmer gestellt. Jene sind Gestalten aus der Zeit, da die gewaltige katholische Kirche in Waffen und Staatsklugheit auftrat, dem Staat gegenüber. Cramner ist ein williger protestantischer Hofprediger, wie es sich für die Zeit paßte. Mit wie bittrer Ironie wird dem Erzbischof Scroop sein Verbrechen vorgeworfen.

— Ihr, Herr Erzbischof,
Des Stuhl durch Bürgerfrieden wird beschützt,
Des Bart des Friedens Silberhand berührt,
Des Wissen und Gelehrtheit Fried' erzogen,
Des weiße Kleidungen auf Unschuld deuten,
Des Friedens Taub' und ächten Segensgeist;
Was übersetzt Ihr selber Euch so übel
Aus dieser Friedenssprache voller Huld
In die geräusch'ge, rauhe Zung' des Kriegs? (Heinrich IV.—2, IV, 1).

Und welchen Vorteil macht sich der junge Johann von Lancaster daraus, daß nicht ausdrücklich die persönliche Sicherheit der Aufständischen, sondern nur die von ihnen geforderte Abstellung der Mißbräuche ausbedungen ist:

Erzbischof
So brecht Ihr Euer Wort!
Johann.
Ich gab Euch keins,
Versprach nur der Beschwerden Abstellung,
Worüber Ihr geklagt: was ich, auf Ehre,
Mit christlichem Gewissen will verzeihen.
Doch Ihr Rebellen, hofft den Sold zu kosten,
Den Rebellion und solches Thun verdient. (IV, 2.)

Die Schärfe der Dialektik kehrt sich gegen die Kirche selbst.

Beaufort, Kardinal, ist Mörder des Herzogs von Gloucester, und die Scene seines Todes, in der er im Fieberwahn sein Verbrechen gesteht, ist eine der erschütterndsten, welche Shakespeare gedichtet (Heinrich VI.—3—III., 3). Er ist weniger Prälat als Kabalenmacher.

Nenn' Heiligkeit nicht, denn Du liebst das Fleisch,
Und gehst zur Kirche nie im ganzen Jahr,
Als wider Deine Feinde nur zu beten. (H. VI. — 1. I, 1.)



Und Wolsey ist der reichste Mann in England, so daß er des Königs Neid erregt:

> Welch eine Masse Gold's hat er gehäuft
> Als Eigentum! Und welch ein Aufwand
> Entströmt ihm stündlich! Wie, in Gewinnstes Namen,
> Scharrt er das All zusammen! (H. VIII. II, 2.)

Er verdrängt alle, die ihm schaden könnten; er setzt den Bischof Gardiner an Stelle des Dr. Pace, eines tüchtigen Beamten, denn er

> war ein Narr,
> Ein Tugendheld durchaus: der gute Mensch da —
> Wo ich gebiete, folgt er meinem Wink. (II, 2.)

Eine Ausnahme bildet allein der Bischof von Carlisle, der Richard II. nicht verläßt — und noch zuletzt in der Reichsversammlung über dessen Absetzung für seinen König die Stimme erhebt.

Shakespeare war der Freund des Grafen von Southampton; er stand in persönlichen Beziehungen zu dem Adel. So faßt er zwar die Nation, das englische Volk als Ganzes, edel auf, spricht aber von dem niedern Volk stets mit Ironie. Ihm sind die kräftigen Gestalten des kriegerischen Adels die Männer, welche Englands Ruhm herbeiführten; nicht das Volk, das zum Beherrschtwerden da ist.

Diesem Grundsatz zu Liebe hat er die Figur des Sohnes Richards I. Löwenherz, Philipp von Faulconbridge, genannt Richard Plantagenet, erfunden, dessen eiserne Gestalt den Hintergrund des Dramas „König Johann" bildet.

Er ist das Muster eines echten Edelmanns, der seines Königs Fehler nur sieht, um in die Bresche, die durch sie entstanden, selbst sich zu stellen und die Feinde zu schrecken — furchtbar vor dem Feind, voll von Hochmut gegen den Bürger, der sich anmaßt, in die Geschäfte von Königen einzureden:

> Bei Gott! Dies Pack von Angers höhnt Euch, Fürsten! (II, 2.)

Sowie der König tot ist, weiht er unbedenklich seine Dienste dem Thronfolger:

> Dem ich in aller Demut, auf den Knie'n,
> Zu eigen gebe meinen treuen Dienst
> Und Unterwürfigkeit für ewige Zeiten. (V, 7.)

Hieher gehört die Figur Thomas Mowbray's, Herzogs von Norfolk, der, als der König Richard II. wegen unerwiesenen Anschuldigungen die

ewige Verbannung ausspricht, gehorsam davon zieht, und vorzüglich Heinrich Percy, genannt Heißsporn. Obwohl noch Jüngling, ist er doch die Seele des Aufstandes gegen Heinrich IV. und beherrscht seinen Vater und Oheim vollkommen. Nur seine Ungeduld und die Untreue des Grafen Worcester, der für sich selbst fürchtet und des Königs milde Vorschläge verschweigt, vernichtet ihn und mit ihm das Unternehmen. Und sein großer Gegner darf ihm seine Anerkennung nicht versagen:

Großes Herz, leb' wohl! Heinrich IV. — 1. V, 4.)

Heinrich V. ist selbst der erste Ritter seines Reiches, und nach seinem Tode wie aus seinem Blut aufgewachsen, tritt die Blüte des Adels von England ganz hervor, in „Heinrich VI." vor allem Humphrey, Herzog von Glocester, der seinem König treu gedient und, von dessen Schwäche verlassen und von den Großen verkauft, geduldig in die Gefangenschaft seines Todfeindes, des Kardinal Beaufort und des Herzogs von Somerset geht, trotz seiner großen Popularität, die ihm eine gewaltsame Lösung leicht gemacht hätte — Talbot, Graf von Shrewsbury, von dessen Ritterlichkeit sein junger Sohn Johann ein edles Spiegelbild ist; der in Gegenwart des Königs dem Sir John Fastolfe, der ihn in der Schlacht bei Patai schmachvoll im Stich gelassen, den Orden abreißt, denn

Als man den Orden erst verordnet, waren
Des Hosenbandes Ritter hochgeboren,
Tapfer und tugendhaft, voll stolzen Muts,
Die durch den Krieg zum Ansehn sich erhoben,
Den Tod nicht scheuend, noch vor Nöten zagend,
Vielmehr im Äußersten entschlossen stets. (IV, 1.)

Ihm ähnlich sind dargestellt der Herzog von Exeter und zuletzt auch der Graf von Oxford, die für die Königin Margaretha, als alles verloren, noch eine Schlacht wagen.

Sie alle aber überragt „der letzte der Barone", Richard Nevil, Graf von Warwick, der überall, wo er ist, für Recht und Gerechtigkeit auftritt und durch seine unerschütterliche Ehrenhaftigkeit, gestützt auf eine königliche Macht, zum Herrn der Könige geworden ist. Wie edel ist sein Verhältnis zu den drei Prinzen von York gezeichnet, bei denen er Vaterstelle vertritt, als der Herzog gefallen. Seine Treue gegen sie konnte nur wanken, als seine Ehre auf das Leichtfertigste von Edward IV. beschimpft wurde. Ohne sich zu besinnen, schließt er sich sofort den Lancaster an:

Sag' ihm von mir, er habe mich gekränkt,
Drum wollt' ich ihn entkrönen, eh' er's denkt. (Heinrich VI. — 3. III, 3.)

Er stürzt Edward. Doch der König kehrt zurück nach England. Heinrich VI. entläßt den Grafen in den Kampf:

Leb' wohl, mein Hektor! meines Troja Hoffnung! (IV, 8.)

Nur durch Verrat konnte dieser Held fallen. Er und Johann von Montague werden in brüderlicher Treue bei Barnet erschlagen, und noch sterbend sorgt er für seine jetzigen Freunde:

Flieht und rettet Euch,
Denn Warwick sagt Euch Lebewohl bis auf den Himmel. (V, 2.)

Mit welch schneidender Ironie hat Shakespeare zu dieser Heldengestalt den Volksaufstand John Cades behandelt! Ohne jede edle Absicht, ohne jede erhabene Leidenschaft verübt ein roher Haufe in London und in der Umgegend der Hauptstadt die schmählichsten Thaten und verläßt, als wahre Edelleute mit der Königs Gnade heranrücken, feig und verräterisch seinen Führer. Drastisch genug hat der Dichter den Unverstand, mit dem oft das Bestehende angekämpft wird, geschildert:

Der Adel hält es für einen Schimpf, im ledernen Schurz zu gehen.

Was noch mehr ist: des Königs Räte sind keine guten Arbeitsleute.
(Heinrich VI. — 2. VI, 2.)

Der Grundgedanke, der die Darstellung unterstützt, ist der, daß die Regierung des Adels, so schlecht sie sei, jedenfalls heilsamer ist, als die des Volks. So, wenn Cade sagt:

— Hier auf dem Londner Steine sitzend, verordne ich und befehle, daß in diesem ersten Jahre unsers Reichs auf Stadtunkosten durch die Rinnsteine nichts als roter Wein fließen soll. (IV, 6.)

Mein Mund soll das Parlament von England sein. (IV. 7).

In der Verhandlung mit Lord Say, der, ein Freund des Königs, zum Gefangenen gemacht wird, glaubt man die Schilderung einer Verhandlung vor dem französischen Revolutionstribunal von 1793 zu lesen.

Es mag gewagt erscheinen, zu behaupten, daß sämtliche elf Königsdramen ein ästhetisches Ganzes bilden, und doch ließe sich vielleicht der Nachweis führen. Wie der Dichter eines einzelnen Dramas nicht eine Scene eines Dramas, so wie sie nach Zeit und Charakterentwickelung des Stücks aufeinanderfolgt, dichtet, so sind auch die Stücke selbst nicht so nach einander entstanden, wie sie ästhetische und historische Notwendigkeit ordnet.

Was jedes dramatische Kunstwerk erfordert, einen Mittelpunkt, zu dem die Handlung aufsteigt und von dem sie niedergeht, findet sich auch

hier. Er ist zu suchen in dem Charakter Heinrich VI. Es bilden König Johann und König Edward III. den ersten Akt der Tragödie. In diesem tritt die Rebellion im Verein mit dem Landesfeind auf; aber noch hat die Krone soviel Anziehungskraft, daß sie in Kurzem die Abtrünnigen wiedergewinnt, und in Edward III. hat sich das Geschick dergestalt gewendet, daß Frankreichs Vasall, Robert, Graf von Artois, mit England gegen sein Vaterland gemeinschaftliche Sache macht.

Richard II. kann seinen Vetter nicht besiegen; aber im Gefühl der eigenen Unfähigkeit tritt er die Krone freiwillig ab, und Heinrich IV. kann den doppelten Aufruhr der Percy und des Erzbischofs, den einen mit Gewalt, den andern durch List, besiegen — und so leicht, daß Shakespeare beide Ereignisse selbst parodiert durch die Heldenthat Falstaffs bei Gadshill mit dem Prinzen Heinrich und durch des Ritters Aufenthalt bei dem Friedensrichter Schaal, den er um 1000 Pfd. prellt.

Heinrich V. ist nur noch Richter der Verbrechen, welche ihn mit Untergang bedrohten; aber Heinrichs VI. Macht steht schon weit unter dem Ansehen der während der langen Regentschaft erstarkenden Barone. Zwar fällt der Aufrührer York, sofort wie er den Friedens- und Treueeid gebrochen; aber seine Söhne siegen. Doch das rächende Schicksal verfolgt sie. Wie die Sage von den Pelopiden berichtet, so zerfleischte das Haus York sich selbst, bis endlich — zum Verderben des Ungeheuers, der den Thron Englands durch Verbrechen über Verbrechen beschimpft — der deus ex machina in der Person des Grafen von Richmond erscheint und durch den Tod des Schuldigen Englands Schuld sühnt.

Heinrich VIII. ist das Satyrspiel, nach antiker Weise die Tragödie beendend, in dem die unfreiwilligen Karrikaturen der tragischen Helden auftreten. Es bildet den letzten Akt des Ganzen. Unangefochten, über den Parteien in richterlicher Haltung, steht die Königswürde da, und alles bereitet sich vor auf das goldene Zeitalter, wo auch die letzte Spur jener eisernen Zeit verschwunden sein wird, die England zerriß und sein Licht verdunkelte, das Zeitalter, da nur noch der Wille der hohen Herrin des Dichters galt.

Auffallend ist die Abflachung der Leidenschaft der Handlungen und der handelnden Personen im Laufe der Königsdramen. Welch ein Unterschied zwischen Richard Plantagenet, dem jungen Percy, dem Grafen von Warwick — jenen Edlen der Vorzeit, und diesen Herzögen von Norfolk und Suffolk in Heinrich VIII. — den ehernen Kriegern und den seidenen Hofleuten! Zwischen den Grafen von Pembroke und Salis-

bury, die dem König Johann ins Gesicht drohen, dem Grafen von Northumberland, der König Richard II. nach Pomfret abführt, und dem Herzog von Clarence, den Herzögen Heinrich und Edward von Buckingham, die dem Gebot ihrer Könige willig gehorchen, das sie ungerecht zum Tode verdammt, zwischen dem gewaltthätigen Kardinal Beaufort und dem listigen Wolsey und dem Erzbischof Cranmer, den die Einladung zur Taufe der Prinzessin Elisabeth zu den Worten hinreißt:

Der größte König würd' erfreut und stolz
Durch solche Ehre, wie verdien' ich so viel! (V, 2.)

zwischen dem Reichsrat Heinrichs IV. und Heinrichs VI., besetzt von königlichen Männern und dem Heinrichs VIII., bei dem Shakespeare für gut findet, in der Bemerkung für den Schauspieler, darauf aufmerksam zu machen, daß der König sie mit einem zürnenden Blicke schrecke, — zwischen dem Einmarsch des Grafen von Oxford, des Markgrafen von Montague, des Herzogs von Somerset, des Herzogs von Clarence mit ihren Heeren in Coventry unter den Augen König Edwards IV., des Herzogs von Glocester und Richards von Warwick, und den unendlichen Krönungs- und Tauffeierlichkeits-Aufzügen in Heinrich VIII., wo jeder Ornat von den Personen auf der Bühne genau beschrieben wird — zwischen dem König Heinrich IV., der dem Bischof von Carlisle den Aufruhr für Richard II. verzeiht, denn

Hegtest Du schon immer Feindesmut,
Ich sah in Dir der Ehre reine Glut — (Richard II, V, 5).

und Heinrich VIII., der seinen alten Diener Wolsey zunächst aus Neid auf seinen Reichtum entläßt!

Das eigentliche Lebenselement aber dieser elf Stücke ist, wie es in dem echten historischen Volksdrama sein muß, die Liebe zum Vaterlande — hier zu England. Läßt sich auch ein leichter Spott über die Absonderlichkeiten seiner Bewohner oft erkennen, so sind doch unzählig die Stellen, die Englands ausgezeichnete Lage, Englands Unbesieglichkeit, wenn es sich selbst vertraue und mit sich selbst einig sei, Englands Kriegsruhm verkünden. Es ist wie eine Apostrophe an die Besieger der Armada, wenn Richard Plantagenet sagt:

Dies England lag noch nie und wird auch nie
Zu eines Siegers stolzen Füßen liegen,
Als wenn es erst sich selbst verwunden half. (V, 7.)

Richard II. hat, um die Kosten seines Feldzugs gegen Irland zu bestreiten, die Einkünfte des Landes verpachtet. Diese Maßregel wird

im Mund Johanns von Gaunt zu der größten Schmach, die dem Land widerfahren:

> Ja, England, eingefaßt vom stolzen Meer,
> Des Felsgestade jeden Wolkensturm
> Des neidischen Neptunus wirft zurück,
> Ist nun in Schmach gefaßt, mit Tintenflecken
> Und Schriften auf verfaultem Pergament — (II, 2);

und die Lords von Willoughby und Roß und der Graf von Northumberland gehen, als sie die Nachricht kaum erfahren, sofort zum Herzog von Hereford über:

> Roß.
> Der Graf von Wiltshire hat das Reich in Pacht.
> Willoughby.
> Der König ist zum Bankrottierer worden. (II, 2.)

Und so scheußlich auch Johann Cades Haufen wüten, so sind sie doch die größten Patrioten, was sie in ihrer Weise möglichst kräftig ausdrücken.

Dieser Liebe zum Vaterlande getreu, hat Shakespeare im König Johann die Figur des Erzherzogs von Österreich gebildet. Den Tod Richards Löwenherz, den, nach dem Dichter, dieser Fürst herbeigeführt durch den Schimpf, den er ihm durch seine Gefangennahme angethan, büßt er durch die Hand des Repräsentanten englischen Kriegsruhms, des tapfern Richard Plantagenet. Charakteristisch ist die Darstellung der Franzosen. Sie geht von den romanhaften, exaltierten Herzögen und Prinzen und der naiven Prinzessin Katharina zu dem hanswurstähnlichen Dauphin Karl mit seiner Gesellschaft, Dunois, Reignier, Alençon. Und die Jungfrau von Orléans! Ein freches Weib, das durch Gaukeleien den Ruhm Englands schmälert, seine Helden blendet und zuletzt, von ihrem eigenen Vater verflucht, mit Recht zu tröstlichem Exempel für jeden ähnlichen Verbrecher hingerichtet wird, nachdem die Todesangst ihr Geständnisse auspreßt, welche sie und die französischen Großen beschimpfen.

Es darf nicht auffallen, daß ein Werk von so großem Umfang Widersprüche in sich enthält. Ist doch selbst im Faust der „Monolog in Wald und Höhle“ kaum in die frühere Handlung und den Charakter des früheren Faust einzuzwängen.

Diese Widersprüche sind doppelter Natur, ästhetischer und historischer. Zu den ästhetischen möchte gehören, daß Shakespeare oft Personen nennt, die dem Zuschauer, welcher die Geschichte nicht weiß, völlig unbekannt

sind, und Personen mitten im Stück auftreten läßt, deren Erscheinen durch nichts motiviert ist. So wenn der Dichter zu Anfang des dritten Teils Heinrichs VI. den Herzog von Norfolk erscheinen läßt, wenn die Königin Margaretha ihren Gemahl auf die Gefahren aufmerksam macht, in die er sich durch das Bündnis mit dem Hause York begeben, und unter andern aufführt:

Der trotz'ge Faulconbridge beherrscht den Sund —

und wir nicht erfahren, wer Faulconbridge war.

Shakespeare waren diese Unregelmäßigkeiten erlaubt, denn er konnte bei seinem Zuhörer die Kenntnis voraussetzen, daß Faulconbrigde der Vater des großen Grafen von Warwick war.

Hierher gehört auch, daß Shakespeare durch nichts aufmerksam macht, daß der Graf von Warwick des ersten Teils Heinrichs VI. der Regent von Frankreich und der des zweiten und dritten Teils dessen Schwiegersohn, der Königsmacher, ist.

In „Heinrich V." wird Richard von Cambridge völlig als Hochverräter behandelt, während in Heinrich VI. Richard Beauchamp, Graf von Warwick den König auffordert, dem Sohn von ihm seines Vaters Erbe wiederzugeben:

Sei Richard seinem Blute hergestellt,
So wird des Vaters Unrecht ihm vergütet. (Heinrich VI — 1. III, 1.)

In „Heinrich VI." ist Anna Nevil die älteste, in „Richard III." die jüngste Tochter Warwicks.

Es nennt in Heinrich VI., 1 der Herzog von York den Herzog von Alençon einen hinterlistigen Machiavell, während dieser Historiker 30 Jahre nach der Zeit des Stückes geboren wurde.

Eine auffallende Erscheinung in den Königsdramen ist der Chor. Er tritt in zwei Formen auf: In Heinrich IV., 2 zu Anfang und in Heinrich V. zu Anfang jeden Aktes — dort um das Stück einzuleiten und die Zuschauer in die Handlung einzuführen.

Die zweite Form findet sich in Heinrich VI. Es ist der alte Thomas Beaufort, Herzog von Exeter. Er sieht das Unglück voraus, das aus der Spaltung des Adels entstehen muß, und warnend erhebt er seine Stimme. Doch er weiß, daß auf ihn niemand hört und wendet sich an den Zuschauer, nachdem die handelnden Personen die Bühne verlassen haben — mit der Würde eines antiken tragischen Chors die Handlung betrachtend:

Die jüngst erwachs'ne Zwietracht dieser Pairs
Brennt unter Aschen der verstellten Liebe,
Und wird zuletzt in Flammen brechen aus. (Heinrich VI, 1 — III, 1.)

und

Doch wie es sei, der schlichteste Verstand,
Der die Mißhelligkeit des Adels sieht,
Wie einer stets den andern drängt am Hof,
Und ihrer Diener heftige Parteiung,
Muß einen üblen Ausgang prophezeih'n.
Schlimm ist's, wenn Kinderhand den Zepter führt;
Doch, mehr, wenn Neid erzeugt gehäss'ge Irrung,
Da kommt der Umsturz, da beginnt Verwirrung. (IV, 1.)

Später nimmt der Herzog von York eine ähnliche Bedeutung für das Stück ein, aber er ist zu sehr an der Handlung beteiligt, um den Herzog von Exeter zu ersetzen.

Fast alle elf Stücke haben einen ruhmvollen Platz auf der Bühne gefunden; noch immer werden sie gerne gehört, nicht nur von dem Volke, für das sie der Dichter gedichtet, sondern über die ganze Welt. Die größten dramatischen Künstler haben einen König Richard, einen Falstaff, Prinz Arthur zum Hauptstudium ihrer Kunst gemacht. Und mit eigentümlicher Gerechtigkeit ist das Stück, das am meisten sich an die Kenntnis der englischen Geschichte seiner Zeit wendet, trotz seines gewaltig-tragischen Stoffs, fast ganz von der Bühne verschwunden, Heinrich VI. Nur selten sieht man es. Wohl seine glänzendste Aufführung hat es im Jahre 1864 zur Feier des Geburtstages seines Schöpfers im Drury-Lane-Theater erlebt, wo aber das Stück fast ganz von dem Pomp der Äußerlichkeiten erdrückt wurde, recht im Gegensatz zu Shakespeares Bühne, auf der eine Tafel mit Aufschrift den Ort angab, wohin sich des Zuschauers Phantasie zu begeben habe, — und wohin sie sich auf dem Flügel der Kunst des größten Dichters begab.

Nicht nur als Theaterstück wirken die Königsdramen; sie bleiben ein ewiges Feld für den Philosophen, der es nicht verschmäht, den Spuren des Mannes von Stratford nachzugehen, und sind beinahe die Hauptquelle für englische Geschichtskenntnis in Deutschland gewesen.





Moralische Walpurgisnacht.*)

Von Karl Bienenstein.

(St. Leonhard a. Forst.)

Wie aller Wissensgebiete hat sich die Descendenztheorie auch der Geschichte bemächtigt, und wenn auch der Anfang der modernen Geschichtsschreibung in vordarwinische Zeit zurückgeht, so hängt ihre Blüte doch mit der allgemeinen Anerkennung der neuen Naturbetrachtung innig zusammen. Wie man früher das Um und Auf der Naturwissenschaft in möglichst genauer Beschreibung der Species fand und in der Aufstellung von künstlichen Systemen das Höchste geleistet zu haben glaubte, so auch in der Geschichte. Emsig wurde jede Begebenheit verbucht, und man sah in der lückenlosen Aneinanderreihung der Ereignisse Aufgabe und Zweck der Geschichte. Heutzutage steht man auf einem höheren Standpunkt. Man begnügt sich nicht mehr mit den Thatsachen als solchen, sondern sucht deren Causalnexus zu erforschen, die treibenden Motive, und man fand, daß die Geschichte eine einzige ununterbrochene logische Kette ist, wo jeder Schluß zugleich wieder Prämisse eines neuen ist. Man fand, daß auch die Menschheit von ewigen Gesetzen, Naturgesetzen, regiert wird. Wer aber noch tiefer in das Getriebe hineinblickte, wer die Abstraktion noch weiter führte, der kam auf die einfachste Formel, nämlich die, daß die ganze, so mannigfaltige Menschheitsgeschichte nichts ist, als der Mensch selbst, das Individuum mit all seinen Begierden und Leidenschaften. Es fand sich hier das biogenetische Grundgesetz, welches sagt, daß die Entwickelungsgeschichte des Individuums eine Wiederholung der Gattungsgeschichte ist, in neuer Variation.

Einen solchen tiefen Blick für die Geschichte bewies die Dichterin M. E. delle Grazie außer in einigen ihrer kleinen Dichtungen in

---

*) Ein Satyrspiel vor der Tragödie von M. E. delle Grazie. Druck und Verlag von Breitkopf u. Härtel, Leipzig 1897.

dem großartigen Revolutionsepos „Robespierre“. Robespierre, Saint Just, Danton, Marat sind ihr nicht blutdürstige, halbwahnsinnige Ungeheuer, die das Leben wie einen deus ex machina in die Geschichte hineingeworfen hat, um mancherlei zu klären, sondern sie entwickelt dieselben aus dem Ganzen, sie zeigt die Keime zu diesen Charakteren schon in fernen, fernen Zeiten, zeigt, wie dieselben stetig heranwachsen bis sie endlich in ihrer vollen Gestalt, früher unbeachtet, sich dem erschreckten Auge zur Betrachtung aufdrängen. Die Revolutionshelden werden ihr zu Typen, in denen sich der stagnierende Entwicklungsprozeß immer wieder erneuert, sie sind, ob Helden oder Schwärmer, nur dazu da, zu verhüten, daß die Menschheit an ihrer Selbstsucht zu Grunde gehe.

Neben diesem großen Epos, in dem die Dichterin mit der Fackel der modernen Naturwissenschaft hinunterleuchtet in die tiefsten Abgründe der Menschennatur, hat sich der Plan zu dem vorliegenden neuen Werke gestaltet, das eine in die Gegenwart und Zukunft gerückte Parallele zu jenem Werke bildet. Sie zeigt darin, daß unsere Zeit dieselben Schäden aufweist, wie die vor 1789, und daß sich auch heute eine gewaltige Umsturztragödie vorbereitet. Selbstverständlich muß die Dichterin von historischen Personen absehen, und sie läßt nur die abstrakten Begriffe auftreten, wie: Eigentum, Gerechtigkeit, Humanität &c. Und diese führen ein Satyrspiel auf, das dem Kenner unserer Verhältnisse wohl nicht fremd ist, aber eine so beißende und ätzende Darstellung noch nicht gefunden hat. Es wird da unserer Zeit ein Spiegel vorgehalten, in dem sie ihr Bild in furchtbarer Nacktheit mit allen ihren Schwären und Pestbeulen sehen muß.

Die Dichterin sieht unser ganzes öffentliches Leben von der Heuchelei beherrscht. Die Lüge ist die Gottheit, vor deren Altar alles in selbstsüchtiger Verblendung auf den Knieen liegt: Eigentum, Gerechtigkeit, Humanität, Wissenschaft, öffentliche Meinung. Alle, alle wandeln sie in der Maske des Gerechten, ja diese Maske ist ihnen zur zweiten Natur geworden, sie haben sich dieselbe als einer Waffe im Kampfe ums Dasein so angepaßt, daß sie sich von derselben nicht trennen können, ohne hinfällig und kampfesuntauglich zu werden. Und sogar einen Philosophen hat die selbstische Lüge gefunden, Friedrich Nietzsche mit seiner Herrenmoral.

An der Spitze der Lügenanbeter steht das Eigentum. Schätze, welche für die ganze Menschheit bestimmt sind, hat es sich angeeignet, und für den Raub einen wohlklingenden Namen gefunden. Es kümmert sich nicht darum, ob der Schweiß oder das Blut des Nächsten, ob ein

wilder Fluch an dem Golde haftet, nur Zahl und Serie wird gebucht. Die Gerechtigkeit, welche zum Schutze und Wohle der Menschheit dasein soll, hat sich in den Dienst des Eigentums gestellt Sie sanktioniert den Mord, die Unterdrückung und bestraft alles, was sich der Geldmacht entgegenstellt. Am ekelhaftesten ist aber die Humanität. Laut brüstet sie sich mit ihren Thaten und ist doch im Grunde genommen nur dazu da, zu verbergen, was Eigentum und „Gerechtigkeit“ zerstört haben. Da wird der Unmut mit heuchlerischen Thränen besänftigt, wer von Haus und Hof vertrieben wurde, dem öffnet sie die Pforten des Armenhauses, mit geraubtem Waisengut baut sie Denkmäler, Schurken verwandelt sie in Menschheitsretter, sie ist ein Luxus, den sich die herrschende Klasse erlaubt, aber einer, der Zinsen trägt, indem er die Massen über die verborgene Selbstsucht täuscht und willfähig macht. Ihr zur Seite steht die öffentliche Meinung, welche sich jedem hingiebt, der nach ihr lüstern ist; sie verlangt nur, daß er der Stärkere sei und sie ernähren könne. Tief im Kote der Lüge waten auch die Ehe, die, zwischen Ekel und Verrat des künftigen Lebens Saat zeugt, und die Wissenschaft, die man mit Ordenssternen kirre gemacht hat, und die höchstens noch die Faust in der Tasche ballt. Und zum Schluß kommt der Zunftkritiker. Nach seinem Prinzip müssen die Dichter das Scheuleder der Menschen gegen die Wahrheit sein. Was er nicht versteht, jedes unbequeme Genie wird herabgerissen. Er ist ein Freund der schönen, tönenden Worte, bei denen sich gut verdauen läßt, er haßt alles Klare und Wahre und ist darum der geschworene Feind der modernen Richtung in Kunst und Dichtung.

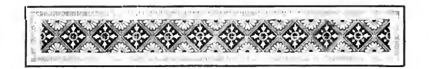
Überall erblickt so die Dichterin Lüge, die langsam, aber sicher zur Zerstörung führen müßte. Daß aber die Welt nicht an ihr zu Grunde gehe, dafür ist gesorgt. Unter dem Wuste von Frevel, Schmach und Schuld brennt ruhig der Wahrheit heiliges Feuer weiter, das dann, wenn die Gefahr am größten, in alles verzehrender Lohe aufschlägt und der Menschheit wieder einen Schritt weiter leuchtet auf dem Pfade der Entwicklung. Denn die Natur ist höchst weise. Sobald der Erhaltungstrieb des Individuums über sein Maß so hoch hinausgewachsen ist, daß er das Leben der Gattung gefährdet, dann läßt sie Schwärmer und Helden und ganze Völker zum Kampfe auferstehen, mit Menschenblut wird das große Uhrwerk wieder geschmiert, daß es aufs neue seinen gleichmäßigen Pendelschwung zwischen Leben und Tod gehe. So rief sie das Christentum ins Leben, die französische Revolution, so den modernen Sozialismus.

Auch heute ist das Leben der Gattung gefährdet, denn die einen verkommen in Not und Elend, die anderen in Üppigkeit. Je mehr die Selbstsucht um sich greift, desto stärker wächst andernteils die Macht an, welche sie einstens bezwingen wird. An der Spitze des Zukunftsheeres über dem die roten Fahnen der Arbeiter flattern, steht der Dichter, weil er derjenige ist, der sich zur reinen Erkenntnis durchgerungen hat und die Wahrheit will. Er ruft Gerechtigkeit, Wissenschaft und öffentliche Meinung zum Dienste der neuen Zeit herbei. Und auch den Kritiker fordert er für die Zukunft. Aber seine Pflicht ist es, zu sagen, ob die dichterische That eine Kulturthat sei, ob sie dem Wohl der Menschheit diene, und wenn die Dichter die Fahne der Wahrheit sinken lassen, dann ist es seine Pflicht, sie hoch zu halten. Denn auch die Zukunft wird Menschenwerk und deshalb nicht tadelfrei sein. Jeder Kampf geschieht für die Gattung, aber jeder Siegestag ist auch ein Tag der Schuld, weil er Macht schafft, und jede Macht unrecht ist, wenn sie als solche auftritt. In neuer Form wird sie das neue Werk verekeln. Unverändert über dem Getriebe steht nur die Natur.

Dies der Gedankeninhalt des neuen Werkes.

Marie E. delle Grazie zeigt sich in demselben als Geschichts- und Kulturphilosophin ersten Ranges. Unter den Dichtern der Gegenwart steht sie überhaupt einzig da in der Art, wie sie die Ergebnisse der modernen Naturforschung für Poesie auszunützen weiß und damit ganz neue Standpunkte gewinnt. Sie sieht die Tragik des Menschenloses nicht im Dulden, nicht in Leidenschaften, die zum Verderben führen, sondern im Kampf einer unvollkommeneren Entwickelungsstufe gegen die vollkommenere, kurz im Kampf ums Dasein. Und diese Auffassungsweise giebt ihren Dichtungen nicht nur ein ganz modernes Gepräge, sondern auch jene Weite des geistigen Horizontes und jene Tiefe der Perspektive, die unerläßlich sind, wenn der moderne Bildungsmensch in seinem Innersten gepackt und aufgerüttelt werden soll.





Dichter und Denker.

Von Kuno Faust.

(München)

Als ich noch jung war, glaubte ich an hohe Ideale und hielt die Dichter für Sendboten einer bessern Welt. Mit den Jahren wurde ich bedächtiger, weil ich erkannte, daß auf der Erde die unerbittlichen Naturgesetze herrschen, und daß kein Flehen zu erträumten Geistern im Himmelsraum etwas zu ändern vermag. Seitdem wandte ich mich den Denkern zu, die ohne Hoffnung und ohne Furcht die Dinge betrachten, und kam nur zuweilen ins Reich der Dichtung, um hier den Wünschen der Phantasie zu lauschen. Wenn ich sofort bemerke, daß ich zur Dichtung auch den religiösen Wahn rechne, so wird man leicht erkennen, daß meine Ausführungen einen hohen Zweck verfolgen.

Wie die Kindheit des einzelnen Menschen, so zeigt der ursprüngliche Entwickelungsstand der Völker, daß zuerst die Einbildungskraft erwacht und viel später die klare Erkenntnis. Die ältesten Schriften sind voll der kühnsten Dichtungen. Da wimmelt es von hohen und niedern, guten und bösen Geistern, von Göttern und Riesen, von Weltbränden und Sintfluten. Die Seelenwanderung hört nicht auf. Die höchsten Wesen steigen zu den Erdenkindern herab, vermischen sich mit ihnen, werden Menschen, um Erlöser sein zu können, u. s. w. Alles ist märchenhaft, wie es große und kleine Kinder zu hören verlangen.

Neben den Dichtungen, die allein dem Geisterglauben gewidmet sind, erscheinen andere, die mehr das menschliche Thun beleuchten, aber stets die gewünschten oder gefürchteten Götter hereinziehen. Man denke nur an die Schriften, die uns in griechischer Sprache erhalten worden sind, und an die hohe Achtung, die sie heute noch genießen. Wie strahlt das Antlitz des „klassischen" Schulmannes, wenn er die Werke Homers behandelt! Die Göttermaschinerie, die dabei zur Verwendung kommt,

erscheint ihm ganz natürlich und selbstverständlich. Daß die Schüler im naturwissenschaftlichen Unterricht eine andere, vollständig entgegengesetzte Weltanschauung erhalten, kümmert den Freund des Dichters wenig. Und erst unsere Priester! Wie entsetzen sich diese, wenn ein sogenannter Ungläubiger die Wunder, die bei den alten Juden geschehen sein sollen, bezweifelt und die Rechte der Wahrheit gegenüber der Dichtung vertritt. Sie schreien „Was ist Wahrheit?" und behaupten kühn, daß die tollsten Ausgeburten der Phantasie mehr Wahrheit enthalten, als die scharfsinnigsten Forschungen der größten Denker. Sie setzen den Buchstaben über den Geist, eine Sammlung alter Schriften über die Offenbarungen der ewig neuen Natur! Man darf nach den bestehenden Gesetzen nicht die Waffen des Spottes ergreifen, um das sich unfehlbar dünkende Priestertum aufs wirksamste zu bekämpfen. Ich muß also vorsichtig reden.

Niemand wird verlangen, daß die Jugend keine Märchen lese, denn diese entsprechen dem Bedürfnis des kindlichen Geistes und können sehr anregend sein. Auch hat Gottlob noch niemand verlangt, daß die Begebenheiten der Märchen als heilige Wahrheit betrachtet werden. Und die Schule setzt dem Wunderbaren, das uns die Märchen bieten, sofort die Anschauung des Lebens und der Natur entgegen. Wie die Woche sechs Werktage und nur einen Feiertag hat, so fordert das Dasein überhaupt mehr Arbeit als Spiel, mehr Wahrheit als Dichtung. Und in der Gegenwart, in der die Wissenschaft so hoch gestiegen, sollte man doch wahrlich nicht nötig haben, einer Überschätzung der Dichtung und des Märchens entgegen zu treten. Es ist aber eine Thatsache, daß in unserem Leben die Wahrheit nicht den gebührenden Platz erhält. Wir haben eine große politische Partei, die jede Angelegenheit, und sei es die gewöhnlichste und klarste, nur im hohlen Spiegel des Glaubenseifers betrachtet, wo der Wahn die Wahrheit verzerrt und vernichtet. Und diesem Treiben sieht der Staat nicht bloß ruhig zu, sondern er begünstigt es sogar. Anstatt die allgemeine Volksschule, deren Besuch erzwungen wird, ihrem Namen entsprechend wirklich allgemein zu halten, wie es z. B. in der Union geschieht, ist sie bei uns meistens konfessionell getrennt, damit ja der junge Mensch recht bald und tief erfasse, wie bedeutungsvoll der religiöse Wahn ist, den man doch später meiden muß, wenn man im Leben nicht überall anstoßen will.

Wenn ich sehe, daß man in unsern Schulen stets die Dichtung über die Wahrheit stellt, so kommt es mir oft vor, als ob ein förmliches System der Volksverdummung beabsichtigt wäre. Man versetzt das Kind eifrigst in ferne Länder und Zeiten und übt es, die unglaublichsten Dinge

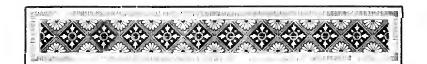
als möglich und wichtig zu betrachten. Während die vernünftigen Menschen darüber einig sind, daß man Stoffe und Kräfte weder schaffen noch vernichten kann, hört der Schüler als unfehlbare Weisheit, daß die Erde und der Himmel, kurz alles Bestehende, aus nichts hervorgezaubert worden seien. Während jeder ernsthafte Denker glaubt, daß der Mensch mit den Tieren verwandt sei und sich allmählich empor gearbeitet habe, muß der Lehrer in der Schule verkünden, daß die ersten Menschen ohne weiteres ins Dasein gerufen worden seien. Die Sprachen sollen sich plötzlich entfaltet haben. Die Menschen seien aus einem paradiesischen Zustand in arge Sündengreuel geraten und deshalb bis auf wenige vertilgt worden. Als das auserwählte Volk am Rande des Abgrunds war, da sei ihm ein Mann erstanden, der schon bei der Geburt als Sohn der Götter bezeichnet worden. Er soll viele Wunder gethan und nur deshalb ein tragisches Ende erduldet haben, damit wir seines Verdienstes teilhaftig werden könnten. Dazu gehöre freilich, den Glauben, selbst auf Kosten der Vernunft, zu pflegen, u. dgl. m. Ein solches Unterrichtssystem, an und für sich bedenklich, wird noch dadurch verderblich, daß es die deutsche Jugend nach konfessionellen Rücksichten trennt und den Glaubenshader verewigt, der einst den dreißigjährigen Krieg bewirkte und noch jetzt die deutsche Einigung im Geist und in der Wahrheit verhindert. Ich habe mich oft gewundert, daß die deutschen Staatsmänner, sofern sie wirklich nationale Gesinnung hegen, nicht erkennen, wie sehr die nach Konfessionen geschiedene Volksschule die Geschäfte der Ultramontanen besorgt. Doch das nur nebenher. Ich will von der Überschätzung der Dichter reden.

Um der griechischen Denker willen brauchten unsere Gymnasiasten jedenfalls nicht sechs Jahre lang die Sprache der alten Hellenen zu treiben. Was jene in Naturwissenschaft und Philosophie geleistet haben, ist längst überholt. Zum Beweise der Notwend'gkeit, Griechisch zu lernen, wird immer das hohe Lied von den großen Dichtern des alten Hellas gesungen. Nachdem aber selbst bedeutende Philologen erklärt haben, daß es zur allgemeinen Bildung genüge, die griechischen Dichter in Übersetzungen zu lesen, wird es wohl erlaubt sein zu hoffen, daß endlich einmal eine gründliche Reform der Mittelschulen zur Durchführung gelange, und daß auch hier das Denken dem Dichter gegenüber die verdiente Stellung erhalte. Wer den Plan zu einem neuen Unterricht unserer Gymnasien auf Grundlage des Denkens im einzelnen kennen lernen will, dem empfehle ich das Buch „Die deutsche höhere Schule“ von Ohlert.

Blicken wir noch auf die höhere Mädchenschule, so finden wir ebenfalls, daß die Dichter den Denkern vorgezogen werden. Man scheut sich, den naturkundlichen Unterricht durch die Lehre vom Bau und Leben des menschlichen Körpers zu erweitern. Man weicht den Prosawerken über Geschichte und Erziehung möglichst aus und wendet sich mit Vorliebe den dichterischen Erzeugnissen zu. Die Folgen davon sind im Leben zu spüren. Es fehlt an tüchtigen Hausfrauen, und die Zahl der Unverheirateten wird immer größer.

Ich brauche wohl nicht ausdrücklich zu versichern, daß ich die Dichter als Künstler, als Tröster der Menschen ehre. Ich will nur betonen, daß die Denker und Forscher nicht die gebührende Beachtung finden, und daß gerade wir Deutschen bestrebt sein sollten, dem Hang zum Phantastischen feste Schranken zu setzen. Unsere Geschichte zeigt von Anfang an, daß wir nicht praktisch genug sind und deshalb großen Schaden erlitten haben. Schon mit Rücksicht auf die englisch redenden Völker, die höchst unternehmend und kalt berechnend sind, müssen wir das klare Denken mehr als früher pflegen und uns hüten, dem Poeten zu gleichen, der bei der Teilung der Welt zu spät gekommen ist.





Ada Negri.

Von Karl Credner.
(Leipzig.)

Der Name der italienischen Dichterin Ada Negri, die sich durch ein kleines Heft Gedichte zu einer der bedeutendsten und beachtetsten Erscheinungen in ihrem Vaterlande emporschwang, gehört heute der Weltlitteratur an; wie einst die Musik Mascagnis, so gewannen sich ihre Verse durch die gewaltige Leidenschaft ihrer Empfindungen die Herzen Europas.

In keinem fremden Lande haben ihre Gedichte eine gastlichere Aufnahme und einen stärkeren Anklang gefunden als bei uns, im Lande der Dichter und Denker, für das auch die Dichterin selbst eine ausgesprochene Vorliebe besitzen soll. Der Grund dieser Aufnahme liegt einmal in der ausgezeichneten Verdeutscherin, die Ada Negris Werke in unserer Dichterin Hedwig Jahn fanden, andrerseits in den Gedichten selbst, die vorwiegend einem Gefühle Ausdruck geben, das gerade den Deutschen am Ausgange des 19. Jahrhunderts, soweit sie ehrlich ringen und streben, allen im Herzen lebt, das Gefühl der sozialen Not und Unfreiheit. Ada Negri hat für dies Gefühl einen einzigartigen künstlerischen Ausdruck gefunden. Sie ist um deswillen verleumdet und vergöttert worden; politische Parteien haben sie als Parteidichterin bald verunglimpft, bald auf den Schild erhoben, beides vergeblich und mit Unrecht. Gerade darin, daß ihre Gedichte unbekümmert um Parteifragen und -meinungen, lediglich heraus aus den Schmerzen ihrer eigenen Gerechtigkeit flammenden Seele entstanden sind, gerade darin besteht ihr Wert und darauf beruht ihre Wirkung.

Ada Negri ist als Arbeiterstochter in der lombardischen Stadt Lodi an der Adda unweit Mailand geboren, am 3. Februar 1870. Ihre Jugend war traurig und unglücklich; an Thatsachen wissen wir aus ihr wenig, nur daß der Vater früh starb, und daß sich die Mutter mit fast

übermenschlicher Anstrengung mühte, um den früh erkannten glänzenden Fähigkeiten der Tochter die Ausbildung zu ermöglichen. Die Tochter selbst aber arbeitete mit einer eisernen Energie und erhielt schließlich mit achtzehn Jahren in dem Flecken Motta Visconti am Ticino eine bescheidene Stellung als Schullehrerin mit der Aufgabe, mehr denn achtzig Buben und Mädchen das schulmäßige Wissen beizubringen.

Aus den Jahren vor und während dieser Thätigkeit stammen die Gedichte des ersten Bandes, der den Namen Schicksal (Fatalità) trägt. Nicht das eigene „Schicksal" ist es, von dem uns darin die Dichterin etwa im Tone einer Johanna Ambrosius erzählt, sondern das Schicksal ihres ganzen Volkes, des Volkes. Der Feuergeist, der im leidenschaftlichen Pathos der Südländerin aus diesen Gedichten zu uns spricht, ist viel zu stolz, um uns zum Zeugen seiner eigenen Schmerzen zu machen, höchstens seiner Kämpfe, dann aber auch — seiner Siege. Ja die Dichterin ist stolz, weniger auf das, was sie geworden ist, als auf das, wie sie es geworden ist; sie ist stolz vor allem auf ihre Abkunft aus dem Volke. Am besten offenbart uns die Dichterin selbst ihre Natur in dem schönen Gedichte „Namenlos", dem zweiten der Sammlung:

Ich habe keinen Namen. — Bin als Kind
Der feuchten Hütte aufgeblüht.
Elend verachtet Volk die Meinen sind,
Doch eine stolze Flamme in mir glüht.

Stets folgen mir ein hämisch böser Zwerg,
Ein frommer Engel Schritt für Schritt;
Es stürmt mein Denken über Thal und Berg
Wie auf unbänd'gem Roß Mazeppa ritt.

Von Haß und Liebe bin ein Rätsel ich,
Von Kraft und sanfter Freundlichkeit;
Des Abgrunds Tiefe lockt mich schauerlich,
Mich rührt ein Kinderblick zur Zärtlichkeit.

Wenn durch die niedre Kammerthüre tritt
Das Unglück ein, lach ich ihm zu;
Ich lachte, wie ich Schlag auf Schlag erlitt,
Ich lache, wenn mich Freude flieht und Ruh.

Doch wenn ich zitternd müdes Alter seh
Und Hunger, wein ich bitterlich;
Ich weine über armer Kinder Weh
Ich weine über Leid, noch fremd für mich.

Doch wenn die Thräne aus dem Herzen mir
Als kühner Sang zu Tage tritt,
Der Brust und Lippen mir versenget schier,
Dann geb ein Stück ich meiner Seele mit.

Der Hörer acht' ich nicht, und sollt's geschehn,
Daß feiger Spott mir wird zu teil,
Geh stolz ich weiter ohne hinzusehn,
Und es erreicht mich nicht ihr gift'ger Pfeil.

Wie allen edlen Naturen, so ist auch Ada Negri aus den Kämpfen und Leiden der eigenen Jugend ein tiefes Mitgefühl für fremdes Leid erwachsen, und dieses Mitgefühl ist der Grundton aller ihrer Lieder. Fremdes Unglück erzählt sie am häufigsten, von der schuldlosen Not, die im Stande ihrer Eltern, in den Arbeiterkreisen, herrscht. Sie sorgt sich um den verwilderten und verwahrlosten Gassenjungen, sie trauert mit dem vereinsamten, altersschwachen Greise. Sie beklagt mit ergreifenden Worten das blonde Weib, dem in der Fabrik die Hand von dem Triebwerk der Maschine abgeschnitten worden ist, wie das elternlose Mädchen, das auf offener Straße aufgewachsen nach einem liebeleeren Leben im Hospitale stirbt. Aber das Mitleid ist die Mutter der Gerechtigkeit, und Ada Negri ist keine trostlose „Dichterin des Mißgeschicks", wie sie sich einmal nennen läßt. Früh gereift durch die Nähe des Elends, das sie von Jugend auf täglich fühlen und mit ansehen mußte, erwachte auch früh in ihr die Empörung über die Unverdientheit dieses Elends und der Wunsch, ihrem Volke Gerechtigkeit zu verschaffen. So bildete sie sich allmählich ein Ideal von sozialer Freiheit, das sie selbst gelegentlich konkret in die Forderung „Friede — Arbeit — Brot" zusammenfaßt. An diesem Ideale mißt sie die Wirklichkeit wie in dem machtvollen „Liede der Rache". Im Sinne dieses Ideals fordert sie vom Staate eine bessere Zukunft für ihr Volk und malt sie diesem prophetisch in glühenden Farben aus. Sie selbst hat die feste Überzeugung die erkorene dichterische Verkündigerin und Verfechterin dieses Ideals zu sein, und diese Überzeugung nicht zum wenigsten war es, die ihr den starken Glauben an sich selbst und den unbeugsamen Mut gab, alle Entbehrungen zu ertragen und alle Gefahren zu bestehen.

Von dem, was sonst an subjektiven Gefühlen und Trieben unsere Lyriker beschäftigt, findet sich in den Gedichten des Bandes „Schicksal" wenig. Eine Ausnahme macht die rührende Liebe der Dichterin zu ihrer Mutter, der einige ergreifende Gedichte gewidmet sind. Die Liebe zum Manne aber hat Ada Negri in dieser Zeit mit einer gewissen Be-

flissenheit unterdrückt. Wohl finden sich wiederholt auch schon im ersten Bande Liebesregungen, aber die Dichterin empfand sie offenbar als störend für den ihr heiligen idealen Beruf und begegnete ihnen fast durchgehends mit mehr oder minder bewußter Ablehnung. Hierher gehört auch, freilich in anderem Sinne, jene prächtige Abfertigung des reichen Müßigängers, der in der Liebe nur den Sinnengenuß sucht, in dem Gedichte „Hast du gearbeitet?“, eine Abfertigung, die meines Wissens in der Litteratur noch nicht ihresgleichen hat:

Du liebst mich also, hast es mir vertraut, und bebend
Schweigst Du und wartest, und ein blasser Schein
Bedeckt Dein Angesicht.
Du willst, ich soll Dir Kuß und Lächeln weihn,
Willst meiner frischen Jugend Blütenlicht! . . .

Doch sage mir, kennst Du die Angst, die Kämpfe,
Die Stürme eines Ideals voll Mut?
Weißt Du, was Leiden heißt? . . .
Was nützt Dir Deine Kraft, Dein warmes Blut,
Dein Atem, Deine Seele und Dein Geist? . . .

Hast Du gearbeitet? — Kennst Du die Nächte,
In denen schlaflos man und ohne Ruh
Ein ernstes Werk geschafft?
Sag, welcher Glaubensfahne weihtest Du
Die blühende und schöne Jugendkraft? . . .

Du giebst mir keine Antwort . . . o so gehe,
Kehr zu verlorner Stunden Müßiggang,
Zum goldnen Kalb zurück;
Zu Karten, Bällen, Dirnen, Becherklang,
Mir sind nicht feil mein Herz, mein Kuß, mein Blick.

Statt des Liebesdranges läßt Ada Negri häufiger ein anderes Sehnen zu Worte kommen, das Verlangen heraus aus ihrer Enge in eine größere freiere Welt. Zunächst tritt dies Gefühl noch unbestimmt auf; bald begehrt die Dichterin auf arabischem Rosse in die schimmernde glutatmende Wüste zu fliegen, bald sehnt sie sich nach jenen Höhen, wo ewiger Schnee im Sonnenlichte glüht, bald wünscht sie sich in endlos weite Heiden. Diese Wünsche entspringen den Mißklängen ihrer Umgebung; sicher aber hat weniger vorübergehender Menschenüberdruß Teil daran, als vielmehr der noch unklare Drang der Dichterin nach einer freieren würdigeren Bethätigung ihrer Kräfte, der dann in dem macht-

vollen Schlußgedicht des Bandes „Schicksal" einen deutlichen Ausdruck findet. Ich führe nur die beiden schönsten Strophen dieses Liedes an:

Gebt Raum! . . . Aus Arbeitsstätten voller Lärm und Braus,
Vom Pflug der Felder her und von der Schmiede Haus
 Und Höllengluten bring' ich.
Aus Höhlen, wo ein Volk spinnt, hämmert, webt und schafft,
Aus Schacht und Gruben steig' ich und voll freier Kraft
 Den Ruhm der Arbeit sing' ich.

Kunst, für dich kämpfe ich, Zukunft, ich harre Dein
Und die Gefühle, die im stolzen Flammenschein
 Mir Herz und Geist durchglühten,
Werf ich, im Strahlenkleid der Dichtung voller Glanz,
Der Erde und dem Himmel zu als Kranz
 Von Blitzen und von Blüten.

Gebt Raum! . . . . Der Wunsch der Dichterin wurde erfüllt. Das kleine Buch rief einen ungeheuren Begeisterungssturm in Italien hervor, und durch die Verwendung einer edlen Dame in Florenz erhielt Ada Negri von der Regierung einen Ehrensold auf zehn Jahre. Gleichzeitig wurde sie als Lehrerin für Litteratur nach Mailand an eine Art Mädchenseminar berufen, wo die Gefeierte seither wirkt.

Mit allgemeiner Spannung sah man nach dieser Veränderung dem nächsten Werke der Dichterin entgegen. Es erschien im vorigen Jahre und trug den Titel „Stürme" (Tempeste). Ich weiß es nicht, aber ich vermute, daß mancher andere, ebenso wie ich, das Werk das erste Mal mit einer gewissen Enttäuschung aus der Hand gelegt hat. Warum? Ist Ada Negri eine andere geworden? — Mit Nichten; sie ist im Grunde noch die Alte, sie hat sich eben nur weiter entwickelt. So einfach das klingt, man muß sich doch erst darein finden. Daß sich die Dichterin gegenüber den größeren Verhältnissen und neuen Eindrücken die schlichte Konzentration ihrer Gefühle bewahren würde, hatte wohl niemand ernstlich angenommen; aber man hatte sich zu sehr gewöhnt, in Ada Negri die leidenschaftliche soziale Kampfdichterin zu sehen, als daß man sich klar gemacht hätte, daß das Pathos im ersten Bande seine tiefste Wurzel auch gerade in den äußeren sozialen Kämpfen der Dichterin selbst hatte. Man dachte nicht daran, daß die vermehrten innere Kämpfe, die nun an Stelle der äußeren traten, die Lieder der Dichterin wohl vertiefen, aber damit auch eines guten Teiles ihres rhetorischen Schwunges berauben mußten.

Wenn man sich das aber einmal klar gemacht hat, wird man bald

finden, daß die erste Enttäuschung nur eine scheinbare war. Die Dichterin entschädigt reichlich für das, was sie ihre früheren Freunde zunächst vermissen läßt; sie zeigt bisweilen eine Tiefe und Reife der Empfindung, für die wir in der Lyrik eigentlich nur die Bezeichnung „poetisch“ haben. Auch der Titel „Stürme“, den man zuerst analog dem „Schicksal“ und darum als eine Übertreibung auffaßte, wird einem dann einleuchten; es sind innere Stürme, die durch diese Lieder brausen.

Naturgemäß mußten die schon im ersten Bande angedeuteten, aber damals noch unterdrückten Forderungen des weiblichen Ichs nun in den Zeiten der äußeren Ruhe mit stärkerer Macht hervortreten, und in der That nehmen sie in den Stürmen eine selbständige und freie Stellung ein. An die Stelle des geschlechtslosen Proletariermädchens ist das denkende Weib getreten, und die weiblichen Instinkte fordern ihr Recht im Leben, wie in der Dichtung. Sie haben uns einige der schönsten Gedichte des ganzen Bandes beschert, wie das Gedicht „der Sohn“:

Und kommen wird er, denk ich. — Aus den Quellen
Des frischen Wesens in mir stark und kühn,
Aus meines Blutes strömend heißen Wellen
Wird er die Keime seines Lebens ziehn.

Und er empfängt die Triebe, die mich schwellen,
Die Kräfte, die im Hirn mir flammend sprühn,
Das mächt'ge Sehnen nach den Höhn, den hellen,
Der unbegrenzten Liebe heißes Glühn.

Groß wird er sein, wie ich mir vorgenommen,
Und doch nicht ward, nnd wohin ich nicht kam,
Der höchste Gipfel wird von ihm erklommen.

Und innig werd ich mich daran erfreuen,
Seh ich den Geist, die Kraft, die er mir nahm
In ihm sich, wie in einem Gott, erneuen.

Zögernd, aber endlich doch scheint auch Ada Negri der Liebe ihr Opfer gebracht zu haben; aber noch immer empfindet sie in ihrer stolzen Seele, die nur einem gehören kann, die Liebe als einen Verrat an ihrem Ideale, und so stehen sich denn in den „Stürmen“ nun oft die beiden Gegner im offenen Kampfe gegenüber. Auch hier reden am besten die eigenen Verse Ada Negris:

Und doch verrat ich Dich. — In stiller Stunde,
Die Erd' und Meer geheimnisvoll umschließt,
Ein Dämon naht mit großen Flammenaugen,
Der mir die Stirne küßt.

Und totenbleich, bis in das Mark erbend,
Erheb ich zitternd von den Kissen mich,
Dem majestät'schen Schritt des stolzen Wesens
Folg' in den Schatten ich.

Auf meine Lippen er mir leise flüstert
Erhabne Dinge der Verborgenheit. —
Und aus der Brust mir, aus dem Herzen strömen
Bei der Unendlichkeit

Großartgem Düster alle die Gesänge,
Die dieses Dämons Hauch mir hat verliehn;
Die Sänge, die bei Todesqualen schluchzen,
Beim Lieben lachend sprühn,

Die bei der Menschheit stürmisch wilden Schmerzen
Von Hoffnung, Mitleid sprechen tiefgerührt,
Aufschließend die erflehte Strahlenpforte
Die in das Jenseits führt,

Die alle Schuld und alle Träume kennen,
Die jedem Trug die schnöde Hüll' entziehn,
Die aus den Strudeln jedes Abgrunds stammen,
Aus aller Sterne Glühn.

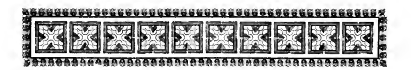
O sei nicht eifersüchtig! — O entreiße
Mich nicht der Stunde heißer Seligkeit,
Der Stunde voller Tollheit und voll Wonne,
Die mir der Genius leiht.

Denn liebend wie vorher und unterwürfig
In Deinen Arm zurück ich kehren muß,
Und bleich, von meinem offnen Haar verschleiert
Fleh ich um Deinen Kuß.

Und meine reine Stirne, die nur flüchtig
Die Siegerlippe streifte voller Glut,
Wie eines Kindes schüchtern reine Stirne
Dir still am Herzen ruht.

Ob und welchen Frieden die Dichterin zwischen den beiden Gewalten in ihrer Seele schließen wird, wage ich nicht zu entscheiden.





Kaisertum, Regierung und Volk.

Von Wolf Buttler.

(Leipzig.)

Es ist nur gut, daß wir in Deutschland leben. Bei einem Volke von heiterem Blute, von weniger Drill und angeerbter Knechtseligkeit hätte die überreichliche Wucherung der Unzufriedenheitsbazillen in den letzten Jahren vermutlich zu einigen Erschütterungen, vielleicht zu einem Dutzend Revolutiönchen geführt.

Denn es sieht wirklich eigen aus im Vaterlande. So etwas ist noch nicht dagewesen! Die Unzufriedenheit mit den politischen Verhältnissen hat so ziemlich alle Schichten der Bevölkerung gepackt; wo sie früher aus örtlichen und besonderen Ursachen sporadisch einmal auftauchte, tritt sie jetzt endemisch auf. Der Philister selbst ist zum Nörgler geworden, und die ernsten Männer sehen mit wachsender Besorgnis einer annoch sehr dunklen Zukunft entgegen.

Es wäre ganz falsch, die heutige Stimmung in Deutschland mit der bekannten Thatsache gleichsetzen zu wollen, daß im Klassenstaate notwendig ein Teil der Bevölkerung, eben die unterdrückten Klassen, sich in Opposition zur Regierung und zu den herrschenden Klassen befinden. Die Arbeiterbevölkerung steht seit Ausgang der sechziger Jahre im schärfsten Kampfe mit der bürgerlichen Gesellschaft und der aus ihr hervorgehenden Regierung; die Interessenten des mobilen Kapitals haben häufig Ursache, gegen Gesetze oder Verwaltungsmaßregeln ihre Kraft einzusetzen, und die bankerotten Junker Ostelbiens werden nicht eher von ihren Klagen, Drohungen und Rüstungen ablassen, bis sie erreicht haben, was sie wollen. (Kenner meinen freilich: auch dann nicht!) Aber alle diese Gegensätzlichkeiten in unserem Volk, von denen man noch manche aufzählen könnte, sind leicht zu verstehen, weil sie wenigstens in ihren Urformen auf klare Gründe zurückzuführen sind.

Und mit ihnen allein ist die heutige Situation nicht erklärt. Offenbar ist also die Ursache der allgemeinen Mißstimmung anderwärts zu suchen. Darüber hilft kein Wenn und kein Aber, und keine Verschleierung kann auf die Dauer die Wahrheit verdecken.

Dumpf lastet der Nebel des Mißbehagens auf allen unseren Volksgenossen, weil sie vielfach trotz liebevollen Zutrauens und trotz des größten Optimismus das Gefühl kommenden Unheils nicht loswerden. Sie haben kein klares Ziel mehr vor Augen, können nicht ergründen, wohin wir treiben.

In unseren wenig entwickelten politischen Zuständen liegt die Führung der Nation der Regierung ob. Sie hat die Ziele zu bezeichnen, den Kurs zu bestimmen. Daß es nicht so sein sollte, ändert nichts an der Thatsache, daß es so ist. Immerhin wird dabei vorausgesetzt, daß die Regierung fähig sei, ein gewaltiges Volksleben zu verstehen und die Kräfte der Gesamtheit zum Wohle aller und der einzelnen nach Möglichkeit nutzbar zu machen.

Diese Voraussetzung scheint falsch zu sein. Die gärende Unzufriedenheit des gesamten Volkes, so will uns bedünken, ist der beste Beweis, daß die heutige Regierung ihrer Aufgabe nicht gewachsen ist.

Wer aber ist die heutige Regierung?

Sind es die ephemeren Erscheinungen, die die Ministersessel zieren, und — wenn man diese Männer seit 1888 durchmustert — durchschnittlich kaum $1^1/_2$ Jahre einem Ressort vorstehen? Ist es das ganze ungeheure Heer preußisch-deutscher Büreaukratie, vom Unterstaatssekretär und dem Wirklichen Geheimen Rat herab bis zum Gendarmen, Nachtwächter und Feldhüter durch alle die zahllosen Rangstufen dieser merkwürdigen Hierarchie? Oder sind es die unverantwortlichen Ratgeber der Krone, wie die Stumm und Konsorten? Oder gar dunkle Existenzen, die mit Scheiterhaufenbriefen oder Manövern à la Tausch und Normann-Schumann ihr gefährliches politisches Spiel treiben??

Keine dieser Konjekturen kann völlig befriedigen: es mag an der einen dies, an der anderen jenes Richtige sein, aber sie treffen doch nie ganz zu. Und um das zu begreifen, ist es nötig, auch einen Blick auf unsere staatsrechtlichen Verhältnisse zu werfen.

Wir Deutschen leben in monarchischen Staaten; die drei Republiken, die sich ausnehmen wie der Renommierschulze im feudalen Offizierkorps, können wir getrost beiseite lassen. Deutschland ist ein Bundesstaat, an dessen Spitze der deutsche Kaiser steht. Er hat das Präsidium des Bundes, als dessen Organ der Bundesrat wirkt; er hat weiter das aus-

schließliche Recht, die vom Bundesrat und Reichstag gebilligten Gesetze im Reichsgesetzblatt zu veröffentlichen, ihre Ausführung zu übernehmen und zu überwachen. Ein Recht, die vom Reichstag und Bundesrat beschlossenen Gesetze zu verhindern, steht ihm nicht zu. Als Organ, mittels dessen er seine somit rein vollziehende Gewalt ausübt, bedient er sich verfassungsgemäß des Reichskanzlers, des einzigen verantwortlichen Beamten des Reichs.

Erscheint so auf den ersten Blick die Teilung der Gewalten in unserem Vaterlande außerordentlich klar und einfach, so ist sie doch in Wirklichkeit durch mannigfache Umstände sehr kompliziert. Die ganze Verfassung ist ihrer geschichtlichen Entstehung nach zugeschnitten auf ganz bestimmt qualifizierte Personen. Sie setzt voraus zunächst einen zurückhaltenden Monarchen von ruhigem Temperament, ohne den Ehrgeiz wirklich zu regieren, sie setzt ferner voraus einen Reichskanzler, dem die Gabe eignet, Reichstag und Bundesrat für seine Pläne zu gewinnen, ebenso aber auch das Vertrauen des Monarchen sich zu erhalten. Den Bundesrat zu lenken und zu leiten, ist für einen Kanzler sehr einfach: er kommandiert, höflich ausgedrückt heißt das: instruiert die Stimmen der preußischen und von Preußen abhängigen Bundesratsmitglieder und hat damit eine sichere Mehrheit für sich. Schwieriger mag es unter Umständen dem leitenden Staatsmann sein, das Vertrauen des Kaisers sich zu wahren. Am schwierigsten ist zweifellos die Stellung des Kanzlers zum Parlament.

Der Reichstag, aus allgemeinen Wahlen hervorgegangen, repräsentiert der Idee nach den Volkswillen: aber der Volkswille ist nicht einheitlich, nicht auf das gleiche Ziel gerichtet; soviel Interessengruppen im Volke vertreten sind, soviel Spaltungen zeigt der Volkswille. In Wirklichkeit tritt der parlamentarische Majoritätswillen an Stelle des Volkswillens, und die Majoritäten setzen sich bei verschiedenen Gelegenheiten ganz verschieden zusammen.

Nun hat aber keineswegs die im Kanzler personifizierte Reichsregierung das Mandat des jeweiligen Majoritätswillens, sie wird vielmehr ohne Rücksicht auf das Parlament oder seine Mehrheit vom Kaiser ernannt. Leicht erklärlich, daß sie sich in der unglücklichsten Lage befindet, wenn sie auf Befehl des Kaisers regieren soll, ohne doch des Beifalls einer Reichstagsmehrheit sicher zu sein.

Und so geht es der heutigen deutschen Regierung.

Wilhelm II., den man sehr mit Unrecht sich immer noch als einen jugendlichen Mann vorstellt, — ist er doch bereits 38 Jahre alt und

schon fast zehn Jahre an der Regierung — hat unter seinen vielen prägnanten und charakteristischen Aussprüchen auch einen gethan, der sehr viel zur Erkenntnis unserer Zustände beitragen kann. Er sagte: „Ich will mein eigener Kanzler sein!" In einer Umgebung, die des lastenden Druckes einer rücksichtslosen Persönlichkeit wie der Bismarcks längst müde war, mag dies Wort dem Monarchen unzählige Lobpreisungen eingebracht haben: dem nüchternen Beobachter politischer Thatsachen weiß die Weltgeschichte kaum von einem verhängnisvolleren zu berichten. Ganz verkehrt ist es, dabei Vergleiche mit dem L'Etat c'est moi des Roi Soleil anzustellen, oder andererseits mit einem Ausspruch Friedrich II. von Preußen.

Es war ganz gewöhnliche Koketterie, wenn ein so außerordentlich selbstbewußter und trotz seiner weltmännischen Formen doch auch herrschsüchtiger Fürst wie Friedrich sich als den ersten Diener des Volkes bezeichnete; nur politische Narren und berufsmäßige Hohenzollernverhimmler können einen solchen Spruch wörtlich nehmen. Denn es war unter den gegebenen Verhältnissen ganz gleichgiltig, ob Louis XIV. sich als Sonnengott oder Friedrich sich als Diener seines Volkes aufspielte: beide waren absolute Herrscher, deren Stellung nicht im geringsten durch eine derartige Bezeichnung verändert wurde.

Ganz anders mit Wilhelm II. Bei ihm bedeutete jener erwähnte Ausspruch wirklich eine Änderung seiner Stellung. Er legte, um einen Bismarckischen Ausdruck zu gebrauchen, die ministerielle Bekleidung ab und stieg aus heiteren olympischen Höhen in die Arena des täglichen politischen Kampfes herab. Das schaffte mit einem Schlage eine ganz neue politische Situation in Deutschland. Das Amt des Reichskanzlers, bisher eine stark centralistische Institution, verlor sofort diesen Charakter und bekam den eines Kabinetts im absolutistischen Sinne des Wortes, wobei daran erinnert werden mag, daß das Civil- und Militärkabinett des Monarchen unter Wilhelm II. eine ganz besondere Verstärkung ihres Einflusses errangen. Der Reichskanzler ist nur mehr formal, juristisch, für die Regierung verantwortlich, die weltgeschichtliche Veranwortung für die Regierung hat der Kaiser ausdrücklich auf seine eigenen Schultern genommen. Und er that das nicht aus einer bloßen flüchtigen Laune, sondern das entspricht seinem ganzen Wesen, seiner innersten Überzeugung, seiner Meinung von Herkunft, Zweck und Bedeutung seines Fürstenberufes. Wilhelm II. faßt das „von Gottes Gnaden" nicht in dem laxen Sinne einer höfischen, antiquierten Formel auf, wie die meisten seiner Zeitgenossen, sondern er

fühlt sich als der Gottberufene, als Verwalter göttlicher Macht und Träger göttlichen Willens. Der einige Gott hat aber notwendig einen einigen Willen. Das führt völlig logisch zu dem Ausspruch: „Mein Kurs ist der richtige, er wird weiter gesteuert.

Eines fließt hier notwendig aus dem anderen, eins trägt das andere: man kann keinen Baustein aus diesem Ideengebäude herausreißen.

Aber man kann das Ideengebäude im ganzen für falsch gebaut halten.

Auch der höfischste der Höflinge wird nicht behaupten wollen, daß die Mehrheit oder auch nur eine erhebliche Minderheit unserer Volksgenossen die gleiche Auffassung vom König-, und Gottesgnadentum habe. Sie widerspricht vielmehr in ihren Grundzügen den landläufigen Vorstellungen von diesen Dingen. Schade nur, daß man nicht überall im Volke eine objektive Würdigung dieses Zwiespaltes findet; es gehört dazu sicher doch eine reifere Erkenntnis, als sie bei der unerschuldeten mangelhaften Schulbildung der allermeisten Deutschen vorausgesetzt werden darf. Darum erscheinen dem gemeinen Manne die kaiserlichen Willensäußerungen ganz anders, wie dem Psychologen, reizen ihn zum Widerspruch im einzelnen, wo er den Gegensatz im Ganzen kaum ahnt.

Nun ist es aber ein heikles Ding mit dem Widerspruch gegen besagte Willensäußerungen. Im deutschen Strafgesetzbuch finden sich zehn Paragraphen, die die Person des Herrschers aus der Sphäre der allgemeinen Rechtsgleichheit herausheben und ihr besonderes Recht, besonderen Schutz gewährleisten. Es ist in der juristischen Konstruktion sehr wohl denkbar, daß ein Fürst sich zu schweren Beleidigungen eines Unterthanen hinreißen läßt, dem dann jede Möglichkeit einer rechtlichen Sühnung, geschweige denn der Selbsthilfe abgeschnitten ist. Ob solche Fälle in praxi vorkommen, kann dahingestellt bleiben. Jedenfalls steht das fest, daß gar viele aus dem Volke gerade im letzten Jahrzehnt Veranlassung zu haben glaubten, Kritik an kaiserlichen Worten zu üben, wobei sie sich dann erschreckend häufig in den Maschen der Majestätsbeleidigungsparagraphen verfingen. Die Erbitterung, die das starke Anschwellen der Bestrafungen wegen Majestätsbeleidigung im Volke erregt hat, ist sehr erheblich. Die simplen Leute begreifen zumal nicht, warum wohl in Deutschland Duellanten und Polizisten, die ihr Amt zu Mißhandlungen von Bürgern mißbraucht haben, häufig begnadigt werden, nie aber ein Majestätsbeleidiger. Es kann doch, so denken sie, den Kaiser im Grunde genommen gar nicht beleidigen, wenn ein trunkener Mann oder eine geistig beschränkte Frau einmal ein unziemliches Wort

über ihn sagt, und gleich sind sie mit allerhand Erinnerungen an den alten Fritzen zur Hand, Anekdoten werden erzählt und Vergleiche gezogen.

Aber auch hier muß wiederum auf die Unmöglichkeit eines Vergleiches hingewiesen werden. Der Spötter von Sanssouci hegte von seinem spezifischen Gottesgnadentum die denkbar skeptischsten Ansichten, das konnte in seinen Augen schwerlich angetastet werden; und seine Person? Bah, — was war ihm ein dummer Kerl mit ungewaschenem Maule! Hinwiederum fühlt sein Nachfahre seinen ganzen Anschauungen nach in jeder Majestätsbeleidigung den Vorstoß gegen die überirdische Gewalt; und das kann er von seinem Standpunkte aus viel schwerer oder garnicht verzeihen.

Jedoch fehlen neben solchen psychologischen Schwierigkeiten der neuen politischen Situation doch auch nicht die praktischen.

Wilhelm II. hat die allerverschiedenartigsten Interessen und Pflichten. Deshalb ist es vollkommen unmöglich, daß er sich um das Detail der Regierung bekümmere: allein schon aus der Thatsache, daß der Kaiser gezwungen ist, ungefähr die Hälfte des Jahres auf Reisen zu leben, kann man sich begreiflich machen, wie sehr schwierig es für ihn ist, die Regierung des großen Reiches selbst zu leiten, „sein eigener Kanzler zu sein". Die Minister stehen nicht in fortwährender Fühlung mit ihm und werden dadurch selbst unsicher und schwankend in ihren Entschlüssen. Andererseits aber muß sich der Monarch gewiß oftmals Auskunft bei seiner Umgebung holen, die doch schwerlich nur nach geschäftlichen Rücksichten zusammengesetzt ist und sicher nicht immer aus den verantwortlichen Männern besteht.

Auf diese Weise ging zunächst der Konnex mit der Volksvertretung vollkommen in die Brüche. Kaiser und Reichstag können nach der Verfassung unter keinen Umständen miteinander geschäftlich verhandeln, und als bei Gelegenheit der letzten Marinevorlage davon gemunkelt wurde, der Monarch gedenke in einer Sitzung der Marinekommission persönlich seine Ansichten vorzutragen, da wurde dieses Gerücht von den verschiedensten Seiten mit Recht energisch dementiert. Da aber die Regierung für nicht vielmehr als eine Coulisse gilt, so mußte es doch zu gewissen Verschiebungen auch in diesem Verhältnis über kurz oder lang kommen.

Charakteristisch dafür sind vor allem zwei Thatsachen. Einmal die ganz außergewöhnliche, bittere Kritik des Kaisers am Reichstag in jenem vom Reichsanzeiger nicht desavouierten Telegramm an den Admiral

Prinzen Heinrich von Preußen, in dem die Abgeordneten des deutschen Volkes als „vaterlandslose Gesellen“ oder so ähnlich bezeichnet wurden; andermal die wachsende Unmöglichkeit an jenem parlamentarischen Brauche, die Person des Monarchen außer Debatte zu lassen, festzuhalten. Hier drängt alles zu einer Klärung, und der bekannte Antrag auf Abschaffung der Majestätsbeleidigungsparagraphen, der sicher wiederkommt, wird noch oft die Gelegenheit dazu bieten.

Wie diese Konflikte schließlich ihre Lösung finden werden? Darüber Vermutungen anzustellen ist außerordentlich schwer und wohl auch unfruchtbar. Faßt man diese Dinge sub specie aeterni, so verlieren sie wesentlich an Bedeutung; die Gegensätze verschwimmen, die Personen verlieren sich im ungeheueren Gewimmel, und mit ihnen verschwindet ihr Hassen und Lieben. Gegensätze, die heute unser Volksleben zerreißen, werden zu unbedeutenden Nebenerscheinungen und umkränzen gleichsam nur die großen Geschehnisse. Was heute als schwere Krankheit gilt, wird dann erst richtig als Symptom gedeutet. Die gewaltigen sozialen Umwälzungen, die unserer Zeit das Gepräge geben, gehen unaufhaltsam vor sich, und nie rastet die Entwickelung. Die Annäherung unserer politischen Verhältnisse an den Absolutismus ist nur eine Episode, und wenn sie für die Lebenden von erheblicher Bedeutung ist, so werden Spätere doch nur schwer sich unsere Befürchtungen und unsere Hoffnungen vergegenwärtigen können.

Man wird später das heutige Verhältnis von Monarchie, Regierung und Volk in Deutschland anekdotisch verwerten; vielleicht kommt einmal wieder die Zeit für einen betriebsamen Historiker à la Quidde, der darüber eine sensationelle Broschüre schreibt.





Münchner Brief.

Von Gustav Morgenstern.

(Lochham.)

Für Sonnabend, den 12. Juni, kündigten die Theaterzettel nicht weniger als drei Erstaufführungen auf einmal an. Man traute seinen Augen kaum. Es sah ja fast so aus, als befänden wir uns in der Theaterhochsaison. Aber es war die reine, bittre Wahrheit. Das Gärtner-Theater, das deutsche Theater und das Volkstheater, alle schienen sie so überreich an Novitäten zu sein, daß sie mit ihrem Reichtum nicht wußten wohin.

Der Tag war bezeichnend für die Geschäftigkeit, die in den beiden Monaten Mai und Juni an den Münchner Theatern herrschte. Keine Woche verging ohne irgend eine Novität, trotzdem die Häuser nur selten voll besetzt waren. Das schöne Wetter lockte zu Ausflügen in die Umgegend und zu dem Besuch der kühlen Bierkeller, und die Theaterdirektoren schienen alles daran setzen zu wollen, um das Unmögliche möglich zu machen, um die guten Münchner in die dumpfen Theaterräume zu ziehen.

Die Direktion des Hoftheater zeigte sich noch am zurückhaltendsten. Sie bot zwei wenig interessante Gastspiele. Einmal präsentierte sich Herr Ferdinand Suske aus Berlin als Charakterspieler im Doktor Klaus, im Kaufmann von Venedig und in Molières Geizigen, ohne durchschlagenden Erfolg zu erringen. Er erwies sich als bedächtig schaffender Künstler, der kaum je aus dem Rahmen eines tüchtigen Ensembles durch hervorragende Leistungen heraustreten, aber auch kaum je erheblichen Schaden anrichten wird. Er ist engagiert worden, und das Schauspielpersonal der Hofbühne weder bereichert noch geschädigt worden. Dann stellte sich Frl. Julie Serda aus Königsberg vor. Sie spielte die Luise Millerin als Bürgermädchen mit Fischblut in den Adern und schien auf die Mitspielenden den Einfluß auszuüben, daß sie ihr Temperament noch mehr versteckten, als es sonst an den Hofbühnen Sitte ist. Es war die langweiligste Vorstellung von Kabale und Liebe, die ich hier gesehen habe. Gleichermaßen mit abgedämpfter Leidenschaft spielte die Dame die Julia in Romeo und Julia. Es ist am besten, sich nicht weiter bei der Leistung aufzuhalten. Bezeichnend für die Sittlichkeit der Hofbühne war, daß die arme Julia sich gefallen lassen mußte, als sechzehnjähriges Mädchen auf die Bretter zu kommen. Mit vierzehn Jahren den geliebten Romeo zu sich ins Zimmer zu lassen — pfui, wie unsittlich! ganz gegen bayrisches Gesetz!

An Novitäten brachte die Hofbühne zwei. Die eine davon „Der Blender", Schauspiel in 5 Akten von Gottfried Böhm, erwies sich als eine Dilettantenarbeit

schlimmster Sorte, mit deren Aufführung dem Verfasser, der immer und immer wieder versucht, die Bühne zu erobern, kein Dienst erwiesen wurde. Der Stoff des Stückes ist an sich nicht uninteressant. Ein junger Offizier behauptet unter schwierigen Umständen im ersten Akte eine Unwahrheit unter Ehrenwort und muß vier Akte dafür büßen. Vom rein menschlichen Standpunkte aus kann ihm kaum ein schwerer Vorwurf gemacht werden; es fragt sich bloß, ob ein militärisches Ehrengericht eine Abweichung vom starren Ehrbegriff des Offiziers gestatten wird. Der Verfasser nimmt das an, aber er führt seine Sache nicht überzeugend durch. Man denke sich folgende Handlung: Der junge Offizier sagt unter Ehrenwort aus, daß er von der gefallsüchtigen Frau seines Majors nicht besucht worden sei. Als sich herausstellt, daß seine Aussage falsch war, vergiftet sich der Major aus Gram zwischen dem ersten und zweiten Akt in Gegenwart einer jungen Dame, die nach dem zweiten Akt verschwindet, niemand weiß wohin. Im dritten Akt wird die Witwe verdächtigt, den Mann vergiftet zu haben, und im Verlauf der Angelegenheit sieht sich der junge Offizier genötigt, sich selber dem Ehrengericht zu stellen. Es sieht für ihn nicht gut aus. Da erscheint mit einem Male die verschwundene junge Dame unter den zu Gericht sitzenden Offizieren und bringt ein Schreiben des Majors zum Vorschein, das dieser geschrieben, nachdem er Gift genommen, und in dem er das Verhalten des Offiziers rechtfertigt. Daraufhin erfolgt Freisprechung, und der junge Mann verlobt sich schleunigst mit der jungen Dame aus Brasilien, die er schon lange liebt, ohne daß man etwas davon gemerkt hat. Man denke sich nun die auftretenden Personen alle ein und dieselbe Sprache redend, gesucht geistreich, gequält, reich an unfreiwillig komisch wirkenden Stellen, und man wird begreifen, daß das reservierte Publikum des Hoftheaters endlich einmal die Geduld verlor und zu lachen anfing, ja in ein schallendes Gelächter ausbrach, als die brave Brasilianerin plötzlich unter den Offizieren auftauchte mit dem befreienden Briefe des edelmütigen Majors.

Mit der anderen Novität, einem Einakter „Die Pflicht" von Friedrich Fürst Wrede, hatte die Hofbühne mehr Glück. Auch hier ist freilich die Handlung nichts weniger als einwandfrei. Ein Schauspieler hat nach einjähriger Ehe seine Frau in schwangerem Zustande verlassen, nachdem er einen Mord begangen. Total verlumpt kehrt er nach 17 Jahren als Direktor einer Schmiere zurück und will der Mutter die inzwischen herangewachsene Tochter entziehn. Die Mutter kämpft für ihr Kind und schießt schließlich den Komödianten mit derselben Pistole über den Haufen, mit der er vor Jahren den Mord begangen hat. Die Geschichte mit dem Mord und mit der losgehenden Pistole am Schluß (man denkt an das verhängnisvolle Messer der Schicksalstragödie) ist kaum besonders glücklich erfunden, und auch sonst ist die Fügung der Scenen manchmal recht ungeschickt. Dafür ist der Charakter des verlumpten Komödianten hier und da überraschend gut herausgearbeitet, und im Dialog finden sich Treffer, die den Achtungserfolg des Stückes rechtfertigen. Dazu kam, daß Herr Basil den verlumpten Schmierendirektor so vortrefflich auf die Beine stellte, daß man sich schon dieser schauspielerischen Leistung wegen das kleine Stück ansehen konnte.

Wenn ich nun noch erwähne, daß das Hoftheater so anspruchslos war, das Schauerdrama „Die Hochzeit auf Valeni" von Ludwig Ganghofer und Marco Brociner wieder auszugraben, so hab ich alles aufgezählt, was die vornehmste Bühne Münchens in den zwei Monaten auf dem Gebiete des Schauspiels an Neuem zu bieten für gut fand. Überanstrengt hat sie sich kaum.

Um so eifriger wurde im Gärtnertheater und im deutschen Theater gearbeitet.

Das Gärtnertheater bot seinem Publikum zwei bedeutsame Gastspiele und zwei Novitäten. Von den beiden Novitäten war die eine, das vieraktige Volksstück „Dunkle Mächte" von Serge Lensky (d. i. Baron von Schewitsch), für das Gärtnertheater etwa das, was für das Residenztheater „Der Blender" war.

Das Stück spielt in Rußland. Im ersten Akte wird ein armes Bauernmädchen Tanja vorgestellt, die einmal einen armen Bauernburschen Gregor liebt, andrerseits mit dem Grafen Ramiroff mehr oder weniger freundschaftliche Beziehungen unterhält. Es ist köstlich, wie die Dirne über ihr zwiespaltiges Wesen Bescheid zu geben weiß, als hätte sie ihren Charakter wie ein Professor der Psychologie zergliedert. Der gute Gregor, der nebenbei als halber Revolutionär Flüchtlingen weiterhilft, überrascht den Grafen, wie er gegen Tanja zudringlich wird, und würgt ihn, sodaß man meint, der edle Herr sei am Ende des ersten Aktes tot. Aber, wie das wohl in Kolportageromanen vorkommt, am Anfang des zweiten Aktes ist der Graf sehr lebendig und hat bloß einen zerschundenen Kopf, und jetzt nimmt er Rache. Er beauftragt den Chef der Kreispolizei, eine echte Operettenfigur, Gregor ins Gefängnis zu schleppen, Tanja aber nicht von dannen zu lassen. Inzwischen haben Tanja und Gregor nächtliche Hochzeit gefeiert und sich schleunigst als brave Leute vom Dorfpriester hinterher heimlich trauen lassen. Kaum hat sie der Priester verlassen, so kommen die Schergen, die Gregor ins Gefängnis, Tanja nachhause schaffen. Zwischen dem zweiten und dritten Akt ist ein Jahr vergangen. Tanja hat inzwischen bei ihrer Mutter ein Kind geboren und muß von der Dorfgemeinde eine Art Haberfeldtreiben über sich ergehen lassen. Von Gregor hat sie nichts erfahren, da der Polizeichef alle Briefe auffängt. Wir hören aber, daß er in Petersburg Aussicht hat, Volksschullehrer zu werden. Tanja will in ihrer Verzweiflung in den Fluß springen; da fängt sie rechtzeitig der Graf auf und nimmt sie mit aufs Schloß. Der vierte Akt spielt in einem Petersburger Variététheater. Tanja ist Tingeltangelsängerin feinerer Sorte geworden, aber natürlich nebenher sehr traurig, wie das bei solchen Mädchen sein muß, wenn man sie anständigerweise in einem Theaterstück verwerten will. Während nun Tanja im Theater ein rührendes Volkslied singt, erscheint Herr Gregor auf der Bildfläche. Er ist arg heruntergekommen. Da er von Tanja keine Briefe bekommen hat, ist er nicht Volksschullehrer geworden, sondern hat sich dem Trunke ergeben. Nachdem sie ihr Lied gesungen, trifft Tanja mit Gregor zusammen. Sie fliegen sich in die Arme. Es ist sehr rührend. Aber Gregor ist neugierig. Er fragt Tanja, ob sie ihm treu geblieben. Als er auf seine Frage keine Antwort bekommt, knallt er den Grafen nieder, der rechtzeitig auf der Bildfläche erscheint, und stellt sich mit revolutionärem Pathos als die personifizierte geknechtete russische Volksseele vor. Die Claque rührte kräftig die Hände.

Die andre Novität, die das Gärtnertheater aus eigenen Mitteln aufbrachte, war ein biedres oberbayrisches Volksstück „Z'wegen der Lieb" von Hans Neuert. Es war eine Festvorstellung. Herr Neuert feierte das Jubiläum 25jähriger Wirksamkeit am Gärtnertheater, und präsentierte sich bei dieser Gelegenheit dem Publikum als Schauspieler, als Regisseur und als Dichter. In den ersten beiden Eigenschaften, als Schauspieler und Regisseur, hat er seine unbestrittenen Verdienste und erwarb sich an diesem Abend neue Lorbeeren. Anders steht es mit dem Dichter Neuert. Er hat ja bekanntlich ein paar Volksstücke auf dem Gewissen. Sie sind von der gewöhnlichen Art, die uns nicht mehr recht behagen will. Wer von Anzengruber und

Ruederer herkommt, kann seiner Dichterei keinen Geschmack abgewinnen. Das neue Werk war herzlich schwach und arbeitete mit den hergebrachten Mitteln. Der Beifall war natürlich groß, aber das Stück scheint sich doch erfreulicher Weise nicht halten zu können.

Von ganz andrer Art waren die Darbietungen, die uns die Gäste des Gärtnertheaters brachten.

Zunächst stellte sich eine französische Truppe ein, die zu Unrecht nach einer ältlichen Schauspielerin Frl. Josset genannt wurde. In Wirklichkeit interessierten von der Truppe nur Herr Duméný und besonders der Begründer der Pariser Freien Bühne, Herr Antoine. Es ging also hier ebenso wie in Wien und Berlin, und ich kann auf die betreffenden Berichte verweisen. Von den aufgeführten Stücken konnte im Grunde genommen nur eines interessieren, La Parisienne von Henry Becque, ein bitterböses Pariser Sittenstück. Die Bitterkeit, mit der Becque die genußsüchtige Pariserin schildert, erinnert an Strindberg, nur daß der Franzose weit mehr Maß zu halten verstanden hat und weit mehr Spott und Hohn zeigt, wo Strindberg in ohnmächtige Wut gerät. Der Franzose hat freilich auch in seinem Lande nicht die wahnwitzigen Ausschreitungen der Frauenemanzipation erlebt, die der Schwede mit ansehn mußte!

Und nun zu dem erfreulichsten Ereignis der beiden Theatermonate, zu dem Gastspiel des deutschen Volkstheaters in Wien. Das paßte so recht ins Gärtnertheater hinein. Das zeigte, was das Gärtnertheater selber leisten sollte und nicht leistet. Wir sahen die Musteraufführungen dreier Anzengruber'scher Stücke, des Pfarrers von Kirchfeld, des Meineidbauern und der Kreuzelschreiber. Den Jubel werde ich nicht so leicht vergessen, der losbrach, als die Kreuzelschreiber über die Bühne gingen, den Jubel über das Stück und über das Spiel. In erster Linie eine herrliche Darstellung des Steinklopferhans durch Herrn Martinelli. Anzengruber hat kaum eine Figur geschaffen, in die er so viel von seiner eignen Lebensanschauung hineingelegt hat, wie diesen Steinklopferhans, der unter den elendesten Verhältnissen gelernt hat, zu der Welt ja zu sagen. Du lieber Gott, wie klingt doch das ganze dekadente Geflöte von der Angst vor dem Leben u. s. w. angesichts einer solchen Gestalt! Und wie schlicht und einfach spielte dieser Martinelli. Es war an ihm alles so selbstverständlich, jeder Ton, jede Bewegung; das war seit langer Zeit das Beste und Feinste, was auf diesen Brettern zu sehn gewesen, die unter dem Einflusse eines beliebten Komikers allmählich zur Heimstätte für blöde Possen herabgesunken sind.

Einen ganz ungetrübten Eindruck hat freilich das Gastspiel der Wiener nicht hinterlassen. Sie brachten auch eine alberne amerikanische Posse „Der kleine Lord", in der Frl. Retty in einer Hosenrolle Triumphe feierte. Und sie brachten ein sogenanntes Volksstück von L. Karlweis „Das grobe Hemd", das namentlich in den letzten beiden Akten nichts ist als eine Posse mit dem unangenehmen Beigeschmack protzigen Philistergeistes. Darüber schnell hinweg.

An demselben Tage, an dem die Wiener Gäste zum erstenmale „Das grobe Hemd" spielten, brachte das Volkstheater eine banale dreiaktige Komödie „Die Herrgottskinder" von Rudolf Greinz heraus, in der falsche Frömmigkeit mit billigem Behagen gegeißelt wird, und das deutsche Theater ein pseudonaturalistisches Stück von C. Viebig „Barbara Holzer", in dem die betrübende Geschichte einer Magd erzählt wird, die den Bauernsohn ermordet, der ihr ein außereheliches Kind gemacht hat. Der Naturalismus des Stücks besteht hauptsächlich darin, daß die

Personen einen Dialekt sprechen, der im Kyllthal bei Trier zuhause ist. Die Schauspieler stolperten in einemfort über diesen merkwürdigen Dialekt und verdarben völlig was das Stück etwa noch Gutes hat.

Das war der böse Mißerfolg, den das deutsche Theater unter der neuen Direktion aufzuweisen hat. Sonst ist manches Gute zu berichten. Es ist vor allem fleißig gearbeitet worden. Mit dem Personal, das die Bühne nun einmal hat, sind ganz respektable Aufführungen zustande gebracht, darunter einige von wertvollen Stücken. Daß schreckliche Schwänke wie „Sascha“ von Hirschberger, „Seine Gewesene“ von Brentano und Tellheim, daß die langweilige „Demimonde“ des jungen Dumas und die „Haubenlerche“ von Wildenbruch gegeben wurden, mag nebenbei erwähnt werden. Aber wir haben auch eine anständige Aufführung des „Tschaperl“ von Hermann Bahr gesehn — wegen des Stückes vergleiche den Wiener Bericht — und eine Aufführung von Zolas „Therese Raquin“, in der Frl. Betty L'Arronge die alte Raquin ganz ausgezeichnet gab.

Dieselbe Schauspielerin, entschieden die beste künstlerische Kraft des neuen Personals, machte sich auch verdient um die neueste Ruhmesthat des akademisch-dramatischen Vereins, der im deutschen Theater zum Besten der Liliencron-Stiftung den ersten Teil von Björnsons „Über die Kraft“ zur Darstellung brachte.

Das Stück erlebte damit seine erste Aufführung in Deutschland. Außer im Norden, ist es nur einmal in Paris aufgeführt, und zwar mit sehr starkem Erfolg. Im deutschen Theater war der Erfolg gleichfalls stark, aber nur äußerlich; es ist daher von einer öffentlichen Aufführung, die vorgesehn war, Abstand genommen worden. Das Stück ist nun schon an die 15 Jahre alt. Es erschien kurze Zeit nach dem hysterischen „Handschuh“, mit dem sich Björnson die Herzen aller sittsamen alten Jungfern und aller lendenlahmen braven Jünglinge und Greise eroberte. Es ist auch ein Tendenzstück, und seine Tendenz hat in München mehr fremdartig als begeisternd oder abstoßend gewirkt. Björnson will bekanntlich in den einzelnen Teilen von „Über die Kraft“ das behandeln, was auf den verschiedenen Gebieten modernen Lebens über menschliches Vermögen geht. In dem ersten Teil bewegt er sich auf religiösem Gebiet. Das Christentum geht „über die Kraft“. Der christliche Glaube giebt nicht die Kraft des Wunderthuns. Der Pfarrer Sang erfüllt die Forderungen des Christentums aufs ernsteste; wenn einer auf Erden Christ ist, so ist er es. Aber trotzdem ist ihm die Kraft des Wunders versagt. Er besitzt die Gabe des Hypnotisierens in hohem Grade, und er selbst wie seine Gemeinde meint, daß ihm seine Heilkraft durch seinen Glauben beschert sei. Er muß erleben, daß seine Meinung irrig ist. Er rafft alle seine Kraft zusammen, um durch seine Gebete die Heilung seiner seit Jahren ans Bett gefesselten Frau zu erwirken. Wirklich erhebt sie sich vom Lager und schreitet ihm unter dem Jubel der Menge entgegen, die ein Wunder zu sehn meint. Als sie ihn aber erreicht hat, bricht sie tot zusammen. Seine hypnotisierende Kraft hat zwar erreicht, daß die Frau für einige Augenblicke sich aufrafft, dafür aber den Tod beschleunigt. An der Leiche zieht der Zweifel ins Sangs Brust ein: im innersten getroffen, stürzt er selbst tot zusammen.

Es ist von diesem Stück viel Wesens gemacht worden; wie mir scheint, sehr mit Unrecht. Von der Tendenz, die Unmöglichkeit des Wunderglaubens darzuthun, kann hier ganz abgesehen werden; denn es glaubt doch kein Mensch, daß das eine Dichtung vermag. Wenn in einer Dichtung ein Mensch der Glauben an ein Dogma verliert, so fällt damit nicht das Dogma, es mag etwas wert sein oder nicht. Das

einzige, worauf es ankommt, ist, zu zeigen, wie der Glaube an das Dogma oder der Verlust des Glaubens das seelische Leben eines Menschen beeinflußt. Ob Sang mit seiner Ansicht, daß der Glaube Wunder thun kann, recht hat, ist nur insofern für das Drama wichtig, als dieser Glaube seine Person betrifft. Nun besteht aber, von diesem Standpunkte aus, die ganze Handlung des Dramas darin, daß Sang zwei Akte lang seinen Glauben hat und in der letzten Scene zweifelt und schleunigst stirbt. Das scheint mir herzlich wenig dramatischer Gehalt, ich kann mir nicht helfen. Dazu kommt, daß in dem Drama das Beiwerk alles überwuchert. Den meisten Raum des Stückes füllen Auseinandersetzungen andrer Personen über den Wunderglauben; die kranke Frau nimmt Stellung, die Kinder Sangs und eine Reihe von Pastoren. Die letzteren in einer Szene des zweiten Akts, die nur störend wirkt. Während Sohn und Tochter und Gemeinde das Gelingen des Wunders mit Bangen erwarten, zerreißt ihr Gewäsch die ganze Stimmung; so geschickt die Scene aufgebaut sein mag, sie wirkt doch nur satirisch und hat mit der Hauptsache, der Handlung des Stücks, gar nichts zu thun. Neben der Fülle des Nebenwerks bleiben für Sang, die Hauptperson, ganze zwei Scenen; im ersten Akt die rührende, ergreifende Scene mit den Kindern, in der diese ihren Unglauben beichten, und dann im zweiten die kurze Schlußscene.

Die kranke Frau spielte Frl. L'Arronge. Sie hat nie seelenvoller und ergreifender gespielt als im Eingang des ersten Akts, und es lag nicht an ihr, daß das Publikum enttäuscht war, als dann Sang auf die Bühne trat. Die Bewunderung, die Liebe und Verehrung, die aus ihren leisen Worten klang, ließ die Idealgestalt eines Glaubenshelden erwarten. Besser konnte das wirkungsvolle Erscheinen Sangs nicht vorbereitet werden. Aber dann erschien der berühmte Gast Emanuel Reicher, und die Erfüllung blieb total aus. Es fehlte ihm alle die imponierende Hoheit in Erscheinung und Spiel, die die Figur verlangt. Es trat das Schlimmste ein, was in dem Falle eintreten konnte, man glaubte ihm den Glauben nicht.

Ganz anders einige Tage darauf, als Herr Reicher den Rittmeister in Strindbergs „Vater" gab. Diese krankhafte Gestalt lag ihm, und er feierte hier den Triumph, der ihm am ersten Abend ausblieb. Er hat dann noch in Sardous „Marquise" und in Dumas „Kean" gespielt, wie aus den Zeitungen zu ersehn, mit starkem Erfolg. Ich konnte den Vorstellungen nicht beiwohnen und kann daher nicht weiter über sein Gastspiel berichten.

Seit dem ersten Juli hat das deutsche Theater vorläufig seine Vorstellungen eingestellt, wie es heißt, für kurze Zeit. Hoffentlich sind die Befürchtungen wegen seines Weiterbestehens grundlos.



Kritik.

Romane und Novellen.

Prinzessin Fee. Wiener Roman von Truth. Berlin u. Leipzig. T. Trautweinsche Buchhandlung. 1897. 163 S.)

Aus unserer Zeit. Geschichten von Hermine Villinger, illustriert von Kurt Liebicke (Stuttgart, Verlag von Adolf Bonz u. Comp. 1897. 259 S. Mk. 3. —).

Oben und Unten. Sozialer Roman aus der Gegenwart von M. Andrae-Romanek. (Göttingen, Vanderhoek u. Ruprecht. 1896. 309 S. M. 3 60 Pf., geb. 4 Mk. 50 Pf.).

Der verlorne Sohn. Berliner Sittenbilder von Paul Bliß III. Tausend. (Frankf. a. M. Verlag von Alfred Vaternahm. 1897. 131 S.

Ein Vampyr und Andres. Novellen von Paul Hartwig. (Frankf. a. M. Verlag von Alfred Vaternahm. 1897. 102 S.).

Aus fremder Seele. Eine Spätherbstgeschichte von Lou Andreas-Salomé (Stuttgart J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 1896. 154 S. Mk. 2 —).

Die Prinzessin Fee ist ein ganz gemeines Frauenzimmer, deren Tagebuch, das jedem Freudenmädchen niederster Art alle Ehre machen würde, uns als Wiener Roman verabreicht wird. Ja wären's graziöse Hetärenbriefe oder dergleichen, aber so ein plumpes Machwerk! Schon S. 4 lugt ein Bett unter seinen Spitzenvorhängen wie ein keuscher (!) Traum eines Dornröschens und seines Prinzen zusammen. Verheiratet ist diese Fee mit einem Mustergatten, dessen Lebensberuf die „Liebe" ausmacht, wie sie Truth versteht. Natürlich hat die Fee Schulden und Liebhaber. Natürlich darunter einen Grafen. Natürlich ist der ein „Teufel", was schon daraus ersichtlich, daß der Graf einen Wagen mit vier Schimmeln, in weißes, silbergepreßtes Leder gespannt, lenken kann. Außerdem liebt sie auch einen außerordentlich dämlichen Prinzen, der trotz allem seine Fee heiratet, ist er ja doch an der ganzen Schweinerei schuld, weil er diese Donna zur Abwechslung mal liebt ohne Anführungszeichen. Ja dieser Prinz ist schließlich noch froh, daß alles so gut abgelaufen, „denn unterdrückte Leidenschaft löst sich gewöhnlich in Perversität auf", orakelt er. Zwischendurch wird Nietzsche zitiert, mit allerlei modernen, aufgeschnappten Brocken um sich geworfen, und als Motto müssen zwei Strophen aus Goethe „Der Gott und die Bajadere" herhalten. Alles ohne Spur von Kunst, nur schamlos. Diese Fernande Ostheim, so heißt die Fee nämlich als liebende Gattin, ist eine Circe, die in geistreicher Variation des bekannten Themas sich selbst erst in ein Schwein verwandelt, bevor sie dasselbe bei ihren Liebhabern und Lesern versucht. Sie grunzt zwischendurch etwas wienerisch, des-

halb „Wiener" Roman. Kein Funke Takt in dem Ganzen. Pfui Teufel!

Da ist mir Hermine Villinger bedeutend lieber, obwohl sie diesmal nur ein paar leichte Sächelchen gebracht hat. Unterhaltungslektüre für die gute Stunde und ähnliche Familienblätter, aber nicht gerade zur guten Stunde konzipiert. Noch ein Schrittchen weiter abwärts, und die Freude aller Backfische, die Hans Arnold ist erreicht. Man merkt zu wenig von dem Talent, das ihr verliehen ist. Muß sie um Geld schreiben, soll ihr's diesmal verziehen worden sein, sonst ist's unverantwortlich.

Da wäre als dritte die Andrae-Romanek mit ihrem national-sozialen Roman, der eigentlich nur eine natoinal-soziale Broschüre in Dialogform ist. Mit warmem Herzen geschrieben aber ohne viel Können. Da heißt's gleich vorn Zeile 2: die prachtvolle Villenstraße. Donnerwetter, wenn diese Villenstraße prachtvoll ist, schildern Sie dieselbe doch so, daß der Leser prachtvoll sagen muß, sonst glaub ich Ihnen die Phrase nicht, verehrte Frau. Bald darauf findet sich eine Naturmerkwürdigkeit, nämlich ein Strudel, in dem man schwimmen kann. Meines Wissens kann ein starker Kerl mal zur Not durch einen Strudel hindurchschwimmen, aber in einem Strudel! Seien Sie versichert, Madame, da ersäuft man. Hier wird Strudel und Strom verwechselt. So was macht mich von vornherein nervös. Ich würde der Verfasserin den guten Rat geben, erst mal Zola zu lesen. Ob sie dann wieder einen sozialen Roman wagen wird? Doch ich vergesse, daß nach ihrer Ansicht nur Modedamen auf der Chaiselongue Zola lesen. Da wird mein guter Rat nichts helfen. Der Inhalt? Nun Pfarrer Naumann ist ja einigermaßen bekannt, damit auch der Inhalt dieses „Oben und Unten". Dabei unterm Strich unzählige mal dies unbildliche: Thatsache! Und wenn mal ein guter Gedanke kommt, steht sicher in Klammer daneben: (Jentsch: Weder Kommunismus noch Kapitalismus). Und so was will ein Roman, ein Kunstwerk sein? Ganz so leicht ist's nun denn doch nicht heutzutage, einen genießbaren sozialen Roman zu schreiben. Das bekannte „Gute" sagen genügt nicht. Ein andermal bitte etwas mehr Kunst oder gar nicht. Eins will ich anerkennen! Es mag immer noch christliche Familien geben, denen die „Thatsachen, lebenswahr, Wirklichkeit" zur Lektüre empfohlen werden können. Vielleicht sehn sie mal so aus ihrer guten Stube ein klein wenig in modernes Elend hinein.

Paul Bliß schrieb einen Kolportageroman in der Westentasche. Zum Schluß wird geschrieen, mit der Pistole geschossen, „und dann brachte man ihn in ein Irrenhaus." Punktum. — Paul Hartwig machte sechs Skizzen, und die Sache war erledigt, die Notdurft verrichtet. Solche „Artikel" sind schon zu hunderttausenden geschrieben worden und werden noch zu tausenden geschrieben werden bis zum Jahre 1899, wenn's die Erde so lange aushält.

Das einzige Buch, das litterarischen Wert hat, dürfte das von Lou Andreas-Salomé sein. Zu loben sind vor allem einige Nebenfiguren in dieser Spätherbstgeschichte. Da findet sich der Onkel Justus, ein alter verwöhnter egoistischer Junggeselle. Der ist mit eignen Augen gesehen, und deshalb sieht ihn auch der Leser, trotzdem dieser Junggeselle an sich keine Seltenheit ist. Aber er hat Eigenzüge, das ist die Hauptsache. Da ist die alte Rieke mit ihren massiven Himmelsanschauungen. Und auch der harte, weltenfremde Idealismus des Kant kommt eigenartig zum Ausdruck. Auch sehr viel andres wäre noch zu loben, wenn ich Platz hätte. Dagegen der „Held", der Himmelspastor, scheint mir nicht aus einem Guß. Man merkt etwas

sehr spät für diese kurze Geschichte, worauf der Verfasser eigentlich hinauswill. Handelte es sich um einen großangelegten Roman, ginge es an, aber bei 150 Seiten müßte man schneller in medias res kommen. Das Ganze ist ein Einakter geworden und hätte doch das Zeug zu einem Fünfakter. Der Himmelspastor erinnert stark an Nathan, und ein betrogener Betrüger ist er ja schließlich auch, aber man bekommt das erst sehr spät zu sehen. Der Verfasser hätte uns zeigen müssen, wie der Himmelspastor durch seine Mutter und Tante Babette nach und nach völlig hypnotisiert wird, so daß er als Pastor ganz aus fremder, d. h. aus dieser beiden Frauen Seele heraus redet ohne persönliche Überzeugung. So aber wird das nur nebenbei erwähnt. Und weil diese Hauptsache sich nicht vor unseren Augen entwickelt, wird uns diese Gestalt nicht recht plausibel. Wir müssen dem Verfasser halt glauben, weil er's sagt, aber der Person nicht, weil sie sich nicht vor unsern Augen entwickelt. Da steckt, scheint mir, der Hauptfehler. Daß aber trotz dieses Mangels der „Himmelspastor" statt Ekel Mitleid erregt, zeigt mir das Können von Lou Andreas-Salomé. Ihr kann man ausnahmsweise einmal wünschen: das nächste Mal weiter und breiter angelegt. Immerhin scheint mir die Verfasserin eine der wenigen allzuwenigen, die ernst genommen zu werden verdienen und einen ernsten Maßstab vertragen, das Buch also durchaus lesenswert. Kurt Aram.

Phantastische Geschichten. Drei Navellen von Fritz Zilcken. (Leipzig, Liebeskind 1897)

Wie dem König Midas alles, was nur seine Hand berührte, zu Gold ward, so wird dem echtmodernen Schriftsteller Fritz Zilcken, obgleich er die Natur mit dem Auge des Realisten betrachtet und so wie er sie geschaut, sie auch lebenswahr und frisch zu schildern versteht, alles zu mystisch-romantischer Poesie. Und ihm, dem heiteren Rheinländer, kommt unwillkürlich der Ausspruch Hamlets in die Feder, daß es Dinge zwischen Himmel und Erde giebt, von welchen sich unsere Schulweisheit nichts träumen läßt. Keinen besseren Titel hätte er für seine eigenartig-stimmungsvollen Novelletten wählen können als: Phantastische Geschichten, denn es ruht über ihnen der geheimnisvolle Reiz des Seltsamen und Schaurigen. Phantastisch ist das Ave Maria, die Erzählung eines Malers von dem verführerischen Seefräulein, vor dessen Versuchung ihn nur der Gedanke an seine Braut und ein leise hingehauchtes Ave Maria gerettet. Das 1888 gedichtete Holzweiblein aber zeigt den Dichter vom seinen Naturgefühl der alten Germanen beseelt: der Wind erzählt ihm von seinem Lieb, dem Holzweibchen, nach welchem auch Nick, der Wassermann, begehrlich schielte. Noch vor Gerhart Hauptmann sind hier Gedanken der „Versunkenen Glocke" poetisch ausgesprochen. Das unentrinnbare Fatum spielt in der phantastischen Geschichte „Herodes" eine Rolle, indem ein französischer Offizier, dessen Ahnherr das Schicksal Johannes des Täufers teilte, am Tage Johannes des Täufers in Dahome, wohin er geeilt war, um der Gefahr zu entgehen, die ihm in Paris von der Buhlen eines Malers mit dem seltsamen Namen Herodes zu drohen schien, durch die Hand eines Weibes fällt.

Nennt man die besten Novellendichter unserer Tage, so wird man jedenfalls auch Fritz Zilcken nennen müssen.

Johannes Fastenrath.

Theater. Ein Wiener Roman von Hermann Bahr. Verlag von S. Fischer, Berlin.

Wiederum eine litterarische That. Wie alles, was den Namen des großen Führers der Wiener Moderne trägt. Es liegt unleugbar Tendenz darin. Aber diesesmal

hat sich's Hermann Bahr nicht so leicht gemacht. Seinem neuesten Buch sieht man die fleißigen, gewissenhaften Vorstudien an. Diesesmal hat er sich die Mühe nicht verdrießen lassen, in die tiefsten Tiefen jener naiven Vorstellungen hinabzusteigen, die sich der ehrliche Spießbürger von der mystikumgebenen Welt des Scheins bildet. Alle die falschen, überlebten Vorurteile, die über das Theater verbreitet sind, hat er sorgfältig studiert und das so erworbene kostbare Materiale in seinem „Theater" der gläubigen Gemeine der Jünger vorgelegt. Und wie versteht Hermann Bahr zu sammeln! Mit welcher Umsicht, mit welchem Weitblick! In dem Register seiner Schauspielertypen fehlt nicht Eine von den der Wirklichkeit so entrückten Gestalten, die schon das gruselige Entzücken unserer Großmütter gebildet haben und heute noch in den Köpfen jugendlicher Enthusiasten ihr Unwesen treiben. Der Komiker ist selbstverständlich im Privatleben ein Possenreißer und Gliederverrenker. Die Heroine muß von verrufenen Eltern abstammen und irgendwelche unerklärliche und unter bürgerlichen Umständen lächerliche Neigungen haben. In diesem Falle soll wohl ihre blödsinnige Leidenschaft für das Spielen mit Wachspuppen die unerläßliche „Excentricität ihrer Künstlerlaunen" bedeuten. Auch eine Schauspielerin, die sich betrinkt, roh und gemein ist, befindet sich in der Kollektion, ebenso wie der Heldenspieler, der fortwährend fürchtet, durch eine Erkältung an seinem sonoren Organ Schaden zu nehmen. Und dann das Milieu! Bahr hat wirklich nichts vergessen. Dieses von der Romantradition geheiligte „wüste Leben", zu dem nun einmal Schauspieler in allen halbwegs vernünftigen Romanen verurteilt sind, diese Orgien und Bacchanalien, diese wilden, tollen Nächte, diese verlebten Fürsten, Hofräte, Lebemänner jeder Art, sogar der ordinäre Jude, der mit seinen Millionen alle die feinen Leute beherrscht und bei einem Souper, zu welchem alle in Frack erscheinen, in seiner siegesbewußten Gemeinheit Frack und Gilet auszieht und das Hemd aufknöpft, hat den ihm gebührenden Platz angewiesen bekommen. Namentlich mit dieser Figur hat Bahr, denke ich, ein feines Verständnis für die Forderungen des Zeitgeistes bewiesen.

Eine Fülle aphoristischer Weisheit, wahre Perlen der Kaffeehaussatire, findet sich eingestreut. Jene profunde Erkenntnis, wie sie sich dem pflichttreuen Staatsbürger und notorisch-pünktlichen Steuerzahler offenbart, wenn er beim Nachmittagsschwarzen über die Verderblichkeit der Sitten klagt, hat Bahr in seiner feinsinnigen Art erlauscht und in bitteren Sarkasmen gestaltet. „Nützen Sie Ihren Ruhm aus!" läßt er den Direktor zu einem erfolggekrönten Theaterdichter sagen. „Jetzt sind Sie in der Mode, also los! Jetzt können Sie den größten Schund schreiben, es wird doch gefallen." Welch eine treffende Wahrheit! — Aber dem großen Hermann scheint die subtile Weisheit dieser ebenso neuen als tiefen Tendenz selbst ganz gewaltig imponiert zu haben, denn er wird nicht müde, sie immer wieder in ungezählten Varianten zu wiederholen: „Das Theater ist ja doch eine Lotterie. Haben's Glück, so g'fallt der größte Schmarn auch, und haben's kein Glück, so nützt Ihnen das beste Stück nix." Oder: „Laune mag alles sein. Es giebt keine guten und keine schlechten Stücke. Die Laune des Publikums nimmt die einen an, weist die anderen ab." Oder: ... doch den Rest will ich mir schenken. Die originelle Entdeckung, daß die Dekorationen, die „abends solche Wunder sind", bei Tage in der Sonne „so fahl und verloschen, ganz schmutzig" aussehen und eigentlich „graue schmierige Fetzen" sind, wird nicht verfehlen, bei allen, die noch nie ein Theater gesehen haben, großes Staunen hervorzurufen.

Nimmt man dazu noch die vielen kleinen Skandälchen aus der Wiener Theater- und Lebewelt, die Bahr hineinverflochten hat, und die dem ganzen den hinreißenden Zauber eines aktuellen Stadtklatsches verleihen, so wird man die jubelnde Begeisterung begreifen, die das Buch in allen jenen Kreisen erregt hat, die ihre geistigen Bedürfnisse aus dem unerschöpflichen Born des großstädtischen Tratsches bestreiten. Ich kann mir das Situationsbild eines solchen litterarischen Kaffeekränzchens ganz gut vorstellen: „Was sagen Sie nur, Frau Rätin, dieser Bahr! — Nein, was das für ein süßer Kerl ist! — Haben Sie seinen neuesten Roman gelesen? — Ich sage Ihnen, wie der das Theater und die haute volée kennt! Wie der reizend aus der Schule zu schwatzen versteht! — Einfach großartig, sage ich Ihnen!"

Otto Werneck.

S. Hochstetter, Max Mühlen. Die Geschichte einer Liebe. Roman, Berlin, S. Fischer. 1897.

Es ist ein Stück rechten Lebens, das sich in diesem Romane vor unsern Augen entrollt. Ein reicher, vornehmer, freidenkender Mann hat eine Ehe mit einem jungen, inbrünstig nach Liebe dürstenden Mädchen geschlossen, das von diesem heißen, mystischen Liebesverlangen zur katholischen Kirche mit ihrem seelenfesselnden, sinnberauschenden Kult gebracht worden. Vergebens sucht sie ihren Gatten zum alleinseligmachenden Glauben zu bekehren, und sie läßt am Ende davon ab; als aber ihr Erstgeborner, den man der Familienüberlieferung zufolge protestantisch getauft hat, stirbt, da glaubt sie sich einer Todsünde schuldig. Das Ende ihrer furchtbaren inneren Qualen bildet eine schwere Nervenkrankheit. Wohl genest sie wieder, jedoch die Ehe scheint innerlich gelöst. Sie will den Rest ihres Lebens büßend im Kloster verbringen, und bei ihm ist eine Neigung zu seiner ebenfalls freigeistigen Schwägerin zum Ausbruch gekommen. Aber beide Gatten überwinden doch zuletzt, was zwischen ihnen steht; „im halben Dämmern naht ihnen die Erkenntnis von der Unauflöslichkeit der Ehe, der untrennbaren Lebens- und Liebesgemeinschaft zwischen Mann und Weib", die nicht auf menschlichen Satzungen beruht, sondern auf dem Natürlichen, das beide gebieterisch zur Vereinigung getrieben hat.

Das bemerkenswerteste an dem Roman ist sicherlich diese hohe, nicht auf religiöser, sondern ganz auf natürlicher Grundlage aufgebaute Meinung von der Ehe. Aber auch in künstlerischer Hinsicht kann man denselben getrost aus der Hochflut zeitgenössischer Romanlitteratur hervorheben. Bei der Schilderung der Umwelt läßt sich der Verfasser nur an einer Stelle — beim ersten Auftreten des alten Arztes — in etwas zu breiter Ausmalung gehen; im übrigen giebt er nur soviel, als der Gesamtkomposition zuträglich ist. Das Hauptgewicht legt er auf das Herausarbeiten der einzelnen Charaktere, deren verschiedenartige Gedankengänge er mit seinem eindringenden Verständnis erforscht und entwickelt.

Eins aber muß ich bemerken! Wohl bringt der Verfasser auch der Heldin volle Sympathie entgegen, er kann ihr Thun verstehen, indessen fühlt man lebhaft, daß er sich in ihrer Welt nicht so heimisch fühlt, daß ihm die Welt des Helden doch näher liegt. Gerade bei der Schilderung des katholischen Kults vermisse ich das glutvolle, die gemüterbezwingende Gewalt des Katholizismus im Innersten erfassende und miterlebende Temperament. Hier wäre etwas von dem unheimlich bannenden, mystisch trunkenen Wesens Przybyszewskis, wie dieser beispielsweise in den „Vigilien" ein katholisches Fest kurz schildert, vorzüglich am Platze und würde die tiefe Wirkung des katholischen Kirchenglaubens

auf die Heldin vollkommen begreiflich machen. P. Ss.

S. Kohn. **Ein deutscher Handelsherr.** Roman. Zürich. Cäsar Schmidt. 1896.

S. Kohn. **Alte und neue Erzählungen aus dem böhmischen Ghetto.** Zürich. Cäsar Schmidt. 1896.

Das erste der beiden Werke, ein dickleibiger Band von über 500 Seiten, ist ein Kriminalroman gewöhnlichen Schlags, der eine Geschichte von drei sensationellen, mit einander eng verknüpften, höchst verzwickten Fällen von Verbrechen bietet. Spannung liegt in dem ganzen Buche; gewiß! Sogar sehr viel, obwohl nach Lösung des Knotens die Erzählung zu breit zu Ende geschleppt wird! Aber es ist eine fieberhafte, Atem raubende, durch den Bericht geheimnisvoller Vorgänge raffiniert erregte Spannung, die nach Befriedigung der Neugier lechzt. Etwas Künstlerisches, unser Inneres zum Miterleben und Mitfühlen tief Bewegendes liegt nicht darin. Auch die Komposition hat etwas Rohes, und die Charakteristik ist ganz im üblichen Stile der Kriminalgeschichten gehalten: zu scharf markierter Gegensatz von Gut und Schlecht ohne besondere feine psychologische Abtönungen.

Höhern Wert dagegen kann ich dem zweiten Buche beimessen, das uns in ein Gebiet führt, wo der Verfasser sich heimisch fühlt. Allerdings auch nicht vom künstlerischen Standpunkt aus gilt das Lob! Zwar ist die Form der Erzählungen ein wenig geschlossener und abgerundeter, und auch der Ton, besonders in den mehr humoristisch gefärbten, ganz glücklich, aber allenthalben stört die stark zu Tage tretende Tendenz, die sittliche Größe und Überlegenheit des ungerecht in das Ghetto gezwängten Judentums klar hervortreten zu lassen. Anerkennung verdienen diese Erzählungen dagegen als kulturgeschichtliche Studien, welche ein getreues Bild von dem Judentume, seinen altertümlichen Gebräuchen, seiner Strenge in der Erfüllung der Gesetze und seiner jämmerlichen Stellung in der ehemaligen Welt — allerdings mit tendenziöser Übertreibung — geben. P. Ss

Irmgard. Novelle von **Max Procella.** Berlin 1897. Akademische Buchhandlung.

Es ist ein eigentümlich herber Geist, der diese Novelle durchweht, der Geist des preußischen Offizierkorps mit seinem starren, oft überempfindlich entwickelten Ehrgefühl. Nur in dieser hocharistokratischen Atmosphäre sind Gestalten wie die geschilderten denkbar, Gestalten, denen eine doch zum guten Teil äußerlich gefaßte Ehre alles ist, die zu geknickten, lebensunfähigen Existenzen werden, sobald sie nach deren Verlust aus ihrem bisherigen Lebens- und Gedankenkreise scheiden sollen, und die dann in Selbstverachtung verfallen, unfähig, auf einer Schuld ein neues Dasein aufzubauen. Die gewaltig emporbrängenden Naturtriebe muß man da zurückpressen, sein Selbst verleugnen, das eigne oder auch fremdes Glück, ja sogar das Leben opfern, um der höchsten Pflicht, der Erhaltung einer makellosen Ehre, zu genügen. — Wie dieses ganz im Stande und in der Erziehung wurzelnde Ehrbewußtsein zum tragischen Verhängnis für eine blühende Familie werden kann, das ist der Vorwurf, den der Verfasser in seiner Novelle behandelt. Ein Offizier hat seinen heißgeliebten Bruder, den Liebling seines alten Vaters, selbst erschossen, da dieser zu feig ist, sein Vergehen — Wechselfälschung — durch eignen freiwilligen Tod zu sühnen und so der Familie die Schmach zu ersparen. Vor der Welt zwar gilt er nicht als der Mörder — man glaubt allgemein an Selbstmord — aber seine Ruhe und sein Daseinsglück sind zerstört; sein Leben besteht bloß noch in der strengen, freudlosen Pflichterfüllung. Als er endlich Irmgard, der

Braut des toten Bruders, die volle Wahrheit sagen muß und diese sieht, was ihm die That gekostet hat, da kommt bei ihr die schon vorher leise erwachte Liebe zum leidenschaftlichen Ausbruch. Und doch trennen sie sich — für immer; ja Irmgard läßt ihn lieber sterben, als daß sie bei seiner schweren, durch die dauernden innern Qualen verursachten Nervenkrankheit zu ihm zurückkehrt: alles aus dem kalten Ehrgefühl, das ihn zum Brudermord getrieben.

Der Verfasser giebt ein klargezeichnetes in sich geschlossenes Bild aus dem Leben der höhern adligen Kreise, mit einer knappen, aber im Ganzen genügenden Schilderung der Umwelt. Bei der Charakteristik ist es ihm weniger darum zu thun, die Seele bis ins Innerste analysierend zu erspüren, als vielmehr die einzelnen Gestalten mit einer gewissen Plastik vor das Auge des Lesers treten zu lassen. P. Ss.

Leidenschaften. Männliche, weibliche und sächliche Geschichten von Georg Freiherrn von Ompteda.

Das kraftvolle Erzählertalent des einstigen Kavallerieoffiziers ist aus einer stattlichen Reihe von Romanen und Novellen genugsam bekannt. Die Geschichten des vorliegenden Bandes legen nicht nur aufs neue Zeugnis von diesem Talente ab, sondern gehören meiner Ansicht nach zum Besten, was Ompteda bisher geschaffen hat. Ihre Einteilung nach den drei „Geschlechtern" auf dem Titelblatte ist natürlich nur ein Scherz mit doppelter Spitze, eine jener Ironien, wie sie dem Verfasser ganz besonders eigen sind. Die künstlerische Ironie ist eines von Omptedas beliebtesten Kunstmitteln, und eine Besprechung der „Leidenschaften" thut am besten, die Geschichten nach dem einzelnen Anteil zu sondern, den sie an diesem Kunstmittel haben. Nur drei Novellen sind ganz davon frei, so gleich die erste „Sennenzeit", eine nicht sonderlich hervorragende Liebesgeschichte aus einer Alpen-Sommerfrische, ferner die Manöverepisode „Husar Martin" und das meisterhaft wiedergegebene Erlebnis aus dem französischen Kriege „Das Kriegsrecht". Die Ironie, aber in ernster Wendung, zum Teil mit tragischem Ausgange, weisen die weiteren Geschichten auf, der „Canadian-Charles", eine ausgezeichnete Erzählung aus einem Artistenleben, das Selbstgespräch „Der Spiegel", und die prächtige Novelle „Konfektion". Die letztere vermittelt schon den Übergang zum dritten Teile, wo die satirisch-witzige Ironie hineinscheint und ihre Macht in der zügellosen Verspottung unserer gesellschaftlichen Mißverhältnisse offenbart; hierher gehören die komischen Erzählungen „Lyane de Pierre-chauds" und „das Pensionat", in etwa anderem Sinne auch „die alte Zschaitz ist tot". Schon diese kurze Übersicht zeigt die Mannigfaltigkeit des Stoffes, sowie den geschickten Wechsel in den technischen Mitteln. Ich kann die Geschichten nur aufs Wärmste empfehlen, insbesondere jedem Nachdenklichen zur Abendlektüre nach des Tages Last. Sie sind wie wenige geeignet, trübe Erfahrungen auszulösen, und in der Seele das Gefühl zu erwecken, dem Leben zum Tratze über seinen kleinlichen Reibereien und Treibereien zu stehen.

K. Cr.

Lyrik und Epos.

Traumgekrönt. Neue Gedichte von René Maria Rilke. Leipzig. P. Friesenhahn.

Drei Bände Gedichte und zwei Dramen hat René Maria Rilke innerhalb zweier Jahre erscheinen lassen. Die Dramen kenne ich nicht, aber von den Gedichten habe ich zwei Bände bereits in diesen Spalten mit meinem Urteile begleitet, und der dritte liegt heute wartend vor mir. Immer wieder habe ich dabei den gleichen Eindruck von Rilke gewonnen:

eine wirkliche Dichterbegabung, die aber unsicher und haltlos im Reiche der menschlichen Gefühle und dichterischen Formen herumtastet und der die Erkenntnis dessen noch nicht aufgegangen ist, was die eigene Individualität an sich und die Welt wieder von ihr zu fordern hat. Während im ersten Bande ein breites Sichgehenlassen herrschte, zeigte der zweite eine Neigung zur Verdichtung und Konzentrierung, die zwar bisweilen gewaltsam ausfiel und in der Sucht nach Originalität zu manchem Mißgriffe führte, die aber doch immerhin gegenüber dem ersten Bande als Fortschritt zu begrüßen war. Es kam nun darauf an, ob es dem Dichter gelingen würde, eine Versöhnung der beiden widerstrebenden Elemente herbeizuführen, und durch innere Läuterung und Verschmelzung eine neue Einheit, die rechte, die Einheit seines eigenen Selbst zu schaffen. Der neue Band zeigt, daß er es nicht gekonnt. Er ist einseitig auf dem letzten, im zweiten Bande eingeschlagenen Wege weitergeschritten, und hat das rein lyrische Stimmungsgedicht, zu dem er von Haus aus eine hervorragende Anlage mitbringt, — nicht weiter gepflegt, sondern weiter fabriziert. Im Suchen nach einzelnen bezeichnenden Ausdrücken ist er auf ein rein verstandesmäßiges Ausklügeln verfallen, unbekümmert um die Wirkung des Ganzen, und hat gerade dadurch das in seinen Gedichten zerstört, was ihren eigentlichen Inhalt bilden sollte, die Stimmung. Seine Verse brausen unverstanden über den Leser hinweg; sie rufen kein Mitschwingen verwandter Saiten hervor, und erst wenn man bei nochmaligem Lesen philologisch den einzelnen Ausdruck prüft, findet man etwas Greifbares, aber dieses Greifbare ist eine abstoßende Manier. Rilke liebt den bildlichen Ausdruck. Aber seine Bilder sind entweder so unpassend und gesucht oder sonst ganz unlyrisch bis ins einzelne durchgeführt und oft schon wieder von einer neuen Vorstellung durchkreuzt, daß sie das gesunde Gefühl einfach beleidigen. Ich nenne nur zwei Beispiele aus vielen:

Durch die Fuge eines Wolkenspaltes
Wirft der Abend rote Blutkorallen
Nach den Felsenwänden, und sie prallen
Lautlos von den Schultern des Basaltes.

und

Wie jegliches Gefühl vertiefend
Ein süßer Drang die Brust bewegt,
Wenn sich die Mainacht sternetriefend
Auf mäuschenstille Plätze legt.

Rilke kennt überhaupt kein anschauliches Denken, sonst wären ihm Verse unmöglich wie:

War ein Nest einst in der Weide,
In der Hütt' ein Glück zuhaus;
Winter kam und Weh', — und beide
Blieben aus.

Er häuft immer nur Ausdruck auf Ausdruck und erdrückt durch die unklare Masse seiner beschreibenden Ausdrücke. Dabei gefällt er sich in unnatürlichen Übertreibungen im Inhalte wie in der Form. Verse wie „durch der Blüten duftqualmende Flammenreihn“, und „heute trag ich sie dieselbe hin auf sein frisches Grab“ sind nicht nur nicht poetisch, sondern direkter Unsinn. Überhaupt zeichnet sich das Buch durch eine krankhafte Unnatur der Empfindungen aus; so wenn ein erwachsener Dichter wünscht

Ich wollt', sie hätten statt der Wiege
Mir einen kleinen Sarg gemacht.

oder wenn er sagt:

Auch in meiner Seele klingt
Tief ein Klang, ein traurig lieber,
So hört wohl ein Kind im Fieber
Wie die tote Mutter — singt.

(Der Gedankenstrich im letzten Verse steht, wie ich hinzusetzen möchte, schon im Buche.) Charakteristisch darin ist für Rilke das Gedicht S. 30, dem ich übrigens seine Schönheit nicht abspreche, und in dem er sich Sterne wünscht, „die nicht bleichen, wenn schon der Tag den Ost

besäumt." Der Ursprung dieser Unnatur ist wohl nicht zum wenigsten in der neuen Verbindung des Dichters mit Zoozmann zu suchen, dem Rilke nicht nur sein Buch gewidmet hat, sondern dessen Citate das Leitmotiv der einzelnen Kapitel bilden. Gerade von Zoozmann ist, wenn überhaupt, wenigstens für Rilke nichts zu lernen; er sollte einmal bei dem echten Realismus der Norddeutschen, bei Liliencron und Falke, in die Schule gehen und einmal richtig schauen lernen. Es wäre schade, wenn ein Talent wie das Rilkes der Dichtung verloren ginge, und dazu ist er jetzt ernstlich auf dem Wege. Der Hauptfehler Rilkes liegt freilich in ihm selbst: seine Maßlosigkeit. Vom Ehrgeiz des Schaffens geleitet, vergewaltigt er seine dichterische Beanlagung, indem er sie zwingt, ihm auch ohne freien Antrieb zu willen zu sein. Daß Rilke etwas kann, wissen wir; aber wenn er mit seiner Kraft wirklich etwas leisten will, muß er vorerst einmal einhalten in seinem Schaffen und lernen, die Eindrücke natürlich in sich ausreifen zu lassen. Das wäre auch eine geringe Kunst, der man in einem Jahre Meister würde.

K. Cr.

Der neue Don Quixote. Eine romantische Kateridee. Roman in Versen von Hermann Bender. Zweite Auflage. Zürich. Cäsar Schmidt.

Der Birkenheimer. Ein sehr modernes Epos von Max Viola. Budapest. Carl Grill.

Von all dem, was Hermann Bender auf dem Titelblatte seines Buches den Lesern verspricht, vermag ich nur die Kateridee zu unterschreiben; von einem Romane oder gar von Romantik habe ich nichts darin spüren können. Die Gedichte wollen eine Satire sein. Als Ganzes wollen sie zunächst die zur Mode gewordenen Beschreibungen der Afrikafahrten verspotten: der neue Don Quixote ist der Dichter selbst, der in Gedanken Samuel Baker auf seiner Reise begleitet. Aber Bender vermag nirgends bei der Sache zu bleiben, sodaß von einer zusammenhängenden Erzählung überhaupt nicht die Rede sein kann. Von Anfang an schweift er immer wieder ab, oft zu den nichtigsten Kleinigkeiten, die mit der Geschichte gar nichts zu thun haben und herzlich langweilen. Nur wenn er sich dabei gelegentlich an die Kritik der Tagesfragen und Tagesgrößen heranwagt, vermag er mehr zu fesseln, jedoch auch hier kein ungeteiltes Lob zu ernten. Leidlich gelungen sind seine Ausfälle gegen den berühmten Lyriker Johannes Fastenrath, dem er einige treffende Stiche versetzt; aber seine Schimpferei auf Wagner und Zola im zwölften Stücke ist einfach geschmacklos. Wenn Leute die Werke dieser Künstler nicht verdauen können, nun dann schade für diese Leute, es muß sich halt jeder nach seinem Magen richten; aber diese Leute sollen sich dann nicht aufwerfen und geberden, als sprächen sie im Namen der Gesamtheit. Eine leichtere Kost giebt Herr Bender auf jeden Fall, aber über ihren Nährwert werden die Leser seines Buches auch bald im Klaren sein.

In dem sehr modernen Epos von Max Viola, dem „Birkenheimer", wird uns Heinrich Hart in der seltsamen Stellung als Heiratsvermittler zwischen einem armen jungen Schriftsteller und einer Berliner Millionärstochter vorgeführt. Ob und welche Thatsachen dieser Erzählung zu Grunde liegen, weiß ich nicht; jedenfalls aber hat der Verfasser durch diese unkünstlerische Hereinziehung des persönlichen Momentes seinem Werke nur geschadet. Der Stoff hätte sich ohne das zu einem ausgezeichneten Sittenbild des modernen Großstadtlebens ausgestalten lassen; so aber kann man dies sehr moderne Epos, trotz mancher launigen Wirkung im einzelnen, z. B. dem litterarischen Glaubensbekenntniß des Herrn Birkenheimer, nicht viel

höher stellen, als den gelungenen Beitrag zu einer Bierzeitung.

K. Cr.

Eine Nacht auf dem Parkett. Epos aus der Salonwelt — Mitte des XIX Jahrhunderts — von Richard von Meerheimb. Leipzig. Wilhelm Friedrich.

Ich kannte Richard von Meerheimb bisher nur als Schöpfer des Psychodramas, jener eigenartigen Mischgattung von Drama und Lyrik. Um so mehr und bald um so freudiger war ich überrascht ihn hier als Epiker kennen zu lernen und ich glaube, man wird es dem Sohne des kürzlich Verstorbenen allgemein danken, daß er dieses Werk, eines der frühesten (aus den Jahren 1856/57), der Öffentlichkeit nicht vorenthalten hat. Das Epos führt uns in die Kreise der militärischen Aristokratie nach 48 und deckt an der Hand von Ereignissen einer Nacht, in deren Mittelpunkt ein Ball bei dem kommandierenden Generale steht, schonungslos die moralische Fäulnis jener thatenlosen Zeit auf. Keine menschliche Schwäche in diesem Kreise entgeht dem Dichter; von dem menschenschänderischen Don Juan-Leutenant bis herab zur karrikaturmäßigen Gouvernante weiß er alle zu fassen. Aber niemals übertreibt er; immer mißt er Schuld und Ursache der Schuld aneinander ab und gestaltet den Schluß zu einer gewaltigen Sühne und Abrechnung. Gerade diese Harmonie ist besonders wohlthuend. Seinem Inhalte und seiner Auffassung nach ist das Werk den Hackländerschen Romanen geistesverwandt, aber es überragt sie dreifach an künstlerischer Behandlung und Konzentrierung des Stoffes. Die Sprache ist natürlich und ungezwungen, wozu der ruhige Fluß des reizlosen jambischen Trimeters viel beitragen mag. In seiner Art ist mir nichts bekannt, was ich diesem Werke an die Seite stellen könnte.

K. Cr.

Dramen.

Anna Croissant-Rust: Der Bua. Oberbayrisches Volksdrama in 4 Akten. Berlin, Schuster & Löffler.

Fritz Stoffel: Agrarier. Trauerspiel in 4 Akten. Als Manuskript gedruckt.

Juliane Déry: Die selige Insel. Dramatisches Idyll Mit Titelzeichnung von E. Normann. Berlin, Schuster & Löffler.

Das Schlagwort von der „Überwindung des Naturalismus" mag ja den Schematikern und kritischen Modeleuten willkommen gewesen sein, allein einen zutreffenden Sinn hat's nicht gehabt. Nichts Lebendiges wird überwunden, es wird nur an einen anderen Platz und in eine andere Beleuchtung geschoben. Platz, Beleuchtung Wertung wechseln, die Überwindung spukt in den Köpfen und Meinungen von heute auf morgen — und übermorgen steht das Lebendige so aufrecht und innerlich unberührt, wie es gestern und vorgestern gestanden. Nur was an sich selbst zu Grunde ging, das ist nach der optischen Spiegelung „überwunden" worden. Die Überwinder sind aber nicht die Totschläger und Sieger gewesen, sondern nur Todeszeugen und Beerdigungs-Zeremonienmeister oder bezahlte Klagweiber. Daß der Naturalismus nicht daran denkt, an sich selbst Hand zu legen, bezeugen die neuen Werke, die er täglich hervorbringt. Er unterliegt dem Gesetz der Entwicklung wie alles Lebendige. Und dieses Gesetz treibt die starken Seiten so mächtig heraus, wie es die schwachen Seiten deutlicher macht und damit dem schöpferischen Geiste zeigt, wo er mit voller Kraft einzusetzen hat.

Den Holz'schen „Sozialaristokraten", denen leider zuviel litterarischer Klatsch und Tratsch und persönlicher Pamphletgroll anhaftet und das an sich schöne und reine Werk als unkünstlerischer Ballast schlimm nach unten zieht, ist Anna Croissant-Rusts Bauerndrama „der Bua" gefolgt.

Hier lag schon stofflich nicht die mindeste Versuchung vor, Persönliches, das nicht restlos in Stimmung umgesetzt oder der lebendigen Plastik des Kunstwerks organisch einverleibt werden konnte, als fremde Zuthat anzubringen. Es ist lauterste Lebensbeobachtung, mit dem schärfsten technischen Werkzeug zum naturalistischen Drama ausgestaltet, das in seinen eigenen Angeln ruht, so sicher und fest, daß es von keiner kritischen Zugluft bewegt werden kann. Nur als Kunstgattung, nicht als Einzelwerk ist dieser „Bua" angreifbar. Denn an ihm ist jeder Zug echt. Es ist neben Juliane Dérys „die Schand" die stärkste Sittenschilderung aus dem süddeutschen Milieu, und als spezifisches Bauernstück bis heute das einzige Werk von absolutem Kunstwert. Als authentische Lebensabschrift ist es einfach ein Unikum. Kein anatomisches Präparat kann mit solcher Sorgfalt und Zuverlässigkeit dargestellt werden. Als technische Leistung ist der „Bua" ein Wunder. Die Bühnenaufführung wird zu erweisen haben, wie weit die Willigkeit der Zuschauer und die Kraft ihrer Phantasie und ihres Interesses geht, um dem Werke auch zu einem schauspielerisch-poetischen Siege zu verhelfen.

Fritz Stoffels „Agrarier" sind im Dialog wie in der Scenenführung weit von dem auf die Spitze getriebenen Naturalismus eines Holz und einer Croissant entfernt. Das Bühnenwirksame im überlieferten guten Sinne ist beim Aufbau des Stückes mit außerordentlicher Gewandtheit beachtet worden. Eine wühlende Leidenschaft geht wie ein unterirdischer Strom durch das ganze Drama und reißt alles mit sich fort. Das politisch Tendenziöse ist mit echter Kunst in das Menschliche eingebettet. Man könnte höchstens, um einen modernen gesetzgeberischen Ausdruck zu gebrauchen, von einer „latenten Färbung" reden, wenn man den Versuch machen wollte, die kritische Chemie auf die Erforschung der Reinheit des künstlerischen Urgedankens in den „Agrariern" anzuwenden. Ob Stoffel von reiner Politik oder von reiner Poesie den ersten Anreiz zu seiner Schöpfung empfangen, jedenfalls ist das fertige Drama seiner Agrarier vom Dorfe ein reines und dazu ein reines modernes Kunstwerk von einer ungewöhnlichen Frische aktueller Reize. Wer es um der politischen Grundnatur des Stoffes willen verwerfen wollte, müßte auch die Kleist'sche Meisterschöpfung des „Michael Kohlhas" verwerfen. Das tragische Problem in der Seele des Helden differenziert sich bei Stoffel und Kleist nur nach dem Wechsel der Zeiten; seine poetische Unanfechtbarkeit ist nicht mehr zu erweisen, sie ist durch alte und neue Meisterwerke festgestellt — Stoffels Trauerspiel als die jüngste Feststellung auf dramatischem Gebiete reiht sich ehrenvoll den Vorgängern an. — „Die selige Insel" von Juliane Déry ist als moderne Schöpfung schon um ihrerst ilistischen Eigenschaften willen ein Werk neuen und hohen Rangs. Die Plastik des Dramas durchflutet vom Melos im großatmigen Rhythmus wagnerischer Kunst und übersonnt von der heißen Koloristik unserer temperamentsvollsten Sezessions-Maler giebt dem Déry'schen Idyll ein verblüffendes Gepräge resoluter Sonderart. Hier versagen alle alten Maßstäbe. Wer der Dichterin gerecht werden will, muß sie aus der Höhe ihres artistischen Ideals nehmen, das sich so wenig wie der Schiller'sche Pegasus in den flachen Alltagstrott des Ackergauls zwingen läßt. Und in dieser Höhe muß er noch die feinste Empfindung für die Imponderabilien haben, die aus dem geheimnisvollen Urgrunde alles Schöpferischen stammen, aus den Elementarkräften des Blutes und des Kulturbodens. Déry als Magyarin bringt einen erstaunlichen Komplex orientalischer Leidenschaftlichkeit in die abgeklärte abendländische Kunstbildung, eine stürmische Bewegung der Seele, einen Aufruhr der Instinkte, die kaum zu bändigen. Wie grelle Flammen

schlägt's zuweilen aus ihrer Dichtung, und das Idyllische der „seligen Insel" wandelt sich blitzartig ins Dämonische. Das Ausdrucksmittel der Sprache wird dann mit einer Freiheit gehandhabt, mit einem rücksichtslosen Begehr nach musikalisch-koloristischen Wirkungen, daß den Sprachmeistern, die an dem starren Begrifflichen hängen, wohl die Haut schaudert. Aber den Künstlern lacht das Herz im Leibe. Mancher Erdenrest haftet schwer den poetisch wie aus Duft gewobenen Liebes-Lyrismen an, und der dramatische Gang wird durch breite Epik nicht selten störend aufgehalten. Diese Mängel sind jedoch kaum im stande, die Bedeutung und die Schönheit dieser merkwürdig eigenartigen Dichtung zu beeinträchtigen. M. G. C.

Litteraturgeschichte.

Euphorion. Zeitschrift für Litteraturgeschichte, herausgegeben von August Sauer. 4. Band, 1. Heft. Wien. Carl Fromme.

Von den wissenschaftlichen Zeitschriften für deutsche Litteraturgeschichte hat sich der Euphorion eigens die Erforschung und Darstellung der neueren Litteratur etwa seit 1500 zur Aufgabe gestellt. In den drei Jahren seines Bestehens hat er unter der Leitung des ausgezeichneten österreichischen Litteraturprofessors Sauer nicht nur Hervorragendes geleistet, sondern sich auch zum anerkannten Organ der neueren litterarhistorischen Forschung überhaupt aufgeschwungen. Jedes der viermal jährlich erscheinenden Hefte bringt eine Reihe von Aufsätzen aus der Feder jüngerer Gelehrten, sowie neben Recensionen und Referaten eine sorgfältige, aber auf das Wesentliche beschränkte Übersicht der fachwissenschaftlichen Litteratur. Das vorliegende Heft bringt unter anderem den Anfang des dritten Abschnittes der Fischartstudien von Adolf Hanssen, den Nachweis neuer Quellen des Julius von Tarent durch F. Fricke, und den letzten Teil von Eduard Castles eingehender Abhandlung über Lenaus Savonarola. Von Wert ist auch der zwar stilistisch mangelhafte Aufsatz Theodor Hampes über den Meistersinger Benedikt von Watt und Niejahrs Entdeckung eines Livianischen Motivs in Kleists Prinzen von Homburg. Unter den Kritiken verdient die ausführliche Besprechung von Bergers Buch „Entwicklung von Schillers Ästhetik" durch Hugo Spitzer besondere Erwähnung.

Drei Essais: Gottfried Keller — Nikolaus Lenau — Der Stil — von Oscar Fäßler. St. Gallen. Fehr'sche Buchhandlung.

Auf den ersten Blick sieht die Zusammenstellung der drei Arbeiten Fäßlers etwas wunderlich aus, aber wenn man sich einmal in die Lektüre versenkt hat, so findet man darin nichts Anstößiges mehr, weil durch alle gleichmäßig das lebhafte Temperament des Verfassers hindurchklingt. Es sind drei wohl vor einem vornehmlich laienhaften Publikum gehaltene Vorträge. Die beiden ersten werden ihrer Aufgabe, der Erfassung der zwei so verschiedenartigen Dichter-Individualitäten in vollem Maße gerecht; Fäßler hat sich mit Verständnis und Wissen in die Werke und die Persönlichkeit eines jeden der beiden hineingelebt. Neues bringen die Aufsätze dem Wissenden nicht, aber sie erfreuen durch ihre verständige Scheidung des Wesentlichen vom Unwesentlichen. Originaler ist der dritte Aufsatz über das schwierige Thema des „Stil"; er darf die Berücksichtigung auch des ästhetischen Fachmannes beanspruchen. K. Cr.

Philosophie.

Aphorismen. Gedanken und Meinungen von Emanuel Wertheimer. Deutsche Verlags-Anstalt. Stuttgart und Leipzig.

Vom Baum des Lebens. Fantasien einer Idealistin von Margarethe Hahn. Leipzig. August Schulze.

Man kann im Zweifel sein, in welche kritische Abteilung der Ordnungsheischende diese beiden Bücher einstellen soll. Am nächsten der Philosophie stehen noch die Aphorismen Wertheimers. Es sind wirklich geistreiche Bemerkungen, die aber mehr des schlagenden Ausdrucks wegen unsere Bewunderung herausfordern als um der Gedanken willen, die sich öfter wiederholen. Dem Ganzen liegt eine der heute verbreiteten schwarzseherischen Auffassungen des Lebens zu Grunde, die sich alle mehr oder weniger an Schopenhauer anlehnen. Der Empfehlungsbrief, den sich der Verfasser bei dem Mitgliede der französischen Akademie, François Coppé, geholt und seinen Aphorismen als Einleitung vorangestellt hat, ist eine Effekthascherei, die sich selbst bestraft; sie macht auf den Unbefangenen nur den Eindruck eines freiwilligen Armutszeugnisses.

Weniger geistreich und blendend, weniger klar und durchdacht, aber darum doch nicht minder wertvoll sind die kurzen Bemerkungen, die Margarethe Hahn als Früchte vom Baume ihres Lebens in einem schlanken Heftchen mit einem Titelblatte von der Meisterhand des Malers Fidus darreicht. Ihr Wert besteht in der Offenheit, mit der sich hier eine im Denken und Handeln vorurteilslose Freie ausspricht. Margarethe Hahn sieht ihr Ideal in der Verneinung der Sinnlichkeit; ihre Sehnsucht gipfelt in dem geschlechtslosen Menschen. So wird das kleine Buch zu einem großen Zeichen seiner Zeit; es zeigt, auf welche Irrwege die Unnatur der heutigen Verhältnisse selbst geistig hochstehender Naturen führen kann.

K. Cr.

Vermischte Schriften.

Die Balearen, geschildert in Wort und Bild. (Würzburg und Leipzig 1897.) — Die wissenschaftlichen Schriften des Erzherzogs Ludwig Salvator, Länderschilderungen in Wort und Bild, sind das Entzücken der Geographen, Geologen und Botaniker. Kaum ist sein umfassendes stattliches Werk über die Liparischen Inseln zum Abschluß gebracht, als er uns in zwei inhaltreichen Bänden einen vortrefflichen Auszug aus seinem monumentalen Werke über die interessante Inselgruppe der Balearen bietet. Die beste Kritik der zahllosen Illustrationen, die den Wert des Buches noch erhöhen, hat ein junger Kohlenbrenner auf Mallorca geliefert, der, als er den Erzherzog einen Berggipfel nach dem andern zeichnen sah, seinem Staunen in den Worten Luft machte: „Sie befehlen den Bergen und diese gehorchen und kommen auf das Papier.“ Aber nicht bloß die Natur der Balearen, die unser Herz bezaubern mit dem Blau ihres schönen Himmels, mit ihren rauschenden Ufern, mit den Blumen ihrer Wiesen, mit dem Gesang ihrer Vögel, auch das Volksleben der sympathischen, gastfreundlichen und patriarchalischen Mallorquiner, unter denen er selbst seine zweite Heimat gefunden, weiß der erlauchte Verfasser mit höchster Anschaulichkeit zu schildern, und den Freunden der Dichtkunst bereitet er einen großen Genuß durch die glücklich gewählten Proben mallorquinischer Poesie von Tomás Aguiló y Fortesa, Gabriel Maura, Victoria Peña d'Amer, Pedro de Alcantara Peña, Bartolomé Ferra und Margarita Caimari de Bauló. Nicht bloß wer Mallorea gesehen, sondern wer das Buch des länderkundigen Erzherzogs gelesen, wird mit Margarita Caimari de Bauló aufrufen:

Bella terra n'es Mallorca
Qu'es Mallorca rich verger.

(Ein schönes Land ist Mallorca, denn Mallorca ist ein reicher Garten.)

Johannes Fastenrath.

Kunst und Afterkunst auf dem Gebiete der schönen Litteratur in unserer Zeit. Ein deutsches Wort an das deutsche

Volk von Willibald Freidank. Leipzig. Erich Schelper. 1897.

Ich bin Herrn Willibald Freidank sehr dafür verbunden, daß er mir endlich die Augen über den wahren Wert der neueren Litteratur geöffnet hat. Nun kenne ich sie wenigstens richtig, diese modernen Denker und Dichter, diese „Volksverderber“, „welche als Geisteshelden stolz mit dem Dichterlorbeer und im Philosophenmantel einhergehen und sich als Volksaufklärer, als Bringer der wahren Freiheit, als Hüter wahrer Kunst und Wissenschaft, als Vorkämpfer einer neuen Zeit preisen“. Jetzt kenne ich sie, „jene lärmenden Korybanten, welche den deutschen Parnaß schnöde entweiht haben“, jene „versumpften Existenzen der Großstadt“, „welche voll frecher Anmaßung das Andenken unserer Geisteshelden entehren und mit den zerrissenen Lorbeerkränzen ihre freche und kahle Stirn schmücken“, welche „nicht mehr wie Prometheus das Feuer für ihre Kulturarbeit vom Himmel, sondern aus dem Abgrund der Hölle holen“. Und ich wende mich mit Herrn Willibald Freidank voll Ekels von jenem „Kehrichthaufen ab, den man dem deutschen Volke als Geistesfrüchte der modernen schönen Litteratur anzupreisen wagt“. Ich gedenke mit Wehmut der schönen Zeit, wo „der Märchentraum deutscher Minne“, die liebliche Herz-Schmerz-Dichterei der Backfischpoetlein, noch von jedermann als alleinige, echte Poesie gerühmt ward, und richte meine Blicke nach der deutschen Muse, die „abseits steht und trauert, verlacht von ehrlosen Buben, verspottet von eingebildeten Tröpfen!!!“ —

Ich könnte noch eine ganze Anzahl ähnlicher schöner Stellen sammeln, doch zur Charakteristik dieses wüst polternden Elaborats sind die angeführten schon genügend. Von der pfäffischen, fanatischen Gesinnung, welche sich in jeder Zeile ausspricht und das ganze zu einer beißenden Satire auf manchen Vertreter der Religion der Liebe macht, darf man natürlich ein Verständnis der modernen Litteratur nicht verlangen. Diese Herren, welche, auf hoher Zinne stehend, in ihre Moralposaunen mit vollen Backen stoßen, haben nie in ihrem Leben auch nur eine Ahnung davon erhalten, was den modernen Menschen quält, und was er leidet. Ihnen dies klar machen zu wollen, wäre vergebene Mühe. Und wir wünschen nur, daß sich in Zukunft ihr Abscheu vor der modernen Litteratur dermaßen steigere, daß sie jegliches Lesen derselben unterlassen und deren Freunden nicht mehr durch ihre wenig weisen Urteile den Genuß zu stören suchen. Dagegen wollen auch wir ihnen selbstlos viel Vergnügen zur Lektüre der „Monatsblätter für deutsche Litteratur“ wünschen, zu denen das obige Büchlein als charakteristisches stimmungmachendes Geleitswort dient.

Venedus.

Die sieben Schwaben und ihr hervorragendster Historiograph Ludwig Aurbacher von Max Radlkofer in Augsburg. Mit einer Abbildung. Hamburg. Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter 1895).

Hans Sachs von Dr. Nover, Professor in Worms. Ebd. 1895.

Wenn mal ein Historiker eine Vorlesung halten will darüber, wie man geschichtliche Themata behandeln soll und wie nicht, so darf er nur die beiden Schriftchen zur Hand nehmen.

Herr Max Radlkofer, der seinen Heimatsort Augsburg wohl deshalb so wichtig hinzusetzt, weil er sonst befürchten müßte, sein bedeutendes Werk könnte für eine Arbeit seines berühmten Münchner Namensvetters gehalten werden, berichtet 29 Seiten lang eine Menge gelehrte Sachen, bis er endlich auf Aurbacher selbst kommt. Doch schon Seite 37 verschwindet dieser Name wieder und der Schluß des Schriftchens bis Seite 48 ist ein wüstes Durcheinander zusammenhangsloser Excerpte, schön ver-

bunden durch Phrasen wie „jetzt kommen wir zu“ oder „nachdem wir nun“. Der Herr Verfasser hat es wohl bloß einem Versehen zu verdanken, daß seine Weisheit in der bekannten vorzüglichen Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von Virchow & Wellenbach, Aufnahme gefunden hat.

Ein wahrer Genuß ist es dagegen, Dr. Novers glänzend geschriebene Arbeit über Hans Sachs lesen zu dürfen. Diesem Manne merkt man bei jedem Worte an, daß er seinen Stoff nicht nur als Gelehrter gründlich beherrscht, sondern auch als Mensch und Ästhetiker durchdrungen hat. Seine Schrift ist in dieser vollendeten Kürze wohl das beste, was wir über den guten Hans Sachs und seine ganze große Zeit besitzen. Hoffentlich erfreut uns Herr Dr. Nover noch mit recht vielen Arbeiten. Wenn ich ihn schließlich an dieser Stelle bitte, bei zukünftigen Veröffentlichungen auf dem Titelblatt auch seinen Vornamen anzugeben, so wird er mir das wohl nicht übel nehmen. Die Herren Offiziere halten es „chic“, bloß mit dem Zunamen zu zeichnen — oder ist Herr Nover am Ende auch „Lieutenant d. R.?“ Dann hätte er's aber ruhig hinzuschreiben können.

Richard Degen.

Spanische Litteratur.

Unser Bericht über spanische Litteratur muß heute mit zwei Nekrologen beginnen. Am 2. Mai ist in Madrid in der Vollkraft der Jahre und des Schaffens der ausgezeichnete Dramatiker D. José Feliú y Codina, nachdem er eben erst von einer Triumphreise aus Salamanca zurückgekehrt war, vom Tode dahingerafft worden, von den Castellanern wie von den Catalanen gleichmäßig betrauert. Er war in Barcelona 1847 geboren und hat sich vorzugsweise durch das volkstümliche Werk La Dolores, das zuerst eine Zarzuela (Operette), dann ein Drama und endlich durch Bretón zu einer Oper geworden, einen Namen gemacht. Noch am 9. April erzielte er mit seinem geistvollen Einakter Boca de fraile in Madrid einen großen Erfolg. Er wanderte von Provinz zu Provinz, um spanische Volkstypen zu studieren und für seine Dramen zu verwerten. Auf seine Dolores ließ er die Dramen Miel de la Alcarria, Maria del Carmen und La real moza folgen, von denen namentlich Maria del Carmen Beifall errang. Er begann seine Laufbahn mit Theaterstücken in catalanischer Sprache, wurde dann Journalist in Madrid und übte bis an sein Lebensende neben seiner schriftstellerischen Thätigkeit die Advokatur aus. Am Tage seines Begräbnisses hingen dunkle Teppiche vor den Balconen des klassischen Teatro Español, und von den schwarzverhangenen Balconen des Teatro de la Comedia streuten die Schauspielerinnen Blumen auf den Totenwagen.

Die catalanische Litteratur aber verlor am 6. Juni in dem gelehrten Herausgeber der Bibliografia catalana, dem mestre en gay saber Marian Aguiló einen ihrer wackersten Vorkämpfer. Am 16. Mai 1825 auf der Insel Mallorca geboren, pflanzte er daselbst 1842 die Fahne des litterarischen renacimiento auf. Vor zwei Jahren war er, der allverehrte Archivar der Universitätsbibliothek von Barcelona, in den Ruhestand versetzt worden.

In den letzten Monaten tobte — aus Anlaß der „Botschaft Cataloniens an den König von Griechenland“, in der sich auch Catalonien als ein unterdrücktes Land darstellte — aufs Neue der Kampf zwischen Catalanen und Castellanern. Während die ersteren durch den Mund des leidenschaftlichen Catalanisten Guimerá fragten: „Was hätte Spanien von Napoleon gedacht, wenn er ihm auch seine Sprache aufgedrungen hätte?“ sagten die Castellaner: „Freilich ist die castelanische Sprache

die offizielle; aber sind denn Gesetze und Amtsblatt nötig, um eine Sprache zur herrschenden und zur nationalen zu erheben, die Denkmäler besitzt wie den Quijote, das Theater Lopes und Calderons und den Romancero? War es nicht der Catalane Capmany, der, als er die Konstitution von Cádiz von 1812 von Gallicismen wimmeln sah, den Ausspruch that: „Man gebe mir die Konstitution und ich werde sie in die rechte castellanische Form kleiden?" Und wer hat den Catalanen Boscán, wer hat den Valencianer Guillén de Castro, wer den Portugiesen Melo in der Zeit der Klassiker gezwungen, ihren hohen Gedanken in castellanischer Sprache Ausdruck zu geben? Castellanisch haben die Catalanen Balmes, Milá y Fontanals und Pi y Margall, Roberto Robert und Bartrina, Ixart und Mañé y Flaquer geschrieben."

In Einem aber sind Catalanen, Castellaner und Andalusier eins: in der Feier der von den Troubadouren der Provence ererbten und von der Dichterin Clemencia Isaura in Toulouse erneuerten Blumenspiele, die noch mehr von der ewigen Muse der Liebe, als von dem Vaterland und dem Glauben das Feuer der Begeisterung empfangen. Vom Süden Frankreichs bis zum Süden Spaniens ist unermüdlich die Poesie der Troubadoure gewandert, überallhin lichte Blumen der Schönheit streuend. Selbst an den Hof der granadinischen Könige kam ein abenteuernder Troubadour, der, nachdem er zuerst in erotischen Liedern der muselmanischen Sinnlichkeit gehuldigt, in ascetischen Strophen dem ernsten Gott des Calvarienbergs sein Opfer darbrachte. Seit Aribau in castellanischer Sprache seine Ode an das Vaterland sang, haben die Blumenspiele vom Sänger des Montserrat, Victor Balaguer, bis zum Dichter des Canigó und der Atlántida, Jacinto Verdaguer, neue Bahnen des Ruhmes durchlaufen.

Granada, das nebst Córdoba in früheren Zeiten seine litterarischen Akademien besaß, war auch eine der ersten spanischen Städte, welche die Blumenspiele, die unter dem Scepter einer Dame stehenden Feste der Troubadoure, in diesem Jahrhundert wieder ins Leben rief. 1850 lud Granada zum erstenmal wieder zum Wettkampf der Juegos Florales ein, und am 25. Juni 1897 feierte die Stadt der Alhmare auf Veranlassung der Real Sociedad Económica de Amigos del País im Palast Karls V. an der Alhambra unter dem Vorsitz des greisen mestre en gay saber, D. Victor Balaguer, ihre Blumenspiele. In jenem Palast, in dem auch Zorrillas Dichterkrönung stattgefunden, war die Königin des Festes, die der Sieger im Dichterwettkampf erwählt, von einem Liebeshof umgeben, den acht reizende Granadinerinnnen im unvergleichlichen Schmuck der schönen Töchter Spaniens, der weißen Spitzenmantille, bildeten. Der Sänger der Liebe, des Vaterlandes und des Glaubens, Victor Balaguer, aber pries das Weib, das in Ägypten Priesterin, Muse in Griechenland, Sibylle in Rom, Huri in Arabien, Königin auf Erden und Göttin im Himmel war; er pries Granada, in dessen vega, in dessen Alhambra Spaniens Wiege gestanden; er pries Andalusien als das Land, das durch Sevilla Spanien die Poesie, durch Córdoba das Wissen, durch Cádiz die Freiheit und durch Granada die Einheit gegeben.

Bei den Blumenspielen von Sevilla, die am 2. April im Teatro de San Fernando gefeiert wurden, war D. Francisco Rodriguez Marin der Sieger mit einem Sonett auf die Wissenschaft:

O Wissenschaft, Hauch Gottes, Hellas' Zeiten
Sahn, Pallas – Dich von Staunen tief erfaßt;
Doch heut das Gold und der Topas erblaßt
Vor Dir und Deines Ruhmes Herrlichkeiten.

Ein Aar, dringst Du mit Secchi durch die Weiten,
Suchst in der Sonne Deinen Prunkpalast;
Mit Franklin fährst Du mit des Blitzes Hast
Und magst, ein Fisch, mit Fulton Seen durchgleiten.

Unmögliches selbst träum' und es gelinget:
Ich seh' in Dir zur Wahrheit sich gestalten
Symbole, die gegolten nur als Lüge,

Denn Deine Kraft selbst den Briareus zwinget,
Ein Argos eifrig weißt Du Macht zu halten
Und mehr als Proteus änderst Du die Züge.

Von Francisco Rodriguez Marin sind vor kurzem in Sevilla mehrere höchst interessante Werke erschienen: Zunächst die Rede, die er am 3. Januar 1897 in der Real Academia Sevillana de Buenas Letras als Antwort auf die des Bibliophilen und Mäcen D. Mannel Pérez de Guzman y Boza, Marqués de Jerez de los Caballeros gehalten, der sich über die Pflegerin der Poesie, die Academia del mirto verbreitete, der die Jugend Sevillas von 1823 bis 1826 und als Präsident der Humanist Alberto Lista y Aragón angehörte. Rodriguez Marin aber hat Spaniern und Ausländern, die sich um die litterarische Geschichte Spaniens Verdienste erworben, ein glänzendes Denkmal gesetzt. Dann veröffentlichte er Refranes del Almanaqne, eine Vergleichung spanischer Kalenderregeln und Sprichwörter mit denen der andern romanischen Völker. So z. B. sagt der Castellaner Año nuevo, vida nueva und der Catalane Any non, vida nova. (Neues Jahr, neues Leben), und wie der Spanier rät: Por todo Abril, no te descnbrir, sagt auch der Sicilianer: Aprili, nnn ti scnpriri (Im April, sei gescheit, kein leichtes Kleid). Ferner gab Marin in Sevilla als Prämie in den Blumenspielen eine Colección de madrigales clásicos heraus, die die Schönheit des farbenbunten Schmetterlings besitzen, aber, wenn eine Hand sie berührt, sich in Staub verwandeln. Auch veröffentlichte er eigene Madrigales, die ebenso wie die klassischen geflügelte Blumen sind. Endlich müssen noch Una poesia de Pedro Espinosa und das monumentale, auf Kosten des vorhin genannten D. Manuel Pérez de Gnzmán gedruckte Werk Primera y segunda parte de las Flores de poetas ilustres de España ordenada por Pedro Espinosa natural de la cindad de Antequera erwähnt werden. Die schöne Anthologie des Pedro Espinosa wurde 1605 zu Valladolid gedruckt.

Andalusier gleich dem Dichter Rodriguez Marin ist der berühmte Akademiker und Schriftsteller D. Juan Valera. Sein neuester Roman Genio y fignra bezieht sich auf das spanische Sprichwort: Genio y figura hasta la sepnltura (Deine Natur bleibt die gleiche, bis du eine Leiche). Er zeigt wieder alle Vorzüge der von Ironie durchtränkten, geistreichanmutigen, nie verletzenden, selbst das Niedere geschickt verhüllenden, stets eleganten und besonders für die Darstellung des Komischen begabten Schreibweise Valeras. Der Dichter verleiht seiner Heldin, einer ehemaligen andalusischen Hetäre, Rafaela la Generosa, die auch als Frau eines alten Brasilianers von einer Liebschaft zur anderen fliegt, aber bei all ihren Liebschaften und Gunstbezeugungen angeblich pädagogische Zwecke verfolgt, doch die wahre Liebe niemals kennen lernt, die Sprache der Philosophie, obgleich ihr der Schalk im Nacken sitzt.

Anders geartet als Valera ist die naturalistische Schriftstellerin Emilia Pardo Bazán. Seit den Tagen, in denen eine Dame in Salamanca die Klassiker erklärte und eine andere Dame ihren Vater in Alcalá vertrat, hat man in Spanien keine Dame einen Lehrstuhl einnehmen sehen. Die Galizierin Emilia Pardo Bazán aber versammelt um sich im Madrider Ateneo das auserlesenste Publikum, wenn sie über die Litteratur der europäischen Völker in diesem Jahrhundert spricht.

Von Benito Pérez Galdós ist der Roman Misericordia erschienen, von Arturo Reyes der Roman Cartucherita, den man eine Paraphrase des

bekannten Bildes von José Villegas „La muerte del toreador" nennen könnte.

Die catalanische Litteratur ist durch Narcis Oller mit den Novelletten und Landschaftsbildern Figura y paisatge (Barcelona 1897), durch den priesterlichen Dichter von Mallorca, Miquel Costa, mit den in den Rhythmen seines Volkes geschriebenen Dichtungen Del agre de la terra (Palma de Mallorca 1897), durch den mallorquinischen Geistlichen Antonio Maria Alcover mit dem Aplech de Rondayes mallorquies, die ein Seitenstück zu den vom Erzherzog Ludwig Salvator herausgegebenen und verdeutschten Märchen aus Mallorca bilden, bereichert worden.

Auch in Amerika blüht und gedeiht die spanische Poesie. Der Colombianer Carlos Arturo Torres schlägt in seinen kraft- und schwungvollen Poemas simbólicos: Nemesis, — El vencido (Bogotá 1897) neue Töne an, während sein Landsmann Ismael Enrique Arciniegas in seinen klangreichen Poesias (Carácas 1897) voll von der Romantik des Mittelalters ist und mit seiner Barke auf dem Strome der Legenden, dem alten Rheine, sich wiegt.

Schließlich sei noch auf die in Habana erschienene Doktordissertation des Cubaners Don Fernando Sanchez de Fuentes hingewiesen, die sich mit den Formen und Idealen des modernen spanischen Dramas beschäftigt und als das Ziel der Dramatiker Idealidad bella y realidad hinstellt.

Johannes Fastenrath.

Bibliographie.

Im Monat Juli sind folgende Werke bei der Schriftleitung der Gesellschaft eingelaufen:

Ästhetisch-politische Briefe von einem Ästhetiker. Zweite Auflage. — Münden in Hannover, Verlag von Reinh. Werther. 1897. — Preis Mk. 2.—.

Karl Bleibtreu: Byron der Übermensch, sein Leben und sein Dichten. — Jena, Hermann Costenoble, Verlagsbuchhandlung. — Preis Mk. 4.—.

Edwin Bormann: Die Komödie der Wahrheit. Lustspiel in drei Akten. — Leipzig, Edwin Bormann's Selbstverlag. 1897.

Carry Brachvogel: Der Erntetag und anderes. Novellen. — Berlin, S. Fischer, Verlag. 1897. — Preis Mk. 3.—.

Louis P. Betz: H. Heine u. Alfred de Musset. Eine biographisch-litterarische Parallele. — Zürich, Albert Müllers Verlag. 1897. — Pr. Mk. 3.50.

Hermann Conrad: Shakespeares Selbstbekenntnisse. Hamlet und sein Urbild. — Stuttgart, J. B. Metzlerscher Verlag. 1897.

Friedr. Freiherr von Dincklage-Campe: Aus der Mappe eines Veteranen. — Berlin, Schall & Grund. Herzogl. Bayerische Hofbuchhändler. Verein der Bücherfreunde. — Preis Mk. 5.—.

Fritz Düvel: Shakespeare-Studien. I. Hamlet. Romeo und Julie. (Kleine Studien. Wissenswertes aus allen Lebensgebieten. Herausgeg. v. A. Schupp. Heft 26). — Verlag von August Schupp, Leipzig. — Preis Mk. —.60.

Marie Ebner-Eschenbach: Am Ende. Scene in einem Aufzug. — Verlag der Theater-Buchhandlg. Eduard Bloch, Berlin C. 2. — Preis Mk. 1.—.

Georg Edward: Balladen und Lieder. — Großenhain und Leipzig, Verlag von Baumert & Rouge. 1897.

Eduard Engel: Geschichte der englischen Litteratur von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit. Mit einem Anhang: Geschichte der Litteratur Nordamerikas. Vierte völlig neu bearbeitete Auflage. 1. Lieferung. — Leipig, Verlag von J. Baedeker. 1897. — Preis der Lieferung Mk. 1.—.

W. Freimuth: Bim! baum! Ein Beitrag zur Klärung des Urteils über G. Hauptmanns Märchendrama „Die versunkene Glocke". — Berlin, Fußingers Buchhandlung. 1897. — Preis Mk. —.50.

Dr. Johann Goldfriedrich: Kants Ästhetik. Geschichte. Kritisch erläuternde Darstellung. Einheit von Form und Gehalt. Philosophischer Erkenntniswert.

— Leipzig, Verlag von Otto Weber. 1897. — Preis Mk. 5.—.

B. J. Große: Frühlingslieder in Dur und Moll. 1897. — Charlottenburg-Berlin. Eigentum des Verfassers.

J. B. Große: Symphonien in Dur und Moll. Gedichte. II. Bd. — Eigentum des Verfassers. Charlottenburg-Berlin. 1897.

D. M. Güdemann: Nationaljudentum. - Leipzig u. Wien 1897. M. Breitensteins Verlagsbuchhandlung. — Preis Mk. 1.—.

Hermann Heiberg: Die Rixdorfs. Roman. — Leipzig, Verlag von Fock. — Preis Brosch. Mk. 5.—; geb. Mk. 6.—.

Willy Alexander Kastner: Sansara. Neue Folge epischer Dichtungen. Mit dem Bilde des Verfassers. — Leipzig, Verlag von Walther Fiedler. 1897. — Preis Mk. 3.—.

Georg Keben: Feinde des Reichs. Roman aus dem Süden Deutschlands. — Dresden und Leipzig. E. Piersons Verlag. 1897. — Preis Mk. 2.—.

Pfarrer Kneipp's Lebensbeschreibung, Krankheit und Tod. — Wörishofen 1897, Verlag von F. L. Vogelsang („Wörishofener Zeitung“).

Gustav Kühn: Die Heuchelei im Glauben, ein sittliches Gebrechen unserer Zeit. Zweite Auflage. — München und Leipzig, Aug. Schupp.

Paul Lanzky: Sophrosyne. Gedichte. — Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag 1897.

Oskar Linke: Venus divina. Liebesgeschichten aus drei Jahrhunderten. — Großenhain; Baumert & Rouge 1897.

Gotthold A. Rees: Primula Veris. Gedichte. — Dresden, Leipzig und Wien; E. Piersons Verlag. 1897.

Alfred Niedermann: Dione Peutinger. Die Ärztin von Ingolstadt. Eine Hexengeschichte aus der Schwedenzeit. (Künstlernovellen: Erster Band). — Leipzig, Verlag von H. Haessel 1897.

August Niemann: Smaragda. Roman aus Konstantinopel. (Engelhorns allgem. Romanbibliothek, XIII. Jahrg., Heft 23.). — Stuttgart, Verlag von J. Engelhorn 1897. — Preis 45 Pfg.

Paul Robran: Abschied und andere Novellen. — Leipzig, Verlag von L. Staackmann 1897. Preis Mk. 3.

Albert Rode, Dr. phil.: Hauptmann und Nietzsche. Ein Beitrag zum Verständnis der „Versunkenen Glocke“. — Hamburg 1897; Verlag von Jean Haring.

Adolf Schafheitlin: Frei — unfrei Schauspiel in vier Akten. — Berlin 1897. Verlag von Rosenbaum & Hart. — Preis Mk. 1.

Magnus Schwantje: Das edle Waidwerk und der Lustmord. — München, Verlag von August Schupp 1897.

Karl Schwelb: Kynast. Ein Sang aus Rübezahls Bergen. — Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag. 1897. —

Die Staatskirche und das Volkselend. Pastorenbriefe, herausgegeben von A. M. — Zürich 1897; Verlags-Magazin (J. Schabelitz). — Preis Mk. 1.—.

Fritz Stoffel: Agrarier. Trauerspiel in vier Akten. — (Als Manuskript gedruckt).

August Streicher: Das Märchen vom Glück. Roman. — Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich. 1897. — Preis 5 Mark.

Hugo Terberg: Verse. — Großenhain; Verlag von Baumert & Rouge. 1897.

Voltaire: Candide. Satirischer Roman. In deutscher Bearbeitung von Oskar Linke. Collection Viktoria Regia. — Großenhain u. Leipzig, Verlag von Baumert & Rouge (H. Rouge).

═ Wir bitten, sämtliche Manuskripte, Bücher- &c. Sendungen ausschließlich an

Herrn Hans Merian, Schriftleitung der „Gesellschaft“
in Leipzig, Inselstraße 7

zu richten.

Schriftleitung und Verlag der „Gesellschaft“.

Verantwortlicher Leiter: Hans Merian in Leipzig.
Verlag von Hermann Haacke in Leipzig. — Druck von Gottfr. Pätz in Naumburg a. S.



Wir guten Europäer.

Von M. G. Conrad.

(München-Partenkirchen.)

Amerika schließt sich zusammen. Die Vereinigten Staaten bauen politisch und wirtschaftlich ihr Amerikanertum in kraftvollster Folgerichtigkeit aus. Ihre Einflußsphäre weitet und vertieft sich. Den sich stetig häufenden Machtmitteln des geschlossenen Yankeetums des Nordens wird der zerklüftete Süden über kurz oder lang sich fügen müssen. Mit der materiellen Gewalt Hand in Hand geht die geistige Besitzergreifung: der amerikanische Süden mit seinem verblaßten Geistesleben kann weder in Wissenschaft und Kunst selbstschöpferisch dem Norden imponieren, noch eine charaktervolle volkstümliche Bildung so fest und reich begründen, daß der angelsächsisch-amerikanischen Kultur in ihrem Zuge nach dem Süden und deren schließlicher Alleinherrschaft der Weg mit Erfolg verlegt werden könnte. Die Kuckuckseier, die vom alten römischen Papsttum ins panamerikanische Nest gelegt werden, werden zwar das klerikale Raubzeug vermehren und in fetter Nahrung erhalten, aber sonst keinen bemerkenswerten Schaden zu stiften vermögen. Der Traum einer Pfaffen-Weltherrschaft wird sich in Amerika nie erfüllen. Dazu fehlen alle geschichtlichen und natürlichen Voraussetzungen: Staatsprivilegien, Thron- und Altar-Kompagniegeschäfte, Dynasten-Sippengewalt, tausendjährige Geistesverkrüppelung, intellektuelle Hungerkuren, metaphysische Bedürfnis-Anzüchtung, religiöse Gemütsduselei, pietistische Weltentrücktheit, blinde Wolkenkuckucksheimerei, staatliche Unterthanen-Schulsklaverei u. s. w. Alle diese Hilfsmittel, die in den

alten Kulturländern jahrtausendlang die Volksseele so schön in Fesseln schlagen und die der Klerokratie so ungelegene Bildung einer starken, echten, geschlossenen und innerlich freien Persönlichkeit hintertreiben halfen, wird Rom in Amerika vergeblich suchen. Der religiöse Wahnsinn wird wohl vorübergehend einzelne Schichten zu ergreifen und dem Klerikalismus schwache Scheinerfolge zu bieten imstande sein, allein es wird ihm nimmer gelingen, in die auf der Grundlage der Freiheit und der Erkenntnisse der Naturwissenschaften, der Geologie, Biologie, Astronomie, der Geschichte und Statistik übermächtig sich rundende einheitliche Weltanschauung einen vernichtenden Keil zu treiben.

England wird seinen Gegnern auf dem europäischen Kontinent sicher den Gefallen nicht erweisen, von der erprobten Praxis seiner Weltpolitik abzuweichen. In dem wurzelstarken englischen Volksgeist und seiner erfolgreichen Herrschafts- und Weltausbeutungs-Methode nur ein Sammelsurium von elenden, frechen Krämerseelen-Kniffen und zufälligen Glücklichkeiten und verwegenen Spielertrümpfen zu erblicken, wird sich jeder scharfdenkende staatsmännische Beobachter ein für allemal versagen. Diese Art von Geschichtsauffassung und Volkspsychologie darf sich nur noch die Armseligkeit und Denkfaulheit unserer binnenländischen Bierbankpolitiker und Witzblattfabrikanten erlauben. Wer sich das jüngste Viktoria-Jubiläum in England genauer besehen und die treibenden Mächte in dieser grandiosen Volksbegeisterung diplomatisch zu Faden geschlagen hat, weiß aus guten Gründen, daß die englische Kultur noch nicht auf den Feierabend sich einrichtet und mit ihrer Weltmachtstellung katastrophenbang zur Rüste geht. Die englische Bejahung des Lebens und Herrschens beruht auf einem urfrischen, mit jeder Generation sich verjüngenden Willen. Durch Englands kühnste Experimente geht ein konservativer Zug, der vor jedem Zickzackkurs und reaktionären Velleitäten im Hohenzollern- oder Franzosenstil genügenden Schutz gewährt.

Daß England und Rußland wegen der Teilung in die kolossale Beute Asien sich in die Haare geraten und bis zur gegenseitigen Selbstvernichtung kriegerisch ineinander verbeißen werden, kann nur ein deutscher Philister und Kriegsgläubiger mit seinem Reserveleutnant auf der Visitenkarte sich einbilden, ein moderner Weltpolitiker niemals. Das zwanzigste Jahrhundert wird um des Orientes willen so wenig einen Weltkrieg inscenieren, wie Deutschland wegen des Lippe'schen Thronfolgestreites 1897 zu mobilisieren brauchte. Das halbe Dutzend europäischer Großmächte mag sich aufregen, in diplomatische und militärische Unkosten stürzen nach Herzenslust und sich in staatsmännischer Über-

geschäftigkeit verzehren: England und Rußland wandeln ihre Wege in Asien voll eiserner Ruhe.

Das sind die drei wirklichen Weltreiche: Amerika, England, Rußland, mit einer territorialen Basis sondergleichen und mit einem politischen Ideal, das unüberwindlich ist, denn es gründet sich nicht bloß auf den Besitz materieller und moralischer Machtmittel, sondern auf die tiefsten Mysterien der Volksseele und ihres geschichtlichen Milieus.

Und was bleibt nun noch für uns gute Europäer übrig? Für die berühmten Großmächte des Kontinents? Für Deutschland, Frankreich, Italien, Spanien, Österreich und das übrige kleine Gewimmel von germanischen, romanischen und slavischen Staatsgebilden oder Staatsüberresten und Staatsembryonen? Das deutsche Reich, Europas mächtigst organisierter Militärstaat unter hohenzollerischem Kommando — ob sich die deutschen Könige und Kleinfürsten neben dem überlegenen führenden Preußen als Vasallen oder Verbündete fühlen, ist reine Gemütssache und weltpolitisch belanglos — das deutsche Reich will über die Meere hinaus in blaue Fernen schiffen, wo es an den ehernen Mauern der drei wirklichen Weltreiche anprallen muß; im Innern will es ein Regiment altväterischer Polizeikunst mit Unterdrückung aller freien Volksregungen führen und das Gesamtwohl den Interessen der „Edelsten der Nation“ hintanstellen; an den östlichen und südlichen Grenzen will es mit fragwürdiger Weisheit den turbulenten Nachbar in der Vernichtung deutscher Stämme und uralter deutscher Kultur nicht um die gute Laune bringen, um der famosen „Bündnisse“ willen; an der östlichen Grenze quält sich's seit einem Vierteljahrhundert mit unmöglichen Pazifizierungsexperimenten ab, und selbst gegen den kleinen dänischen Nachbar im Norden kann es nicht zu einem ruhigen Zustande gelangen.

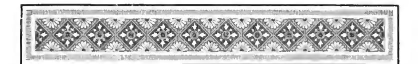
Den romanischen Völkerschaften versiegt das Blut in den Adern, und ihre Politik ist ein Schauspiel des Unvermögens in allen Fragen weitausgreifender staatlicher Weltordnung; das Völker-Konglomerat der habsburgischen Monarchie tritt sich in impotenter Feindseligkeit gegenseitig selbst auf die Füße und verhindert jedes Ausschreiten auf weltbedeutende Schauplätze. Wir guten Europäer kommen aus dem Trubel der Kleinstaaterei und Kleinkrämerei nicht heraus. Es fehlt durchaus an dem genial zusammenfassenden und ordnungschaffenden Geist, es fehlt an der zentralen Kultur, die Ideale aufzurichten vermöchte so zukunftsmächtig, daß davor die historischen Kleinstaaterei-Trödelprätensionen sich in die stillsten Ecken der neuen europäischen Geisteswirtschaft verkriechen müßten.

Wir haben wahrhaftig keine Ursache, mit Stolz auf unsere moderne europäische Intelligenz und Energie zu blicken. Die europäische Welt zeigt außer in einigen wundervollen Blüten wissenschaftlicher und künstlerischer Schöpfung nirgends ein gleichmäßiges vollsaftiges Wachstum allgemeinmenschlicher Kraft. Ein einziger Richard Wagner oder Nietzsche oder Ibsen oder Max Klinger oder Helmholtz oder Goethe oder Schiller oder Kant oder Schopenhauer oder Verdi oder Zola bedeutet mehr für die Sammlung und Reinigung des europäischen Geistes und für die Steigerung der internationalen unschätzbaren Schönheitswerte als all die Notenschreiberei von Dutzenden berufsmäßiger Diplomaten oder Tausenden von würdigen Aktenschmierern und Büreaukraten. Und jammervoller hat sich die europäische Politik in keiner Kulturepoche blamiert, als in diesem Jahre, dem hundertsten Geburtstage Kaiser Wilhelms des „Großen“ auf Kreta.

Wer die kalten Berichte der altrömischen Geschichtschreiber über die schreckenvollen Zustände des alten Kaiserreichs mit unbefangenen Augen liest, die von einem beispiellosen Verfall der Sitten in den herrschenden Kreisen und einer grenzenlosen Korruption bei Hoch und Nieder erzählen, der wird kaum sich in die Sicherheit zu wiegen vermögen, das seien längst vergangene Räubergeschichten, dergleichen wiederhole sich nie und nimmer. Es wiederholt sich gerade um diese Jahrhundertwende in Europa. Die höfischen, parlamentarischen, politischen und anderen Skandale reißen in unserer europäischen Kleinstaaterei nicht ab — von Paris über Berlin und Rom und Wien bis hinunter zur Residenz Ferdinands des Bulgaren-Koburgers kracht's fort wie eine Flattermine verrotteter Wirtschaft.

Wir guten Europäer haben keine Veranlassung zu dem bekannten Pharisäergebet mit dem stolz vergnügten Überhebungsblick auf Engländer, Amerikaner und Russen. Und darum versagt uns auch die Kraft, eine große europäische Kulturthat zu wirken, die uns herausrisse aus dem politischen Elend der gegenseitigen Verkleinerung, Entwertung und Schwächung und im eigensten wie im Interesse und Namen Europas eine Politik großen Stils, eine wahrhaftige kontinentale Kultur- und Weltpolitik zu treiben, an der alle guten Europäer sich erfreuen und aufrichten könnten.

Statt der romantischen Losung, die Wilhelm II., der Vielversuchende, ausgegeben: „Völker Europas, wahrt eure heiligsten Güter!“ sollte es heißen: „Europäer, sammelt euch und nehmt euer Schicksal in die eigne Hand!“ —



Im Zeichen des Verkehrs.

Von Max May.

(Heidelberg.)

Wir leben im Zeichen des Verkehrs.

Dieser Ausspruch Kaiser Wilhelms II., als Widmungswort gerichtet an einen Mann, der im Verkehrswesen nicht nur eine hohe Stellung einnimmt, sondern auch als ein erster Fachmann des Verkehrswesens in der ganzen Kulturwelt bekannt ist, wurde überaus rasch ein vielgebrauchtes, geflügeltes Wort; denn wir leben und sterben im Zeichen des Verkehrs. Wir leben weit mehr im Zeichen des Verkehrs als Tausende und Millionen beachten; denn nicht nur Handel und Industrie, Landwirtschaft und Gewerbe, nicht nur die gesamte Produktion und der gesamte Verbrauch steht im Zeichen des Verkehrs, sondern auch Verwaltung und Rechtspflege, Gesetzgebung und hohe Politik, Friedensfürsorge und Kriegführung, kurz alles steht im Zeichen des Verkehrs.

Wie im Jahr 1870/71 unsere Überlegenheit gegenüber Frankreich zum Teil dem Umstand zugeschrieben werden muß, daß unsere Heerführer es früher und besser verstanden haben, die modernen Verkehrsmittel auszunutzen, so ist man heute — und nicht nur bei uns, sondern in allen Ländern Europas; aber auch in anderen Erdteilen — fortgesetzt bemüht, alle Verkehrsverbesserungen für das Heereswesen zu verwenden. Eisenbahnbau und Betrieb, Schiffbau und Schiffahrtswesen, Telegraphie und Telephonie, Luftschiffahrt und Radfahren stehen sämtlich im Dienste der Friedensfürsorge und der etwaigen Kriegführung, und man legt dem Verkehrswesen im Dienste der Armeen fast die gleiche Bedeutung bei wie der Bewaffnung.

Der Völkerverkehr in politischer Hinsicht, der ganze diplomatische Dienst, ist verändert gegen früher, seit Eisenbahnen und Dampfer die Post besorgen, die Telegraphendrähte über Länder und durch Meere

laufen, die Nachrichten den Thatsachen sofort folgen, und man sich, trotz Entfernungen von tausenden von Meilen, jeden Augenblick, wie im Gespräche, gegenseitig zu verständigen vermag.

Aber auch die innere Verwaltung und Polizei, sowie namentlich die Justizpflege haben ungeheuere Vorteile errungen durch die neuen Verkehrsmittel und Einrichtungen. In wenigen Stunden können Anordnungen hoher Behörden eingeholt werden, selbst wenn sie drei Instanzen durchlaufen, und die Polizei kann jederzeit in Minuten Hilfe herbeirufen, sie selbst aus größeren Entfernungen in wenigen Minuten haben.

Ganz besonders kommt aber der Polizei und Strafrechtspflege Telegraph und andere Verkehrsverbesserung bei Verfolgung und Entdeckung von Verbrechen zugute, leider jedoch auch den Verbrechern, und von der mehr oder weniger guten Ausnutzung der Verkehrsmittel hängt es häufig ab, wer von beiden den Vorteil erringt, Verbrecher oder Verfolger.

Steht aber auch alles im Zeichen des Verkehrs, so sind es doch die wirtschaftlichen Verhältnisse in erster Reihe und in der Hauptsache, die durch die veränderten und so überaus vervollkommneten Verkehrsmittel vollständig umgestaltet wurden.

Der wirtschaftliche Verkehr drückt neben den Errungenschaften der Naturwissenschaften und den Fortschritten der Technik unserer Zeit eine ganz besondere Signatur auf.

Der wirtschaftliche Verkehr unserer Zeit verleiht ihr den Stempel, den sie im Vergleich zu früheren trägt, hat Fragen entstehen lassen, die noch nicht dagewesen oder doch so noch nicht dagewesen sind, wie sie heute gestellt werden, und hat damit das ganze Kulturleben durchdrungen und in manche neue Bahnen gelenkt.

Der Umstand, daß man Produkte des einen Landes ja des einen Erdteils in früher ungeahnten kurzen Fristen nach dem anderen zu bringen vermag, daß Produktionszustände rasch geschildert und die Schilderungen wie der Blitz über die ganze Erde verbreitet werden können, daß Ein- und Verkäufe mit dem Telegraphen zu bewerkstelligen sind und so die ganze Kulturwelt wie ein großer Markt erscheint, hat es erst ermöglicht, die Errungenschaften der Technik und der Wissenschaft für Industrie und Handel und für alle Produktion zu verwerten, wie es heute geschieht und geschehen muß, um die vermehrte Menschenzahl zu ernähren und zu beschäftigen.

Wenn man erwägt, daß heute fast ebenso rasch oder vielleicht noch

rascher Produkte der Landwirtschaft oder der Industrie von Amerika zu uns oder von uns aus nach Amerika geführt werden, als früher ein Fuhrmann von Nürnberg nach Hamburg fuhr, und daß früher Brief und Antwort über den Ozean zuweilen so viel Zeit brauchten, als zwischen Saat und Ernte liegt, während heute über Wetter und Ernteaussichten täglich Berichte ausgetauscht werden, dann ist es begreiflich, daß mancher, der noch befangen in den Anschauungen der vorigen Generationen, festhält am Veralteten, schier verzweifeln will, ob der schlimmen neuen Zeit, die doch im ganzen nur eine gute genannt werden muß.

Produkte, die man vor zwei Menschenaltern und noch später wegen des Verderbens auf der langen Reise und wegen der hohen Versendungskosten nicht einmal zwischen Schwaben und der Mark oder zwischen Schlesien und Westfalen zu verschicken wagen konnte, werden heute über Meere und Länder ausgetauscht.

Während man früher zuweilen an dem einen Ort den Überfluß verderben lassen, die Arbeitskräfte feiern lassen mußte, weil man sonst zu viel produziert hätte, war an anderen Mangel und Not oder Arbeitsgelegenheit in Fülle.

Man vermochte weder Produkte noch Menschen zu versenden, und hätte man sie verschickt, sie wären vielleicht zu spät gekommen, so spät nämlich, daß inzwischen wieder andere Verhältnisse eingetreten oder in naher Aussicht waren.

Die Verkehrserleichterungen sind jedoch nicht allen Ständen und Berufen gleichartig zugute gekommen; denn dadurch, daß die ganze Welt ein Markt geworden war, wurde manchem der bisherige Markt verdorben und entzogen.

Die Großindustrie und der Großhandel sind es vorzugsweise, die es verstanden haben, und denen es leicht geworden ist, die Vorteile der Verkehrsverbesserung auszunützen, die es aber auch verstanden haben, sich dem neuen Verkehr anzupassen. Weit weniger ist die Anpassung versucht worden und gelungen im Kleinhandel, obgleich auch diesem die Vorteile eines Weltverkehrs indirekt und zuweilen unbewußt in den Schoß fielen, und namentlich der Reiseverkehr und die Transporterleichterung sowie die freie leichte Bewegung in der Form der billig gewordenen Freizügigkeit mannigfache Verwertung von Kapital und Arbeitskraft darboten, die früher nicht geboten werden konnte.

Dasselbe kann auch vom Handwerk gesagt werden, das zwar durch Maschinenbetrieb und Großindustrie teilweise verdrängt wurde, während

hingegen die Landwirtschaft vielfach noch in den Kinderschuhen der Anpassung an den modernen Verkehr wandelt und diesen daher vielfach beklagt.

Wer den modernen Verkehr bekämpfen wollte, oder wer ihn aufzuhalten suchte, würde schwerlich auf einen Sieg oder nur überhaupt auf einen dauernden Erfolg zählen können, aber das Anpassen an denselben ist auch zuweilen schwer, obgleich es der Wege dazu viele giebt und noch mehr geben wird, wenn man sie mit Eifer sucht und sie zu ebnen bemüht ist.

Große Erfolge brachte der moderne Verkehr dem Lohnarbeiterstand. Ihm ist die Welt dadurch geöffnet worden, und Millionen haben die Stätte verlassen, wo Not und Elend war oder unausbleiblich eingekehrt wäre, wenn sich die Zahl der Köpfe und Hände noch weiter vermehrt hätte.

Sind auch die Fahrpreise für den Lohnarbeiter immer noch verhältnismäßig hoch, so hat ihre Höhe es doch nicht nur gestattet, daß Millionen über die Meere zogen zu besseren Arbeits- und Lebensbedingungen, sondern auch ermöglicht, daß innerhalb des Landes ein Wandern und Ziehen entstand, das einen Ausgleich herbeizuführen geeignet ist, und nicht die einen in Not verkommen läßt, weil es an Brot und Arbeit fehlt, während an anderen Orten beides in Überfluß vorhanden wäre.

In Bergwerken und Fabriken des Westens finden wir tausende von Arbeitern, die aus dem Osten stammen, und in großen Werkstätten begegnen wir allen Mundarten unseres ganzen Vaterlandes.

Von Ost nach West, von Süd nach Nord und von Nord nach Süd zieht der Fabrikarbeiter, zieht der Gewerbsgehilfe, der Handwerksbursche, und auch der landwirtschaftliche Arbeiter macht teilweise diese Züge mit; denn die Fahrpreise sind nicht unerschwinglich, die Post befördert in Briefen und Karten den Meinungsaustausch und die Grüße billig an die Heimat und Familie, in Notfällen selbst der Telegraph um ein Entgelt, das selbst dem heutigen Lohnarbeiter als keine große Summe mehr erscheint.

So stehen denn heute alle Stände und Berufe im Zeichen des Verkehrs, und der Verkehr wird täglich größer, täglich leichter und besser, so daß ein noch weiterer, größerer Aufschwung sicher in Aussicht steht.

Jedoch die Zukunft können wir nicht bestimmen, und wir müssen uns an die Vergangenheit halten, wenn wir auch dieser wohl Schlüsse und Hoffnungen für die Zukunft zu entnehmen vermögen.

Sehen wir uns daher einige Zahlen an über den Aufschwung des Verkehrs innerhalb der letzten zehn Jahre, wie sie uns das Statistische Jahrbuch des deutschen Reiches darbietet*) und vergessen wir dabei nicht, daß wir zu ganz anderen auffallenderen Vergleichszahlen gelangen würden, wenn wir statt nur eines Jahrzehntes etwa ein Vierteljahrhundert oder gar ein Halbjahrhundert nähmen in welch letzterem Fall wir auf die Anfänge der Eisenbahnen im deutschen Reiche zurückkämen.

An vollspurigen Eisenbahnen besaß das deutsche Reich im Jahr 1884/85 36456,6 Kilometer und darunter 10819,4 Kilometer mit doppelten oder mehreren Geleisen, im Jahr 1894/95 waren dieselben angewachsen auf 44109,2 Kilometer worunter 15213,4 Kilometer mehrgeleisige; etwa zwei Drittel davon waren Staatsbahnen. Diese Bahnen hatten 1885 12450 Lokomotiven 22735 Personenwagen und 250640 Gepäck- und Güterwagen, 1895 waren 15839 Lokomotiven, 30354 Personenwagen und 322616 Gepäck- und Güterwagen vorhanden.

Im Jahr 1885 betrug die Zahl der Personen und der von ihnen zurückgelegten Kilometer, 7932438 Personenkilometer — wie der technische Ausdruck lautet — 1895 war die Zahl bis auf 12810542 gestiegen, und zu Anfang und zu Ende der Berichtsperiode betrug die Zahl der Tonnenkilometer — Zahl der je einen Kilometer weit beförderten Tonne Frachtgutes — 15965352 zu 24349727.

Die Zahl der bei den Betrieben beschäftigten Beamten und Arbeiter betrug 1885 333439 und war bis 1895 auf 426114 gestiegen, allerdings waren auch die Unfälle bei diesem Personal von 3499 auf 3618 angewachsen.

Der gesteigerte Verkehr fordert seine Opfer, aber es muß hier eingeschaltet werden, daß im Vergleich des heutigen Verkehrs mit dem der Zeiten der Fuhrleute, Postwagen und Privatfuhrwerke weniger Unfälle vorkommen, wenn man auch heute täglich Unfallsnachrichten in den Zeitungen begegnet.

Einmal ist die heutige Veröffentlichungsweise eine andere, das andere Mal ist auch der heutige Verkehr gegen jene Zeiten ein so großer, daß die Prozentzahlen doch niedriger ausfallen als früher.

Daß neben den Vollbahnen noch Nebenbahnen, Schmalspurbahnen als neueres Element bestehen und erst jetzt noch in steter erheblicher Zunahme sind, darf nicht vergessen werden. Ihr Anwachsen in der

*) Bezüglich Post und Telegraphie benutzen wir neben dem Statist. Jahrbuch eine amtliche Denkschrift bezüglich der Ergebnisse des Jahres 1895.

Berichtsperiode ist ein erhebliches, zu Anfang derselben bestanden erst 382 Kilometer, im Jahr 1895 schon 1353, und das nächste Jahrzehnt wird hier wiederum bedeutend höhere Zahlen ergeben.

Um ein ungefähres Bild des von diesen Bahnen zusammen bewältigten Gütertransportes zu geben, wollen wir noch erwähnen, daß derselbe 1894 177290000 Tonnen betrug. Und neben den Eisenbahnen dienten doch noch nach vielen Tausenden (1892 22378 nachgewiesene Schiffe mit 2760553 Tonnengehalt) zählende Fluß, Kanal- und Küstenschiffe dem Verkehr des eigenen Landes, und 1895 war die Zahl der deutschen Kauffahrteischiffe, die 1871 4372 Segelschiffe und 147 Dampfschiffe betrug, auf 1992 Segelschiffe zurückgegangen, aber auf 653 Dampfschiffe gestiegen. Der Raumgehalt von Segel- und Dampfschiffen betrug 1871 982355 Tonnen, der der beiden Arten im Jahr 1895 aber 1275998. Die Zahl der Segelschiffe war zwar erheblich gefallen, die der Dampfer und deren Größe aber so gestiegen, daß eine Zunahme von 293643 Registertonnen stattgefunden und damit der Beweis einer erheblichen Verkehrsverbesserung erbracht war.

Der langsame Transport mit dem Segler mußte dem raschen mit dem Dampfer weichen. Haben am Eisenbahn- und Schiffs-Transport vorzugsweise die Stände Interesse, die denselben direkt in Anspruch nehmen, so hat hingegen am Postverkehr fast jedermann seinen Anteil, denn selbst in die Wohnung der Armen kommt zuweilen der Postbote, und Briefe und Karten werden in den Hütten ebenso gut geschrieben, wenn auch seltener als in den Palästen. Schreibt doch mindestens der Soldat an die Lieben daheim und erhält von diesen auch zuweilen nicht nur Nachrichten, sondern auch Zuschüsse in Geld oder Naturalien, die die Post befördern muß. Die Einheitlichkeit und Billigkeit der Gebühren, die die Post erhebt, der Zehnpfennigbrief und die Fünfpfennigkarte haben geradezu verblüffende Vermehrung des Nachrichtenaustausches herbeigeführt, und die Errichtung von Postanstalten in selbst kleinen Dörfern, sowie die rasche Bestellung der Postsachen auch nach Orten ohne Postanstalt haben den Verkehr ebenfalls vermehrt, weil sie ihn erleichterten.

Im Jahr 1885 besaßen wir im deutschen Reiche nur 17451 Postanstalten. Ende 1894 war ihre Zahl auf 30063 gestiegen, und im Reichspostgebiet — ohne Bayern und Württemberg, die ja noch eigenes Postwesen haben — ist die Zahl der Postanstalten im Jahr 1890 22649 betragend auf 28683 in 1895 gestiegen. Man wähnt, daß der Postreiseverkehr durch die Bahn geradezu verschwindend sein müsse — und im Abnehmen ist er ja —, aber trotzdem wurden 1894 im ganzen Reich

noch 3211521 Personen mit der Post befördert, während man 1885 noch 3412558 zu zählen vermochte. Diese geringe Abnahme, trotz Erweiterung des Eisenbahnnetzes, kann nur erklärt werden dadurch, daß heute, wo Zeit Geld ist, mehr Gebrauch von Fahrgelegenheiten gemacht wird als früher, aber auch die Mittel dafür eher vorhanden sind, als in früherer Zeit.

In der Periode, die wir für die Vergleiche benutzen 1885—1894 stieg die Zahl der Briefsendungen von 1149895000 auf 2015383000, die Zahl der beförderten Pakete ohne Wertangabe von 88612000 auf 130494000, hingegen ging die der Briefe und Pakete mit Wertangabe von 12655000 auf 11816000 zurück, weil sich der Verkehr für Geld und Wertsachen andere Organisationen geschaffen hat, wie die Übertragungen bei der Reichsbank und anderen Geldausgleichstellen, der Wechsel und Checkverkehr u. s. w.

Um nicht mit zu viel Zahlen die verehrten Leser zu ermüden, müssen wir uns versagen die Höhe der Wertbeträge, die Zahl der Postaufträge, Postanweisungen und Nachnahmesendungen zu vergleichen, hingegen können wir nicht umhin einer verkehrserhöhenden und verkehrserleichternden Einrichtung zu gedenken, die wir noch entbehren, die aber in Österreich ungeheuere Erfolge aufweist, die Kartenbriefe. Im Jahr 1886 eingeführt erreichte der Absatz der Kartenbriefe in Österreich im ersten Jahre die Zahl von 6800000 und stieg jährlich um etwa eine Million, so daß 1895 der Absatz 15900000 Stück betrug.

Es erübrigt nun noch, der Zunahme des telegraphischen Verkehrs zu gedenken.

Im Jahr 1885 bestanden 82992 Kilometer Linienlänge im Reiche, 1894 waren sie auf 127240 angewachsen, und die Länge der Drähte war von 296909 Kilometer auf 464707 Kilometer gestiegen.

Die Zahl der Telegraphenanstalten betrug zu Anfang der Berichtsperiode 13413 und Ende 1894 19896. Innerhalb des Reichsgebiets mit Reichsanstalten waren die Linien, die 1890 93058 Kilometer Länge hatten, bis Ende 1895 auf 119539 angewachsen, und die Drahtlänge von 373944 Kilometer auf 547814 Kilometer. Die eingegangenen Telegramme im ganzen Reichsgebiet stiegen von 15844163 in 1885 auf 28549228 in 1894, und die der aufgegebenen von 15555531 auf 28138687.

Die Gebühreneinnahme stieg von Mark 21425000 auf Mark 42963000, also auf den doppelten Betrag in einem Jahrzehnt.

Zu diesem Telegraphenverkehr hat sich aber noch sowohl innerhalb der Städte selbst als auch im Verkehr mit anderen Städten ein un-

geheuer großer Telephon-Fernsprechverkehr gesellt, und dieser ist in einem solchen Wachstum begriffen, daß man täglich neue Zahlen bringen müßte, wollte man nicht von den Thatsachen übertroffen werden. Im Reichsgebiet ohne Bayern und Württemberg bestanden 1890 Fernsprecheinrichtungen in 238 Städten 1895 schon in 449, die Sprechstellen waren von 52405 auf 103633 gestiegen und die Zahl der Apparate von 60519 auf 117661 gewachsen.

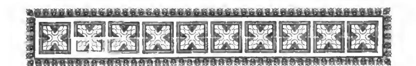
Während im ersten Vierteljahr 1891 durchschnittlich täglich 706093 Verbindungen auszuführen waren, mußten im ersten Vierteljahr 1896 täglich im Durchschnitt 1556840 ausgeführt werden, und die Gesamtzahl der Verbindungsausführungen betrug 140115652.'

Im Jahr 1895 waren bei Stadtfernsprechstellen 498360991 Verbindungen auszuführen.

Was mit dieser neuesten Verkehrseinrichtung geleistet wird, entzieht sich jeder statistischen Ermittelung, aber die Zahl der Gespräche zeigt es, welchen Wert für den geschäftlichen wie häuslichen Verkehr die Fernsprechanstalten in sich schließen; und wir stehen auf dem Gebiet noch in voller Entwickelung.

Wenn heute unsere Väter und Großväter — von noch früheren Zeiten ganz abgesehen — aus ihren Gräbern stiegen, sie würden bei der Betrachtung unseres Verkehrs, unserer Verkehrseinrichtungen und Verkehrserleichterungen sich wie in ein Zauberland versetzt finden, wir aber gehen vielfach an allem vorüber und betrachten es als etwas Selbstverständliches. Hat der veränderte und verbesserte Verkehr manchem einzelnen schwere Sorgen und Mühen aufgeladen, bis er sich ihm angepaßt haben wird, der großen Mehrheit hat er das Dasein nur verschönert und verbessert, und nicht die alten Zeiten waren die guten, sondern unsere Zeit ist die bessere, und wir gehen noch besserer entgegen im Zeichen des Verkehrs.





Die Komplikationen des Geschlechtslebens und die Kulturentwicklung im Altertum.

Von Walter Claaßen.

(Leipzig.)

I.

Der Trieb, der das Kind die Brust der Mutter aufsuchen heißt, ist in jedem Falle ein receptiver. Nahrung und Leben empfängt der Säugling. Das männliche Wesen ist in diesem Stadium der Entwicklung ebenso wie das weibliche rein receptiv. Die Mutter dagegen verhält sich aktiv, lebenerzeugend in ihm. Mutter und Sohn bleiben in diesem Verhältnis von Geben und Empfangen. Wie lange?

In den früheren Stadien der vaterrechtlichen Kultur erscheint bald der Sohn als Mann auch der Mutter gegenüber, als „Haupt der Sippe“. Wenn der Vater gestorben, wirkt er allein nach außen, er nur steht unmittelbar mit der extrafamiliaren Welt: Gemeinde, Genossenschaft, Stamm, Staat, mit dem wirtschaftlichen, staatlichen, organisatorischen Leben in Verbindung.

Intellektuell, moralisch, physiologisch kulminiert die hellenische Kultur in dem Kaloskagathos, dem Manne an sich, dem Allmenschen, der das ganze Wesen, Wissen und Können seiner Zeit umfaßt, für den jedes Gefühl, jeder Gedanke eine proportionale, motorische Energie auslöst, in dem die Harmonie zwischen Nerven und Muskeln, zwischen Sensibilität und Motion, zwischen Empfangen und Geben vollendet ist. Als Schaffender, Handelnder allein beweist der griechische Edle sein kulturell differenziertes Empfindungsleben.

Die Fortpflanzung dieser Persönlichkeit war Ziel der klassischen

Erziehung. Das Weib erschien nur als das vortrefflichste Mittel, diese Persönlichkeit der Zukunft zu erhalten. Das Weib erschien dem ganz aufs Handeln gerichteten Manne als Keim der Zukunft; — als Gegenwart bedeutete sie ihm ebensowenig wie als Vergangenheit. Denn die Handlung wird stets als vernünftige erwartet und beabsichtigt, der sie erzeugende Reiz, der zur Empfindung wird, erscheint als vergangen. Nie gab der Kaloskagathos seinen Empfindungen sich hin, er verharrte nie dabei. Fast ohne Unterbrechung setzte er sie in Muskelfunktionen um. Denkend spazierte, turnte er. Sein stets vorwärts gerichteter Geist sah im Weibe die Mutter seiner Kinder, nie die eigene Mutter. Dies Weib, diesen Keim seiner zukünftigen Persönlichkeit barg der griechische Bürger vor der Welt. Perikles enthüllt in seiner berühmten Leichenrede das Geheimnis des hellenischen Geschlechtslebens, indem er als die ewig gleiche, ewig unsichtbare, unterirdische Kraft der einzelnen Familie, wie des ganzen Staates, das Weib am höchsten wertet, von dem man am wenigsten spricht. Das Weib erscheint als der verkörperte Staatsgedanke, als Heiligkeit und Ewigkeit des Staates, der bleibt, wenn auch die einzelnen Bürger sterben. Das Weib ist in dieser Auffassung so passiv wie die ewigen Kräfte der Natur, die Kräfte des Erdinnern, denen der Landmann immer aufs neue in stetem Wechsel der Zeiten Früchte abringt, um sie der Vernichtung durch den Menschen hinzugeben.

„Das Weib bedeutet für den Staat, was der Schlaf für den „Menschen. In seinem Wesen liegt die heilende Kraft, die das Ver„brauchte wieder ersetzt, die wohlthätige Ruhe, in der sich alles Maßlose „begrenzt, das ewig Gleiche, an dem sich das Ausschreitende, Überschüssige „reguliert. In ihm träumt die zukünftige Generation.“*)

Die Keuschheit der nächtlichen Ruhe wahrte der Grieche, indem er das Weib vor allen Berührungen der Außenwelt barg.

„Das Weib als Mutter“ — seiner Kinder — ließ er „wie eine Pflanze vegetieren, im engen Kreise, als Symbol der epikuräischen Weltweisheit: λάϑε βιώσας.“*)

Keine Hingebung kennt der Mann gegenüber dem einzelnen Weibe. Und doch ist es das Weib, das allgemeine Weib, dem er sich hingiebt, wenn er τῇ πόλει, für das Vaterland stirbt. Seine Sprache nennt den Staat weiblich; so auch heißt's beim Germanen die gemeinde,

*) Nietzsche: Zur Geburt der Tragödie. Gesamtausgabe Bd. IX S. 114 f.

*) l. c. C. 115.

die genossame, beim Römer res publia, patria. Der Staat erscheint ihm als seine ewige Mutter, die ihn gebar, das einzelne Weib ihm stets nur als Teil seiner Gewalt. Der Säugling hat das Wesen der Mutter in sich aufgenommen. Aus ihm gewachsen, kennt er als Mann die Mutter nur noch sozial, nicht individuell. Der Kaloskagathos ist der erste Mann-Typus einer individuellen Kultur. Er entfaltete sich allmählich aus dem Hordenmenschen. Dieser Hordenmensch, sein Vorfahr, fühlte sich selbst nur als Glied der Gemeinschaft, fühlte gegen Mutter wie Weib gleicher Weise sozial. Der soziale Trieb beherrschte ihn vollständig und mit ihm das Weib als Mutter seiner, wie seiner Kinder.

Die athenische Kulturentfaltung von 480—440 war äußerst rapid. Sie vollzog sich innerhalb einer Generation. Der Säugling war gegenüber dem Manne Barbar, Sohn eines Barbaren, eines Herdenweibes, Sohn des Marathonkämpfers. Dasselbe Kind aber wird als Mann Kulturmensch durch Einflüsse, die nicht seiner Familie entstammten. Mit der Muttermilch sog er nur die Muskelkraft in sich, nicht das, was ihn zu einem Individuum machte. Das kam von außen. Daher blieb sein Gefühl gegenüber der Mutter das soziale, ohne jeden individuellen Zug. So war und blieb ein Widerspruch in seinem Wesen zwischen Produktion und Reception.

Die Produktion, die Wirkung des Mannes nach außen, ward mehr und mehr individuell, und das durch die Aufnahme, die Reception, einer verwirrenden Menge äußerer sozialer Eindrücke. Diese Reception ward nicht durch die Mutter individualisiert, gefertigt, zusammengebunden. Die Mutter war noch das Herdenweib in seiner indifferenzierten Gestalt. In dem Maße aber, als die individuelle Differenzierung vorschritt, wuchs das Bedürfnis, diese Individualität auch individuell entstehen, erneuen zu lassen, sie individuell zu empfangen. Das Bedürfnis nach individueller Hingabe, das der junge Kulturathener in seiner Kindheit nie gekannt, begann in ihm zu erwachen, in dem Augenblick, da aus ihm, dem Säugling-Barbaren, ein Mann der Kultur wurde. Er sehnte sich nach der großen Kindlichkeit, nach der großen Passion. Das Weib aber ward nicht dem modernen Leben ausgesetzt, das blieb in den Schranken des Hauses, das konnte sich nicht individualisieren. Und so begann denn der vornehme athenische Jüngling beim Manne das zu suchen, was er beim Weibe nie gefunden hatte und nie finden konnte: — Überwältigung. Die Inbrunst der Hingabe trieb den Knaben, den Jüngling, in die Arme des Lehrers, geistig sowohl

wie sinnlich. — Denn das war ja das Wesen des Kaloskagathos, jede Empfindung in Muskelfunktion umzusetzen.

Suchte der passive Teil des päderastischen Verhältnisses im Manne die individuelle Mutter, so suchte der aktive im Manne die individuelle Gattin.

Dem Mißverhältnis zwischen der individuellen Differenz in Mann und Weib entsprang die antike Päderastie — als Befriedigungsmittel für das individuelle Sexualbedürfnis.

Ein anderer Ersatz für die individuelle Gattin bot sich in der Hetäre, dem „öffentlichen Weib", das an der Bildung und der Kultur der Zeit Anteil nimmt gleich dem Manne. Jedoch nicht das aristokratisch-nationale Weib ist es, das aus dem „Traumzustande" heraus in die Gesellschaft tritt, sondern das abkunftlose oft fremdländische Weib (Aspasia z. B. stammt aus Milet) allein darf den alten Anschauungen von der Pflicht des Weibes, zu vegetieren, ins Gesicht schlagen. Seiner Gattin, der Mutter der Bürger, gestattet der Edle dies nicht.

Perikles selbst nimmt den Kampf gegen diese Anschauung auf, indem er seine Gattin verstößt und die Hetäre Aspasia ehelicht. Jedoch der fast unumschränkte Gebieter der Republik muß sich der Tradition beugen und öffentlich seine „eigene und beste Frau" verleugnen. Der Mann der Frau, von der man am meisten in Athen sprach, mußte öffentlich das Weib verherrlichen, von dem man nichts spricht. Die Hetäre ist der krasseste Gegensatz zur modernen Prostituierung. Gemeinsam mit dieser ist ihr nur, daß sie außerhalb der Sittengesetze der Zeit stand. Die Prostituierte verkauft ihren Leib an jeden beliebigen Mann für Geld. Das Individuum bedeutet für sie meist nur ein notwendiges Übel. Umgekehrt ist bei der Hetäre der Erwerb des Geldes, dessen sie, die abkunftlose Ausländerin, bedarf, ein notwendiges Übel. Sie giebt ihren Leib und Geist als Individualität den individuellen Männern. Ihr Name *ἑταίρα* beweist, daß der sie genießende Mann sie als gleichberechtigte „Genossin", „Freundin" ansieht. Der Grieche wendet den Ausdruck *ἑταῖρος* auf die für ihn edelste Gemeinschaft, die Kampfgemeinschaft, mit Vorliebe an.

Allerdings sind die Hetären zunächst gering an Zahl. Sie sind eine ganz neue, sich schwer einbürgernde Institution. In wenige dieser Kulturweiber müssen viele Männer sich teilen.

Es schien zur Zeit des Perikles, daß das attische Stammgefühl sich entwickeln würde zu einem wo nicht hellenischen, so doch ionischen

Nationalgefühl, und daß damit gleichzeitig der gesetzliche Boden für die Hetäre, das individuelle Weib, würde gegeben werden.

Ansätze einer solchen Entwickelung waren vorhanden. Athen trieb Welthandel. Seine Schiffe verkehrten regelmäßig von Syrakus bis zum Bosporus. Sein Inselreich faßte 15 Millionen Menschen verschiedener Dialekte, zum Teil auch verschiedener Sprachen. Doch — die Demokratie hatte noch nicht gelernt, selbst ein solches relativ kleines Gemeinwesen zu leiten. Diese Treibhauskultur, die in 40 Jahren wuchs, breitete sich sehr ungleichmäßig über die nicht Bürgerrecht genießenden Bewohner des Inselreiches. Die Führer des Volkes allein hatten die höchste Kultur inne. Die Masse versteht nie die höchste Kultur sachlich-direkt. Aber in dieser Republik vermochten die Staatslenker auch nicht ihre Personen, ihre Individualitäten dem Volke verständlich zu machen und als existenzberechtigt nachzuweisen. Perikles mußte kämpfen, gegen den Demos für den Atheisten Anaxagoras, wie für die Hetäre Aspasia. Mit Mühe und Not behauptete der Gewaltige seine Weltanschauung, die der des Demos um 300 Jahre voraus war. Kaum, daß er dem Sohn seiner milesischen Gattin das Bürgerrecht ertrotzte. Die Kunst als Kulturmensch die Autorität über den Demos zu wahren ruhte in sehr wenigen Köpfen. Perikles war der Führer der wenigen. Sein Erbteil vermochte niemand zu übernehmen. Mit seinem Tode bricht der konservative Pöbel in seinen Bau ein. Politisch radikal, kulturell rückständig, partikularistisch borniert, zerstört er die geistigen Paläste der Vornehmen, zerstört er die Ansätze der neuen nationalökonomischen Reichs-Entwickelung und damit auch die Ansätze der neuen Entwickelung des Geschlechtslebens. Der Gerbermeister Kleon und der Krautjunker Nikias, Plebejer und Aristokrat, sind einig im Hasse gegen die Perikleische Weltanschauung.

Eine Generation hatte Perikles mit seinem Generalstabe, mit seiner neuen Aristokratie gewirkt, eine Generation lang hatte er versucht, die Bildung bis zu dem Grade zu demokratisieren, um das Verständnis für die neue Aristokratie zu wecken, die Autorität derselben zu sichern. Er führte die Belohnung der Theaterbesucher ein. Niemals gab es eine Aristokratie, die mit größerer Vornehmheit wirtschaftete, niemals eine, welche mehr von den Gefühlen der Ehre, des Gemeinsinns beherrscht gewesen wäre, als die Perikleische. Ihr Reichtum galt ihr in Wahrheit als vom Volke, ihr für das Volk anvertrautes Gut. Die vornehme Muße war ihr einziger Luxus, eine Muße, die sie jeder Zeit dem Staate zur Verfügung stellte, sobald dieser ihrer Kraft bedurfte.

Und dennoch genügte die Zeit ihrer Wirksamkeit nicht. Es waren ganz exceptionelle Menschen, welche diese Treibhauskultur voll und ganz aufgriffen. Zu gewaltig und zu rasch war der Strom neuer Bildungselemente, der nach Athen sich ergoß. Wenige nur konnten diese Elemente sich einverleiben. Die Bande zwischen Führer und Volk lockerten sich: das gegenseitige Verständnis ward mehr und mehr erschwert. So entstanden zwei Welten, die durch geistige Klüfte von einander getrennt waren, wie sie in der Zeit der größten sozialen Gegensätze (vor Solon) nicht bestanden hatten.

Lange schwankte der Kampf um die Civilisation des Volkes. Mit Perikles Tod war er entschieden. Politische und geistige Reaktionäre siegten gemeinsam, um nun miteinander auf niedrigerem Kulturniveau um die Gunst des wieder verpöbelten Volkes zu kämpfen.

Alcibiades, dem das Erbteil des Perikles hätte zufallen können, nahm seinen Kampf gegen diese Koalition des Kleon und Nikias auf.

Schon gab es einen Mann, der, wenn einer, geeignet gewesen wäre, das Verständnis zwischen den zwei Welten der neuen und alten Kultur, zwischen Führern und Volk zu vermitteln: Sokrates, der Lehrer des Alcibiades. Sokrates ist der erste Triumph Perikleischer Volksaufklärung. Als Sohn eines Handwerkers und einer Hebamme entstammt er den niedersten Schichten des Bürgertums. Sein Versuch, dem Volke den Mono- bezw. Atheismus mit seinem Dämonion plausibel zu machen, kennzeichnet ihn als Menschenkenner ersten Ranges. Er ist der Volkslehrer par excellence, der es versteht, dem beschränkten Geiste der Massen Konzessionen zu machen, ohne doch an der Wahrheit etwas nachzulassen. Ein Mann, der gleichzeitig den Verständigen verständig, den Banausen banausisch anzusprechen weiß.

Dennoch mißlingt der Versuch zwischen den Aspirationen des gleichzeitig konservativen und nivellierungssüchtigen Volkes und den herrschaftsfähigen Geistern einen Ausgleich zu schaffen.

Hätte der Führer dieser Geister: Alcibiades noch die Energie der Begründer der neuen Aristokratie gehabt, so wäre er in Gemeinschaft mit seinem Lehrer wohl imstande gewesen, nicht nur über Kleon-Nikias zu triumphieren, sondern auch der atheniscn-ionialen Eidgenossenschaft einen Aufschwung zu geben, der die Thaten der Macedonier und der Römer vielleicht unmöglich gemacht und die griechische Kultur reiner und vollkommener erhalten hätte, als es diesen Barbaren-Eroberern möglich war. In Alcibiades entschied sich das Schicksal des griechischen Volkes.

Denn in ihm beginnt schon die Disharmonie laut und vernehmlich.

zu tönen, welche dem Menschen der vollendetsten Harmonie, dem Kalokagathos ein Ende machte. Wie ein anderer Schüler des Sokrates, der gleichfalls sehr bedeutende Kritias, sich der aktiven Päderastie ergab, so Alcibiades zunächst der passiven. Seine außerordentliche Schönheit und Kraft wird dem Sieger in den olympischen Spielen zum Verderben auf dem Felde der Liebe. Als Aristokrat der Geburt und des Geistes auf der Höhe der Zeit, die denkbar komplizierteste und feinste Natur begehrt er von seinem Lehrer die individuelle Stillung seiner Sinnlichkeit. Hier ist der Punkt, wo Sokrates der Sohn des Volkes mit dem Aristokraten nicht mit zu empfinden vermag.

Der Mann des höchsten Intellekts versagt als Mann der robusten Instinkte dem intellektuell Geliebten die sinnliche Auslösung des intellektuellen Verlangens. Sokrates begehrt noch nicht das individuelle Weib auch sinnlich. Er liebt den geistigen Verkehr mit Hetären, aber sein sinnliches Verlangen ist nicht individualisiert. Das macht: als geborener Plebejer ist er kein Mann, der absoluter Harmonie als Grundlage seiner Existenz bedarf. Sodann entwickeln sich in dem Abkömmling des Handwerkers die Sinne langsamer als der Intellekt. Er kann daher die Sinne bei dem sozialen Weibe alten Schlages befriedigen, den Intellekt dagegen bei den Männern und Weibern der Kultur. Dies Mißverhältnis zwischen Lehrern und Staatslenkern in der neuen Herrscherklasse, wie es sich in Alcibiades und Sokrates darstellt, dies Mißverhältnis zwischen gewordenen und geborenen Kulturmenschen, mußte einen neuen psycho-physiologischen Mißton in diese Klasse bringen, der einmal die ganze Klasse in ihrer Aktionsfähigkeit lähmte, ferner aber den einzelnen, so den Alcibiades, einen Ausweg zu beschreiten zwang, der schließlich die organische Energie herabdrücken mußte.

Der Ausweg aus der sexuellen Unbefriedigtheit bot sich der differenzierten Individualität des Kulturmannes in der Vervielfachung der Objekte des Geschlechtsgenusses.

Kein einzelnes Weib bot einem Alcibiades Genügen, auch kein einzelner Mann, da Sokrates sich versagte. So, stets unbefriedigt, stürzt er von einer zur anderen. Bei jeder findet er einen kleinen Teil seiner Persönlichkeit befriedigt, bei einer befriedigt er seinen Empfängnis- bei der anderen seinen Zeugungstrieb; beide Seiten seiner Natur zerfasern sich aber in eine unendliche Menge von Nerven, die alle erregt sein wollen, und es doch nie werden; bei jedem Geschlechtsgenuß fühlt er den gewaltigen unausgelösten Rest, so taumelt er von Begierde zu Genuß, „und im Genuß verschmachtet er vor Begierde". Die Zerstückelung der

Persönlichkeit, das Aufhören des Allmenschen — das deutet bereits den modernen Dekadenten an.

Und wie die moderne Dekadenz, als gesellschaftlicher Prozeß betrachtet, in erster Linie die bedeutendsten Geister ergreift, so ergreift sie auch den Liebling der Athener. Das Genie geht zu Grunde, die Mittelmäßigen triumphieren. Die Kultur schreitet zurück. Die beschränkten Geister, die Kleon, die Nikias ꝛc. gewinnen die Gunst des Volkes, indes Alcibiades sie verliert.

Überall, wo er hinkommt, verführt er die Weiber und macht alle Männer sich zu Feinden. Durch seine Genialität, seine physische Kraft, seine Schönheit gelingt es ihm leichter als jedem anderen, seine Persönlichkeit in Ausschweifungen zu ruinieren. Was ihm vom modernen Dekadenten scheidet, das ist seine muskulatorische Bildung, die, wie gesagt, einen wesentlichen Bestandteil der Kalokagathie bildet. Der moderne Dekadent ist ein physischer Schwächling, kennt nur eine Verfeinerung der Nerven, nicht auch der Muskeln. Alcibiades dagegen ist insofern noch harmonisch, als auch sein Muskelsystem an der Kultur teil nimmt. Er hält noch fest an dem Prinzip der antiken Kultur, die Nerven und Muskeln in korrespondierender Weise differenziert, d. h. mit der Empfänglichkeit die Geschicklichkeit vermehrt. Darin liegt die Bedeutung der olympischen Spiele. Auf der andern Seite ist er gerade dadurch nicht nur nervisch, sondern auch muskulatorisch auf ein bestimmtes individuelles Weib abgestimmt. Dadurch gerade steigert sich sein Geschlechtstrieb zu einer viel größeren Macht, als welcher der moderne Nervenmensch unterliegt.

Der glänzendste Geist seiner Zeit endet schließlich am persischen Hofe, an dem sich der Feminismus der Männer schon in ihrer Tracht aussprach. Niemals hat er die menschlich hohe Kultur, deren er sich erfreute, aus der Hand einer Mutter empfangen. An unvollendeter Erziehung leidet er; in allen Gliedern erschlafft, unterwirft er sich schließlich wie ein persischer Satrap den Weibern, anstatt sie zu überwältigen. Der unbefriedigte Trieb des Kindes, seinen Geist aus dem Geist der Mutter zu empfangen feiert im reifen Mann eine wüste Orgie.

Das ist die große Perversion, die schließlich im Kaiser Nero zu dem Gelüst nach Geschlechtsveränderung führte, die feministische Perversion, die in letzter Instanz aus der erwähnten Disharmonie in der Familienerziehung entspringt. Aber diese sowohl wie die sonstigen Perversionen sind nicht einzig aus dem Mangel des individuellen Weibes zu erklären.

Es fragt sich weiter, wie es kam, daß das athenische und später das römische Volk keine Mittel gegen die Ursachen dieser Perversionen zu finden imstande war. Um diese Frage zu beantworten, müssen wir das Prinzip der Kalokagathie selbst genauer analysieren. In seiner Eigenart werden wir die Keime der Zerrüttung des Geschlechtslebens finden, sowie der Ohnmacht, die Ursachen dieser Zerrüttung zu beseitigen.

II.

Die Institution der Sklaverei, die sämtliche niederen Arbeiten von den Schultern der Edlen nahm, ermöglichte zwar die Entstehung des Kaloskagathos, nicht aber seine Dauer. Krieg, Jagd und Gymnastik, die gewöhnlichen Muskelbewegungen der Vornehmen, haben die Wirkungen des Sports, notabene des allseitigen Sports. Sie führen zu einer Entfaltung aller physischen Kräfte, aber sie überspannen dieselben gleichzeitig und — spannen sie plötzlich aus.

Die Kalokagathie war Treibhauskultur, auch des physischen Organismus.

Die entfalteten Kräfte vertrugen das Brachliegen nicht. Der normale Anreiz für ihre Funktionen war: der lebendige Feind, war die physische Lebensgefahr, war das fließende Blut. Intellektuell bestrebte die Kalokagathie demgemäß zunächst ein System militärischer Organisation, ein System, das bei Marathon 480 seinen ersten glänzenden Erfolg errang. Die „Marathonkämpfer" waren die Männer der vollständigen Harmonie. Der Geist, rein militarisch, setzte sich stets in die entsprechende Motion um. Athen rang damals um Existenz und Macht. Aber in diesem Ringen um die Macht entfaltete sich der Krieger zum Staatsmann. Und mehr noch, um die erlangte Macht zu behaupten, ward in dem vielgestaltigen Reich von 15 Millionen Einwohnern, das Athen 30 Jahre nach Marathon sich anschickte zu beherrschen, der Ausbau eines Verwaltungsapparates notwendig, in dem die Theorie des Staatsmannes eine viel größere Rolle spielte als die praktische Idee des Feldherrn.

Nicht unmittelbar folgte nun dem Gedanken der Faustschlag, der Griff ans Schwert. Erwägungen von Interessen, Abwägen der Machtverhältnisse, Teilung der gegnerischen Aspirationen nach dem modernen Grundsatz divide et impera traten an die Stelle des sofortigen Dreinschlagens. Die Politik ging von den Schlachtfeldern in die Volksver-

sammlungen, in die Kongresse, die staatsmännischen Konferenzen über. Perikles folgt auf Themistokles.

Nun beginnt die Blüte geistiger Kultur. Äußerer Friede läßt die Sitten feiner werden, die Kunst, die Philosophie sich gestalten. Noch sieht man auf den Rednertribünen die Söhne der Marathonkämpfer in den prachtvollen Gestalten ihrer Väter, verfeinert durch die systematische Gymnastik der neuen Erziehung. Doch diese genügt nicht, die kolossale Kraft zu erhalten, welche die Kriege den Vorfahren verliehen. Der Reiz der Turngeräte, der Reiz der olympischen Spiele ist nicht stark genug. Die nunmehr selteneren Kriege und der langdauernde Friede bewirken, daß intensive Anstrengung mit trägster Ruhe, außerordentliche Entbehrung mit ungeheurem Genuß abwechselt. Im Frieden enthalten nunmehr Wissenschaft und Kunst die stärksten Reize. Von ihnen wird der Lebenstrieb mehr und mehr bestimmt. Die Neuheit und Raschheit sozialer Eindrücke beschleunigt die Hirnprozesse. Zum erstenmal tritt der Geist als ein besonderes Organ des Menschen in die Erscheinung.

Erst Philosophie und Kunst scheinen volles Ausleben zu bieten. Die muskulatorische Energie strömt nach dem Zentralnervenapparat, strömt ins Hirn. Die Ideenerzeugung wird mehr und mehr zu einer Thätigkeit neuesten und vollkommensten Genusses, in dem die Tage der Vornehmen sich erschöpfen. Noch hat man keine Ahnung von sitzender Arbeit. „Banausisch" erscheint sie, würdig gemeiner Handwerker. Noch faßt man die Thätigkeit im Zimmer nicht anders auf, denn die des Gefangenen, des Sklaven. Dennoch wird das Hirn schwer und schwerer von der Fülle neuer Gedanken, und manchmal bleiben sie stehen, die wandernden Philosophen, überwältigt von der Last des Gedankens.

Sokrates ist der erste, der die Gefahr der Entmuskelung sieht. Selbst Sohn eines Handwerkers, in Prätensionen, Verkehr und Geistesbildung Aristokrat, sucht er die brachliegende Aktivität des Muskelapparates zu beleben, durch die — Passion, durch das Leiden. Er geht unbeschuht; denkend steht er eine Nacht auf dem Eise mit bloßen Füßen; durstend sieht er stundenlang das labende Wasser vor sich. Die erste große Perversion des männlichen Wesens zur Passivität beginnt bei ihm im physischen Organismus, aber außerhalb der sexuellen Organe. Er ist noch stark genug Mittel gegen die Abnahme der Lebensenergie in diesen Perversionen zu finden. Aber in dem Maße als die Perversion vorschreitet, im selben Maße werden die Mittel, die die Menschen in diesen Perversionen zur Erhaltung des Lebens anwenden, ohnmächtiger.

Die Anschauung über die körperliche Arbeit, die der vornehme Grieche

hatte und die Möglichkeit, dieser Anschauung zu leben, die ihm durch die Sklavenarbeit geboten wurde, ward somit zur Ursache fortschreitender Abnahme der Funktionsfähigkeit aller physischen Organe, fortschreitender Degeneration. Diese Abnahme muskulatorischer Produktivität lähmt aber auch die politische Aktion. Der Vornehme gewöhnt sich, statt seiner Thaten seine Gedanken zu genießen. Das Genußleben wird immer mehr passiv. In träger Ruhe giebt bald der Epikuräer sich der Betrachtung des Weltganzen hin. Aus dem Schaffenden wird ein Schauender, der sich in dem eigenen Intellekt versenkt. Der Genuß, nach außen zu wirken, wird geringer.

Sokrates, der Mann der Wirklichkeit, der kaum einen theoretischen Satz aufgestellt, dessen Theorie nur sichtbar wird durch ihre Anwendung auf die einzelnen Fälle, eine Theorie, die von Fall zu Fall politisch und sozial durchführbar, angepaßt den derzeitigen Verhältnissen ist, Sokrates, dieser vollendete Praktiker, dessen Rat alle Staatslenker von Alcibiades bis Kritias schätzen, vermag nicht einen Nachfolger zu finden, der seine Lehre durchführen könnte. Die Kluft zwischen Führern und Volk ist unüberbrückbar geworden; ein Gegensatz aber klafft gleichzeitig zwischen Tradition und Modernität. Die Führer: die Männer des modernen Lebens sind nun noch weiter von der Tradition entfernt als je, das Volk steckt mehr in der Tradition als je. Athens Mittelmeermacht ist gebrochen, sein größter Feldherr und Staatsmann tot. Das Genie flüchtet vom Schlachtfelde, von der Rednertribüne in die weltentlegenen Gemächer der Philosophen. Plato folgt auf Alcibiades. Plato ist so gut der typische Führer der gebildeten Klassen, wie seiner Zeit Alcibiades es war. Die thatenschwache Zeit macht den Beobachter zum Führer. Plato der geborene Aristokrat, der Zögling des Handwerkersohnes, entbehrt ebensosehr der pädagogischen Geschmeidigkeit des Sokrates, wie der politischen Elastizität des Alcibiades. Er ist der Verfasser der ersten — Utopie.

Dem Volke ferner als sein Lehrer, ferner auch als dessen politischer Schüler, zieht dieser Philosoph voller Verachtung des wirklichen Seins sich in die ihm als eigentliche Welt erscheinenden Ideen zurück, er verneint das Sein, verneint die Welt der Sinne. Der Kaloskagathos stirbt in ihm. Der Gegensatz zwischen Geist und Materie thut sich auf. Schrill klingt diese Disharmonie in die antike Welt hinein. Plato tritt damit auch zu dem in Gegensatz, was dem Kaloskagathos und dem Demos gemeinsam war: die Freudigkeit der Sinne. Und so baut er sein Phantasma vom kommunistischen Dreiklassenstaat, der regiert werden

soll von den — Philosophen. Diese Anticipation des Frankfurter Parlaments von 1848, was so ungefähr den denkbar tiefsten Stand staatsbildender Energie anzeigt, fand denn auch die entsprechende Antwort in den politischen Thatsachen. Ein Dionysos sollte sich von Plato beraten lassen, und richtig, er spielte denn auch mit dem Philosophen, so wie Bismarck mit den würdigen Nachfolgern der Frankfurter Grundrechteschwärmer, den Katedersozialisten, gespielt hat.

Und Plato ist der einzige, der einen Versuch zur Reform des Geschlechtslebens macht. Aus dem Bedürfnis des gebildeten Mannes nach dem individuellen Weib verlangt er die nötige Emancipation der Frau. Diese Konsequenz aus der perikleischen Weltanschauung aber zog ein willensschwacher Philosoph, kein Mann der Wirklichkeit, und die Konsequenz war denn auch nur ein radikaler Faustschlag gegen die wirkliche Welt, ein Faustschlag, den ein Perikles, ein praktischer Staatsmann, von ebenso intensivem Bedürfnis zum individuellen Weibe erfüllt wie Plato, nie gethan hätte, ein Faustschlag der nichts gewann, aber die Gegner der Modernität in Aufruhr brachte und die Kluft zwischen Führern und Volk vergrößerte.

Der zum Fachphilosophen degenerierte Aristokrat vermochte das Volk nun überhaupt nicht zu führen; er mußte die wirkliche Führung den Mittelmäßigen, den Fach-Politikern überlassen und sich mit der individuellen Führung begnügen, mit Produktionen, die die Masse nicht nur nicht verstand, sondern auch nicht nützen konnte, weil deren praktische Anwendung unmöglich war.

Der organische Zusammenhang zwischen den Klassen löst sich völlig. Die muskulatorische Degeneration des Kaloskagathos zerreißt den letzten Nervenstrang dieses glänzenden Gesellschaftsorganismus, dem Perikles, der Olympier, allein hätte Dauer verleihen können.

Das Regiment der Fachleute beginnt. Ein Prinzip der Kalokagathie sinkt nach dem anderen. Der flachbrüstige Demosthenes, der Politiker aus Ehre, unterliegt den Berufs- und Erwerbspolitikern vom Schlage des Äschines. Dieser neuen Klasse von Herrschern fehlt denn auch der hohe Gesichtspunkt vom Allmenschen wie Perikles und Alcibiades; Fachleute sind's, Theoretiker, die nichts vom Leben, und Praktiker, Lebemänner, die nichts von der Theorie wissen. Dieser Klasse, die zuletzt noch als einzigen Ehrenmann und letzten Rettungsanker den Sohn des Lampenfabrikanten: Demosthenes auf den Schild erhebt, gebricht Weisheit und Energie, eine so radikale Reform der Erziehung und des Staatslebens ins Werk zu setzen, als es die Emanzipation des Weibes ist. Schon

in Plato überschlägt sich der auf Schaffung des individuellen Weibes abzielende Ideengang, indem er, statt die Fesseln des Staates am Individuum zu lockern, vielmehr das individuelle Weib und den individuellen Mann nach philosophisch abgeleiteter Staatsgesetzschablone zu einander führen will; sein Ideengang überschlägt sich weit nach rückwärts, indem er die Errungenschaft vaterrechtlicher Kultur: daß dauernd jedes Weib nur ihre eigenen Kinder erzieht, beseitigen und die Erziehung verstaatlichen, vergesellschaften will, wie in der Horde.

Über der individuellen Gattin vergißt er die individuelle Mutter. Solche „reine Theorie", fremd jeder Anwendung, ist das große Zersetzungsmoment im antiken Leben geworden. In der Theorie, im Schauen erschöpft sich der vornehmste Lebenstrieb des Genies.

In den mittelmäßigen Kräften aber, die nun wirklich die gesellschaftliche Entwicklung bestimmen, macht sich ein anderer Trieb geltend. Bei den Philosophen triumphiert die Passion, die Verneinung der Sinne, die Askese, der Stoicismus gelangt zur Herrschaft. Der sexuelle Trieb fällt mit den übrigen Sinnestrieben ihrer Verachtung anheim. Diejenigen aber, die sich nicht so hoch hinauf, oder so tief hinab fern von den Sinnen zu schwingen vermögen, diejenigen, die nicht fähig sind zum *θεωρεῖν*, diejenigen, die handeln müssen, um zu leben, und die doch herrschen können, bei denen flüchtet die gesamte Energie in den Geschlechtstrieb.

Die gesamte Muskelthätigkeit konzentriert sich in ihm. Die übrigen Muskeln sind abgestumpft. Das Geschlechtsorgan übernimmt die ungeheure Aufgabe, sämtliche Nervenerregungen der differenziertesten Kultur nach außen fortzupflanzen. Das sexuelle Raffinement beginnt bei den Herrschenden; dies sexuelle Raffinement, die alles Leben verschlingende Aktion war das Ende der alten Welt. Die allseitige Auslösung der sensiblen Energie durch motorische hört auf.

Das Geschlechtsorgan ist der einzige Muskel, der noch zu funktionieren vermag, wenn alle übrigen erschlafft sind. Eine außerordentliche Verfeinerung der Nerven ist überall bei den Herrschenden vorhanden. Bei den Staatslenkern aber setzt diese Verfeinerung sich nicht um in Ideen, in sensible und motorische Hirnenergie, sondern in Sinnengenüsse, in sensible Energie des Magens, der Augen, der Ohren und — in eine einzige motorische — in die sexuelle Energie. Das Geschlechtsorgan, der einfachste Apparat des Kulturmenschen, der den großen Gegensatz zu aller Kultur und zugleich ihr ewiges Fundament bedeutet, aus dem

sie wächst, wird Kulturorgan par excellence. In diesem gräßlichen Widerspruch zerbricht das griechisch-römische Weltreich.

Der Geschlechtsakt ist der Gegensatz alles Kulturellen, alles Künstlerischen. Der Kulturmensch entäußert sich in ihm seiner Individualität, um sie dem Weibe einzuverleiben und dann vom Weibe wieder zu empfangen. Der Kulturmensch gewinnt in ihm die Fähigkeit, sich all seiner Kultur zu entäußern. Der Wert dieses Aktes besteht für ihn darin, seine Macht bis zu dem Grade zu steigern, daß er die Kultur fortwerfen kann. Er beweist sich selber damit, daß sie eine Macht, eine Waffe in seiner Hand ist und keine Last, die er tragen muß. Ja mehr noch: seine Macht steigert sich bis zu dem Grade, daß er das, was vor aller Kultur ist, sein Bewußtsein, fortwirft, hineinwirft in das Weib, um es von ihm wieder zu empfangen. Der Geschlechtsakt ist somit die höchste Energieumsetzung (Stoffwechsel), die vollständigste Erneuerung verbrauchter Energieen, die sich denken läßt.

Der ganze Mensch hört wie mit einem Schlage auf; bei allem übrigen Stoffwechsel immer nur einzelne Zellen. Nerven, Muskel, Hirn geraten außer sich, und damit schwindet denn auch das Bewußtsein. Was aber machte der degenerierte Römer aus dem Geschlechtsakt? Statt die Kultur zu bewältigen, treibt er sie auf die Spitze. Er sinnt, denkt, überlegt, wie er wohl am besten alle seine Nerven sexuell ausladen, entlasten kann.

Was er im Geschlechtsgenuß sucht, ist nicht die Erholung, es ist geradezu Arbeit. Hier allein wirkt noch das Muskelsystem, hier allein stillt sich der Thätigkeitstrieb. Durch diese verlockende Pforte, mit der sich die menschliche Persönlichkeit öffnet, um sich selber in das unendliche Meer unbekannter und ungeahnter, ewig neuer Wonnen frei zu lassen, strömt seine ganze Thatkraft hinaus. In der phantastischen Unermeßlichkeit sexuellen Lebens allein handelt diese sinkende Welt. Denn nun beginnen beide Geschlechter aktiv zu werden. Das individuelle Weib ist mittlerweile endlich groß gewachsen und zur gesellschaftlichen, wenn auch nicht durchaus rechtlichen Anerkennung gelangt. Die Emanzipation ist bei Beginn des Kaiserreichs eine vollendete Thatsache. Nun aber ist es zu spät. Nun ist der Mann muskulatorisch gebrochen, der Kaloskagathos in ihm ist tot, er kann das neue individuelle Weib weder geistig noch physisch bewältigen. Sein Geist entbehrt der aktiven. agressiven Kraft. Wenn er philosophiert, entsagt er dem wirkenden Leben als Epikuräer, und auch dem genießenden Leben als Stoiker. Die Philosophie ist noch die höchste

Kraft des Geistes. An diesem Höchstmaß geistiger Energie messen sich relativisch die auf niedrigeren Stufen vor sich gehenden geistigen Bewegungen. Das Weib aber hat an der Kulturentwicklung erst in letzter Zeit Anteil genommen. Das Weib selbst der Vornehmen mußte sein Muskelsystem in Funktion setzen: beim Gebären, Säugen, ja sogar in der Hauswirtschaft. Das Weib wird langsamer angefressen von den Zersetzungsmomenten. Das Weib wird dem Manne gleich an Aktivität. Sein Geist ist frischer als der des Mannes, jugendlichet. Gemeinsam mit ihm klügelt sie die Perversionen des Geschlechtstriebes aus, denen beide gemeinsam sich hingeben. Die Tradition männlicher Überlegenheit wirkt noch in ihm nach, sonst würde es schon jetzt ihm mehr als gleich sein. Aber auch die Zeit kommt. Messalinas Sexualität beginnt hohe Politik zu treiben. Agrippina beherrscht ihren Sohn, den Kaiser Nero, vollständig, und als der sich nicht anders von ihrer Macht zu emanzipieren weiß, als durch Mord, verfällt er dem Gelüst der Geschlechtsveränderung.

Jetzt begehren die Männer die Überwältigung. Wie einst Antonius an Cleopatra, so gehen sie jetzt alle am Weibe zu Grunde.

Die herrschende Klasse sinkt tiefer und tiefer. Die Philosophen predigen den „Willen zum Nichts". Bei den Staatslenkern siegt die orientalische Religion mit ihrem Sinnenrausch und ihrer Askese über die alte griechisch-römische Sophrosyne: die schöne harmonische Sinnenfreudigkeit. Rausch folgt auf Katzenjammer. Die Philosophen beginnen jetzt endlich in Wirklichkeit zu triumphieren über die ganze Herrscherklasse. Plato lächelt im Grabe. Seine Nachfolger, die Stoiker, die gleich ihm die Welt der Sinne hassen, gewinnen einen Imperator, Marc Aurel, für ihre Lehren. Die Philosophen des Nichts und die Weiber des Raffinements ringen um die Gunst der Herrscher. Marc Aurel predigt Entsagung, sein Mitkaiser Lucius Verus giebt sich der Wollust hin.

Ein doppelter Zwiespalt auf dem Throne, einmal zwischen beiden Personen, sodann innerhalb des einzig handelnden Herrschers. Marc Aurel, der den ewigen Frieden verkündet und seinen Truppen das Signal zum Kampfe giebt.

Der Fachphilosoph hat triumphiert; aber als er sich seinen Triumph besehen will, da findet er — nichts. Den ersten Weltherrscher, der sich ihm beugt, sieht er sterben, und — ein Gladiator besteigt den Thron der Cäsaren.

Schon mit dem Jahre 180 ist Roms Macht gebrochen. Seine Aristokratie regiert nicht mehr. Barbaren herrschen als Kaiser, gewählt

von Barbaren, welche die Waffen tragen. Sklavensöhne werden Feldherrn, werden Kaiser. Nur das alte Raffinement, die Idee des Herrschens, die Geschäftsfähigkeiten, hält Rom noch fest. Der alten Kultur muß noch der barbarische Cäsar sich beugen, aber nur als seiner geistig überlegenen Dienerin.

Indes aber, nun die Last alles Regierens von ihren Schultern genommen, giebt die herrschende Klasse sorglos den wüstesten Orgien sich hin, bis ihr letzter Geist ruiniert und bis — ihre letzte Lebensenergie am Weibe verströmt ist. Mit der sexuellen Impotenz, die sich in Gestalt des Honorius auf den Kaiserstuhl setzt, schwindet für diese Klasse die letzte Möglichkeit des Lebensgenusses überhaupt, sie wird reif für die Ideen der — Askese.

Das Christentum wird Staatsreligion.





Religion und Bildung.

Von Dr. A. Hofacker.

(Stuttgart.)

Daß die beiden auf keinem guten Fuß mit einander stehen, ist schon lange klar, man könnte daran erinnern, daß zurückgebliebene Völker, wie die Spanier, zugleich die religiösesten oder sagen wir wundergläubigsten Völker sind. Vielleicht aber könnte man Gegenbeispiele vorführen; auch der Engländer, der doch mit an der Spitze der Kultur marschiert, ist bigott, auch Deutschland kann noch zu einem großen Teil für ein religiöses Land gelten. Wir wollen deshalb Geschichte und Statistik, die immer nur anfechtbare Argumente liefern, hier beiseite lassen und den Grund der Feindschaft zwischen diesen beiden Kulturelementen aus ihrem Wesen ableiten. Das Wort Kultur hier in einem neutralen Sinn genommen, da eines derselben sich notwendig als ein Unkulturelement herausstellen muß, sofern wir doch hier einen Kampf zwischen zwei Elementen haben, von denen jedes die wahre oder höhere Kultur sein und das andere als die niedrigere oder Unkultur unterdrücken will. Nun sehen wir also zu, was Religion und was Bildung heißt. Zunächst die letztere. Bildung ist nahe verwandt mit Wissen und Kenntnissen; ein gebildeter Mann ist in erster Linie der Studierte und in der Potenz der Doktor, der Professor. Nehmen wir noch dazu eine Leuchte der Wissenschaft, eine sogenannte Koryphäre, so haben wir dann einen Extrakt, eine Quintessenz menschlicher Bildung. Ungebildet ist ein dummer Bauer oder Hausknecht, der nichts weiß und nichts gelernt hat. Die Religion macht offenbar zwischen diesen beiden gar keinen Unterschied. Sie sagt: Selig sind, die arm am Geiste sind, sie greift den Wissens- und Geisteshochmut an, sie bekämpft das Forschen: über die geoffenbarten Wahrheiten soll man nicht nachgrübeln (der Protestantismus ist innerlich widerspruchsvoll, führt am leichtesten zum Atheismus oder Indifferentismus, weil er die Freiheit des Denkens und Gewissens

anerkennt gegen alle äußere Autorität und doch wieder die Buchstaben der heiligen Schrift als Autorität aufstellt (Luther). Wie aber, wenn Gewissen und Buchstaben nicht übereinstimmen); da ist also im Innern ein Gebiet, das tabu (heilig), unantastbar ist, über das man sich keine Gedanken machen darf, dem gegenüber man sich in fortwährender Selbsthypnose befinden soll. Das ist freilich kein männlicher und kein aufrichtiger Standpunkt, er gleicht einer Statue aus Porzellan, die kein freier Wind umwehen darf, damit sie nicht zerbricht. Also der eminente Unterschied, der zwischen gebildeten und ungebildeten, denkenden und stumpfsinnigen Menschen besteht, existiert für die Religion nicht. Für sie giebt es einen anderen, womöglich noch fundamentaleren Unterschied, der zwischen Gläubigen und Ungläubigen, der für sie alle anderen Unterschiede auslöscht. Während aber der Unterschied zwischen gebildeten und ungebildeten Menschen ein nachweisbarer, weil auf die verschiedene Thätigkeit (Energie d. h. Lebensäußerung) beider Klassen gegründeter ist, ist der Unterschied zwischen Gläubigen und Ungläubigen ein willkürlicher, rein historischer, unpositiver, wie sich schon daran zeigt, daß es ganz auf den subjektiven Standpunkt ankommt, wen man als gläubig oder ungläubig ansieht. Was die Natur schafft, das ist einheitlich und mit sich selbst übereinstimmend, und so ist man von Natur (*φύσει*) d. h. thatsächlich und reell (nicht bloß in der Einbildung) ein Weiser oder ein Narr, und darüber kann es keine Zweifel und keinen Streit geben, sowenig wie darüber, was heiß oder kalt, licht oder dunkel, bitter oder süß ist; denn diese Gegensätze hat die Natur selber geschaffen. Wer aber gläubig und ungläubig ist, darüber will der Streit, solange es eine Religionsgeschichte giebt, nimmer aufhören. Der Katholik hält den Protestanten und dieser jenen, der Altkatholik den Römischkatholischen, der Christ den Muhamedaner, der Muhamedaner den Juden, und der Jude den Mormonen für ungläubig, kurz es ist da ein Kampf aller gegen alle, und nur um diesen Skandal der Religionsverschiedenheiten nicht allzu offensichtlich zu machen, hat man als Palliativ das Wort Toleranz erfunden, das dem innern Wesen der Religionen oder besser Konfessionen schnurstracks zuwiderläuft. Daß nach dem weisen Goetheschen Wort das Leben voller Widerspruch ist, kann man daran erkennen. Denn durch die Toleranz heben sich die Konfessionen thatsächlich wieder auf. Da sie miteinander leben müssen, so ist also hier ein Kompromiß zustande gekommen, der jeder einen gewissen Spielraum läßt. Man denkt hier unwillkürlich an die Art, wie Hobbes aus dem Kampf aller gegen alle seinen Kulturstaat hervorgehen läßt, nämlich durch einen

Vertrag auf gegenseitige Schonung. Vertragsmenschen sind also die religiösen Menschen. Eigentlich dürfen sie den Andersgläubigen nicht gelten lassen, sondern müssen ihn und seine Gesinnung schonungslos bekämpfen, aber der andere lebt auch noch und macht die selben Ansprüche, und so findet man einen modus vivendi (einen Ausweg) und fährt oft sogar mit vereinten Kräften auf den los, der keinen Anspruch auf geistige Unfehlbarkeit macht; man fühlt sich geistesverwandt und wendet sich gegen den Indifferentismus als gemeinsamen Feind. So sehr sonst die Kirchen wie Feuer und Wasser sind, jetzt heißt es: hie Christentum — dort Atheismus. Der ungläubige Mensch braucht nicht tolerant zu sein, da er sich nicht im Gegensatz zu anderen Menschenkindern fühlt, da ihm der bei manchen fanatischen Menschen fast physische Ekel gegen den Andersgläubigen abgeht. Als Triumph unseres Jahrhunderts wird man es gerade nicht bezeichnen können, daß diese verbohrte Gesinnung sich wieder breiter macht. Der indifferente Mensch ist also einheitlich, wie er aus den Händen der Natur kommt, kein Kompromißgeschöpf. Also die Kirche verwischt die natürlichen und unverwischbaren Unterschiede unter den Menschen, die auf der verschiedenartigen Lebensthätigkeit, der verschiedenen Benutzung der geistigen Gaben beruhn, sie verwischt vor allem den Unterschied von gescheit und einfältig, in gewissem Sinne auch den von gut und böse, und sie fordert nur Glauben, kirchliche Gesinnung. Die Gegenseite ist dann die geistliche Herrschaft, die nicht wie die staatliche auf äußerer Macht gegen innere und äußere Feinde, sondern auf dem geistigen Bann, der über den Massen liegt, ihrer freiwilligen Unterwerfung, beruht.

Was heißt nun aber Bildung? In der Kirche heißt es: glaube, was man Dir sagt: glaube blind auf die Autorität hin, die Dir das mitteilt, die Kirche, deren Wahrheiten unumstößlich und unanfechtbar sind, nicht deshalb, weil sie so klar und einleuchtend wie ein mathematisches Axiom oder so strikte bewiesen, wie ein mathematischer Lehrsatz sind, sondern deshalb, weil man sie, ohne Sünde zu begehen, nicht bezweifeln und bestreiten darf. Denn der Zweifel ist zwar die Mutter der Philosophie, aber das Grab der Orthodoxie. Ein gläubiger Christ darf nicht zweifeln u. s. f. Religion ist wohl nie auszurotten, denn sie beruht auf Gewohnheit, auf Sitte und Überlieferung, auf der Neigung des Menschen, das Hergebrachte und Altgewohnte, sei es noch so unvernünftig, festzuhalten, bloß deshalb, weil es das Gewohnte ist. Bildung ist am nächsten verwandt mit Wissen und Kenntnisse. Kenntnisse aber beruhen auf Erfahrung. Erfahrung giebt es aber nur vom Irdisch-

Sinnlichen, nicht vom Überirdisch-Übersinnlichen. Bildung ist sicheres Wissen gegründet auf Erfahrung, wogegen vom Übersinnlichen niemals ein wirkliches Wissen möglich ist. Nehmen wir z. B. das Wissen vom sozialen Leben, von seiner Geschichte, den allgemeinen Begriffen u. s. f. Das soziale Leben ist nichts, was unerforschlich über allen Himmeln schwebt, wie die Begriffe der Theologie, von denen wir nie eine klare Anschauung gewinnen können, über die man sich deshalb auch niemals einigen wird.

Das soziale Leben ist ein Teil unserer Welt, seine Erscheinungen werden von uns selber an uns und anderen erlebt und beobachtet, und dasselbe gilt vom Studium des Rechts und der Naturerscheinungen, daß wir sie beobachten können. Das sind weltliche Wissenschaften, worüber man etwas wissen kann, einfach deshalb, weil ihr Gegenstand im Bereich unserer Erfahrung liegt. So beruht alle wahre Wissenschaft im letzten Grunde auf der Erfahrung, sei diese sinnliche Wahrnehmung oder Anschauung, wie bei Mathematik und Naturwissenschaften, sei es auf innerem Erleben, dem Wesen und den Thatsachen unseres Geistes, wie bei den Geisteswissenschaften. Natur und Geist sind die beiden großen Stoffgebiete unserer Wissenschaft. Beide zusammen beschließen in sich unsere Welt. Unsere Erfahrung ist deshalb dualistisch: weder ist alles Natur oder Objekt, noch alles Ich oder Subjekt, sondern ich bin in der Natur, und die Natur hält mich, umfaßt mich, ein denkendes, seiner selbst bewußtes fühlendes Wesen. Die Natur ist nicht vollständig ohne mich, aber auch ich (und mein Gefühl) bin nicht vollständig ohne die Natur. Beides, so heterogen es ist, ist zugleich und unzertrennlich in meiner Erfahrung gegeben. So ist meine Welt zwar eine einzige und einheitliche, aber in zwei toto genere (vollständig) verschiedene und getrennte Gebiete zerfallende. In der Welt als Ganzem giebt es zweierlei, Gefühle (überhaupt physische Akte) und Wahrnehmungen der Gegenstände. Letztere sind mir als etwas von mir verschiedenes gegeben, deshalb hat der subjektive Idealismus, der die Objekte der Wahrnehmung als meine Vorstellungen bezeichnet, durchaus Unrecht.

Ein Gefühl, ein Urteil, eine Vorstellung schreibe ich mir zu; eine mathematische Figur, einen Krystall dagegen schreibe ich, obwohl ich ihn wahrnehme, nicht mir zu, sondern dem Raume, der Natur. Dieses weite unendliche Gebiet des Wissens ist unerschöpflich. Die Welt ist unermeßlich; niemals findet der forschende Geist völliges Genüge. Der Stoff des Wissens ist eben nicht abgegrenzt, wie eine Schüleraufgabe; sondern im unendlichen Meer der Erscheinungen kommen uns immer

neue Thatsachen vor das Auge und stellen uns neue Aufgaben. Weltliche Wissenschaft bietet uns so Erkenntnis, Aufspeicherung von Erfahrungen, Sammlung von Kenntnissen. Der Glaube widerspricht, kurz gesagt, dieser Erkenntnis; er ist ein anderes, rein entgegengesetztes System, er verhindert deshalb Schritt für Schritt den Fortschritt der menschlichen Bildung. Der Glaube spricht von Dingen und nimmt sie als wahrhaft an, von denen wir nichts wissen können, die über unseren Horizont gehen; widerspricht damit dem wissenschaftlichen Grundsatz, nichts ohne Grund und näheren Beweis, etwa nach bloßer Willkür oder auf eine Autorität oder aus Gewohnheit anzunehmen. Der Glaube hemmt die Übung unserer geistigen Thätigkeiten, insbesondere unserer Denk- und Urteilskraft. Man kann auch nicht sagen: in der Wissenschaft sollen die strengen Prinzipien gelten, die Religion sei davon getrennt zu halten, denn was der Mensch als denkender Mensch nicht annehmen darf vor seinem logischen Gewissen, das kann er auch als gläubiger Mensch nicht annehmen, da der Mensch eine Einheit ist und kein Schreibtisch mit Schubfächern. So stellt sich die Gläubigkeit als ein wesentlich negativer Vorzug hin: Mangel an Urteilskraft, Unkenntnis wissenschaftlicher Grundsätze. Überhaupt das konfessionelle Prinzip ist ein Schlag ins Gesicht der freien Forschung, die doch voraussetzungslos und vorurteilsfrei vorgehen soll. Und da wundert sich noch der Katholizismus, wenn er von dem liberaleren Protestantismus in den Wissenschaften weit überflügelt wird und bestreitet, daß er wissens- und bildungsfeindlich ist, wo doch jeder, der einen weiteren und höheren Flug nehmen will, zuerst diese geistigen Fesseln abstreifen muß. Diese Gedanken sind nichts Neues, gottlob, sollen auch nichts Neues sein, sie werden von allen helleren Köpfen unserer Zeit geteilt, für welche noch heute das Voltairesche Wort gilt: le cléricalisme c'est l'ennemi, aber man kann sie nicht oft und energisch genug aussprechen, da die Gegner ihr Dunkelmännerbekenntnis so laut und aufdringlich in die Ohren läuten. Man kann da wieder einmal sehen, wie laut sich Unvernunft und Gleichgiltigkeit auf der Straße breitmachen dürfen, und wie leise die Stimme der Wahrheit sich geltend macht.

Zum Schluß noch eine Frage: Wir halten es über jeden Zweifel erhaben, daß der Klerikalismus in jeder Form bildungsfeindlich ist, mag er es nun eingestehen oder nicht; er will nicht, daß man seinen Bretterzaun überschreitet und nachsieht, was dahinter los ist. Ist nun Bildung und Wissen ein Gut oder ein Übel? Die Orthodoxie warnt vor dem Gift der Aufklärung, sie ist so schrecklich naiv, besonders die

katholische, daß sie fortwährend das, was sie beweisen müßte, unseren Deduktionen voraussetzt, nämlich daß es wünschenswert nützlich und notwendig ist, ein guter Katholik zu sein, und bei ihrem Publikum allerdings meist auch voraussetzen darf, denn das konfessionelle Bewußtsein sitzt hier durch energische Dressur in der Jugend merkwürdig tief. Aber sollte man nicht fragen müssen, ob die Bildung nicht etwa für die Konfession ein Gut oder Übel ist, sondern an sich, und wenn man, wie unzweifelhaft, zum Schluß kommt, daß die Bildung ein unbestreitbares Gut für die Menschheit ist, sollte man da nicht zum Schluß kommen, daß die Konfession, für die sie ein Übel ist, eben einfach weichen resp. ihre Hörner einziehen muß, daß wir vor allem unsere konfessionelle Jugenderziehung, aufstecken müssen, soll diese Jugend wirklich einmal auf der Höhe der Zeit stehen. Doch genug. Sapienti sat! Mit Gründen ist gegen eine Macht schwer zu streiten, die nicht die Wahrheit sucht, sondern reale, materielle und politische Interessen damit verbindet. Einen tödlichen Feind hat die Kirche in jeder Menschenbrust selber: das eigne Denken, das selbständige Urteil, dieses läßt sich nicht erzwingen. Die Menschheit ist ein etwas sprödes Material; und nicht jeder Kiesel schlägt Funken. Aber wo dieses Bewußtsein der Selbständigkeit des Denkens einmal erwacht ist, da hat die Herrschaft der Kirche ihr Ende erreicht, da weht eine andere, reinere und klarere Luft, wie der Geist sie braucht zu seiner Gesundheit, die Luft der Wahrheit.





Unser Dichteralbum.

Trippstrill.

Der Trippstrill war ein frummer Knecht,
Saß gern bei voller Kanne
Und nahm mit seiner Faust das Recht
Zum Fraß aus jeder Pfanne.
Aus Schwabenland ein grober Bursch
Mit Mark in festen Knochen,
Dem seine Mutter nicht den Brei
Mit Wasser mußte kochen.

Er soff beim alten Hirschenwirt
Vom weißen und vom roten
Und hat, wenn's Kerbholz ward gebracht,
Nur Hohn und Spott geboten.
Je mehr er schluckte von dem Wein,
Rumorte er noch dreister:
Mir gilt nicht einen Pfifferling
Der Rat und Burgermeister.
Mit Ritterschaft und Pfaffentum
Da hat es jetzt ein Ende,
Die schneiden keinen Braten mehr
Aus eines Bauern Lende.

Die Junker hörten schweigend zu
Den überfrechen Worten,
Die lange gingen schon im Schwang
Durchs Land an allen Orten.
Die Staudenhechte waren feig
Vom Durst und Hungerleiden
Und ließen ihre Flederwische
Still stecken in den Scheiden.

Sie legten sich in Hinterhalt,
Das Fell ihm durchzugerben,
Und setzte sich zur Wehr der Gauch,
So sollt' am Fleck er sterben.
Trippstrill nur kehrte um den Spieß
Und machte kein Gefunker,
Er gerbte mit dem Eschenschaft
Die Haut der edlen Junker.
Nun ließen ihn fortan in Ruh
Die dürren Krippenreiter,
Und wenn er in die Schenke kam,
So rückten sie gleich weiter.

Sie schimpften auf das Bauernpack
Mit seinen langen Spießen,
Das früher nur ein schwacher Zwerg
Erwuchs zum starken Riesen:
Was nützt uns nun das wild Getier
Auf Schilden und auf Helmen,
Wenn wir im Harnisch hoch zu Roß
Uns decken vor den Schelmen?
Es hilft auch nichts mit dem Geschick
In einem fort zu hadern,
Zu pochen auf das blaue Blut
In mürb gewordnen Adern.
Jetzt bleibt uns nur das Habermuß
Zu unsern sechszehn Ahnen,
Zum Wappen mit dem Wolf und Greif
Auf unsern alten Fahnen.
Der Kaiser Maximilian
Hat dieses Werk verbrochen

Daß mit dem Spieß das Rittertum
Vom Sattel wird gestochen.
Dem Frundsberg, der von unsrer Sipp,
Auch bleib es nicht vergessen,
Daß jetzt der Ritter und sein Roß
Nichts finden mehr zum Fressen.
Den Trippstrill aber werden wir
Noch nehmen bei dem Kragen,
Wenn zwischen Stiefel und dem Schuh
Der Streit wird ausgetragen.

Doch seltsam ging's im Lauf der Zeit,
Die Landsknecht blieben oben,
Die Ritter wie die Spreu im Wind
Am Eisenwall zerstoben.
Die traten selber dann in Sold
Bei dem verlornen Haufen
Und sind zu Fuß auch mit dem Spieß
Von Land zu Land gelaufen.

Der Trippstrill hat dazu gelacht:
Grüß Gott, ihr Spießgesellen,
Ihr schwimmt daher wie dürres Holz
Auf wilden Sturzbachs Wellen.
Gezwungen hat Euch nur die Not,
Daß ihr vom Gaul gestiegen,
Der Teufel, wenn er Hunger hat,
Dann fängt und frißt er Fliegen.
Doch zwischen uns die Brüderschaft
Wird gar nicht lange dauern,
Der Junker und der Pfaffe bleibt
Allzeit der Feind des Bauern.

München. Heinrich v. Reder.

Dämmerung.

(Bluette.)

Müden Auges zwinkern die Gaslaternen,
Schläfrig rauscht herüber der Fluß vom fernen
Donauquai, und Mattigkeit, glieder-lösend,
Träuft von den Sternen.

Weiche, nervenreizende Düfte zittern
Durch der Mainacht trunkenes Blütenflittern,
Schwüle lastet über den stummen Gassen,
Wie von Gewittern . . .

Schweren Schritt's komm' ich den Weg gegangen,
Prickelnd wogt die Luft mir um Aug' und Wangen,
Tief-aufatmend sauge ich ein in mich ihr
Sehnend Verlangen . . .

Süß im Ohre säuselt und raunt und singt es —
Zeit des Flieders! Stunde der Liebe! klingt es,
Und aus meiner Seele wie brünstig Jauchzen
Himmelan dringt es . . .

Wie die sonst so lärmenden Straßen schweigen!
Um die Ecken dunstige Schwaden steigen
Mählich auf zum Häusergesims, im Mondlicht
Schlingend den Reigen . . .

Horch! zwölf Schläge dröhnen vom Turm — die Stunde,
Wo mein Schatz sonst bebend mir hängt am Munde — —
Rascher! . . . rascher! . . . sicherlich späht voll Sehnsucht
Sie in die Runde . . .

Rascher! . . . rascher! . . . frischer die Lüfte wehen,
Weißlich-schimmernd über den Baum-Alleen
Kann ich schon des ordenbespickten Hofrats
Schweizerhaus sehen.

Stürmisch klopft mein Herz und die Adern schwellen,
Vor den Augen fluten mir Farbenwellen —
Nah' das Ziel! schon seh' ich den Faun im Monstrahl
Blinken, im hellen . . .

Einen Satz! — ich stehe am Ziel der Reise —
Kreisch nicht, Schlüssel! öffne Dich, Pförtchen, leise —
Laß Dein Kosen, mähniger Nero, handle
Hofrätlich-weise.

Geh voraus und melde mich, lieber, bitte,
Wie es heischt die vornehme gute Sitte — —
Oben Licht?! — Bei Frldchen?! — Hurrah! sie wartet!
Länger die Schritte! . . .

Hörst Du Chopins tödliche Geisterlieder? —
Rauschend fällt der Quell in den Teich, der Flieder
Atmet schwer, und zitternde Wipfel streuen
Schlummer hernieder . . .

Husch! hinauf die Treppe! — wir sind im Dunkeln,
Neros Lichter sah ich nur magisch funkeln — —
Wenn ich in der Gnäd'gen Gemach nun träte —
Teufel! das Munkeln!

Doch erlauscht hat eben das süße, bange
Mädchen das Geräusch im asphalt'nen Gange —
Heiße Lippen hauchen mich an: „Wo bliebst Du,
Liebster, so lange?!"

Und sie zieht mich zärtlichen Arms ins Zimmer —:
Rosafarb'ner Ampel diskret Geflimmer
Übergießt den fliedergetränkten Raum mit
Bräutlichem Schimmer . . .

Durch den Körper rinnt mir ein süß Behagen,
Und schon hab ich schmeichelnd den Arm geschlagen
Um mein hochgeborenes Liebchen und zum
Pfühl sie getragen . . .

Pelach'ner Kleider zärtliche Falten fließen
Weich um mich, sehnsüchtige Arme schließen
Meinen Hals ins Joch, und die Lippe glüht in
Sel'gem Genießen . . .

„Ach! wie lang ist's, Böser, daß ich Dich küßte!"
Seufzt sie, „ist Dir lieber die Mauernwüste
Wiens, als ich, Dein Schatz?" und sie preßt an mich stets
Enger die Büste.

Wie das flutet unter dem Spitzenlinnen!
Wie das packt die männliche Brust tief-innen! —
Enger stets und enger! — da bleib ein heil'ger
Alois bei Sinnen!

Kuß um Kuß! heiß atmen, wie glühend' Eisen
Uns're Lippen, feurige Räder kreisen
Vor dem Blick, — die Seele versinkt in wilden
Bacchischen Weisen . . .

Enger stets und enger . . . ein Schmiedehammer
Schlägt mein Herz in dieser gewalt'gen Klammer —
Wetterschwang're Stille belastet, drohend
Unsere Kammer . . .

Trocken wird mein Gaumen — das Mark der Knochen
Schmilzt in Wonnen — dumpf von des Busens Pochen
Hallt mein Ohr — — in süßer Erstarrung ist mein
Auge gebrochen — — —

Enger wühlt das Mädchen in meine Arme
Die entblößten Brüste, es fleht das warme,
Jugendfrohe Leben, auf daß Cupido
Sein sich erbarme . . .

Schneller geht ihr Atem, ein heiß' Verzehren,
Und die Augen brechen in Lustbegehren,
Und die Worte sterben — bang bebt die Lippe — —
Laß mich gewähren! — —

Auf die Kissen sickert die Ampel spärlich —
Dunkel macht wild-mutig und macht begehrlich —
Dunkel ward schon spröderer Mädchen stolzer
Tugend gefährlich!! . . .
— — — — — — — — — — — — —

Wien. Ottokar Stauf von der March.

Verhalten.

Mein Vogel schreit im Käfig heut wie toll,
Ich weiß nicht, was sein Schrein bedeuten soll.

Er schreit so gell, als fordre er mit Macht,
Was sonst der Frühling immer ihm gebracht.

Er lockt ein Weibchen — ruft so voller Gier:
O komm — o komm — o komm — o komm zu mir! . . .

Und sitzt er hinter Stäben hier auch fest,
Er träumt doch stets von seinem warmen Nest.

Und öffne ich ein wenig nur das Thor,
So drängt sein schlanker Leib sich schon hervor.

Er schreit nach Liebe — es ist Frühlingszeit,
Es peinigt mich, wie er so hilflos schreit.

Ich weiß es wohl, wie bitter weh es thut,
Wenn man ersticken muß verhaltne Glut.

Du sollst es nicht — schon ist das Fenster auf —
Nein, folge Deinem Triebe — schwing Dich auf!

Voll Hast entriegle ich sein kleines Haus,
Grüß mir die Liebe! Husch, ist er hinaus!

Berlin. Kurt Holm.

Totentanz.

Der kupferrote Vollmund hing
In sterntoter Weite,
Und durch die dunklen Felder ging
Verschränkt ein Paar zur Freite. — — —

Sie war so jung, so knospenschlank
Und hatte heiße Wangen;
Um ihren Leib die Arme schlang
In glühendem Verlangen
Der Tod
Und sang:

Es irrt ein Lachen durch die Welt,
Ein sorglos freches Höhnen;
Es zieht ein Weinen durch die Welt,
Ein Schluchzen und ein Stöhnen. —

Es steigt empor und schrillt zusamm'
In wilden Disonanzen,
Wir aber wollen, schönes Kind,
Ein Menuettchen tanzen,
Ein Menuettchen tanzen! — — —

Prag. Oskar Wiener.

Junge Liebe.

Ein linder, lauer Regen
Ging nieder über Nacht:
Nun drängt sich allerwegen
Hervor die junge Pracht,
Nun schwillt an allen Bäumen
Der Blütenschmuck heran,
Und was nur war in Träumen
Hebt jetzt zu leben an!

Durch all das Frühlingsdrängen
Hin wandelst Du erstaunt,
Betäubt von süßen Klängen,
Die Dir ins Ohr geraunt;
Schaust auf die grünen Thale,
Schaust auf das junge Feld,
Als säh'st zum erstenmale
Du heute diese Welt.

Du fühlst Dein Herz sich dehnen
In schwermutvoller Lust,
Du möchtest eng Dich lehnen
An eine starke Brust,
Du möchtest jubelnd singen,
Du willst vergeh'n vor Pein —
Dir zieht ins Herz mit Klingen
Die junge Liebe ein!

Halle a/S. Carl Müller-Rastatt.

Im Hain.

Der Abend brannte feierlich zu Thal,
Die Birken waren lauter Glanz und Gnade.
Ich trat in ihren golddurchspielten Saal
Und wanderte noch nie betretne Pfade.

Die Gräser sprachen und die Wipfel klangen,
Und war ein wundersames Quellentönen,
Und als dann gar die Nachtigallen sangen, —
Da ward es heilig wie im Land des Schönen.

Mein Ahnen wuchs und mit ihm mein Vertrauen,
Und war, als ob ein Himmel mich umwehte.
Ich stand in Demut, mit gesenkten Brauen,
Und stammelte die brünstigsten Gebete.

Ich möchte heimlich . . .

Ich möchte heimlich still hinüberschreiten,
So wie der Abend in der Nacht verrinnt.
Es sollen süße Lieder mich begleiten
Zu meinen Inseln, die beglückend sind.

Ich möchte sterben schön und ohne Fehle,
Und noch im Tode reich an Sehnsucht sein,
Und möchte fühlen, wie die freie Seele
Mit Klingen zieht zu ihren Himmeln ein!

Genf. Hans Bethge.

Notturno.

Schon in der Jugend verbraucht und verblüht,
Schon in der Jugend ergraut und so müd —
All meine Tage in Dunst und Staub,
Jetzt ist es Herbst, rot fällt das Laub.

Ja, ein paarmal vor der Thüre allein,
Möcht' ich noch sitzen im Sonnengoldschein,
Und dann hinweg aus Glanz und Trug:
Mir war das Leben nur ein Fluch.

Bremen. Arnold Garde.

Heimweg.

Kopf tief!
Daß ich den Rahmen
Der Thür nicht mit ins Stübchen nehme.
Und nun hinein!
Mein Mädchen wartet schon,
Daß aus der Stadt ich sie
Zum fernen Heimatdörfchen führe,
Das waldversteckt hoch auf dem Berge liegt.

Die gute Schneiderin lacht heimlich
Und wünscht der Kleinen, die behende
Nach Tuch und Körbchen greift,
„Vergnügten Heimweg."
Gute Nacht! „Gut' Nacht!!

Kopf tief!
Und schon umfängt
Der Hausflur gütiges Dunkel uns,
Das mir den ersten süßen Kuß
Von Liebchens frischen Lippen gönnt. . .

Nun aber, Schatz, nun thu mir den Gefallen
Und spute Dich,
Daß bald wir aus den engen
Petroleumlampenhellen Gassen kommen,
In denen sich die Langeweile dehnt,
Das Lieblingskind ehrsamen Spießertums;
Und wo uns klatschbedürftige „liebe Nächste"
Albern und neugierfrech ins Antlitz stieren.

Doch halt! Da fällt mir eben ein,
Wie doch das tugendreiche Philistertreiben
So eigentlich zum Lachen ist,
Zum Totlachen sogar, mein Herzenskind.
Sieh doch mal dort durchs Fenster
Des großen Hauses, dran „Erholung" steht.
Am runden Stammtisch sitzen da
Des Städtchens hochzuverehrende Spitzen
Im traulichen Gespräch beisammen.
Siehst Du des Stadtrats Mondgesicht
Vom Feuer der Begeisterung verklärt?
Ich wette, Schatz, sie treiben Politik,
Des Reiches Wohl durch Bierbankreden fördernd,
Die selbst dem großen Bismarck
Bewunderung abzwingen würden.

Und dort am Nebentisch — komm Schatz —
Bei Pfannkuchen und Kaffee ihre Weiber,
Vom nächsten Balle des Vereins
Zur Besserung Gefallener sprechend,
Wo sie mit lockenden Schwiegermutterblicken
Unter den tanzbeflissenen jungen Herren
Für ihre prüden, heiratsfähigen Töchter,
Nach frommen Ehemännern schauen.
Der Teufel auch! Jetzt geht mirs Lachen aus.
Komm Kind, schmieg Dich an mich!
Mein Herze friert
Denk ich an diese heuchlerische Brut,
An diese kleinlichen Maschinenseelen,
Auf welche Neid und Selbstsucht Volldampf geben.
Wie dumm ist's doch, sich drüber aufzuregen:
Einen kräftigen Fußtritt der Verachtung diesem Pack!

Gott seis gedankt, daß wir im Freien sind.
Wie nett mit seinen vielen Lichtern
Jetzt Schilda tief im Thale liegt!
Doch tapfer vorwärts nun.
Gieb einen Kuß, lieb Kind,
Zur Stärkung mir.
Und nun den Berg hinan!
Die Nacht steht schneehell überm Fichtenwalde,
Der regungslos
Im schwarzen Schweigen auf den Bergen hockt.
Wie doch die Ruhe,
In der nur wir das pulsende Leben,
So wohl dem Herzen thut.
Weit hinter uns der trübe Strom der Welt,
Und vor uns . . . Sieh,
Dort biegt der Weg schon um,
Und wenig Schritte noch,
Dann sind daheim wir!
Wie mein Herze klopft!
Schon hör' ich, (Lieb, hörst Du auch?)
Des Glückes Ströme leise rauschen.
Des Paradieses Pforten,
Vom Neide unbewacht, thun weit sich auf.
Vollblühende, reiche Wiesen leuchten hell,
Und drüber atmet schwer
Der sehnsuchtsschwüle Duft
Purpurner Liebesrosen.
Und das sind unsere Wiesen, Kind,
Und unsre Rosen sind's, Geliebte,
O komm!

Kottenheide bei Schöneck i. V. Paul Heinicke.

Nebeneinander.

Wir hatten geschlungen Hand in Hand,
Doch keiner des andern Herzschlag verstand.
Du dachtest an mich, ich dachte an ihn,
Wir sahen die flatternden Wolken ziehn,
Wir spürten des Sommers berauschendes Düften
Der Mücken Gesumm in den bläulichen Lüften
Wir sahen die Falter sich suchen und fliehn —
Du dachtest an mich, ich dachte an ihn.

Halle a. S. Anselm Heine.

Herbststimmung.

Ein Ring von Herbstruh' um mich her,
— Kein Gräschen weht —
Mir ist, als hört ich die Bergspitzen sich
In den stillen, hohen Himmel bohren.
Einsamkeit — Ginster — verglühender Abend —
Ein Fädchen Altweibersommer kommt,
Stricknadelglitzernd ringelt sich's weiter,
Thalab, wo am Baumstumpf
Das Tümpelchen flimmt,
Wie eine vergessene Sichel.

Amorette.

Herbst-Dämmerung. Ueber'n Sofaknauf
Spielt's vom Ofen her glüh Wand hinab, Wand hinauf.

Sturm. Am Fenster klirrt leis ein Gardinenring.
Von meinen Knie'n rutscht das süße junge Ding.

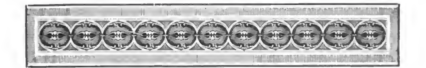
Meinen Zeigefinger löst sie aus dem Stirnhaargekraus, —
Drückt die Zähnchen 'mal hinein — „Tjö" muß jetzt nach Haus.

Gelt? Kommst erst um Acht heut? Eh'r giebts kein frisches Faß."
Ihr kußtolles Mäulchen blinkt von Küssen noch naß.

Sie steckt den Pfeil sich ins Haar. — Über'n Sofaknauf
Spielt's vom Ofen her glüh Wand hinab, Wand hinauf.

Köln a. Rh. Karl Maria.





Weiches Wachs.

Novelle von Franz Adam Beyerlein.

(Leipzig.)

Der Rittmeister mußte den blauen Attila mit den silbernen Schnüren ausziehen, als der zweite Stern kaum ein Jahr auf den Achselstücken gesessen hatte.

Natürlich trug ein Civilist die Schuld.

Sie hatten gejeut, — mein Gott, wer jeut auch nicht? — und der Rittmeister hatte gewonnen. Stark gewonnen, an die dreißigtausend Mark. Er hatte seine helle Freude an dem Gewinn; seiner „kleinen Frau", um die ihn das ganze Regiment beneidete, würde er ein paar tausend Mark geben zu Putz oder sonst, was sie wollte, und das übrige würde er vielleicht mal recht gewinnbringend in Spaa oder am liebsten in Monte Carlo anlegen können. Wenn er es nicht zuvor im Inlande verloren haben würde, natürlich.

Es erhöhte seine Freude wesentlich, daß er es nicht nötig gehabt hatte, das viele Geld einem der Herren des Regiments abzunehmen, sondern daß er es nur von einem Reserveoffizier, dessen Papa noch dazu ein schwerreicher Bankier in der Residenz war, gewonnen hatte. Denn den aktiven Kameraden würde es immerhin schwer gefallen sein, in vierundzwanzig Stunden die Summe aufzutreiben. Zwar, sie hätten es geschafft, sicherlich, weil das eben nicht anders ging, aber manche hätten doch damit recht böse Schwierigkeiten gehabt, und das würde ihm aufrichtig leid gethan haben. Sicher war es so besser: Der telegraphierte einfach an den Alten, und im Handumdrehen war der Check da.

Richtig kam auch der Check. Aber der Vater mit den zahlreichen Millionen war über die paar Tausende so in die Wut geraten, daß er die Sache dem Generalkommando meldete, und weil es ein fabelhaftes Pech wollte, daß gerade um diese Zeit das große Donnerwetter auf

Reitanstalt losbrach, ging es auch dem Rittmeister an den Kragen. Alle Vorgesetzten, vom Regimentsführer bis zum Kommandierenden hinauf, versuchten ihn zu halten. Der harmlose Mensch hatte zwar nie nach taktischen oder gar strategischen Lorbeeren Verlangen getragen, er hatte sich vielmehr den Kopf von Gedanken jeder Art stets möglichst frei zu halten gewußt, aber er war ein flotter Draufgänger, wie es sich für einen Husaren schickt, und ein prächtiger Kamerad. Die Herren thaten, was in ihrer Macht stand, aber alles war vergebens, die Anweisungen von oben waren gar zu deutlich.

Der Rittmeister mußte sich darein finden, den Abschied zu nehmen. Bei dem kleinen, privaten Abschiedsdiner ermahnte er seine Gäste, dem Spießbürgertum, das sich anscheinend anschicke, in die Armee einzudringen, nach Kräften zu widerstehen, und trank das letzte Glas auf das Wohl seines Regiments.

In den letzten Tagen verkaufte er in aller Geschwindigkeit Möbel und Pferde zu den lächerlichsten Preisen. Es war ihm darum zu thun, fortzukommen aus der Garnison.

Als er die zurückgezahlte Heiratskaution auf seiner Bank deponierte, ließ er sich ausrechnen, daß das Vermögen, das seiner Frau und ihm ungefähr zu gleichen Teilen gehörte, etwa anderthalbhunderttausend Mark betrug. Außerdem trug er aber noch den Check auf die dreißigtausend Mark in der Tasche. Er machte sich den Scherz, das Papier bei dem knauserigen Millionenmann, der ihm die ganze Sache eingebrockt hatte, zu präsentieren. Er traf den alten Herrn aufrichtig betrübt über die Folgen, die jener „spontane Ausbruch eines eigentlich überwundenen Philistertums“ gehabt hatte. So nannte der Kommerzienrat selbst den verhängnisvollen Schritt, als der Rittmeister sich ihm vorstellte. Er that es nicht nur im Drange der peinlichen Situation, sondern er fühlte aufrichtige Reue darüber. Der reiche Bankier vermied es ängstlich, durch irgend eine unfaire Handlung an die Zeit zu erinnern, da er in einer engen Winkelgasse ein bescheidenes Agenturgeschäft betrieben hatte, vielmehr liebte er es, die Nonchalance zur Schau zu tragen, die denen, deren Wiegen schon auf den hohen und höchsten Spitzen der Gesellschaft gestanden hatten, so vorzüglich zu Gesicht stand. In einer Aufwallung hatte er diese Maske hier einmal fallen lassen und litt nun unter dem erdrückenden Bewußtsein, daß alle Gentlemen der Residenz über ihn die Meinung hegten, er habe das Benehmen eines Parvenü gezeigt. Daß außerdem dieser Ausbruch des Krämergeistes, der ihn reich gemacht hatte, aber den er mißachtete wie ein studierter Bauernflegel den alten

Vater, gar noch seinem Sohn, neben dessen hübscher Uniform er so gern spazieren ging, das Reserveoffizierspatent gekostet hatte, machte seinen Schmerz nur noch echter und teilnahmewürdiger.

Die Folge war, daß der gutherzige Rittmeister seinerseits so etwas wie Reue zu fühlen begann wegen seiner Rache, die ihm erst so ausgezeichnet spaßhaft erschienen war, und nun einen recht kleinlichen Beigeschmack bekommen hatte. Er weigerte sich mithin nicht, mit dem Bankier im Privatkontor ein Glas Portwein zu trinken, und als er seiner kleinen Frau im Coupé seine Erlebnisse erzählte, meinte er zum Schluß: „Weißt Du, Lori, es ist doch hübsch, wenn man — so weiß, daß da hinten keiner zurückbleibt, der — so was gegen einen hat, — weißt Du, der einem gram ist. Ich wüßte wenigstens niemand."

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Im Anfang gefiel es dem Rittmeister außerordentlich auf der Reise. Er hatte das Gefühl, auf Urlaub zu sein; — nur, daß ihm vorher ein recht unbegrenzter Urlaub als das Ziel seiner Wünsche erschienen war, während ihn jetzt gerade diese Unbegrenztheit etwas bange machte. Er machte das Fenster im Hotel zu, wenn Truppen unten vorbeimarschierten, und pfiff sich möglichst laut einen Walzer zu dem Marsch da unten. Dann half ihm die Lori drüber weg. Aber er merkte, daß es ihr auch anders zu Mute war.

Als die Manöverzeit herangekommen war, drängte es ihn über die Grenze. Sie wandten sich nach Süden; nur Baden-Baden wollten sie sich noch ansehen. In aller Frühe fuhren sie von Oos hinüber. Wo draußen Schatten war, sahen die Wiesen noch ganz weiß vom Reif aus, aber die Sonne war an der Arbeit: Strich um Strich wischte sie das Weiß ab und übersäte das Gelände mit funkelnden Taudiamanten.

Der Rittmeister und seine kleine Frau sahen still zum Fenster hinaus. An einem Übergang hielten Dragoner; die beiden im Coupé hatten ihrer garnicht acht gehabt. Wie der Zug vorüberfuhr, hob ein Gaul den Kopf mit der breiten Blässe über die Schranke und schnoberte nach den vorbeieilenden Wagen.

Der Rittmeister kehrte sich stumm weg. Es stieg ihm würgend im Halse empor, er wollte nicht nachgeben, aber plötzlich brach es unaufhaltsam hervor; er weinte und konnte nicht anders, so sehr er sich schämte.

Gerade so hatte der Fuchs daheim in die Wagen der Bummelbahn geguckt.

Und die kleine Frau weinte mit.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

In Paris gefiel es den beiden über die Maßen. Der Rittmeister entschloß sich, längere Zeit zu bleiben. Gegen den Willen seiner Frau mietete er eine zierliche Wohnung nnd stattete sie aus. Am Ende sah das Ganze entzückend aus, aber es hatte ungemein viel Geld gekostet. Alsbald erlebte der Rittmeister die Freude, daß seine kleine Frau infolge ihres Liebreizes und ihrer hervorragend chiken Eleganz die Königin des erlesenen Kreises wurde, in dem er verkehrte.

Das waren ein paar ewig griesgrämige hannoversche Emigranten und einige Legitimisten, die sich trotz des republikanischen Regimes nur in Paris wahrhaft wohlfühlen konnten. Sie hatten mit dem Rittmeister das gemeinsam, daß sie allesamt mit der Lage ihrer Dinge möglichst unzufrieden waren. Aber wenigstens die Politik verschwand bald ganz aus ihren Gesprächen, nachdem der Rittmeister einem der Welfen allen Ernstes ein Loch in die Leber geschossen hatte, weil er die Okkupation Hannovers einen Straßenraub genannt hatte.

Mit dem Beginn des Karnevals waren die drei Monate Zahlungsfrist abgelaufen, die der Möbelhändler, der Tapezierer und die anderen Lieferanten gewährt hatten. Sie präsentierten nun ihre Rechnungen und erhielten sofort ihre Beträge. Als die Leute fortgegangen waren, zählte der Rittmeister das Geld, das ihm von den dreißigtausend Mark übriggeblieben war. Er hatte nie daran gedacht, die Summe irgendwie zinstragend anzulegen, sondern hatte sie stets in großen Scheinen bei sich getragen und sie nur gegen die Münzwährung seines jeweiligen Aufenthaltsorts gewechselt. Wie er nun die blaurosanen Hundertfrankuoten der Bank von Frankreich in Häufchen von je zehn Stück auf der Tischplatte aufgeschichtet hatte, wurde es ihm ein wenig heiß, denn es waren ihrer nicht viele; darum holte er noch das Bargeld, das er in der Tasche trug, heraus und zählte es daneben auf. Das machte dreivierhundert Franken mehr.

Er überrechnete das Ganze noch einmal und ging dann zu seiner Frau hinüber, die seit ein paar Tagen sich recht matt fühlte und darum nicht ausging. Aber während der paar Schritte waren schon die Sorgenfalten von seiner Stirn verschwunden, und das, was er sagen wollte, kam ihm auf einmal furchtbar scherzhaft vor.

Lori lag in einem Lehnstuhl und sah furchtbar blaß aus; sie sollte vor allem Ruhe haben, denn der Arzt gab dem Herzen die Schuld und hatte ein recht krauses Gesicht gezogen. Der Rittmeister beugte sich über

die Stuhllehne und begann: „Denke nur, Lori, daß wir von unserm Gewinn nur noch kaum zehntausend Franken übrighaben! Gelt? Das heißt doch wahrhaftig: Wie gewonnen, so zerronnen."

Lori nahm indessen die Dinge merkwürdig ernst. Sie setzte sich aufrecht hin und redete ein Langes und Breites auf ihren Gatten ein. Sie machte ihm klar, daß die zehntausend Franken bei der jetzigen Lebenshaltung allenfalls noch bis zum Mai reichen würden; darum wäre es sehr angebracht, von nun an recht eingezogen zu leben, zumal in ihrem Unwohlsein ein ausreichender Vorwand gerade zur Zeit gekommen sei.

„Weißt Du," fuhr sie fort, „dann gehen wir ruhig nach Hause zurück. Weil Du gejeut hast, deshalb sieht Dich keinen scheel an. Und wenn wir uns nach Thüringen irgendwohin in so eine kleine Residenz setzen, dann spielen wir unter den Leuten dort immer noch eine Rolle und brauchen nicht zu schauen, daß unser Geld nicht auf einmal zu Ende geht."

„Wenn Du meinst", antwortete der Rittmeister, „wird's schon recht sein. Ehrlich gesagt, Lori: auf die Länge hätt' ich's hier auch nicht ausgehalten, wo man alles auf zweierlei Sprachen sich zurechtlegen muß. Und wo wir hingehen, das ist mir ganz egal, bloß das eine bitt' ich mir aus, Lori: Husaren dürfen da nicht in der Nähe liegen. Das macht mich nervös." —

Die nächsten vier Wochen nach dieser Unterredung vergingen dem Rittmeister und seiner Frau über die Maßen schnell; sie hockten zu Haus wie Neuvermählte. Selten kam es vor, daß sie einen Wagen nahmen und sich im Bois spazieren fahren ließen. Das Diner wurde ins Haus gebracht, alles war zierlich und nett gerichtet, und es war tausendmal gemütlicher als früher. Dazwischen verzärtelte der Rittmeister die kleine Frau, und Lori las ihm etwas Maupassant vor, oder sie spielten Bézique oder legten auch Patience.

Lori erholte sich dabei zusehends.

Deshalb wurde auch die Übersiedlung auf Ende März festgesetzt; die Ostern sollten schon in Deutschland gefeiert werden. Vorher hatte der Rittmeister noch die eine oder die andere Einladung angenommen; Lori hatte zwar nicht die rechte Lust dazu, aber sie ging ihrem Mann zu gefallen hin. Der behauptete, es sei ihrer unwürdig, sich französisch aus Frankreich zu drücken.

Das erste Mal lief alles gut ab. Gleich den Abend darauf gingen sie zum Ballfest bei einem der vielen Herzöge, die ihren Titel dem ersten

Kaiserreich zu verdanken haben. Lori klagte frühzeitig über starke Ermüdung und sehnte sich nach Hause. Als der Wagen nach der langen Fahrt vor der Wohnung hielt, mußte sie wohl ohnmächtig geworden sein. Besorgt trug sie der Rittmeister die Treppen hinauf; wie sie sich immer noch nicht regte, nahm er ihr den Pelzmantel ab und legte sein Ohr auf die schöne, nackte Brust. Dort empfand er eine seltsame kühle Stille. —

Lori hatte ihn unterwegs allein gelassen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Auf die Freunde der Verschiedenen, die ihren Beileidsbesuch abstatteten, machte der Rittmeister einen beklagenswerten Eindruck. Er führte sie in das Zimmer, in dem die Tote unter Maiglöckchen gebettet lag mit einem rührenden Ausdruck der Hilflosigkeit im Gesichtchen, als habe sie eben nur noch erschrecken können vor dem raschen Tode, und klagte wieder und wieder das eine: „Ich weiß ja gar nicht, was ich ohne Lori anfangen soll." Zum Glück besann er sich auf seinen Schwager, der im Elsässischen in Reichsdiensten war. Der kam auch sofort und nahm ihm die vielerlei notwendigen Bestellungen und Verrichtungen ab, die dem frischen Schmerz beinahe unerträglich erscheinen. Als der Verwitwete sah, wieviel das war, was der Schwager für ihn that, fiel er ihm um den Hals und sagte: „Du bist der Lori wert, Schwager. Weißt Du, wenn ich vor ihr gestorben wäre, die Lori hätte mich begraben können, aber ich sie — im ganzen Leben nicht." Der Schwager versuchte es, ihm einige Selbstzuversicht einzuflößen, aber wie er Abschied genommen hatte und in den Wagen gestiegen war, brummte der Rittmeister in sich hinein: „Und ich weiß doch nicht, was jetzt ohne die Lori werden soll."

Seine Eigenart und sein Wollen waren mit ihr begraben worden; er blieb zurück als eine weiche Masse, die den leisesten Berührungen nachgab.

Nachdem er seinen ehrlichen Schmerz einigermaßen überwunden hatte, that er sich nach seinen alten Freunden um. Aber die hatten längst Paris verlassen. Er suchte und fand leicht andere Gesellschaft. Darunter waren ein paar Reichsdeutsche und Österreicher mit guten alten Namen. Warum sie sich in Paris aufhielten, war unklar, und der Rittmeister hatte am Ende kein Interesse daran, sie darnach zu fragen. Er nahm sie, wie sie waren, einmal weil er froh darüber war, daß ihm der Umgang mit ihnen Zerstreuung bot, dann stellte er bereits auch weniger hohe Ansprüche als früher; wenn er sich jetzt irrte, war das

für ihn allein ja lange nicht so schlimm, als wenn vordem seine Frau etwa mit ihm kompromittiert erschienen wäre.

In den ersten Wochen zeigten sich außerdem die neuen Bekannten als sehr respektable Leute, die schlimmstenfalls von einem unverschuldeten Unglück betroffen worden sein konnten, aber im Lauf des Sommers kam der Rittmeister allmählich dahinter, daß fast jeder von ihnen gute Gründe hatte, der Heimat fern zu bleiben. Wenn sie uneins geworden waren, kam es wohl vor, daß einer den andern einen „Falschspieler" nannte, und der andere vergalt ihm geschwind mit einem „Wechselfälscher". Bei solchen Scenen fühlte sich der Rittmeister stets hoch erhaben über dem anrüchigen Pack, aber weil er zu lässig war, sie von sich loszuschütteln, empfand er bald kein Unbehagen mehr, wenn er mit ihnen am gleichen Tische saß, mit ihnen trank und plauderte. Im Anfang verbat er es sich strengstens, daß sie über die deutsche Heimat und ihre Souveräne despektierliche Reden führten, aber mit der Zeit gewöhnte er sich daran, derlei zu überhören. Die Lumpen waren schließlich ja auch keinen Schuß Pulver wert, und er hatte so große Angst vor den leeren Tagen, die ihm die Sonne jeden Morgen heraufführte. Wer sie ihm beim Trinken und Rauchen vertreiben half, dem war er dankbar, auch wenn da in der Vergangenheit mal etwas Trübes untergelaufen war. Der Wein rüttelte ihn wenigstens etwas aus der grauen Langeweile auf, die ihn sonst gefangen nahm. Er trank, und es machte ihm jetzt nichts mehr aus, daß er die soldatisch straffe Schlankheit seiner Figur einbüßte und Fett ansetzte.

Das waren seine Tage. Aber an den Abenden ging er zu Loris Grab hinaus. Er setzte sich auf den Hügel und hatte oft Sehnsucht, mit der Lori zu plaudern und sie um Rat zu fragen über dies und das, und er glaubte ganz fest, daß sie ihm auch antworten würde, ja, er wußte, daß ihre Stimme aus einem Buschen weißer Nelken kommen würde, der am obern Ende des Grabes stand; aber er fürchtete, daß die Leute ihn dann spöttisch ansehen würden, weil sie ja nicht wußten, daß er mit der Lori sprach. Darum schwieg er und starrte nur mit kummervollen Augen in den hellen Blütenstrauß, der in der schwärzlichen Dämmerung dem weißen Gesicht seiner lieben kleinen Frau so ähnlich wurde.

Als der Herbst mit seinen Regentagen kam, stellte er seine stillen Wanderungen allmählich ein und blieb in der Gesellschaft der Lebenden. Das Spiel, dem in den Sommermonaten nur gelegentlich gehuldigt worden war, wurde nun zum regelmäßigen abendlichen Zeitvertreib er-

hoben. Es wurde nicht hoch gespielt, aber sehr systematisch und von allen außer dem Rittmeister falsch.

Damit er keinen Verdacht schöpfte, durfte er an zwei Tagen gewinnen, an den übrigen fünf Tagen verlor er. Schließlich hätte er einmal das Treiben der Falschspieler, die sich zuletzt gar nicht mehr genierten, durchschauen müssen, wenn ihm nicht das Interesse am Spiel, dem er früher leidenschaftlich ergeben gewesen war, auch abhanden gekommen wäre. Früher hatte er den Grundsatz gehabt, daß man Unglück im Spiel nur durch die hartnäckigste Ausdauer zwingen könne, aber der trieb ihn jetzt nicht mehr zu den Spielabenden, sondern allein die Gewohnheit ließ ihn sich allabendlich bis morgens drei Uhr an den Spieltisch setzen. Es machte ihm keine Freude, wenn er gewann, und er empfand keinen Ärger, wenn er verlor. Sein willenloses Traumleben ging allmählich in einen Zustand der Empfindungslosigkeit über.

Weil er auf diese Art oft und viel Geld brauchte, hatte er sein gesamtes Vermögen realisieren und auf einen Pariser Bankier überweisen lassen, mit dem er nun im Contocorrentverkehr stand. Dieser Mann redete im Anfang dem Rittmeister viel vor über eine sichere und zugleich zweckmäßige Anlage des Vermögens; aber als seine Vorschläge nicht auf das geringste Verständnis trafen, begann er seinen Kunden für einen Trottel zu halten, dem es gerade recht geschähe, daß er sein Kapital nach und nach verzettelte.

Immerhin war seit Loris Tode ein Jahr und mehr verflossen, als der Rittmeister am Kassenschalter statt der geforderten tausend Franken mit einer abgeschlossenen Rechnungsaufstellung die lächerliche Summe von einhundertvierunddreißig Franken, sechsundzwanzig Centimes erhielt. Er blickte das Geld verwundert an. Eine Eincentimemünze hatte er überhaupt noch nicht gesehen; ein Sou war das kleinste Geldstück gewesen, das er je zu Gesicht bekommen hatte. Im ersten Augenblick war er sich nicht klar, was die Zahlenreihen auf dem Papier zu bedeuten hatten, aber er schämte sich, seine Unkenntnis durch eine Frage zu verraten. Er nahm das Geld und ging. Wie er dann die Rechnung auf der graugeäderten Marmortischplatte im Café ausbreitete, kam es ihm zur Erkenntnis, was die beiden gleichen Summen am Ende der Kolumnen zu bedeuten hatten: soviel hatte der Bankier von ihm bekommen, und genau soviel hatte er ihm wieder ausgezahlt. In dem tiefen, in die Mauer eingelassenen Kassenschrank, der ihn mit den stählernen Schlußstangen und Platten immer an ein kolossales Festungsgeschütz erinnert hatte, lag von seinem Gelde also kein Pfennig mehr.

Dieses Bewußtsein beunruhigte den Rittmeister nicht sehr. Er trank darum seinen Kaffee nicht schneller aus; erst am späten Abend, als er sich in seiner Wohnung zum Ausgehen fertig machte, dachte er daran, daß er heute nicht werde mitspielen können. Er fürchtete sich vor den Fragen, die deshalb an ihn würden gestellt werden, und blieb zu Hause.

Erst versuchte er etwas zu lesen, aber nach kurzer Zeit legte er das Buch wieder weg. Er war daran gewöhnt, sich von Lori vorlesen zu lassen; sie hatte das so gut verstanden, daß die Sachen, die zuweilen gar nicht so einfach waren, sich gleichsam schmeichelnd in sein Verständnis einschlichen. Jetzt machte es ihm eine übergroße Mühe, den Inhalt der Sätze wirklich zu erfassen, und wenn er leicht darüber hinlas, sah er der Langeweile zwischen diesen Zeilen, die für ihn ohne Sinn waren, ins Gesicht. Er begann zwecklos auf und ab zu wandeln und geriet dabei in Loris Zimmer. Seitdem mit den abendlichen Wallfahrten nach Loris Grab auch die stillen Gedenkopfer für die Tote, die er ihr darnach in ihrem dunklen Zimmer brachte, aufgehört hatten, war er nicht mehr darin gewesen. Mit Vorbedacht hatte er es in der leisen Unordnung gehalten, wie sie eine Frau beim Ausgehen hinterläßt, so daß in dem Raum etwas von ihrer Art zurückgeblieben war. Das war eine Mischung von zartester Grazie und praktischer Vernunft, die sich sowohl in dem Lilienmuster der Polsterstühle, in dessen künstlerisch entworfenem Gewirr ein versprengter Tropfen Kölnischen Wassers keine entdeckbare Spur hinterlassen haben würde, wie in dem vergessen liegen gebliebenen winzigem Taschentuch aus sehr feinem, aber trotzdem sehr haltbaren Leinen bethätigte.

Der Rittmeister setzte sich in den tiefen Lehnsessel, den er immer beim Plaudern eingenommen hatte, und sah in die zitternden Lichtstreifen, die die Straßenlaterne auf die Blumengewinde der Stuckdecke warf. Er begann nachzudenken über das, was nun werden sollte, und in diesem Zimmer, in dem vielleicht noch ein Hauch von Loris Geiste eingeschlossen war, gewann er einen Teil seiner Willenskraft wieder, die mit der kleinen Frau ins Grab gelegt worden war. Er glaubte, ihre Stimme zu hören, die ihm in ihrer Sprechweise zuredete, nach Deutschland zu gehen, dort werde es für ihn schon etwas geben, bei der Gensdarmerie, bei der Steuer oder etwas ähnlichem, und es war ihm, als ob die Lori ihm den Brief, den er an dem geschweiften Mahagonischreibtisch auf einen der steifen, gelbbraunen Damenbriefbogen niederschrieb, vom Divan her in die Feder diktierte. Dieser Brief war an Loris Bruder gerichtet, und der Rittmeister verhehlte darin dem Schwager seine bedrängte Lage durchaus nicht.

In Erwartung einer Antwort verließ er die Wohnung nicht mehr. Nach acht Tagen schrieb er zum zweiten Male, dringender und flehender. Darauf antworte der Schwager sehr höflich, bestem Vernehmen nach habe der Rittmeister in Paris mit offenkundigen Falschspielern und Hochstaplern in täglichem Verkehr gestanden und erscheine dadurch dermaßen kompromittiert, daß eine Empfehlung bei der Regierung schlechterdings unmöglich sei.

Der Rittmeister war zu stolz, sich gegen einen so niedrigen Verdacht zu verteidigen; aber er betrat von da an Loris Zimmer, das ihm den schlechten Rat eingegeben hatte, nicht mehr. Abermals blieb alles darin, wie es war.

Ängstlich wich er den bisherigen Freunden aus, und diese glaubten allen Grund zu haben, ihn allein seiner Wege gehen zu lassen. Den Lebensunterhalt bestritt er, indem er ein Stück nach dem andern von dem Hausrat der Wohnung, nur nicht aus Loris Zimmer, durch die Frau des Pförtners verkaufen ließ. Er saß jetzt allein bei der Flasche, denn Bedürfnis nach Unterhaltung spürte er nicht mehr, weil ihm das Trinken die Hauptsache geworden war.

Um diese Zeit drängte sich ein Mann an ihn heran, der nach der straffen Haltung und dem aufrechten Gange auch früher Soldat gewesen zu sein schien. Er sprach das Deutsche mit einem leichten französischen Accent und fing alsbald an, mit dem Rittmeister über militärische Dinge zu plaudern. Der stand Rede und sprach mit, so gut er konnte. Freilich hatte er sein Lebtag nur die allernotwendigsten Formationen des Exerzierreglements im Kopfe behalten können, und seine Hauptsorge darauf verwandt, daß seine Kerls allesamt „wie der Deibel“ ritten. Das schien dem Fremden nicht genug zu sein, und nachdem er sich ein paar Tage arg gewunden und gedreht hatte, rückte er mit seinem Anliegen heraus: man kenne die pekuniären Verlegenheiten des Rittmeisters ganz wohl und sei gern bereit, dem abzuhelfen, wenn man hoffen könne, dafür einiges über die secreta der deutschen Armee, zum Beispiel über die Mobilmachung in Erfahrung zu bringen.

Als der Rittmeister begriffen hatte, was ihm zugemutet wurde, reckte er sich straff in die Höhe und wies mit so zwingender Geberde nach der Thür, daß der Fremde sich eilends aus dem Staube machte. Der Rittmeister warf ihm eins seiner Lieblingsworte aus der Zeit der Rekrutenreitbahn nach und setzte sich vor Aufregung bebend nieder. Nach einer Weile aber begann er zu lachen. Es wollte ihm so komisch vorkommen, daß dieser französische Emissär gerade an ihn sich gewandt

hatte, der beim besten Willen nichts hätte verraten können, höchstens daß er seine beiden schlimmsten Gäule, ein paar ekelhafte Schmeißer, von denen er wußte, daß sie keinen Strang ziehen würden, für den Regimentspackwagen designiert hatte.

Als er aber dann allein weiter trinken wollte, ließ ihn doch das Gefühl, daß ihm dieser Mann tagelang mit so niedern heimlichen Absichten gegenübergesessen hatte, zu keinem rechten Genuß am Bordeaux kommen. Er betrat seine Wohnung seit langer Zeit zum erstenmal wieder, ohne daß seine Sinne in der leeren Schläfrigkeit des Alkohols gefesselt lagen. Das machte, daß es ihm zum Bewußtsein kam, wie öde seine geplünderten Zimmer ausschauten. Vor ihrer kahlen Dürftigkeit wollte er in Loris Zimmer flüchten; an der Thür blieb er stehen, denn er hatte Furcht einzutreten, aber wie er sah, daß die Sonne auf dem Teppich lustige Zitterbilder malte, ging er hinein. Auf einem Sessel lag vergessen ein Handspiegel, in dem sich Lori vor dem letzten Ausgehen noch das Haar betrachtet haben mochte: darin spiegelten sich die Sonnenstrahlen so grell, daß es dem Rittmeister in den Augen weh that. Beim Weglegen blickte er einen Augenblick hinein. Er starrte sein Spiegelbild lange an, und allmählich schien ihm sein Arm so schwach zu werden, daß er das leichte Ding aus Elfenbein und Glas kaum mehr halten konnte. Er legte den Spiegel mit einem Klapp auf die Schreibtischplatte, und es war ihm, als ob er einer Stimme nachspräche: „Ja, es ist Zeit." — —

Aber bei der Lori wollte er begraben sein.

Dabei fiel es ihm ein, daß das Grab da draußen recht verwildert aussehen würde. Er klingelte der Pförtnerin und ließ sie mit dem Händler, der sich schon oft nach der ganzen Einrichtung des Zimmers umgethan hatte, den Kauf abschließen. Die anderthalbtausend Franken, die von dem Trödler zu erlangen waren, steckte der Rittmeister zu sich und fuhr zum Friedhof hinaus. Mit einiger Sorge, wie er die Stätte vorfinden werde, eilte er durch die gleichmäßigen Gräberreihen, bis er das Kreuz aus blaßrotem Marmor erblickte. Die Natur hatte das, was seine Hände ohne Pflege gelassen hatten, mit ihrer reichen Güte überhäuft; frisch emporgeschossener Rasen überzog den Hügel mit einer maihellen Decke, durch die sich einige schwarzgrüne Epheuzweige bis an den Fuß des Kreuzes emporrankten, um immer wieder an der glatt polierten Fläche herabzugleiten.

Der Rittmeister blieb nicht lange. Nachdem er ein paar dürre Grasrispen, die der gewichene Winter hatte welken lassen, herausgezupft

hatte, suchte er den Friedhofwärter auf, einen langen, blonden Menschen mit groben Mienen. Er gab ihm das Geld und nahm ihm das Versprechen ab, das Grab dafür zu pflegen. Weil der Wärter ein Bretone war, der seinem Pfarrer als eine Art Bedienter aus dem Findelhaus nachgelaufen war, unterschlug er das Geld nicht, und der Wunsch des Rittmeisters ging wirklich in Erfüllung. Der Witz des Schicksals wollte es, daß der Rittmeister von dem, dem er es am allerleichtesten gemacht hatte, nicht betrogen wurde.

Am Friedhofthor bot ihm ein blasses Mädchen Maiglöckchen zum Kauf an. Er achtete ihrer zuerst nicht, bis ihn schließlich die leichten Tritte, die immerfort hinter ihm her huschten, sich umdrehen ließen. Er kaufte dem armseligen Kinde zwei Sträußchen um einen Fünffrankenthaler ab und ging noch einmal zurück, um seiner kleinen Frau das eine davon zu bringen. Die Blumen brachten ihn darauf, daß die Lori früher oft ein Lied gesungen hatte nach einer einfachen, volkstümlichen Melodie. Das hatte angefangen:

„Maiglöckchen läutet in dem Thal —", und wenn es die Lori gesungen hatte, hatte es geklungen, wie wenn ein kleiner Vogel leise im Schlaf zwitschert. Jetzt freute sich der Rittmeister darauf, daß er die zarten Töne bald würde wieder hören, und er hätte das, was er vor hatte, gleich gethan, wenn er nicht der Lori damit ein Ärgernis anzuthun gefürchtet hätte. Dafür wollte er sich daheim in den Lehnstuhl legen, in dem sie immer gesessen hatte, um nach dem Mittagessen ein wenig auszuruhen, zuweilen auch war sie eingeschlafen. Dort, meinte er, werde es sich gut sterben lassen.

Weil es ein so schöner Maitag war, legte der Rittmeister den langen Weg nach seiner Wohnung zu Fuß zurück. Wie er durch die Parkanlagen, die dem Friedhof zunächst lagen, hindurchschritt, betrachtete er die Kinder, die in gelben Sandhaufen gruben oder ernsthaft in ihren langen Hängekleidchen neben ihren Erzieherinnen trippelten, und ein paar Weiber, die Körbe mit dem ausgejäteten Unkraut der Gräber für ihre Ziegen heimtrugen, mit einer besonderen Aufmerksamkeit, die dem elegischen Gedanken, daß dies sein letzter Weg sein werde, entsprang. Aber je näher er der Stadtgrenze kam, desto mehr trat er aus dem Bannkreis der Empfindungen, in dem er am Grab seiner Frau befangen gewesen war, heraus. Er empfand ein behagliches Gefühl des Wohlbefindens, wie ihm die laue Frühlingsluft ins Gesicht wehte, und als er unter einer Laubveranda ein paar Gartenarbeiter rötlichen Landwein trinken sah, war er versucht, auch ein Glas zu kosten. Trotzdem

blieb er der festen Überzeugung, daß er in einigen Stunden tot in Loris Lehnstuhl liegen werde. Es graute ihm nicht vor dem Tode, den er gewiß vor sich sah, aber diese Gewißheit sollte ihm nicht die Lust an dem Restchen Leben verderben dürfen.

Als er fast heiter endlich die Stufen zur Wohnung emporstieg, kam ihm ein Lastträger entgegen, der Loris Lehnstuhl mit seinen staubigen Fäusten an den mit blaßgrüner Seide bezogenen Armlehnen die Treppe hinabtrug. Der Rittmeister sah von der Stiege aus, wie unten vor der Thür das zarte Möbel auf einen offenen Karren geworfen wurde; da kehrte er plötzlich um und ging planlos die Straße lang, bis er auf die erste Kneipe stieß, in der Wein verschänkt wurde.

Dort kehrte er ein.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Als er keinen Pfennig mehr besaß, war der Rittmeister nach der Grenze abgeschoben worden. Unter dem landstreichenden Volk bekam er seinen Titel wieder, er war für sie der „Rittmeister", wenn auch nichts mehr an den ehemaligen Offizier erinnerte, als der stets sorgfältig breitgekämmte Schnurrbart. Für die Vagabunden war er ein guter Kamerad; er teilte mit, was er hatte, und half aus, wie er konnte, und wenn er beim Schnaps warm geworden war und von seinen früheren Tagen erzählte, lauschten diese Männer, die zumeist als Bettler geboren waren, aufmerksam, und berauschten sich an der Vorstellung eines sorgenlosen Lebens, das für sie unerreichbar blieb.

Der Rittmeister bettelte nur in höchster Not; gewöhnlich verdiente er sich das Geringe, dessen er zu seinem Branntwein und Brot bedurfte, durch Arbeit, wie er sie gerade fand. Oftmals wurde ihm der Rat erteilt, seine Papiere Offizieren vorzuweisen und diese um Unterstützung zu bitten, aber der Rittmeister verhielt sich stets ablehnend dagegen, wenn er auch anerkannte, daß ihm daraus ein leichter, sicherer Verdienst erwachsen mußte. Dagegen war er gutmütig genug, diese Dokumente, die einem merkwürdigen Überbleibsel seines Stolzes nicht verwendbar erschienen, einem Keckeren auszuliefern, der ihn um diesen kostbaren Schatz mit Bitten bestürmt hatte. Er war so hinfällig an Leib und Seele, daß es ihm gleichgiltig war, wenn sein guter Name gemißbraucht wurde.

Eine eigenartige Sehnsucht trieb ihn, die Gegend aufzusuchen, in der sein altes Regiment lag. In den Zeiten, da er fühlte, daß seine Kräfte zu Ende gingen, meinte er fast, nicht eher sterben zu können, als bis er die Kerls in der blauen Attila mit den weißen Schnüren noch

einmal gesehen hätte, und wenn es ihm wieder leichter geworden war, glaubte er sogar, daß es noch anders werden könnte mit ihm, wenn er auch nur eine Lanzenspitze eines seiner Husaren zu Gesicht bekommen würde.

Es war Winter geworden, als er sich dem kleinen Städtchen näherte. Der Schnee lag hoch auf der Landstraße, sodaß der Rittmeister bereits todmüde war, als der plumpe Kirchturm aus dem tief eingeschnittenen Thalkessel sich emporzuheben begann. Unterwegs hatten sich ihm zwei Wanderburschen angeschlossen, wüste Gesellen, denen das Schlimmste zuzutrauen war. Neben einander stapften nun die drei durch den knisternden Schnee in die Dunkelheit hinein. Den Rittmeister machte das Wiedersehen des altbekannten Geländes gesprächig: er erzählte, wer auf den Rittergütern sitze, und besann sich auf viele Schnurren und auf die kleinen Eigenheiten der Besitzer. Die beiden hörten begierig zu.

Die Straße führte jetzt am Stadtgut vorüber, das abgelegen oben am Bergrande lag. Wenn man darüber hinaus war, konnte man im Thal unterhalb des Gutshofes das langgestreckte Häuserviereck der Kasernen sehen. Verschwommen war das weiße Mauerwerk durch den frostigen Nebel zu erkennen. Der Rittmeister blickte den Abhang hinab, und plötzlich stieg ihm die Frage auf, was er denn eigentlich hier wolle. Scham und Reue drangen zugleich auf ihn ein. Er kämpfte mit sich, ob er weitergehen sollte, da fühlte er sich plötzlich am Ärmel gezupft. Der eine der Fremden wies auf das Stadtgut und fragte ihn: „Kennst Du Dich da oben auch aus?"

Der Rittmeister antwortete achtlos: „O ja. Beim Ökonomierat? O ja."

Darauf wieder der andere: „Er hat heute den Weizen verkauft. Es ist viel Geld im Hause. Wenn Du uns den Weg weist — ich bin Schlosser, daran soll's nicht fehlen."

Der Rittmeister starrte ihm eine Weile verständnislos ins Gesicht, dann kehrte er sich mit einem Male um und lief über das freie Feld dem Gutshof zu, so schnell ihn seine wegmüden und branntweinschweren Füße über den holperigen Sturzacker trugen. Der Schlosser sprang ihm nach. „Gieb ihm eins mit dem Stock, Schlosser!" rief ihm der Dritte von der Straße zu. Es währte nicht lange, bis der Schlosser den Rittmeister eingeholt hatte; er hieb ihn von hinten mit seinem Knotenstock über den Kopf, daß der Getroffene vornüber zur Erde stürzte. —

Der Rittmeister mochte ein oder zwei Stunden bewußtlos auf dem

Felde gelegen haben, als ihn der Ton einer Trompete zum Leben zurückrief. Unten in der Kaserne blies der Trompeter vom Dienst den Zapfenstreich. Der Rittmeister lauschte andächtig dem hellen Klang, und in einer Vision sah er, was unten auf dem Hofe der Kaserne vor sich ging. Die Kerls standen „Gewehr auf“ da, jetzt setzte der Trompeter sein Instrument ab, dann nahmen sie die Kolpaks mit der linken Hand vom Kopfe — zum Gebet, und als Wachthabenden sah er sich selbst als blutjungen Fähnrich, wie er seine erste Wache that. Er besann sich, daß er damals wirklich ein ganzes Vaterunser gebetet hatte, vielleicht der einzige von allen, der ernstlich gebetet hatte, und wie jetzt der Rittmeister dem jungen Fähnrich da unten das Vaterunser nachbetete, schlief er sanft ein.





„Mein Sohn, der Laubheimer Turcilinge!“

Von R. Bartolomäus.

(Schmiegel.)

Wer kennt nicht die berühmte Universität Laubheim, oder doch wenigstens das berühmte Corps Turcilingia? Wer wenigstens wäre so unvorsichtig, dies zu gestehen!

Hans war der bildhübsche, bescheidene Sohn eines wohlhabenden Rittergutsbesitzers, dessen einziges Kind, beliebt bei Lehrern, Verwandten, Bekannten und Mitschülern, wegen seiner unverdorbenen kindlichen Gesinnung, seines Fleißes und seiner Begabung nicht minder als wegen seiner Gutherzigkeit. Er verließ das Gymnasium der nahegelegenen Stadt nach glänzend bestandenem Abiturientenexamen, und es trat nun die Frage an ihn heran, was er werden wollte.

Zwar hatte er es nicht so sehr nötig, diese Frage aufzuwerfen, wie andere, denn das Rittergut seines Vaters mußte ihm ja unbedingt zufallen; er brauchte einen Beruf nicht zu ergreifen, um davon leben zu müssen. Sein Vater aber hatte es sich vorgenommen, auf Anraten guter Freunde, ihn wenigstens studieren zu lassen, und zwar diejenige Fakultät, die bekanntlich die Zuflucht aller Berufsunschlüssigen bildet, deren Studium den Kopf nicht überhäuft und nachher noch volle Freiheit läßt, zu werden, was man will, und wo man will, — die juristische, zu wählen.

Bekanntlich herrscht in manchen Köpfen immer noch der unausrottbare Aberglaube, die deutschen Universitäten seien Anstalten zum Lernen, zum Lernen, was die Wissenschaften bieten; namentlich hat dieser Aberglaube sich bei den Professoren mit solcher Hartnäckigkeit festgesetzt, daß sie, wie Eulen das helle Tageslicht, den eigentlichen Zweck der Universitäten — sich in Gemeinschaft frisieren zu lassen und zu amüsieren — vermeiden, in ihren Studierstuben und Hörsälen sitzen und arbeiten oder gar lesen und lehren, was doch niemand hören und

lernen will, statt hervorzukommen und zu genießen, was so herrlich vor ihnen liegt.

Diesen Aberglauben teilte Hansens Vater nicht, wenigstens war er mit Recht der Ansicht, das Studieren und Lernen sei nur für das pauvre Gesindel, das seinen Sonntagsrock sich mit Sorgen anschafft, und nach endlicher Erlösung von den beengenden Zweifeln, ob nicht der alte noch zu tragen oder wenigstens zu flicken ginge. Ums Lernen und Studieren war's ihm nicht zu thun; Hans wußte genug, von allem mehr, als die Dummköpfe, welche sich etwa einbilden mochten, ihn zu belehren. Hans hatte auch genug natürlichen Verstand und angeborenes Geschick, um sich in der Lebenslage, in welche ihn die Natur geführt, zu behaupten und zu erhalten; aber der feine Ton — Hansens Vater hatte einen Referendar kennen gelernt, der eine Zeitlang den Bürgermeister des Landstädtchens in der Nähe seines Gutes vertreten hatte, ihn sogar bei einem Jagddiner in seinem Hause haben dürfen — der feine Ton fehlte, und ihn sollte Hans lernen. — Der Referendar war der Sohn eines Großschneiders aus der Residenz gewesen und hatte Hansens Vater anvertraut, daß er eigentlich alles, was er sei, dem Korps Turcilingia zu Laubheim verdanke; auf die Turcilingia war daher des Alten Augenmerk seitdem gerichtet gewesen, namentlich auf die Nachrichten in den Zeitungen und die Berichte über Festlichkeiten.

„Das unterfertigte Korps erfüllt die traurige Pflicht, ihre lieben i. a. i. a. und a. H. a. H. von dem am 12. d. Mts. zu Bangkok (Siam) erfolgten Tode ihres lieben a. H.

des Königlichen Wirklichen Geheimen Oberfinanzrats Egmond, Grafen von Büttelborn-Steinwerder auf und zu Steinwerder, Ritter höchster Orden, auch des königlich siamesischen vom weißen Elephanten mit dem Ehrenrüssel in Brillanten,

geziemend in Kenntnis zu setzen.

Laubheim, im Dezember 1896"

hatte noch vor Kurzem in der Zeitung gestanden. Welcher Inhalt! Welche Höhe! Vielleicht bringt es Hans auch einmal zu einem solchen Nachruf, wenn auch nicht zu einem Ehrenrüssel in Brillanten!

Das entschied!

Der Genosse solcher Würdenträger mußte unzweifelhaft zu ähnlichen Würden emporsteigen, denn sie würden nie dulden, daß ihre Jugendfreunde sich in niedrigen Lebensstellungen herumdrücken. Ein gewisses Lüstre wäre auch auf den Alten gefallen, den nur noch das Einzige quälte, daß seine Vergangenheit — er hatte als Viehhändler seine ehren-

werte, wenn auch unscheinbare Laufbahn begonnen — vielleicht doch Hans bei seinem Vorhaben schädlich sein könnte.

Hans ging also nach Laubheim, und zwar allein, denn sein Vater hatte das richtige Gefühl, daß seine Persönlichkeit vielleicht doch dem Eintritt in die Tureilingia hinderlich sein könnte; denn gerade die Turcilingia war sehr wählerisch in der Prüfung ihrer Mitglieder, namentlich auch ihres Anhangs.

Angstvolle Tage vergingen! Jetzt oder nie entschied sich des Hauses Ehre! Wird Hans für ausreichend befunden werden? Wird ihm seines Vaters Herkunft nicht hinderlich sein?

Nicht nur der hochselige Büttelborn auf und zu Steinwerder kam in Frage; auch ein Prinz hatte mit seinem Adjutanten einst vor Jahren fünfzehn Minuten 58 Sekunden — nach der Uhr des Ersten; die Uhr des F. M. ergab sogar 59 Sekunden — im Frühschoppensaale des Korpshauses verweilt, wie eine dort angebrachte Marmortafel späten Geschlechtern meldete, ein Ereignis, das zu einem viel gelesenen sechsbändigen Roman von Gregor Samarow Anlaß gegeben hatte.

Man muß gestehen, daß einem Vater unter diesen sorgenvollen Erinnerungen und erinnerungsvollen Sorgen unmöglich wohl zu Mute sein konnte! —

Endlich! endlich! Depesche!

„Bestanden! Hans, Laubheimer Turcilinga!“

Voll Vaterfreude über diesen ersten Sieg seines Sohnes ließ der Alte sich das Telegramm sofort einrahmen, und der Buchbinder, so energisch ihm auch Schweigen anempfohlen war, verfehlte nicht, die wichtige Nachricht in der ganzen Stadt zu verbreiten, von wo sie dann auch auf das Land kam.

So war die Umgegend in Kenntnis gesetzt; den Entfernteren teilte der Vater selbst das freudige Familienereignis brieflich oder durch Depesche mit, und wer es noch nicht wußte, dem verkündete es die eingerahmte Depesche, welche im Schreibzimmer des Alten einen ähnlichen Ehrenplatz einnahm wie die erwähnte Marmortafel im Frühschoppensaale. Hansens Name verschwand gänzlich aus dem Munde des Vaters in der Unterhaltung und machte der würdevolleren Bezeichnung: „mein Sohn, der Laubheimer Tureilinge“ Platz, stets mit der vertraulich geflüsterten Bemerkung: „das feinste Korps in Laubheim, meist Grafen und Barone; monatlicher Wechsel 3000 Mk.!“

Kaum konnte der Alte die Zeit erwarten, wann der Turcilinge

mit ihm durch die Straßen des Landstädtchens, das einst der Referendar verwaltet, zum Honoratiorenkneipstübchen gehen würde!"

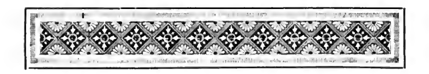
— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Wer ist der Schwindsüchtige, der blaß und gebückt, mit zusammengefallenen Wangen, hohlen Augen, schlotternden Knieen, wohlfrisiert, am Arme eines stattlichen Mannes in dürftiger Kleidung einherschleicht? Es ist Hans, der Laubheimer Turcilinge!

Vier Jahre erfolgreichen Studierens hatten genügt, ihn zu einem allbekannten Universitätskönig zu machen, seine Gesundheit zu vernichten und seinen Vater in den Stand zurückzuversetzen, aus dem er emporgestiegen. Ein Examen, jedes Examen hätte er nach Meinung seines Vaters mit Erfolg bestanden, wenn er nicht bald nach seiner Rückkehr gestorben wäre, und mit Trauer, aber mit schamhaftem Stolz eines Armen, der sich reicher Verwandten rühmen kann, zeigt dieser seinen Bekannten den Grabstein seines Sohnes mit den einfachen Worten:

„Hier liegt mein Sohn, Laubheimer Turcilinge!"





Christus und Venus.

Drama in vier Akten von Theodor Lessing.

(München.)

Personen.

Graf Egon von Wallenberg-Goltern, Herr auf Goltern und Schönau.
Gertrud, seine Frau.
Herbert, ihr Sohn, acht Jahre alt.
Frau Lotte Walter, Gertruds Mutter.
Sekonde-Lieutenant Graf Kurt von Wallenberg-Schwarzegg, Graf Egons Neffe.
Professor Dr. Karl Thaler, Schriftsteller und Naturforscher.
Dr. theol. Weber, Pastor von St. Johann.
Friedrich, Kammerdiener des Grafen.
Franz, Bedienter der Gräfin.

Das Stück spielt in einer kleinen Garnisonstadt.

Erster Akt.

Salon der Gräfin; sehr vornehm und geschmackvoll, aber nicht überladen.

Ein hohes Portal im Hintergrunde rechts geht auf den Flur, mehr im Vordergrunde rechts führt eine Thür ins Arbeitszimmer des Grafen, ihr gegenüber links eine Thür ins Toilettezimmer der Gräfin. Im Hintergrunde links ein geräumiger Erker, durch den man in einen weiten Park sieht, dessen Bäume eben sich zu belauben beginnen. Der Saal enthält im Hintergrunde einen Divan, davor einen runden Tisch, der mit Büchern in eleganten Einbänden unordentlich bedeckt ist, eine Bücherstellage, einige Palmen, elegante Taburetts, einen Kamin, Konsolen für Nippes und Luxusgegen-gegenstände. — Das Ganze macht den Eindruck einer genialen, doch behaglichen Regellosigkeit. Über dem Divan, in der Mitte des Hintergrundes, hängt ein großes Gemälde, das zu Beginn der Handlung noch mit einem feinen Gewebe überdeckt ist. Teppich. Es ist Spätnachmittag. Im Kamin brennt Feuer.

— Rechts und links vom Schauspieler. —

Gräfin Gertrud und Frau Walter sitzen im Saale; Gertrud, in der Nähe des Erkers, in die Lektüre eines Buches versunken, an dessen Rand sie von Zeit zu Zeit Bleistiftstriche macht. Sie ist eine hohe, üppige, blonde Schönheit, ihre Sprache hat etwas Resigniertes, Suchendes, Unbefriedigtes, — Mitteltypus zwischen Heroine und femme

ingénue. Frau Walter, die mit einer Handarbeit sich beschäftigt, hat etwas Gedrücktes, Verkümmertes und Verhärmtes; sie scheint stets besorgt und beunruhigt zu sein, kleinbürgerlich und liebevoll.

Frau Walter. Du wirst Dir noch die Augen verderben, Trude. Soll ich Licht bringen lassen?

Gertrud (kurz). Ja.

(Frau Walter geht an die Thür, scheint im Flur einen Auftrag zu erteilen, kommt dann wieder zurück und nimmt neuerdings ihre Arbeit auf. Nach einer Pause bringt Franz eine Kuppellampe.)

Fr. Walter (nach mehreren Anläufen zu reden, legt endlich die Arbeit hin, unruhig). Nun hör aber endlich einmal auf, Trude.

Gertrud (patzig). Warum?

Fr. Walter (weinerlich). Ach, das ewige Lesen.

Gertrud. Stört es Dich? — Da kann ich ja auch gehen. (Erhebt sich.)

Fr. Walter (seufzend). Es ist wirklich oft schwer, mit Dir auszukommen.

Gertrud (wie aus ihren Gedanken unangenehm aufgestört, ausbrechend). Ja, was wollt Ihr denn immer von mir? Ich thue alles, was Ihr nur wünschen könnt, ich opfere Euch jeden Tag, jede Stunde meines Lebens, — ich weiß kaum noch, daß ich überhaupt ein eigenes Wesen habe, und immer habt Ihr noch zu lehrmeistern, immer —

Fr. Walter. Aber liebste Gertrud, warum redest Du denn immer per Ihr, wenn ich oder Egon Dir etwas sagen?

Graf Egon (aus dem Nebenzimmer rechts redend). Mit wem redest Du da, Gertrud?

Gertrud. Mutter ist bei mir.

Egon (beständig aus dem Nebengemach). Na — da macht's Euch nur behaglich. Komme gleich herüber. Habe noch ein paar Abrechnungen — äh — verdammte Akten. (Man hört nebenan Folianten poltern.)

Fr. Walter (die mit Thränen gekämpft hat, endlich in Thränen ausbrechend.) Dein Mann ist immer so gut gegen mich. Wie kannst Du nur so sein. Und die ganze Stadt beneidet Dich, daß Egon — daß Du Egons Frau bist. (Als Gertrud verächtlich die Achseln zuckt, fortfahrend). Ich habe doch wahrhaftig von meinem Leben nicht viel Freude gehabt. Du weißt doch, wie der selige Papa immer war.

Gertrud. Mein Vater war ein Künstler, das hast Du nie verstanden.

Fr. Walter (lebhaft). Ja — ja — ja — das mag ja wohl sein. Er war wohl ein besonderer Mann. Aber so jähzornig und so auf fahrend. Und der Haushalt will doch auch versorgt sein. Aber wenn ich ihm damit kam — — (Lebhaft, als spräche sie zu ihrem Manne.)

Aber wovon soll man denn leben? Immer die Kunst, die Kunst. Ach, wir armen Frauen!

Gertrud (grob). Du hättest Dich wehren sollen.

Fr. Walter. Du hast gut reden. Was sollt ich denn nun thun? Davonlaufen? Euch im Stich lassen? hä? Und als Vater zuletzt nicht mehr arbeitete und mit dem Trinken — —

Gertrud (lebhaft). Bitte, davon sei still.

Fr. Walter (mit ehrlichem Pathos). Was that ich da? Meine Pflicht that ich. Da hab ich gearbeitet und gebetet zu unserm Herrgott, und manch liebe Nacht hab ich bei der Näharbeit gesessen. Und als Vater starb und Egon vom Schloß herüberkam und die Bilder aufkaufte und Dich heiraten wollte, — da meint' ich, nun käm' endlich das Glück. Denn Egon war doch ein gesetzter und erfahrener Mann, und Du warst ein ganz dummes Ding. Eine ganz dumme Göre warst Du noch — und — und —

Gertrud. Und ich wurde Egons Frau. Punktum. — Und nun gieb Dich, bitte, zufrieden.

Fr. Walter. Ach — Du bist eben ganz Dein Vater. —

Gertrud. Hoffentlich. Und nun will ich Dir etwas sagen: Du hast Vater gequält mit Deiner aufdringlichen Hausmütterlichkeit. Du hast seine Kraft gelähmt mit Deiner weichen Nachgiebigkeit. Und darum hat Vater nicht mehr gearbeitet — und darum hat er — ge—ge—trunken.

Fr. Walter (auffahrend). Das verdien' ich nicht.

Gertrud. Eine Frau darf nicht so ergeben sein — und die Frau eines Künstlers erst recht nicht. Sonst wird sie das, was der Mann aus ihr macht. Und Du — weißt Du, was Du geworden bist? (Frau Walter starrt sie an, als erwarte sie den Todesstoß; höhnisch.) Eine Haussklavin!

Fr. Walter (stöhnend in den Sessel zurücksinkend). Gertrud! Das sagst Du Deiner Mutter!

Egon (kommt, die Hände reibend, die Cigarre zwischen den Zähnen, behaglich aus dem Arbeitszimmer. Er ist ein großer, stattlicher, jovialer Mann mit leicht ergrautem Vollbart, seine Bewegungen sind vollendet vornehm, gemessen, verbindlich, seine Redeweise ist bestimmt, väterlich und voll heiteren Ernstes). Na, Kinder, wie sieht es denn hier nun aus? Donnerwetter! Ist ja ordentlich behaglich warm. Das kann man im April noch gebrauchen. Schon Licht? Habe da eben nach Schönau an den Verwalter geschrieben.

Gertrud. Was ist denn, Egon?

Egon. Aber, kleine Frau Trudelchen, das ist doch Männersache.

(Als Gertrud gezwungen lacht, seine Schwiegermutter musternd.) Aber was habt Ihr denn nur? Und Du, Mama?

Gertrud. Es ist nichts, Egon, Mama machte mir eben Vorwürfe, daß ich so viel Lektüre treibe.

Egon (väterlich). Da hat Mama ganz recht, liebes Kind. (Plötzlich.) Ja — aber wo steckt denn Herbert?

Gertrud. Er ist im Parke spielen.

Egon (erschrocken). Jetzt? Und zu dieser Tageszeit? (Wirft ärgerlich die Cigarre fort.) Na, das muß ich aber sagen — das ist — (unterbricht sich) liebe Mama, Du bist wohl so gut und läßt den Jungen gleich hereinholen und sorge dafür, daß er anderes Schuhwerk anbekommt.

(Frau Walter ab.)

Egon (unruhig auf- und niedergehend, bleibt endlich vor Gertrud stehen). Liebstes Trudchen, Du weißt, ich tadle nicht gern, aber hier muß ich denn doch — weißt Du, das ist einfach unverantwortlich, daß Du das Kind in dieser Stunde draußen läßt.

Gdrtrud ((betroffen). Du hast ganz recht, Egon.

Egon. Ja, aber Kind, — daß Du als Mutter nicht besorgter bist. Ich bin ja nicht böse, Trudchen, — aber wenn wir nicht Mama bei ihm hätten — —

Gertrud. Lieber Egon, nun weiß ich Bescheid — Deine ewigen Predigten — —

Egon (begütigend). Aber Kindchen, von mir könntest Du doch wirklich etwas annehmen.

Gertrud (kokett). Nun?

Egon. Komm' mal her, Maus, und setz' Dich auf mein Knie.

Gertrud. Du kannst mir auch so sagen, was Du mir sagen willst.

Egon (nach einem Anlauf). Ich habe etwas auf dem Herzen.

Gertrud. Bitte!

Egon. Weißt Du, Gertrud, das mit Herbert — und, daß Du Dich mir nicht aufs Knie setzt, — das sind nur Symptome. (Innig.) Trudchen, fehlt Dir denn noch irgend etwas?

Gertrud (nach kurzem Zögern). Nein, da irrst Du.

Egon. Doch, Gertrud. Sieh, ich kenne Dich, Gertrud, vielleicht besser, als Du Dich selber kennst. Ein anderer Mann in meinem Alter, — der solch ein holdes, mädchenhaftes Frauchen an seiner Seite hätte, — denn das bist Du, liebe Trudel, — der würde sie vielleicht ängstlich bewachen, würde zu fürchten und zu argwöhnen

haben. Nun, das fällt ja zwischen uns fort. Ich weiß, Du fühlst groß und hoch gestimmt. Du teilst meine Anschauung von der Unantastbarkeit der Ehre unseres Hauses. Und wir sind ehrlich gegen einander. Nicht wahr?

Gertrud (befangen). Ja.

Egon (aufatmend). Nun also. — Also da hapert's nicht. Ich bin ja schließlich auch noch kein Tattergreis. (Lächelnd). Ich denke, ich bin ein ganz annehmbarer Gesell. Was meinst Du, Trude? Versteh mich recht, Kind, ich habe in den neun Jahren unserer Ehe nie von Dir die heiße, flammende Leidenschaft der Jugend gefordert, — aber — ich meine — Du hast doch Zutrauen, — hast doch Achtung vor mir?

Gertrud (warm). Ja, Egon, — ich achte Dich von Herzen.

Egon (beglückt). Ja, dann ist alles gut, — kleine, alte Trudelmamsell. (Hebt sie in ausgelassener Laune empor, versucht zu tanzen.)

Gertrud. Aber Egon, so laß doch.

Egon (fast verschämt.) Aber einen Kuß könntest Du doch wenigstens — eins — zwei — drei. (Sie läßt sich widerwillig einen Kuß abnehmen.)

Egon (freudig, gerührt). So — Kind — und nun geh' ich noch bis zum Souper hinaus und werde Dir Herbert schicken. (An dem Büchertisch vorüberschreitend.) Ja, was liest denn die kleine Trude da wieder? Ein ganzer Hause Bücher! Aber Maus, wo knappst Du Dir immer das Geld ab? Wohl lauter hübsche Romane? — Äh — hatte nie viel Zeit für so etwas über. (Mustert die Buchtitel; in aufrichtigem Erstaunen) Wa—a—as? Weis — Weismann „Aufsätze über Vererbung". — Dar — Darwin — Entstehung der — — Aber Gertrud, bist Du denn? — — — — Karl Thaler: Die Moral Darwins — ja, Herr Gott — das ist ja Karls Buch! (Unwillig.) Aber das ist denn doch wirklich nicht für Frauen geschrieben. (Streng.) Woher kommen diese Bücher?

Gertrud. Gekauft.

Egon. Und das Geld?

Gertrud. Erspart.

Egon (unwirsch). Du dürftest wirklich als Gräfin Wallenberg etwas mehr auf Deine Toilette geben. Ich entdeckte doch früher nie an Dir solche — sehr unpassenden Passionen.

Gertrud. Man wird eben älter.

Ego. Das sag' ich Dir, einen Blaustrumpf habe ich nicht geheiratet.

Als Mädchen hättest Du mir mit solchen Scharteken nicht kommen dürfen.

Gertrud. Ich hab' inzwischen auch über Manches nachgedacht.

Egon (lächend). Na, da möcht' ich wirklich wissen, worüber dies blonde Köpfchen nachzudenken hat.

Gertrud. Vielleicht über mehr als Du — ahnen kannst.

Egon. Dummes Zeug. Und daß mir diese Bücher aus den Augen kommen.

Gertrud (rasch). Karls Buch auch?

Egon (streng und ernst). Karls Buch ist ein unsittliches Buch. Ich werde ihm das selbst schreiben.

Gertrud (eifrig). Es ist ein wahres Buch.

Egon (erschrocken.) Gertrud!! — (Milde.) Davon verstehst Du nichts, Kind. Du bist ein kleiner Tollkopf. Jedenfalls ist es nichts für Dich. — Ich will es lieber gleich mitnehmen. (Steckt das Buch in die Brusttasche.)

Gertrud. Freilich — es könnte meine Moral untergraben.

Egon (ruhig). Ich schicke Dir Herbert. Wenn Kurt kommt, so sag' ihm, er solle die Abrechnungen drinnen nachrechnen. (In der Thür.) Du, das trifft sich günstig. Mama hat auf heute abend den Pfarrer Weber zu uns gebeten. Das ist ein Gelehrter; mit dem red' über Deine Scharteken da. (Bitter.) Ich bin ja wohl nur ein alter emeritierter Haudegen. (Wirft die Thüre zu.)

(Gertrud bleibt allein und tritt seufzend in den Erker. Herbert, ein bleicher, schmächtiger Knabe von acht Jahren kommt zögernd durch das Mittelportal.)

Herbert (zaghaft). Mama.

Gertrud (sich wendend). Nun, mein Kind, was möchten wir?

Herbert. Spielen Mama. Großmama ist in der Küche.

Gertrud. Nun, so komm' her.

Herbert (sehr freudig). Erzählst eine Geschichte?

Gertrud. Wovon denn?

Herbert. Wieder so eine von den Indianern in Amerika, bei denen Onkel Karl ist.

Gertrud (barsch). Was ist mit Onkel Karl?

Herbert. Papa sagt doch, Onkel Karl sei bei den Indianern.

Gertrud. Ja so.

Herbert. Du, Onkel Karl muß aber ein ganz großer Mann sein.

Gertrud. Warum denn?

Herbert. Heute hat Herr Schmidt im Anschauungsunterricht es gesagt. Er hat einen ganz neuen Käfer gefunden.

Gertrud. So?

Herbert. Ja, und alle Jungens haben mich dabei angeguckt, weil Onkel Karl Papas bester Freund ist.

Gertrud. Möchtest Du nicht auch so ein großer Mann werden, wie Onkel Karl? Ein großer Arzt oder Naturforscher?

Herbert. Was ist das?

Gertrud. Einer der fremde Länder besucht und die Pflanzen und Tiere betrachtet.

Herbert. Nein, ich will Lieutenant werden.

Gertrud (erregt). Es ist sein Kind. (Laut.) Geh', Kind, geh' — ich mag jetzt nicht erzählen.

Herbert (traurig). Ach Mama.

Gertrud. Ja, geh' nur, Herbert und morgen schenk ich Dir ein Osterei, oder willst Du lieber ein schönes Buch?

Herbert. Ein Osterei. (Ab.)

Gertrud (in großer Erregung). O Gott — o Gott, daß ich dieses Kind — hasse! —

Der alte Friedrich (eintretend) Gnädige Frau, Herr Pastor Weber ist draußen.

Gertrud (unwillig). Mein Gott! nun der wieder! (Laut.) Ich lasse bitten. (Vor den Spiegel tretend.) Wenn er die Thränen sähe. — Scheinen müssen, scheinen müssen, was man nicht ist. (Ins Toilettenzimmer links ab.) (Durch die Mittelthüre treten Frau Walter und Pastor Weber.

Fr. Walter (sehr devot.) Bitte, bitte, Herr Pastor, geh'n Sie nur immer voran.

Pastor Weber (breitschulterig, stämmig, wohlbeleibt, hochrotes, gesundes Gesicht, schneeweißes, kurzgeschorenes Haar, macht einen biederen, bäuerlichen Eindruck). Ah — das ist wohl der Salon der Frau Gräfin?

Fr. Walter. Ja, das ist das Gemach meiner Tochter.

Weber. Sehr stilvoll! (Ermahnend). Nur nicht hoffärtig, nur nicht ausschweifend. — Das da ist wohl Elfenbein?

Fr. Walter. Das ist Mosaik — Herr Pastor — der Herr Graf — mein Schwiegersohn — hat diese Konsole im vorigen Jahre aus Venedig mitgebracht. Sie waren in Venedig.

Weber. Ja, ja, ich weiß, Ihre Frau Tochter weilte lange im Ausland.

Fr. Walter. Ja, erst ein Jahr in Spanien, und dort wurde auch Herbert geboren, und dann haben sie noch fünf Jahre auf Reisen

gelebt. Und während der ganzen Zeit hab' ich hier das Haus in Ordnung gehalten und den Jungen bei mir gehabt.

Weber. Und wie lange sind die Herrschaften zurück?

Fr. Walter. Jetzt haben wir April — seit September. (Zögernd). Herr Pastor —

Weber. Nun, liebe Frau Walter?

Fr. Walter. Ich habe eine Bitte. — Meine Tochter hätte wohl etwas geistlichen Zuspruch nötig. Und Sie wissen ja, ich hab' nicht viel Macht über das Kind. — Mein sel'ger Mann — Sie wissen ja — und mein Schwiegersohn, der Graf — —

Weber. Ich will nicht wünschen, Frau Walter —

Fr. Walter (pikiert). Wohin denken Sie, Herr Pastor? Sie hat da allerlei Bücher, mit denen sie sich den Kopf verdirbt. Und vielleicht hat sie auch etwas, das sie drückt. Und Sie sind ganz der Mann dazu, Herr Pastor, auf sie einzuwirken.

Weber (geschmeichelt). Ich will mein Möglichstes versuchen, die Frau Gräfin in allen Werken des Herrn zu kräftigen.

Fr. Walter. Vielen Dank, Herr Pastor.

Weber (in den Büchern herumstöbernd). Da sind ja gleich so einige, verpönte Dinger. Na, laß seh'n. (Putzt sich umständlich die Brille und mustert umständlich die Titelblätter, liest mit wachsendem Erstaunen). Darwin? Zola? Zo—Zo—Zo—Zola! Nietzsche: „Jenseits von Gut und Böse!" (Läßt entsetzt das Buch fallen, wischt sich die Hände ab). Herr des Erbarmens!

Fr. Walter (ängstlich). Nun, Herr Pastor?

Weber (streng). Ihre Tochter, Frau Walter, scheint freilich meines Zuspruchs zu bedürfen.

Gertrud (erscheint in aufgefrischter Toilette links, unbefangen). Guten Tag, mein lieber Papa Weber.

Weber (ceremoniell). Der Herr segne Sie, Frau Gräfin. (Begrüßung).

Fr. Walter. Ich habe im Haushalt zu schaffen. Guten Abend, Herr Pastor — bis zu Tisch. (Ab.)

Gertrud. Da seh ich Sie doch auch einmal wieder, Papa Weber. Wissen Sie noch unsere Konfirmationsstunde in Schönau? Das sind nun schon beinah' zehn Jahre her. Da waren ich und die Käthe Wiesbeck und —

Weber (beschaulich). Ja, ja, Frau Gräfin, — das ist nun wohl schon zehn Jahre her. Und inzwischen hat sich viel in der Welt verändert. Was ist nicht aus meinen Konfirmanden geworden. An

einigen hab' ich Freude erlebt, — andere sind nicht auf dem Pfade geblieben, den der Herr uns vorschreibt. Sie nennen Käthchen Wiesbeck. Die ist zu Grunde gegangen. Auf und davon, mit einem Komödianten glaub' ich — Pfui!

Gertrud (wehmütig). Sie war meine liebste Freundin.

Weber. Und dann der Karl Thaler. Der hat einen guten Kopf. Ist ja nun auch eine sogenannte — Autorität geworden, da drüben in Amerika. Da mag's nett hergehen, da drüben. (Pathetisch.) Mir aber wäre es lieber, er wäre auf dem engen Pfade des Herrn geblieben, als daß er sich eitlen Ruhm erworben hätte mit eitlen und nichtigen Hypothesen sogenannter Wissenschaft! (Anzüglich.) Ja, ja — ein seelenverzehrendes Gift müssen sie doch enthalten diese Herren Darwin und Zola — und — und Felix Dahn.

Gertrud (lachend). Sie haben wohl die Büchertitel gelesen, Pastor Weber?

Weber (trotzig). Ja wohl, Frau Gräfin.

Gertrud (lachend). Na, da lesen Sie auch den Inhalt.

Weber (entsetzt). Der Herr bewahre mich.

Gertrud. Das nenn' ich feige von einem Manne gesprochen.

Weber. Die Versuchung meiden — nennen Sie feige?

Gertrud. Der Versuchung ins Auge sehen und sie überwinden, wäre — vielleicht — groß.

Weber. Ich fürchte, ich fürchte, Frau Gräfin —

Gertrud. Pastor Weber! Ich ehre und respektiere jede Überzeugung. Aber können Sie wohl denken, daß eben die Bücher und die Gedanken, die Ihnen so verpönt sind, mein Gottesdienst sind? Ja wohl — Gottesdienst!

Weber (in gesteigertem Entsetzen). Ich muß Sie bitten, gnädige Frau, solche Vergleiche — —

Gertrud. Spielen wir keine Komödie vor einander. Sie stehen dem Leben nicht so fern, um nicht zu wissen, daß jene Werte, die Sie predigen, für tausend Lebenskreise überwundene Werte sind, — daß unsere Zeit eine ganz andere Moral, eine latente Moral kennt, daß eine großartige Reform der Gewissen — —

Weber (auffahrend). Ja! Der Antichrist, der moderne Geist der Negation und des Widerspruchs, der sucht seine Opfer.

Gertrud (milde). Pastor Weber, Sie haben mich als Kind in Ihr Heiligtum geführt, ich will Ihnen heute das Allerheiligste des meinen zeigen. Es bedarf dazu keiner Worte! Kennen Sie das

letzte Bild meines armen Vaters? Er hat Jahre lang daran geschafft — es war sein Testament — sein Leben liegt darin. (Geht während der letzten Worte an den Vorhang und zieht ihn vom Bilde zurück, von nun an bleibt er während des ganzen Stückes zurückgezogen).

Weber. Ihr Vater, Ihr Vater — —

Gertrud (drohend). Sagen Sie nichts über meinen Vater!

Weber (starrt angespannt auf das Bild, prallt entsetzt zurück). Christus und Venus Hand in Hand — Pfui!

Gertrud (lebhaft). O, das ist nicht Ihr wahres Gefühl vor diesem großen Bilde. Ihr wahres ist so etwas wie eine Ahnung — wie ein heimliches Grauen vor einer besseren Zukunft! — Liegt darin nicht ein Evangelium? Ist das nicht Versöhnung, Erlösung — Versöhnung des uralten Kampfes zweier Weltanschauungen? Hellas und Juda! Seh'n Sie den armen, blutenden, belasteten Mann mit dem Kreuz in der Hand, — scheint nicht Müdigkeit, Weltekel, Entsagung in seinen Augen zu schimmern? — Tropft nicht das Kreuz in seiner Hand von Menschenschweiß und Menschenblut? Und seh'n Sie das junge, lachende Weib! Leuchtet nicht ihr Auge Lebenslust? Predigt nicht der Rosenkranz in ihrer Hand das süße Evangelium der Lebensfreude? Nicht zum Entsagen jubelt sie, zum Genuß, zum wonnigen Genuß ist das Leben geworden! Ihr verbittert es Euch selber, Ihr schluget Euch selbst ans Kreuz — —

Weber (mit mächtiger Stimme). Und es wird ein Tag kommen, da wird der Rosenkranz in der Hand der Buhlerin sich in einen Dornenkranz umwandeln. Da wird sie zu Füßen des Erlösers dort sinken und wird ihn bitten: trage Du den Kranz! Ich bin nichts! Nur in Dir ist mein Heil! — Christus wird siegen!

Gertrud. Venus wird siegen! Das Leben, die Liebe, die jauchzende allerlösende Liebe! Und stirbt sie, so wird sie jauchzend sterben — hat sie doch zuvor — genossen!

Weber (weich, wehmütig). Gertrud! Wir zwei versteh'n uns nicht mehr. — Ich gehe.

Gertrud (gütig). Wollen Sie nicht zu Abend bleiben?

Weber. Wir haben uns nichts zu sagen. — (In der Thür.) Gebe Gott, daß nicht ein Tag kommt, wo wir uns — vor diesem Bilde wieder sprechen. (Ab.)

(In der Thür stößt er mit Graf Kurt zusammen, der sporenklirrend, in Uniform, eine Reitpeitsche in der Hand, hereinstürmt und vor dem Pastor zurückweicht. Die

Herren musterten sich befremdet, grüßen sich kurz. Weber wendet sich noch einmal um, mustert die beiden jungen Leute und geht kopfschüttelnd.)

Kurt (ein junger, schlanker, sympathischer Mensch, ein wenig derangiert aussehend.) Guten Abend, Tante!

Gertrud (sehr munter.) Bon soir, mon cher neveu.

Kurt. Onkel noch nicht da?

Gertrud. Noch unterwegs, Herr Lieutenant. — Na, lieber Kurt, — Du machst es Dir in meinem Salon ja sehr bequem.

Kurt. Regimentsexerzieren, Tante; verdammte Drillerei. — Den ganzen Tag auf den Beinen gewesen. (Pause.) Was wollte der Pfaffe bei Dir?

Gertrud. Mein guter, alter Lehrer Weber. Wir haben Andachtsstunde gehalten.

Kurt. Vor dem Bilde?

Gertrud. Vor dem Bilde!

Kurt (pfeift vor sich hin).

(Darauf Stille. Es herrscht eine schwüle, unheimliche Atmosphäre im Gemach. Es scheint etwas Unausgesprochenes in der Luft zu liegen.)

Gertrud. Ich will doch ein Fenster aufmachen. Schau 'mal, meine Palme bekommt ein Blatt!

Kurt. Hm. (Plötzlich aufspringend.) Ich halte das nicht länger aus!

Gertrud (erschrocken.) Mein Gott, was denn?

Kurt. Ich muß fort, fort, hinaus — in die Welt, ins Leben — ich ersticke!

Gertrud. Nein, Kurt, das solltest Du nicht sagen. —

Kurt. Ja, wenn Du mich darum bätest — zu bleiben.

Gertrud. Ja, sieh, wir beide versteh'n uns hier im Hause noch am besten. Was hat man denn schließlich? Meine Bücher da, — das Klavier — ja, das ist etwas — und (schwärmerisch) Vaters Bild. Aber mit Mama läßt sich doch nicht reden! Die muß man schieben. Und Egon — Egon ist ja seelengut, aber er nimmt alles viel strenger als ich, er predigt von Pflicht und Ehre und Religion. Na — und Du? Du bist ein ganz lustiger Mensch!

Kurt (sehr bitter). Ein ganz lustiger Mensch!

Gertrud. Siehst Du, und wenn Du nun in eine größere Garnison gingest, da würd' ich hier vollends vor Langeweile umkommen.

Kurt (stockend). Weswegen meinst Du denn, daß ich bei Euch bleibe? Onkels wegen? Wir beide verstehen uns nun einmal nicht. Nein! Wenn ich auch wollte, — ich kann nicht fort! O Gott! und daß ich nicht kann — Du, merktest Du denn noch nicht — —

Gertrud (aufspringend, plötzlich erschreckend, hält ihm den Mund zu). Sprich das nicht aus, was Du sagen wolltest!

Kurt (ungestüm). Wenn Du wüßtest, Tante! — (Brutal lachend). Ach, dummes Zeug! Tante! — Gertrud! Heißgeliebte Gertrud! Tausendmal hab' ich den Namen gesprochen! Auf der Parade, im Wald, im Stall zur Diana — beim Wein, beim Spiel, in wüsten Gelagen sucht' ich ihn zu vergessen, diesen Namen — überall hör' ich ihn: Gertrud! Gertrud!

Gertrud. Um Gottes willen — nun kann ich nie wieder ein gutes Wort zu Dir reden.

Kurt (in Ekstase). Ich hasse Deinen Mann! Ja, ich hasse ihn! Warum hält er uns hier eingeschlossen?! Seit Deinem sechzehnten Jahre! Ein so alter Mann! Die ganze Welt müßte Dir zu Füßen liegen. Du hast Schönheit, Jugend, Geist —

Gertrud (sehr streng). Nun ist es genug. Du vergißt, von wem Du sprichst und vor wem Du sprichst. Du redest von dem besten, edelsten Manne, den die Erde trägt, und Du redest zu mir, der Gattin dieses Mannes.

Kurt (ausfallend). Ein Heiliger ist er, ein Sonntagsprediger! Duckt er mich nicht seit meinem zwölften Jahre? Jawohl! weil ich keine Eltern habe, weil er weiß, daß ich von seinem Gelde abhänge. Beständig hatte er zu hofmeistern — was hab' ich denn hier vom Leben? — —

Gertrud. Wenn Du willst, Kurt, daß wir — Freunde bleiben, so mußt Du in anderer Tonart von Egon reden. Ich vergesse, was Du gesagt hast. Aber wenn ich Dir eine Freundin, eine Mutter bleiben soll, — so verlange nicht, daß ich Dir etwas anderes sei,

Kurt (sehr energisch). Dann liebst Du einen Andern! Denn Egon liebst Du nicht! Das weiß ich!

Gertrud (höhnisch). Ah, wirklich!

Kurt (bestimmt). Du achtest ihn, ja, aber Liebe ist das nicht! (Nachdrucksvoll.) Das aber sag' ich Dir, Gertrud! Onkel Egon muß ich Dich lassen, — kommt aber einmal der andere, seh' ich Dich im Arme des anderen — eines Jungen, Gleichaltrigen, — dann — wehe diesem Manne, wehe mir und wehe — Dir.

Gertrud (empört). Du vergißt Dich. Kühle Dich ab. (Sie will gehen, indem aber tritt durch die Mittelthür Frau Walter). Ach, Mama! —

Fr. Walter. Wo ist der Herr Pastor?

Gertrud. Er wollte sich nicht halten lassen.

Fr. Walter. Ach Gott — ach Gott — Du wirst ihn doch wohl nicht gekränkt haben, so ein Mann —

Gertrud (zuckt die Achseln).

Egon (kommt in Pelz und Hut durchs Mittelportal.) Guten Abend, Kinder! Na — da bist du ja auch, Kurt! Guten Abend, Trudelchen. (Während des Auskleidens.) Kurt, hast Du die Abrechnungen nachsummiert?

Kurt (mürrisch). Ich weiß von keinen Rechnungen.

Egon (streng). Aber ich bat Dich doch, Gertrud, Kurt darum zu ersuchen.

Gertrud. Ach, ich vergaß.

Egon (seufzend zu Frau Walter). Ist Herbert schlafen?

Fr. Walter. Er liegt schon im Bettchen.

Eogn. Da werd' ich vor dem Essen noch einmal nach ihm sehen.

Gertrud (aus einem Gewissensvorwurf heraus). Ich gehe mit Dir. (Als sie sieht, daß ihre Mutter Egon den Pelz abnimmt.) Das laß mich doch machen. (Nimmt im den Überrock ab, während des Ausziehens wirft sie sich plötzlich um seinen Hals und grault ihm das graue Haar). Mein alter, lieber Brummelbär. Bist Du böse?

Egon (selig, verklärt). Da schau, was das Kind heut zärtlich ist. (Leise.) Na, die Predigt von vorhin hat doch wohl ein bißchen gewirkt?

Gertrud (lachend). Ganz und gar nicht!

Egon. Na, mach' mir doch die Freude und sag' auch 'mal ja.

Gertrud. Na meinethalben, — ja.

Egon (heiter). So, Kinder, und nun bereitet Euch auf ein Ohnmacht vor.

Fr. Walter (ängstlich). Ja, was denn?

Egon. Seid Ihr bereit? Eine Freude, eine große Freude! Da bekam ich an der Treppe ein Telegramm. Na, ratet, was nun kommt?

Kurt (blasiert). Ich wundere mich über gar nichts mehr — außer, wenn Du mir 'mal 100 Mark zum Geschenk machst.

Fr. Walter. Besuch?

Egon (selig). Karl kommt morgen!

Fr. Walter. Wer?
Gertrud (totenblaß). Was?
Kurt. Was für ein Karl?
} Gleichzeitig.

Egon. Karl Thaler, Professor, Doktor Karl Thaler — mein junger, trefflicher Freund und der Jugendgespiele meiner Trude!

Fr. Walter. Ist es denn möglich?

Egon. Ja freilich — und direkt aus Rio de Janeiro. Na — dies

brasilianische Ungeheuer, denk' ich — lassen wir nicht so leicht wieder los. Und Dir wird das Zerstreuung machen, Trude. (Zart ironisch.) Bist ja so 'ne große — Naturwissenschaftlerin.

Gertrud (anfangs bleich, zitternd, fällt plötzlich ihrem Gatten um den Hals). Ach, zeig' mir das Telegramm.

Egon (reicht es ihr mit unverkünstelter Freude). Da.

Kurt (auf Gertrud blickend, bei sich murmelnd). Dieser Karl Thaler. — Es ist doch merkwürdig. —

Fr. Walter. Es klopft.

Egon. Herein!

Franz (durch das Mittelportal). Das Souper wird serviert.

Egon (bietet in chevaleresker Laune seiner Schwiegermutter den Arm). Anavanti! Darf ich bitten?

(Frau Walter hängt sich zögernd ein. Beide ab durch die Mitte. Kurt folgt ihnen mürrisch-schlenkernd.)

Gertrud (hat die Depesche gelesen und zerknittert in nervöser Erregung das Papier, beim Abgang von der Bühne bleibt sie vor dem Bilde ihres Vaters stehen und faltet krampfhaft die Hände). Gott! — Gott, laß mich stark sein!

Der Vorhang fällt.

Ende des ersten Aktes.

Zweiter Akt.

(Am Morgen des folgenden Tages. Dieselbe Scene.)

Frau Walter und Gräfin Gertrud; Frau Walter staubt ab.

Fr. Walter (während des Staubens). Nun dürfte der Wagen bald hier sein.

Gertrud (eine nervöse Unruhe verbergend, hin- und hergehend). Ist das Fremdenzimmer wirklich in Ordnung?

Fr. Walter (erstaunt). Bist ja heute sehr hausmütterlich.

Gertrud. Ja, wenn Besuch kommt.

(Stimmen im Flur.)

Gertrud (drückt die Hände aufs Herz). Da sind sie!

Fr. Walter. O Gott, o Gott, o Gott — da muß ich nur schnell nach der Küche sehn. (Ab.)

(Graf Egon und Karl Thaler treten durchs Mittelportal. Karl ist stattlich, blond;

gold'ne Brille; Vollbart; burschikos; seine Bewegungen sind kurz und lebhaft, doch scheint er sich selber eine angemessene Vornehmheit und beruhigte Würde des Auftretens langsam errungen zu haben, die er nur in Momenten des Affektes vergißt.)

Egon. Da haben wir das brasilianische Ungeheuer.

Karl. Willkommen, herzlich willkommen, liebe Frau Gertrud.

Gertrud. Herzlich willkommen — Herr Professor.

Egon. So nun mach's Dir bequem, Junge. Leg' ab. (Zu Franz, der mit Handgepäck folgt.) Das bringen Sie aufs Zimmer des Herrn Professors. Und bringen Sie eine Flasche Rotwein. Nachher nehmen wir ein Dejeuner. Wo ist Mama?

Gertrud. In der Küche glaub' ich.

Egon. Na — alter Junge — wie ist Dir denn nun in der alten Heimat?

Karl (ihm die Hand schüttelnd). Unendlich freudig, Herr Graf! Hier erinnert mich alles an meine Jugend und alles, was ich Ihnen an Dank schulde.

Egon. Na weißt Du, Doktorchen, wenn wir uns vertragen sollen, da laß den Grafen weg. 's ist ja richtig, ich bin etwas älter als Du. Ich hab' Dich als kleinen Buben auf dem Knie gehalten und (freudig, stolz) ohne meine Freundschaft wärst Du wohl nicht das große Tier geworden, als das Du Dich heute unseren guten Philistern hier produzieren wirst, — aber aus dem alten Verhältnis des Gönners und des Schützlings ist zwischen uns längst 'ne solide Freundschaft geworden — und 'ne recht solide denk' ich. Was meinst Du, Trude?

Gertrud. Ja, Egon hält große Stücke auf Sie.

Karl (lachend). Horaz und Mäcen.

Egon (lachend). Aber Kinders, Ihr werdet Euch doch nicht auf einmal „siezen?“ Das wäre doch noch schöner! (Inzwischen ist der Wein gebracht; Egon hat eine Flasche entkorkt und zwei Gläser gefüllt. Sie ergreifen die Gläser.)

Karl (zu beiden). Also auf Du und Du! — Warum trinkst Du denn nicht mit, Gertrud?

Egon (streng). Meine Frau trinkt nie Wein.

Gertrud. Nein, ich trinke nie Wein.

Egon. Smollis, alter Junge, und auf fröhliches gesegnetes Zusammensein.

Karl. Fiducit! (Trinken mit verschränkten Armen lachend aus.)

Egon. Na, Junge, nun gieb mal gleich etwas von Deinen amerikanischen Büffeljagden zum besten.

Gertrud. Aber laß ihn doch erst zu sich kommen.

Karl. Ach — da ist nicht gar viel zu erzählen. Anfangs ging's mir drüben schlecht genug — und hätt' ich Dich nicht gehabt —

Egon. Schwamm drüber. Erzähl' von der Büffeljagd.

Karl (lachend). Na — dann war ich Assistent an dem Kinderhospital — und dann macht' ich ein ganzes Jahr lang auf einer kleinen Insel im atlantischen Ozean entwicklungsgeschichtliche Studien. Und dann kam das Buch heraus. Und danach ging's sehr schnell voran.

Egon. Und nun bleiben wir im lieben Deutschland und heiraten.

Karl. Ja, was ich nun mache, weiß ich noch nicht — ich denke, ich bleibe an einer Universität.

Egon. Unsinn, Auguste — heiraten muß'te.

Gertrud. Ja, Du solltest heiraten.

Karl (lachend). Dazu gehören doch zwei — und ich bin recht anspruchsvoll.

Egon. Na, was verlangt denn der Herr?

Karl (scherzhaft). Keine herzüberwältigende Schönheit, keine erhabene Bildung, keine vornehme Geburt, keinen Reichtum und kein musikalisches Talent.

Egon. Bescheiden.

Karl. Aber — unwandelbare, leibliche und seelische Gesundheit, Lebensfreude, Heiterkeit, Tüchtigkeit, einiges Bargeld und Verständnis für meine Lebensaufgabe.

Egon. Alle Achtung! Ich war bei Trude nicht so anspruchsvoll!

Gertrud (graziös). Danke schön!

Egon. Herr Gott, Kinder, ich vergesse ja vollständig die Cigarren. (Zum Nebengemach schreitend, jovial.) Da müssen wir wohl mal etwas extra Gutes spendieren.

(Die Zweie sind einen Moment allein.)

Gertrud (um die beklommene Pause zu überwinden). Du bist lange fortgeblieben.

Karl (ohne sie anzusehen, scheinbar leger). Neun Jahre.

Gertrud (dumpf). Neun Jahre!

Egon (kommt mit einem Kistchen Cigarren zurück, verstimmt). Kinder, da muß ich gleich um Urlaub bitten. Übrigens bedien' Dich. Sitzt da in meinem Arbeitszimmer der Pastor Weber und thut sehr dringlich. Hattet Ihr gestern etwas, Maus?

Gertrud (beklommen). Ich wüßte nicht!

Egon. Nun, jedenfalls muß ich ihn anhören. Also ihr geduldet Euch. (In der Thüre). Nachher plaudern wir weiter. (Ab.)

Stumme Pause. Beklommene Atmosphäre.

(Gertrud lehnt in einem Fauteuil, Karl geht rauchend auf und nieder; draußen fällt leichter Regen.)

Karl. Es regnet draußen.

Gertrud. Ja, es regnet.

Karl. Das ist Aprilregen.

Gertrud. Ja, das ist Aprilregen.

Karl. Das ist Vorfrühling.

Gertrud. Vorfrühling! Vorfrühling! — O, wie hab' ich mich nach dem Frühling gesehnt!

(Über ihnen wird auf einem Pianino ein einfaches Volkslied gespielt „Wär' ich bei Dir ꝛc.")

Karl. Wer spielt denn da?

Gertrud. Das ist mein Neffe.

Karl. Habt Ihr noch Euren Neffen bei Euch?

Gertrud. Ja.

Karl. So, so. Wie alt ist er denn?

Gertrud. Etwa so alt wie Du.

Karl (bleibt auf seiner Wanderung vor dem Büchertisch stehen). Das sind ja lauter naturwissenschaftliche Dinge. Treibt denn Dein Mann auch — —

Gertrud. Das sind meine Bücher.

Karl. Deine Bücher?

Gertrud (patzig). Ja, meine Bücher.

Karl. Warum betreibst Du denn naturwissenschaftliche Studien?

Gertrud (rasch). Das ist ja doch auch Dein Fach!

Karl (stutzig). Darum brauchst Du doch nicht —

Gertrud (unvermittelt, rasch). Dein Buch kenn' ich auch.

Karl. Meine Moral Darwins?

Gertrud. Ja.

Karl. Das ist sonderbar!

Gertrud. Warum ist das sonderbar?

Karl. Ich halte solche Studien bei Frauen im allgemeinen für einen — Notausgang.

Gertrud. Wofür hältst Du sie?

Karl. Für einen Notausgang! Es ist eine große Lehre, die Lehre von den Notausgängen. Sieh mal, — die meisten alten Jungfern werden geistreich, — eine Frau, die ihren natürlichen Beruf verfehlte, wird fast immer leicht emanzipiert.

Gertrud (empört). So? Und das ganze Ringen und Streben der Frau in unserer Zeit, meinst Du, ist so ein — Notausgang? Der mächtige Ehrgeiz der modernen Frau, seit Jahrhunderten niedergetretene Rechte neu zu erringen!

Karl (sehr erstaunt). Fällt mir gar nicht ein! Ich sage nur, auf solche Schriften, wie die da, pflegt ein Weib aus freien Stücken selten zu verfallen; es sei denn, daß sie damit zu — imponieren hofft, oder — durch das Medium der Sache eine — Person liebt.

Gertrud (will anfangs auffahren, sinkt dann in sich zusammen, sehr kleinlaut). Du könntest recht haben. — — (Mit plötzlicher Ausgelassenheit.) Ach, wir wollen von den alten Zeiten plaudern.

Karl. Ja, plaudern wir von der alten Zeit.

Gertrud (träumerisch). Am Kamin. (Sie setzen sich einander gegenüber an den Kamin, die Musik ist verstummt, der Regen matter geworden; Sonne bricht durch.)

Gertrud. So hatte ich es mir immer gedacht!

Karl. Was hattest Du Dir gedacht?

Gertrud. Daß wir plaudern würden.

(Pause).

Gertrud. Weißt Du noch; der alte Turm in Schönau? — —

Karl. Ja, Dein Vater hatte sein Atelier darin. — Dein Mann hatte meinem Alten die Inspektorstelle auf Schönau gegeben — — er wollte nämlich mich auf dem Gymnasium ausbilden lassen — und um nicht direkt bar Geld anzubieten — Dein großer, edler Mann! — — gab er dem seligen Vater die Stelle — und dotierte sie so, daß ich das werden konnte, als was ich jetzt vor Dir stehe.

Gertrud. Ja, und da war denn die alte Baracke — und eines schönen Tages kamen wir mit Sack und Pack und zogen dahinein. (Sie lacht in seliger Erinnerung.)

Karl. Mein Vater hatte den Turm schon immer abbrechen lassen wollen, — da war es natürlich ein willkommenes Ereignis, als es hieß, der Maler Walter wolle ihn für wenig Geld erwerben. Den tollen Walter nannten sie Deinen Vater.

Gertrud. Ach — mein großer Vater! Du — und dann der Kantor und die Holzpantoffeln. (Lacht aus vollem Halse.)

Karl (gleichfalls lachend). Ja — da gossen wir Rangen Leim hinein, und er lief damit Trepp' auf, Trepp' ab.

Gertrud (von Lachen unterbrochen). Und als — und als er sie abends ausziehen wollte — da — da saßen sie an den Strümpfen fest.

Karl. Das waren selige Ferientage!

Gertrud. Und der alte Weber segnete uns beide ein — und weißt Du noch nach meiner Einsegnung den Abend auf dem Mariannenhügel?

Karl. Ja — da waren wir oft droben.

Gertrud. Nein, ich meine den bestimmten Abend.

Karl (unruhig). Welchen denn?

Gertrud. Wir beide waren Hand in Hand den Hügel hinaufgegangen. Und da stand über dem Schloß und dem Städtchen der Mond. Und am Himmel braunten die Sterne — und Du sagtest —

Karl. Was sagt' ich?

Gertrud. Schöner und heller als alle Sterne sind zwei Menschenaugen, sagtest Du.

Karl. So, sagt' ich das?

Gertrud (träumerisch). Und dann küßtest Du mich.

Karl. Hab' ich Dich geküßt?

Gertrud. O, wie konntest Du das nur vergessen?

Karl (unruhig). Herr Gott, wenn man Jahre lang alle Hände voll zu schaffen hat, — um sich nur über Wasser zu halten, — da vergißt man wohl — alte Kindereien.

Gertrud. Ach — Ihr — Ihr Männer — Ihr könnt so etwas vergessen; — ich habe all die Jahre — — — —

Karl (aufspringend). Gertrud?!

Gertrud (in Thränen ausbrechend). Der arme Egon!

Karl (schlägt sich vor den Kopf). O, ich Narr!

Gertrud Ich weiß ja, weswegen Du damals ins Ausland wolltest.

Karl. Weib — Du hast ja ein Verbrechen begangen — ein Verbrechen an uns beiden, an Deinem Mann, an Deinem Kind, — wie konntest Du — —

Gertrud. Ach, frage nicht! Nach Vaters Tod kamen Schulden über Schulden — und meine Mutter — und ich war ein ganz junges unerfahrenes Ding — und dann — dann sprach Egon ja auch stets so liebevoll — vom Vater.

Karl (verzweifelt). Und ich kam eben von der Universität — und hatte nichts — o — o, ich sehe, wie das alles kam, — Du hast Dich für Deine Mutter hingeopfert.

Gertrud (die Hände nach ihm ausstreckend). Ach — Karl! —

Karl (den Boden stampfend). Und da hat man gerungen und gerungen und hatte alles endlich niedergeschluckt! (Sich hoch aufrichtend, sehr stolz.)

Gertrud? Glaubst Du, ich hätte es über mich vermocht, Euer Haus zu betreten, wenn ich nicht den alten Herzenswahn — vollständig begraben hätte? — Glaubst Du, ich sei der Schuft, der es über sich gebracht hätte, — mit Bewußtsein, den Frieden Eures Hauses — — —

Gertrud (ihn unterbrechend, höhnisch). Den Frieden dieses Hauses — — —

Karl. Dein Mann ist mein Wohlthäter. Alles dank' ich ihm! Ich wie Du! — Und eine Sünde, ein Treubruch diesem, diesem Manne gegenüber — (voll Abscheu.) O, pfui, pfui!

Gertrud (stöhnend). Was nennst Du Sünde? Was Treubruch? Sieh, das ist auch solch eine konventionelle Scheinheiligkeit, wie Du in Deinem Buche sagst! Sind denn unsere Gedanken keine Sünde? Bin ich ihm denn ein — treues Weib gewesen? O, wie hab' ich mich selbst zermartert! Neun Jahre lang!

Karl (stöhnend). Mein Buch! — Nun versteh' ich Dich! — — Was mußt Du gelitten haben!

Gertrud (flüsternd). Erst war der Gedanke ein kleiner schwarzer Fleck, ich beachtete ihn nicht, ich denke, er wird mich nicht stören, — aber der schwarze Flecken ward größer und größer, und er legte sich über alles, was ich dachte und sagte, und endlich war's ein großer schwarzer Schatten — und der — der will mich verschlingen. (Heiß.) Sünde? Was ist Sünde? Wenn ich unter seinen Küssen an Dich dachte, — wenn ich in seinen Umarmungen — — (schaudernd) wenn ich in meinem Kinde Deine Spuren suchte — war das — keine Sünde? Ist die That nur Sünde? Ist die That nicht die Erlösung? — O mein Gott, Erlösung, Erlösung!! —

Karl. Das Kind! — Dein armes Kind!

(Nach wiederholtem Pochen tritt Frau Walter durch die Mittelthüre, mit Herbert an der Hand.)

Fr. Walter (scheu). Hier ist auch noch jemand, der Herrn Professor begrüßen möchte.

Gertrud (sich zusammenraffend). Ach — da bist Du, Mama!

Fr. Walter (nichts bemerkend, unter dem Eindruck der Zaghaftigkeit dem Professor gegenüber). Guten Tag — Herr Professor — Karl.

Karl. Guten Tag, Frau Walter.

Fr. Walter (scheu). Wie geht es denn noch?

Karl (erschüttert). Ist das Dein Kind?

Gertrud. Schau, Herbert — das ist Onkel Karl, von dem Herr Schmidt Euch erzählt hat. Geh' und gieb ihm die Hand.

Herbert (sehr zaghaft). Guten Tag, Onkel Karl.

Karl (überströmend herzlich). Grüß' Dich Gott — kleiner Mann! (Hebt ihn empor.) Da komm' auf mein Knie, Herbert! Potzelement, ist das ein Kerlchen! Na, was wollen wir denn werden, junger Mann?

Herbert. Lieutenant.

Karl (mächtig bewegt). Da müssen wir uns aber zuvor andere Backen anschaffen! Viel in die frische Luft; ordentlich Gemüse essen. (Küßt den Knaben.)

Gertrud (reißt in überströmendem Muttergefühl das Kind an sich und überdeckt es mit Küssen; fast schluchzend). Mein Junge — mein lieber, lieber Junge!

Fr. Walter. Aber Trude — das schadet ja dem Kinde!

Gertrud (die ihr Schluchzen nur mühsam bemeistert). Da — da — Mama — bring' ihn wieder fort! —

Fr. Walter. Also — auf Wiedersehen — Herr Professor. (Sowie Frau Walter das Gemach verlassen hat, bricht sich bei Gertrud das unterdrückte Schluchzen Bahn.)

Karl (aufstehend). Lebe wohl — ich gehe!

Gertrud. Du gehst?

Karl. Ich finde Deinem Mann gegenüber eine Ausflucht.

Gertrud. Muß es sein?

Karl. Es muß sein! Deinetwegen — Deines Kindes wegen! —

Gertrud (sich bemeisternd). O, meinetwegen nicht — meinetwegen nicht — ich werde stark sein!

Karl (nach einer Pause). Und wenn es nun — meiner selbst wegen sein müßte?

Gertrud (nach einer Pause stammelnd). Bleib'! bleib' nur einen Tag noch! Nur heute noch, bis heut abend noch — und dann — dann — laß ich Dich gehn!

Karl. Versprich mir das in die Hand!

Gertrud (zögernd). Hier hast Du meine Hand!

Karl (fest). Also bis heute abend! (Plötzlich voll Inbrunst.) Du liebe, liebe Hand! (In diesem Augenblick tritt Kurt ein.)

Kurt (mit affektierter Diskretion). Äh, — bitte um Entschuldigung! — stör' ich die Herrschaften?

Gertrud. O, keineswegs — bitte, komm' nur herein — darf ich die Herren mit einander bekannt machen? — Mein lieber, alter Jugendfreund, Professor Thaler — mein Neffe Graf Wallenberg-Schwarzegg.

Karl (herzlich). Freut mich sehr, den Neffen meines Wohlthäters kennen zu lernen.

Kurt (anzüglich). Mich auch, zumal mir meine Tante schon so viel Schönes von Ihnen erzählt hat, — mein Herr Professor Tha— wie heißen Sie doch?

Karl. Karl Thaler.

Kurt. Wo ist denn Onkel?

Gertrud. Im Arbeitszimmer. Pastor Weber ist bei ihm.

Kurt (mit sehr boshafter Betonung). So — so.

Gertrud (empört). Die Herren verzeihen wohl, wenn ich gehe. Der Regen hat nachgelassen. Ich werde vor Tisch noch eine kleine Promenade machen.

Kurt. Bitte, bitte.

(Gertrud ab; Thaler schweigt, Kurt nimmt sich eine Cigarre, mustert die Flasche und gießt sich den Rest in ein Glas.)

Kurt (boshaft). Möchten Sie nicht auch eine kleine Promenade durch den Park machen, Herr Professor?

Karl (ihn erstaunt musternd). Wenn Sie mitgehen wollen — Herr Graf —

Kurt. O nein — ich störte Sie vielleicht in Ihren Gedanken. Ich habe meinem Onkel noch etwas zu sagen.

Karl (mit Betonung). Ich warte gleichfalls auf Ihren Onkel — meinen Freund.

Kurt (impertinent). Wie lange — wenn ich fragen darf — gedenken Sie diesem Hause die Freude Ihrer Gegenwart zu schenken, Herr — Thaler?

Karl (grob). Darüber kann ich Ihnen wirklich keine Rechenschaft geben, Herr — Lieutenant.

(Im Nebengemach hört man einen lebhaften Wortwechsel. Pastor Weber scheint im Predigerton auf den Grafen einzusprechen. Endlich erscheinen Graf Egon und Pastor Weber.)

Weber. Es thut mir sehr leid, Herr Graf! — Ich glaubte, es sei meine geistliche Pflicht — alle guten Geister — Karl Thaler!

Karl (lachend). Mein guter, alter Magister Weber.

(Sie grüßen sich; Weber trägt eine ostentative Feierlichkeit zur Schau; er scheint in Kampfesstimmung zu sein — sein Gesicht ist hochgerötet — er begrüßt Karl würdevoll, wie ein alter Lehrer seine Schüler begrüßt. — Der Graf sieht beunruhigt und abgespannt aus.)

Weber (salbungsvoll). Es freut mich sehr, mein lieber Karl, — ich darf doch wohl noch Karl sagen?

Karl. Na no — natürlich, Papa Weber.

Weber (ihn musternd). Groß geworden! Langer Bart! und man redet ja wohl auch in den Zeitungen von Dir, aber — aber —

Karl (lachend). Nun, Papa Weber?

Weber. Wie steht es da? (Tüpft ihn ans Herz).

Karl. Da? Da sitzt der Magen.

Weber (unvermittelt, sehr schmerzvoll-beleidigt). Lieber Karl — wie konntest Du nur mir altem Mann den Schmerz thun und ein solches Buch schreiben.

Karl. Meinen Sie meine Moral Darwins.

Weber. Ja, so heißt es ja wohl.

Egon (nervös). Da Herr Pastor gerade davon redet, so muß auch ich Dir sagen, lieber Junge, daß das Buch mir in vielen Punkten mißfällt — aber — wir reden ein andermal darüber.

Karl (ruhig). Das thut mir leid. Aber ich bitte, zu bedenken, daß in dem Buche die Arbeit meines ganzen Lebens und meine — heiligste Überzeugung steckt. —

Weber. Um so schlimmer.

Kurt. Die Zeitungen haben Ihr Buch ja auch sehr übel mitgenommen.

Karl (gereizt). Weil sie es nicht verstehen.

Weber. Aber bedenke doch die Gefahren, die solche Überzeugungen bringen! Wo bleibt denn da die Sitte, der Staat, die Ehe, das Christentum? Trägst Du denn gar keine Bedenken, unsere ganze Sittlichkeit und christliche Moral — —

Karl. Da sind ja zwei ganz verschiedene Dinge. Allen Respekt vor der Sittlichkeit! Da sie mir aber partout die Pistole auf die Brust setzen, so muß ich freilich gestehn, daß ich für unsere ganze heutige Moral keinen Groschen gebe.

Egon (nervös). Ich glaube doch, Du gehst da etwas weit, lieber Freund — es mag ja manches —

Karl (abwehrend). Aber ich kann jetzt wirklich nicht — — —

Weber (feierlich). O nein — bitte — jetzt halten wir Dich beim Worte! Karl! Karl Thaler! Nicht als Priester Gottes, sondern als Greis, als väterlicher Freund red' ich zu Dir! O, ich kenne diese Lehren! Ich weiß, wo hinaus Ihr Herren wollt. Alle Ideale stürzen! Die Gesetze der Naturwissenschaft in Gesetze unseres sittlichen und sozialen Lebens umdeuten! Aber ich sage Euch —

Karl (lebhaft). Ganz recht, ganz recht — wir wollen nicht klüger als die Natur sein —

Weber. Natur. — Natur — Laster — Schmutz — Verbrechen — ist

auch Natur! Wilden Sinnengenuß nennt Ihr Natur! Entsagung, christliche Demut, Duldung, Gebet — das ist's!

Karl. Ja, das sind beliebte Worte.

Weber (flammend). Und die Würde des Sakramentes? Und die Heiligkeit der Ehe?!

Karl. Erlauben Sie mal — so ohne weiteres ist die Ehe gar nicht heilig, es giebt sogar sehr unheilige Ehen.

Kurt. Äh — das find' ich aber doch wirklich etwas — Paprika.
Egon. Aber — Karl!
Weber (entsetzt zurücktaumelnd). Karl, Karl, Du bist Anarchist — Du predigst freie Liebe!
(Fast gleichzeitig.)

Karl (lachend). Auch so übel nicht. (Nach einer Pause). Na, Pastor Weber, nun wollen wir einmal wieder ernst sein. Sehen Sie mal, die Ehe ist eine sehr heilige und nützliche Institution, wenn sie im Interesse der Gattung liegt, — Sie verstehen doch, wenn sie einem Kinde zu gute kommt. — Aber nun sehen Sie sich daraufhin unsere modernen Ehen an. Nun? (Nach einer Pause, während deren alle erwartungsvoll schweigen, sehr eifrig, alles um sich her vergessend). Da werden in der modernen Gesellschaft die Ehen durch die Zeitung oder im Komptoir geschlossen, Schwindsüchtige heiraten Nervenkranke; ein kaum erblühtes Mädchen wird einem greisenhaften Lüstling für Geld verkauft; da giebt es niederträchtige Männer, die nach Erbinnen und Mitgift jagen — und die Kinder? und alle kommenden Generationen? Wer fragt nach denen? Hei! wir leben ja! wir verprassen ihr Mark im Bacchanal unseres Lebens! (Empört.) Und solche Leute, solche Meuchelmörder der Zukunftsgeschlechter brechen den Stab über ein paar junge Menschen, die aus flammender Leidenschaft, aus innerstem Naturgesetz thaten, was sie aus klugem Egoismus nicht lassen konnten!

Weber (voll ehrlichen Abscheus). Pfui! Schämen Sie sich!

Karl (in hohem Pathos). So — und das nennt Ihr „unsittlich"?! Was nennt Ihr denn sittlich? Sind etwa diese Gewohnheitsehen, die schließlich rundweg auf egoistisches Vergnügen hinauslaufen, bei denen kein Teufel nach dem armen Kinde frägt — sittlich?! — das Kind — das Kind.

(Egon ist sehr blaß geworden, er hält sich schwankend an einem Sessel.

Kurt. Onkel — fehlt Dir etwas?

Egon (abwehrend). Nichts — gar nichts. —

Karl (sich auf sich selbst besinnend). Ich Esel! na also Friedensschluß, Papa Weber! (Er will diesem die Hand reichen, Weber wendet sich ab.)

Weber (nach Hut und Stock greifend). Herr Graf — ich gehe mit tiefem Schmerze, — daß ich solche Worte in einem Hause vernehmen mußte, das ich (mit scharfer Betonung) bisher immer als gut christlich gekannt habe! (Ab).

Karl. Verzeih, daß ich mich so hinreißen ließ! — — — ich muß jetzt auch an die frische Luft — — — — mich abkühlen — — bis nachher.

(Drückt Egon die Hand, kurze Verbeugung gegen Kurt, ab. Egon schreitet nervös im Saale auf und ab.)

Kurt (gleichmütig an seiner Cigarre nagend). Ich finde denn doch die Ansichten Deines — Freundes etwas sehr — modern.

Egon. Lieber Kurt, möchtest Du nicht die Abrechnungen drinnen an Dich nehmen — sie liegen noch immer auf meinem Schreibtisch. (Plötzlich sehr ernst). Du, — da fällt mir eben ein, — sage einmal, wann bist Du die letzte Nacht nach Hause gekommen?

Kurt. Ich bin kein Schuljunge mehr, Onkel!

Egon. Und ich sage Dir, ich habe dies Lotterleben satt! Du bist Soldat! Du entstammst einem Geschlechte, dem Du etwas schuldig bist. So gut wie dem Kaiser und — dem da droben. — — Die Wallenbergs haben immer ihre Ehre höher als alles geschätzt.

Kurt (boshaft). Nachdem ich eben, lieber Onkel, — in Deinem Hause — von Deinem Freunde — derartige — Anschauungen vernehmen mußte, — glaub ich, hast — Du denn doch nicht das Recht —

Egon. Schweige — oder —

Kurt (gleichsam bei sich selbst, einlenkend). Nun ja — solche Anschauungen machen bei Damen immer Glück.

Egon. Was willst Du damit sagen.

Kurt. Na — ich — daß — die Frauen für solche großwortigen Redensarten ein besonderes Faible haben.

Egon (drohend). Du willst doch nicht etwa sagen, daß Gertrud — —

Kurt. Gott — ich denke — Du hast den Professor dazu kommen lassen, daß er Gertrud Unterricht in — in der praktischen Anatomie oder so etwas erteilt, wenigstens verstand ich Dich so —

Egon (ausbrechend). Bursche, niederträchtiger! Du redest von meiner Frau und — von — meinem Freunde!

Kurt (etwas zaghafter, heraussprudelnd). Aber — lieber Onkel — Du kannst doch nicht — schließlich ableugnen, — daß Du allmählich ein alter Mann wirst. — Und Tante ist jung und heißblütig — und

an Deiner Seite hat sie doch schließlich nicht viel vom Leben geseh'n — und der Professor macht doch auch eine gute Figur — nun, — da fänd' ich es nicht unnatürlich — —

Egon (anfangs wie erstarrt, schreiend). Hinaus! hinaus! (Sich sammelnd.) Kurt! Wenn ich für das, was ich jetzt von Dir gehört habe, Dich nicht zur Rechenschaft fordere, — so danke das — meiner Hochachtung vor meinem Freunde und — Deiner Jugend. Daß ich Dich nicht länger in meinem Hause dulde, wird Dich wohl nicht wundern, denn Du bist doch, — so viel ich weiß, — ein Wallenberg! — Du wirst also sogleich bei Deinem Regimentskommandeur ein Abschiedsgesuch einreichen! — Ich werde es bei meinem alten Freunde, dem Oberst von Trettwitz befürworten. Du wünschst ja — in einer größeren Garnison zu leben. Eh bien! Die zwischen uns üblichen Wechsel wirst Du durch meinen Bankier in Monatsquoten erhalten. Heute abend — spätestens morgen früh hoff' ich, wirst Du Dich bei Deiner Tante verabschieden.

Kurt (betreten). Aber Onkel, ich dachte wirklich nicht — verzeih' mir, Onkel.

Egon (milder). Ich habe garnichts gegen Dich — aber Du siehst doch ein, daß ich meiner Frau und meinem Freunde Thaler eine Satisfaktion schuldig bin. — Also Adieu derweil.

(Kurt, kleinlaut, ab.)

Egon (setzt, eine starke innere Aufwallung bemeisternd, seine Promenade im Gemach rauchend fort; dann tritt er in den Erker, draußen scheint etwas seine Aufmerksamkeit zu fesseln, er blickt starr in den Park, er stutzt, er fährt zurück, er greift sich an den Kopf.) Nein! — Das ist ja nicht möglich, — das wäre ja doch — — Jetzt sind sie am Krokosbeet, — er hat Herbert bei der Hand, — jetzt bückt sie sich, — ein Schneeglöckchen, — er nimmt es, — er läßt den Jungen stehen, — er beugt sich auf ihre Hand, — er — er küßt! — Ah! (will das Fenster aufreißen, scheint sich dann zu besinnen, sehr ruhig.) Nein! — so ist es korrekter! — — (Er klingelt; Friedrich erscheint.) Friedrich, bitten Sie sofort den Herrn Professor in den Salon der gnädigen Frau. (Friedrich ab. Er durchmißt in hoher Aufregung das Zimmer, nach einigen Sekunden erscheint Karl, ein Schneeglöckchen an der Brust.)

Karl (unbefangen). Du willst mich sprechen? (herzlich) Du — Du bist mir doch wegen vorhin nicht böse? — es war wirklich recht jünglinghaft — —

Egon (sehr ernst). Ich ließ Dich zu mir bitten — ganz recht — ich — ich möchte Dir eine Frage vorlegen.

Karl (anfangs erstaunt, scheint plötzlich zu begreifen, ebenfalls sehr ernst). Ich stehe Dir zur Verfügung!

Egon. Du erinnerst Dich wohl noch der Zeit, — da ich Dich — da Du auf der Universität warst. Ich war Offizier, später Landjunker — Landjunker mit Leib und Seele. — Ich selbst habe nicht viel Zeit gefunden, — mir weites Wissen zu sammeln, — vielleicht würd' ich in dem Falle über manches anders denken, — als ich es heute kann, — vielleicht würde mir Deine Anschauung vom Leben — würde mir Dein Buch — — vielleicht auch nicht — — na — — also, was ich sagen wollte? — — Du warst mir durch Deinen lebhaften Geist unter den Dorfkindern aufgefallen. Es war mir eine Freude, Dir all das Wissen zu verschaffen, was mir selber mein Beruf versagte — und ich hab' es ja auch nicht zu bereuen gehabt.

Karl (warm). Und ich hab' es nie vergessen, wem ich dies ganze sonnige Leben danke, — ohne Dich wär' ich wahrscheinlich — — —

Egon (matt). Laß das! Also Du wurdest Student und in den Ferien warst Du bei Deinem Vater auf Schönau. Ich zog Dich zu uns aufs Schloß. Ich war damals vor meiner Ehe sehr einsam. Der Aristokrat und der Bauernsohn — — — also in der Beziehung hast Du von mir nie etwas Kränkendes erfahren — und vielleicht — vielleicht — hieß das damals bei mir mehr, als Du — denken konntest. Der alte Walter hatte damals den barocken Einfall, den Idaturm zu erwerben, — na — da lerntest Du Gertrud kennen, es war, glaub' ich, ein Jahr vor ihrer Konfirmation, Ihr, Ihr wart' Jugendgespielen. — Die Leute — man sagte — verzeih', daß ich mich setze, — ich habe — ich bin etwas — —

Karl. Ehe Du weiter redest, — wenn Deine Worte etwa gegen Gertrud irgend etwas — in irgend einer Weise — so muß ich — —

Egon. Ich danke Dir! Mein lieber Freund! Ich werde nun allmählich alt. — Wollte es zwar immer noch nicht recht glauben, — wenn ich auf dem Pferde — oder auf der Jagd — na, aber jetzt merk' ich's denn doch an der jungen Generation. Ja, ja, Ihr jungen Leute! — Ihr seid uns Alten über die Köpfe gewachsen. — Und dann — dann sagt man es mir auch, daß ich alt bin.

Karl (erschüttert). Aber so quäl' Dich doch nicht so.

Egon. Und sieh' mal Gertrud, die ist doch ein junges Ding. Wie alt ist sie jetzt? 25! Und ich werde nächstens 56. — Das ist also ein Unterschied von mehr als dreißig Jahren. — Und dann ist

Gertrud — (lebhaft) sie ist ja ein liebes, prächtiges, ein herrliches Weib, eine Perle — aber — sie ist etwas leichtlebig, etwas zu wenig gesetzt, nun — das einzige Kind — und der Vater Künstler — und meine Schwiegermutter hatte wohl nicht gar viel Stimme. (Plötzlich mit ausbrechender Leidenschaftlichkeit.) Karl — ich wollte Dir nur sagen, — daß meinen Ahnen die Ehre ihres Hauses — über alles ging.

Karl (erschüttert). Egon, beim Haupte meiner teuren Mutter schwör' ich Dir — —

Egon. Laß das! Sieh mal, in dem, was Du uns hier vorhin vortrugest, vermag ich Dir wohl nicht ganz zu folgen. Aber was Du da von dem — von dem alten Manne sagtest und dem jungen Mädchen — ja — es mag ja wohl eine Schuld von mir gewesen sein, — aber ich (schamhaft, errötend) ich liebe Gertrud — und ich dachte — und dann — was Du von dem Kinde sagst, ich — ich möchte ja so gern, daß Gertrud etwas mehr für das Kind — etwas mehr für Herbert — —

Karl. Ich verstehe alles, was Du sagen willst. Es bedarf zwischen uns keiner Worte mehr. Ich — ich kann Dir auf alles das nur mein heiliges Manneswort geben, daß — die Ehre Deines Hauses — auch mir — über alles geht.

Egon. Ich danke Dir.

Karl. Und dann — dann wollt' ich Dir noch sagen, daß meine Mutter, daß ich einen Brief von meiner Mutter empfing. — Sie ist nicht ganz wohl, — sie ist sogar ernstlich erkrankt — und es könnte wohl gut sein, wenn ich selber — möglichst schnell —

Egon (zerknirscht). Verzeih' mir, Karl! Du hast ein Recht, zu zürnen. Nein! So schnell laß ich Dich nicht fort! Ich muß Dir nun etwas abbitten. Eh' ich das nicht wieder gut machte, kommst Du nicht fort. Bitte — bitte — kein Wort!

Karl (erschüttert). Ich verdiene das nicht!

Egon. Nimm Dich nur Gertruds fleißig an. Junge Leute wollen etwas Zerstreuung — wir Alten — (ihn plötzlich herzlich umarmend) Du bist ein edler, ein prächtiger Mensch! (Rasch ab.)

Karl (bleibt allein, in hoher Erregung preßt er die Hände auf die Brust, sein Atem geht stürmisch, seine Augen durchsuchen das Gemach, er bemerkt das Bild an der Mittelwand. Er tritt davor, er betrachtet es lange, dann ausbrechend;) Christus und Venus — das ist's, das ist's! (Zurückgehaltene Thränen

brechen durch, die Hände vors Antlitz schlagend, sinkt er vor dem Bilde gebrochen in einen Sessel.)

Der Vorhang fällt.

Ende des zweiten Aktes.

Dritter Akt.

Spätnachmittag desselben Tages. Dieselbe Scene.

Graf Egon tritt aus dem Arbeitszimmer rechts in den Salon; gleichzeitig kommt durchs Mittelportal der alte Friedrich.

Friedrich. Gnädiger Herr — der Herr Lieutenant hat schon mehreremal gebeten.

Egon. Er soll nur hier hereinkommen.

Friedrich ab.

Kurt (in Galauniform, sehr bleich). Ich komme, Onkel, um Abschied zu nehmen. Ich bin Deinem Rate gefolgt, Oberst von Trettwitz hat Dein Schreiben gnädig aufgenommen und läßt Dich grüßen. Ich habe sogleich Urlaub erhalten und werde späterhin versetzt werden, — auch sagte er, ich sei zum Premier befördert.

Egon (herzlich). Nun, dann gratuliere ich, mein Junge. (Schüttelt ihm die Hand, ihm die Schulter klopfend.) Na, Kurt — und nichts für ungut und halte Dich brav. Du bist ein Wallenberg.

Kurt. Ich danke Dir für Deine Güte, Onkel.

Egon (schlicht und warm). Laß das. (Ernst.) Als mein Bruder Herbert starb, lieber Kurt, und ich Dich vor meiner Heirat zu mir nahm, — da schwur ich mir, ich wolle Dir Vater sein. Daran hat meine Heirat nichts geändert. — — Es thut mir leid, daß es nun so zwischen uns gekommen ist, — ich glaube auch, daß Gertrud Deine Gesellschaft vermissen wird. — — Du botest ihr einige Anregung — na halte Dich gut, mein Junge.

Kurt. Ich hätte noch eine Bitte, Onkel.

Egon (jovial). Nun?

Kurt. Die Kameraden wollten mir heut abend im Kasino eine kleine Abschiedsbowle geben. — Nun ist das so plötzlich gekommen, — mein Abschied nämlich, — da wird natürlich allerlei geredet — und da erfuhren sie, glaub' ich, daß Du dahinter steckst — und

da könnten doch leicht Versionen gemacht werden, — kurz, ich meine, Tante könnte dahineingebracht werden.

Egon (aufbrausend). Wer wagt das?

Kurt. Nun — Du hast Dich doch schon seit Jahren von aller Öffentlichkeit zurückgezogen — und Tante ist noch so jung — und dann sind wir immer zusammen bei allen Vergnügungen erschienen —

Egon. Da wird es wohl das beste sein, ich nehme selber an Eurem Feste teil.

Kurt. Du wolltest, Onkel?

Egon. Gewiß! Habe zwar wenig Beziehungen mehr zu Euch jungen Herren — aber — wenn die Herren Kameraden so leichtfertig mit dem guten Namen einer Dame umspringen — da — werd' ich doch einmal seh'n — ob in meiner Gegenwart — — (sich empört unterbrechend) ich muß sagen, zu meiner Zeit wäre derartiges beim Regimente niemandem eingefallen. Nun ja — die Zeiten sind eben andere geworden — und wie Du ganz richtig sagtest, Dein Onkel ist alt.

Kurt. Onkel — verzeih.

Egon. Na! — Nun verabschiede Dich gleich bei Tante. — Ich werde sie Dir senden. — Erwarte mich hier. Ich muß zuvor nur etwas Toilette machen, will einmal wieder den alten Soldaten hervorholen. Nachher gehn wir gemeinsam ins Kasino. (Ab.)

Kurt (allein, sehr unruhig, die Hand aufs Herz pressend). Ruhig — nur ruhig!

Gertrud (durch die Mitte, recht zerstreut). Egon sagt, daß Du uns verlassen willst, Kurt?!

Kurt. Ja, ganz recht.

Gertrud (ehrlich.) Ach — das ist aber wirklich schade! Wir zwei haben uns so gut vertragen! Wohin gehst Du denn? —

Kurt. Fort, in die Welt! aus dem Engen hinaus! — was weiß ich! —

Gertrud (die Hände zusammenpressend). Du, Glücklicher! —

Kurt (bitter). Glücklich — Gertrud? —

Gertrud (erschrocken). Ich meine, weil noch das ganze Leben so vor Dir liegt — Du noch so zugreifen kannst.

Kurt. Ich gebe für dies Leben keinen Pfifferling.

Gertrud (warm). O das ist Unrecht Kurt — bei Deiner Jugend, bei Deinen schönen Gaben. Du hast noch so vieles: die Musik, die Kameraden, den Dienst — —

Kurt (ernst). Ich werde untergehn, Gertrud! Ich komme aus dem

Sumpf nicht mehr heraus! Ich weiß in diesem Augenblick nur zu deutlich, daß ich darin untergehen werde.

Gertrud. Aber so beherrsch Dich doch, Kurt! ich — sieh' — ich habe mich auch beherrschen müssen.

Kurt. Sag' mir eines nur: wirst Du mich in guter Erinnerung behalten?

Gertrud. Ich werde Dich oft vermissen, Kurt.

Kurt. Was das Leben mir auch bringt, — wie die Jahre verrauschen, — ich — ich werde immer hier sein, — hier in diesem kleinen Neste, in einem gewissen herrlich regellosen Raume — vor dem Bilde — von Christus und Venus.

Gertrud (mütterlich). Ja! Denk' an das Bild. Wir haben so oft von ihm gesprochen. Sieh' her — mein Vater hat sie Hand in Hand gemalt. Glaubst Du, daß sie einander gar so feindlich sein müssen — die schöne Heidin und unser Erlöser?!

Kurt (bitter). O, Du wirst mich jetzt doch wohl nicht missen, Gertrud! — (Ausbrechend). Aber ich bleib' Dir nahe, — ich habe meine Spione — und erfahr' ich —

Gertrud (stolz.) Wenn ich Dich in gutem Andenken behalten soll, — so untersteh' Dich nicht noch einmal — —

Kurt (heiser). Ich knall' ihn nieder wie einen Hund.

Egon (kommt aus dem Nebenzimmer in elegantem Frack, die Brust mit Orden bedeckt). Nun, Maus, — wie gefall' ich Dir?

Gertrud (erstaunt). Wohin gehst Du denn, Egon?

Egon. Ins Kasino.

Gertrud. Du?

Egon. Ja! — das erstaunt Dich freilich bei mir. Ich hab's eben Kurt versprochen. Will doch auch einmal wieder unter die Kameraden. Na — nun komm, mein Junge.

Gertrud. Also — leb' denn wohl, Kurt, (mit Bedeutung) und vielleicht seh'n wir uns da draußen früher wieder, als Du glaubst.

Egon. Hör' 'mal Maus. — Du, hör' 'mal jetzt gefälligst aufmerksam zu. — Ich habe Herbert erlaubt, in den Park zu geh'n. — Mama klagte wieder über Migräne, und Karl hat sie gleich ins Bett gesteckt — à propos wo ist denn Karl?

Gertrud. Ich glaub', er schreibt Briefe.

Egon. Na — also da werd' ich ihm noch oben Lebewohl sagen. — Also Du mußt so gut sein und in einer halben Stunde etwa Herbert

hereinholen, — es wird sonst zu frisch für ihn, — oder soll ich — Friedrich —

Gertrud (beleidigt). Aber in welches Licht setzest Du mich immer beim Personal?

Egon. Das freut mich, daß Du selber Sorge tragen willst, — à dieu mein Herz. (Küßt ihre Stirne.)

Gertrud (unruhig, bewegt, herzlich). Ich danke Dir, Egon, daß Du immer so gut — — Du hast für mich so viel — —

Egon (zu Kurt, scherzhaft). Die Tante wird noch auf ihre — alten Tage ganz zärtlich. Trude! (Bewegt.) Vielleicht hab' ich Dir mehr abzubitten, als Du ahnst! — Leb' wohl. (Schnell ab.)

Gertrud (ihm nachrufend). Leb' — wohl! —

Kurt (ihre Hand ergreifend und küssend). Leb' wohl, Tante.

Egon (nochmals zurückkehrend). Und vergiß fein Herbert nicht.

(Egon und Kurt ab.)

Gertrud (allein, ihre Hand zerstreut betrachtend). Thränen?! — — Armer Mensch! — (Sie beginnt nun mit nervöser Hast in Schubfächern, Schränken und Truhen zu kramen, allerhand Gegenstände hervorzusuchen und diese in ihr Schlafgemach links zu tragen, aus dem sie alsbald mit einer kleinen Reisetasche zurückkehrt. In diese Arbeit immer nervöser und lebhafter vertieft, bemerkt sie nicht, daß es dunkler wird und der Diener Franz zwei Kuppellampen hereinbringt; sie fragt diesen). Wo ist der Herr Professor, Franz?

Franz. Auf seinem Zimmer, gnädige Frau. (Geheimnisvoll.) Vorhin ist ein Telegramm für ihn abgegeben worden.

Gertrud (abwinkend). Es ist gut.

(Es wird vollends Abend. Endlich erscheint in der Mittelthüre Karl. Er scheint während der letzten Stunden starke seelische Kämpfe durchgekämpft, sie aber nun überwunden zu haben, so daß sein ganzes Wesen einen resignierten, männlichen Ernst zur Schau trägt.)

Karl (er redet fest, energisch, milde — wie aus weiter Ferne, beinahe väterlich, wie Graf Egon). Es trifft sich gut, daß ich Dir ohne Zeugen Lebewohl bieten kann. — Der Abend ist jetzt gekommen und — Du weißt —

Gertrud. Ich dachte nicht, daß Du Ernst machen würdest.

Karl. Ich habe für Egon einige Zeilen zurückgelassen. Er war vorhin bei mir, — aber ich hatte noch nicht die Kraft. — Es ist alles gut vorbereitet. Ich habe an mich selber eine Depesche aufgegeben — Euere Leute glauben nicht anders, als daß ich plötzlich abberufen sei.

Gertrud (flehend). Noch einen Tag!

Karl. Nein. Wohin sollte das führen? Es würde uns beiden den Abschied nur erschweren.

Gertrud. Aber es braucht kein Abschied zu sein!

Karl. Gertrud! Ich bitte Dich, — laß uns jetzt keine Rührscene machen: Ich glaub: ich hab's jetzt überwunden! Es muß sein — und darum laß uns — — —

Gertrud. Es muß gar nicht sein!

Karl. Gertrud! sei nicht zu groß! — Irgendwo müssen wir alle — entsagen! Bedenke Gertrud — —

Gertrud (tobend). Bedenke! bedenke! so warst Du schon als Jüngling — — immer der Weise, der Kritiker, der Philosoph, der Himmelsstürmer in der Theorie! — — und mit Deinem ewigen Erwägen und Bedenken hast Du uns beide um das beste Lebensglück gebracht, — Du hättest doch damals reden sollen, — hättest an Egon einmal alles schreiben können, — hättest mich doch schließlich — —

Karl (mit erhobener Stimme). Denke an das, was er uns beiden ist! Dir wie mir!

Gertrud. Ich denke nicht, — ich überlege nicht, — ich weiß nur, daß ich Dich haben muß!

Karl. Und Dein Versprechen heute früh? —

Gertrud. Ich habe Dir versprochen, Dich am Abend gehen zu lassen — ja, — ich verschwieg Dir, daß ich, wenn Du wirklich gingest, — mit Dir gehen würde.

Karl (zurückfahrend). Unselige!

Gertrud (sich an seinen Hals klammernd, mit stammelnder Inbrunst). Nimm mich mit Dir! Ich habe gelechzt nach Dir neun Jahre lang! Ich habe mein Leben lang gewartet! Alles war Übergang! Ich wußte es selber nicht! Es schwebte etwas über meinem Leben! Es mußte kommen! Es ist Schicksal! O Gott — Karl — dies Leben ist kurz — und dann — dann —

Karl. Dein Kind — Dein Mann — mein Freund!

Gertrud. Rede nicht von Mutterpflichten, von Dankbarkeit! Ich habe tausendmal mir das alles selbst gesagt! Denk auch einmal an mich! (schreiend.) Mich ekelt vor dem Mann! Und das Kind! — O mein Gott, wie sollte eine Mutter ihr Kind nicht lieben?! Aber ich kann es nicht sehen, — kann es nicht vor Augen haben, — ich komme mir dann so unrein vor — und Du — Deine Liebe ist meine Entsühnung!

Karl (reißt sie plötzlich an sich und überdeckt sie mit Küssen). Geliebte! Einzige!

— einzig Geliebte! (Abermals Küsse. Plötzlich sie wieder von sich stoßend, stöhnend.) Ich kann ihm das nicht anthun!

Gertrud. Vor mir selber hab ich ausgespieen! Mein Geschlecht hab ich verachten gelernt! Was bin ich diesem Manne? Die Spielpuppe seines Alters! „Ehre“ heißt das Ding, das er mehr liebt, als mich! „Ehre!“ — Maus — Puppe — Trudelchen — ich kann es nicht mehr hören.

Karl (erschüttert). Gertrud! Ich fühle mich in diesem Augenblick unendlich klein vor Dir. Und dennoch! — Überwinde den Kampf, den einst Dein ganzes Geschlecht kämpfen wird. Er dämmert in den feinsten Seelen als Unbefriedigung, als leise Sehnsucht! Wahr wollt Ihr sein, nur wahr! — Das falsche Ideal wollt Ihr überwinden, das Gretchenhafte, das Madonnenhafte.

Gertrud (die starren Auges jedes seiner Worte verschlingt). Ich kann nicht größer sein als mein Geschlecht! Ich weiß das nicht! Ich bin seit Vaters Tod bei Egon! O, mein Vater!! Ich kenne das Leben nicht! Ich möchte selbst sehen! So süßlich ist es nicht, wie die Männer es uns scheinen machen. (Stöhnend.) Ich weiß nur eines: Dich muß ich haben.

Karl (ausbrechend). Süßlich — ja wohl! Das ist unser Ideal! Das war eine liebliche verschämte Puppe, die nichts soll, als den Mann anreizen! Und Euer holdes Geplapper hat langsam unsere ganze Gesellschaft verseucht! Das erstickt die großen, die männlichen Gedanken! Alles wird ein großer oder ein enger Kreis um — das Eine! Was gilt Euch Weibern Geist, Wissen, Begeisterung? Und das ist unsittlich!

Gertrud. Alles hätt' ich niedergehalten, — hätte mich überwunden, — aber — Dein Buch — —

Karl (rasend). Wahnsinn! Wahnsinn! Ich weiß, — ich werde mir selber untreu! Alles was ich sagte, dachte, ist — eine Lüge!!

Gertrud (abgebrochen). Ich wüßte noch einen Weg. Nicht — Entsagen — Geliebter — nicht Vertrauern und Verkümmern! Genießen! Geliebter! — und dann — — ewige Ruh!

(Lange stumme Pause. Dämmerung bricht völlig herein. Draußen hat sich ein starker Wind erhoben, der zum gewaltigen Sturme anschwillt. — Der Regen klatscht gegen die Fenster, man hört den Sturm um das Haus heulen.

Karl (geht nachdenklich im Gemach auf und nieder, nimmt mechanisch einen Gegenstand von der Konsole). Was ist das?

Gertrud. Das ist Herberts Nußknacker. (Bei diesen Worten bricht sie in konvulsivisches Schluchzen aus; an den Fenstern rüttelt ein mächtiger Sturm.)

Karl. Schenk' mir den Nußknacker. (Steckt ihn ein; zieht einen kleinen Goldring vom Finger.) Den Ring — Gertrud — hab' ich von meiner — guten Mutter. — Hier nimm ihn!

Gertrud (läßt sich mechanisch den Ring an den Finger stecken).

Karl. Und wenn einer von uns — das Ende nahe fühlt, — nach Jahren, dann schickt er dem andern sein Teil, (mit Bedeutung) Du mir meiner alten Mutter Ring — und ich Dir — Herberts Nußknacker. — Leb' wohl. (Geht, mühsam seine Bewegung niederkämpfend, durch die Mitte ab.)

Gertrud (schreiend). Und wenn Du fort bist, — dann geh' ich zu Grunde. — dann ist's mit mir zu Ende. Dann werf' ich mich dem ersten besten Manne an den Hals! Ich kann so nicht leben, ich will mich nicht länger besudeln lassen — ich will nicht! — (Bemerkt, daß er fort ist; sie will ihm nach, sinkt aber in der Mitte des Gemachs zu Boden, mit dem Aufschrei:) Er hat mich verachtet!! —

(Es bleibt lange Zeit still; man hört nur ihr stoßweiße Schluchzen; dann hört man im Flur Kurts Schritte, er kommt vom Abschiedsfest im Kasino. Man hört, wie er sich leise heranschleicht, sich behusam der Thüre nähert, vorsichtig pocht und endlich leise in den Saal tritt.)

Kurt (als er sie bemerkt, sehr verlegen). Ich — ich wollte — vor meinem Fortgehn — einmal noch — die Stätte, wo Du — Gertrud, um Gotteswillen, was ist gescheh'n?

Gertrud (rafft sich zusammen). Was thust Du hier in der Nacht?

Kurt. Eine grenzenlose Eifersucht ließ mich nicht ruhen, trieb mich hinweg vom Bacchanal der Kameraden — und Du? — — Gertrud? kann ich gar nichts mehr für Dich thun? — Laß mich Dir helfen, Gertrud — sieh, wie ein Hund schlich ich mich hier umher, um einmal noch — — (er ergreift ihre Hand und versucht sie zu küssen.)

Gertrud (ihm schaudernd die Hand entziehend). Laß diese Hand, — es ist die Hand einer Verworfenen!

Kurt (aufflammend). Das ist sein Tod! Wo steckt der Bube?

Gertrud. Wer?

Kurt. Dein Buhle?

Gertrud (gell lachend). Der Herr Professor? — Der ist fort. — Der hat — mich verschmäht.

Kurt (taumelnd.) Er — hat Dich — Dich verschmäht?

Gertrud (wild). Jetzt ist alles zu Ende — jetzt ist alles vorbei!

Kurt (mit steigender Glut). Jetzt ist die Stunde da! Jetzt will ich Dir zeigen, was ich für Dich kann, — jetzt muß ich auch einmal etwas — leisten können! Gertrud! Soll ich ihn töten?! Und wenn Du mich hassest! Und wärst Du mit aller Schande der Welt beladen! Jauchzend geb' ich für Dich mein Blut! Ich hab' ja längst alles an Dich verloren. — Durch Dich bin ich so gesunken — mein Lebenswandel — Gertrud! Erlöse mich!! Ich bin Dein Sklave.

Gertrud (triumphierend, sich stolz emporrichtend). Mein Sklave?

Kurt. Sklave!

Gertrud. Ich fordere etwas von Dir.

Kurt. Mein Leben fordere!

Gertrud (jedes Wort hervorstoßend). Fort will ich! — In die Welt will ich! Gleich, wohin — nur fort! Herrschen will ich! immer nur herrschen! Willst Du mich heute noch von hier fortführen?! — Willst Du alle Folgen danach auf Dich nehmen?! — — — Um diesen Preis — bin — — — ich — die Deine!

Kurt (jauchzend). In die Welt, in die Welt!

Gertrud (heroisch). Wir brechen alle Brücken hinter uns ab! Ich will mich nicht zertreten lassen. Ich will endlich mich selber finden! (Sie schreitet zur Thüre links, er will ihr folgen, sie drängt ihn zurück.) Nicht so — das ist unschön! Warte — ich komme wieder! Sterben? Sterben ist feige! Leben! ja, — jetzt will ich leben! (in der Thür) Champagner! Sieh' zu, wo Du Champagner auftreibst! (Ab.)

Kurt (blickt ihr eine Zeit lang regungslos nach, dann geht er zur Mittelthür, man hört ihn auf den Flur schleichen und leise rufen). Friedrich! Friedrich! (Bald darauf hört man die schlürfenden Tritte des Alten — darauf spricht Kurt vor der Mittelthür.) Du mußt sogleich Champagner heraufholen — einen ganzen Arm Champagner!

(Man hört das Gemurmel des Alten, der sich zu weigern scheint — nach einiger Zeit entfernen sich die schlürfenden Schritte wieder — Kurt kehrt in den Saal zurück. — Gleich darauf kommt Friedrich, in einem alten Schlafrock des Grafen steckend, in jedem Arm einige Flaschen Champagner.)

Friedrich. Herr Graf!

Kurt. Hinsetzen, altes Klappergerüst! (herrisch.) Zwei Gläser!

Friedrich (stammelnd). Zwei Gläser?

Kurt. Marsch fort!

(Der Alte geht hinaus, kommt mit Gläsern zurück, setzt sie stumm auf den Tisch zum Wein, geht dann stumm wieder zurück und bricht an der Thür in Schluchzen aus.)

Friedrich. Mein armer Herr! (Schnell ab.)

Kurt (entkorkt einige Flaschen; setzt eine der Lampen inmitten des Tisches, sodaß deren Schein während der folgenden Scene grell auf das Gemälde im Hintergrunde fällt. Nach einigen Sekunden erscheint Gertrud, sie hat sich ihr Brautkleid angezogen, das sie als Mädchen trug, weißes, schlichtes Atlasgewand, Nacken und Arme frei, als Schmuck ein Myrtenreis auf der Brust, das Haar gelöst — auf dem Haupt rote Rosen. — So bleibt sie ihm Rahmen der Thüre stehen).

Kurt (mit gefalteten Händen). Groß! göttlich groß!

Gertrud (majestätisch, stolz). Nicht wahr — es wäre schade, wenn das alles morgen schon vermodern sollte?! — Ah ba! — Auf! laß uns trinken! — — Lebenslust! Lebensrausch! Selbstvergessenheit! — es ist jetzt alles einerlei!

(Sie ergreifen die Champagnergläser. Trinken.)

Gertrud. Nun, so küsse mich doch.

Kurt (bleibt schüchtern und stumm).

Gertrud (herrisch). Küsse mich — Sklave!

Kurt (ergreift ihre Hand und küßt sie mit Inbrunst, sie beugt sich zu ihm nieder, er küßt ihren Mund, sie schlägt den Arm um ihn. — Nun folgt ein Taumel von Küssen. —)

Kurt. Es lebe die Jugend!

(Sie füllen die Gläser neu. Abermals Küsse.)

Gertrud. Bist Du mein?

Kurt. Mit Leib und Seele!

Gertrud. Mein! ganz mein! Ah — wie es einsam ist das Leben! Ich habe soviel Furcht — vor dem — Alleinsein!

Kurt. Es lebe das Leben!

(Abermals küssen, danach abermals Gläser ergreifen.)

Gertrud (fieberhaft). Nicht wahr leben? — Nur leben! Was ist Glück? Leben — Taumel — Rausch — Selbstvergessen! — — dies elende Alleinsein — — ah ba! es ist ja alles einerlei! (Sie füllt abermals ihr Glas, ihr Auge fällt auf das Bild und bleibt daran haften, sie taumelt mit gehobenem Champagnerkelch vorwärts, auf den Christus deutend.) Da! Da! Was will er denn? Was will er nur? Der da ist doch an allem schuld. Als Kind sprach er zu mir aus meiner Mutter, — dann — dann kam der Pastor Weber, — dann — mein Mann — und nun — nun hat er auch ihn besiegt, — ihn, den Starken, den Stolzen — — (trotzig) aber ich lasse mich nicht unterducken! ich bin stärker als Ihr alle! — ich lache über Euch alle! — — Prosit! — es lebe das Leben! (leert ihr Glas und schleudert es gegen die Wand; es zerschellt.)

Kurt (von Grauen geschüttelt). Gertrud! Du redest ja im Wahnsinn!

Gertrud. Wahnsinn?! — das ist — die ganze Weisheit der Welt! — — (Wiederum trinken und küssen. Ihn fortreißend, hervorstoßend). Komm — komm — und in der Frühe — — (schreiend) Es lebe der Wahnsinn!

(Beide ab in das Gemach links.)

(Eine Zeit lang bleibt die Bühne leer. Die Reflexe der Lampe huschen über das Bild im Hintergrunde. Der Morgen dämmert auf und es entsteht ein Zwielicht im Saal. Man hört eine Thüre unten ins Schloß fallen. Dann Stimmengemurmel im Souterrain, das immer mehr anschwillt. Darauf schwere Tritte auf den Treppen, wie von Leuten, die eine schwere Last tragen. Dann auf dem Flur leises Rufen, Gemurmel, unterdrücktes Weinen. Endlich geht die Mittelthür auf. Zwei Männer in blauen Arbeitsblousen, mit Laternen ausgerüstet, tragen auf einer Bahre die Leiche des kleinen Herbert herein. Ihnen folgt auf dem Fuße Frau Walter, in einem Nachtgewande, in Thränen aufgelöst, und der alte Friedrich, der gleichfalls Thränen trocknet.)

Frau Walter (müde). Dahinein, — — — daß sie ihn nicht gleich in der Frühe findet.

(Die Männer tragen die Bahre über die Bühne in die Thüre rechts.)

Frau Walter (weinend, ohne die Spuren des Bacchanals zu bemerken). Aber wie kam es denn nur, — wie ist das denn nur alles so gekommen?

Friedrich (weinend). Die Männer haben ihn gebracht. — Der Herr Graf hatte gestern nachmittag dem Junker erlaubt, im Parke zu spielen. Und als ich beim Weggehen den gnädigen Herrn Grafen frage, — ob ich den Junker nicht herein soll holen, — weil es schon Abend war und die Kinder sich so leicht im April verkühlen, da sagt er zu mir, alter Getreuer — (stärker weinend, sich schneuzend) alter Getreuer sagt er zu mir, — darum mach Dir keine Sorge, — die gnädige Frau wird selbst ihren Jungen holen — sagt er. — Und ich beruhigte mich. Und die gnädige Frau muß wohl vergessen haben, den Junker zu holen — und in der Nacht war der starke Sturm — und so lang ich denken kann, erlebte ich keinen stärkeren Sturm — und es fiel Regen — und der Junker ist über den Zaun geklettert und ist auf die Wiesen gelaufen. Und hinter den Wiesen, bei der Fabrik, liegt der Venusteich — und da muß der Junker in den Venusteich gelaufen sein — — und die Arbeiter haben ihn in der Frühdämmerung im Wasser liegen gesehen, ganz blau sah er aus — und der Fabrikarzt hat gleich gesagt, daß er — tot sei. (Die Männer haben sich wieder entfernt, Friedrich folgt ihnen im Abgehen jammernd.) Und wie der gnädige Herr an dem Junker gehangen hat.

Frau Walter (in das Leichenzimmer schwankend). Meine arme Trude!

(Die Bühne bleibt eine Zeit lang leer. Es wird vollends Morgen. In der Thüre zu Gertruds Schlafgemach erscheint Kurt.)

Kurt (zurückflüsternd). Der Frühzug geht um acht. Die Sachen sind schnell besorgt. Ich erwarte Dich an der Bahn. — Ohm'sche Konditorei, — rechter Hand, — Laterne! Vergiß die braune Tasche nicht. (Schnell ab durch die Mitte.)

(Nach einiger Zeit erscheint Gertrud. Ihr Haar ist wirr in Strähnen; ihre Augen glanzlos, erloschen, liegen tief im Schädel. Ihr Gewand ist lässig umgeworfen und verknittert. Sie wankt mehr, als daß sie geht. Sie schleppt sich zu ihrem Schreibtisch, reißt dessen Truhen auf — entnimmt ihnen Papiere, alte Briefschaften, wirft noch einen Blick darauf, — stöhnt und zerreißt dann alles. — Aus dem Nebengemache tönt das matte Geweine der Frau Walter. Sie unterbricht ihre Arbeit und lauscht wieder und geht endlich mit energischem Schritt auf die Portière rechts zu. Sie zurückschlagend, sieht sie die Leiche Herberts aufgebahrt. Sie taumelt nach rückwärts, die Augen starr auf das Bild nebenan gerichtet, thränenlos, versteinert, mit schmerzverzerrten Mienen. — Dann bricht sie gerade vor dem Bilde „Christus und Venus", auf das die ersten Strahlen der Sonne fallen, mit einem gräßlichen Schrei zusammen.)

Frau Walter (hereinstürzend). Mein armes, unglückliches Trudchen! (Macht sich um sie zu schaffen, dann schreckvoll.) Mein Gott! — was wird Egon sagen! (Mit plötzlichem Entschluß.) Ja, ich bereite ihn vor! (Ab.)

Gertrud (rafft sich auf, taumelt an ihren Schreibtisch, nimmt ein Couvert, wankt zum Mittelportal und schreit mit geller Stimme). Friedrich!

(Der alte Friedrich kommt weinend.)

Gertrud (jedes Wort hervorwürgend). Dies Couvert — — Herr Professor Thaler — — Sie treffen ihn — im Hotel — oder er ist schon abgereist, — dann reisen sie ihm nach, — das Couvert geben Sie ihm — Geld liegt — dort — — (winkt ab; Friedrich ab. Sie taumelt ins Gemach zurück und stürzt dann, die Arme weit geöffnet, ins Nebengemach mit dem Aufschrei.) Mein geliebtes Kind!

Der Vorhang fällt.

Ende des dritten Aktes.

Vierter Akt.

Dieselbe Scene. Heller Aprilmorgen. Die Sonne fällt warm und lustig durch die Fenster und beleuchtet die Spuren des Bacchanals der vorigen Nacht — Briefschaften, Scherben, alte Andenken, Fetzen, Bücher — wirr durcheinander. Vor dem Gemach rechts, wo Herberts Leiche liegt, ist die Portière halb zugeschlagen. Die Bühne ist leer.

(Frau Walter tritt mit Graf Egon durchs Mittelportal.)

Egon (resigniert, gebrochen). Laß nur, — laß nur — Mama, ich weiß ja schon, er ist nicht nur verunglückt, — er ist tot, — wo ist er denn?

Frau Walter (deutet unter neu hervorbrechenden Thränen auf das Arbeitszimmer). (Egon nimmt die Portière ganz zurück und tritt hinein, Frau Walter bleibt zögernd im Saale zurück. — Nach einer Pause kommt Egon wieder heraus, sein Gesicht ist unverändert, aber er hält sich gebeugt, sieht plötzlich stark gealtert aus.)

Egon (ruhig). Weiß es, Gertrud?

(Frau Walter nickt.)

Egon. Geh' doch — und bitte sie, zu kommen.

Frau Walter (weinend). Und soll ich nicht — Pastor Weber holen, — daß er — daß er — die Lei— Leiche segnet?

Egon. Ja, das thu nur, gute Mama.

(Frau Walter ab; Egon starrt in einen Sessel versunken gedankenlos stier ins Zimmer, — von Zeit zu Zeit schüttelt er den Kopf, als Gertrud erscheint, sieht er wieder gefaßt und resigniert aus. — Gertrud erscheint durch die Mitte. Sie sieht gespensterhaft bleich aus, das Haar weit gelöst — ihr ganz weißes Kleid zerzaust, — so bleibt sie regungslos ihm gegenüber stehen — vor dem Bilde Christus und Venus.)

Egon (mühsam die Worte findend). Komm näher, Gertrud! (da sie sich nicht rührt) Gertrud! ich will Dir keinen Vorwurf machen, — wir beide haben einen schweren Verlust erlitten, — wir beide müssen nun eben — sagtest Du etwas, Gertrud?

Gertrud (dumpf). Siehst Du nicht, wo Du Dich befindest?

Egon (nun erst mit Bewußtsein das Zimmer musternd). Ja, Champagnerflaschen; wer hat denn —

Gertrud. Ich — ich und — noch jemand.

Egon (aufschreiend). Gertrud!

Gertrud (flehend). Töte mich!

Egon (erhebt sich schwerfällig, mühsam; er schleppt sich ins Arbeitszimmer rechts zurück, kommt wieder, einen Pistolenkasten tragend, entnimmt ihm mit forcierter Ruhe einen Revolver, läßt den Hahn schnappen, sagt ruhig:) „Im Schloß sitzt etwas Rost!" (ladet dann mit drei Patronen und legt die Waffe vorsichtig auf den Tisch neben sich. Sehr ruhig.) So! Nun erzähle! — (Als Gertrud erstarrt schweigt, mit Donnerstimme:) Wo ist Karl?!

Gertrud (stammelnd). Fort!

Egon. Das ist — das ist nicht wahr! Du — er — Karl — Du — ich habe sein Ehrenwort, — dann ist die Erde ein Höllenabgrund, wenn das wahr ist!

Gertrud (in aufflackernder Leidenschaft). Karl hat mich verstoßen!

Egon. Verstoßen?! (Verächtlich.) Du wolltest Dich ihm an den Hals werfen?

Gertrud. Ich habe Dich hintergangen.

Egon. Weib!

Gertrud (rasch). Du verstehst falsch. Karl ist ein „Ehrenmann“, — seine Kleinheit macht ihn für Dich wohl zum „Ehrenmanne“. Was nicht edel ist, das ist „anständig“. — „Ehre!“ — Das ersetzt inneren Adel! Korrekt! — nur ja korrekt! Du siehst ja nur das äußere, — pah! Das wäre wohl auch die größere Sünde gewesen, wenn meine Jugend mit mir durchgegangen wäre, — nein — anders, ganz anders, mit Bewußtsein hab' ich Dich betrogen — neun Jahre lang!

Egon. Ich begreife nicht —

Gertrud. Du hast mich mit Liebe überschüttet. Du hast mich gehütet und gehegt, wie ein Kleinod, — ja eben wie ein Kleinod, aber es fehlte etwas.

Egon (gebrochen). So wenig Vertrauen zu mir. Hättest Du mir jemals ein Wort gesagt! es wäre mir schwer geworden, es hätte mich vielleicht ein Stück Leben gekostet, aber, ich hätte vielleicht — (vorwurfsvoll) Kind! Kind! Warum hast Du mich nie auf mein schweres Unrecht gebracht?

Gertrud. Kind! Ich bin kein Kind! Das war's! Ich ersehnte, auch einmal mich selbst zu fühlen! Herrschen wollt' ich — herrschen in anderen! Ich bin ein Weib, warum hast Du das nie verstanden?!

Egon. Ein Weib! (Tief-traurig.) Ich hatte einen anderen, sehr hohen Begriff vom Weibe, von einer edlen Mutter hatt' ich ihn eingepflanzt bekommen — und Du konntest auch an Deiner guten Mutter — —

Gertrud (höhnisch). Meine Mutter!

Egon (müde). Es mag ja sein. Vielleicht war unsere Ehe bis zum heutigen Tag verkehrt. (Bitter.) Ich sah in Dir etwas so Reines, so Hohes, so Unantastbares —

Gertrud (aus tiefer Versonnenheit). Das nannte er „das Madonnenhafte“! Jetzt versteh' ich das. Ja, das ist's wirklich! Ihr macht

uns zu Göttinnen, zu unthätigen, eitlen, ewig lächelnden Göttinnen, vor denen Ihr schwärmen könnt! Und ein ganzer Mensch ist doch mehr! Und da wundert Ihr Euch, wenn das Menschliche in uns aufschreit!

Egon (staunend). Nie hast Du mir derartiges gesagt?!

Gertrud. Erst durch Karl fand ich das erlösende Wort. Aber hundertmal lag mir das alles auf den Lippen, doch dann sah ich Dein grenzenloses Vertrauen, Dein Glück, dachte an — Mutter und dann — dann das Kind da drinnen.

Egon. Arme, kleine Leiche!

Gertrud. Ich haßte dieses Kind!

Egon (schmerzvoll.) Ah!

Gertrud. Und eben weil ich es haßte, darum quälte ich mich in Mutterpflichten hinein. Ich war erst siebzehn Jahre, als er kam, — meine Jugend war geopfert, — alles war begraben, erloschen, — mehr Glanz, Pracht, Reichtum, Reisen — ja! — aber — Glück, das enge, das grenzenlose Menschenglück! Und da kam endlich Karl.

Egon (sich besinnend, müde). Ihr habt — Champagner getrunken? — Und die Scherben da? — —

Gertrud. Durch ihn war ich, so lang' ich denke; — mein Kind ihm gleich zu bilden, das war mein Halt! Durch ihn bekam ich ja erst all mein Denken und Empfinden. Wie er in seinen Ideen über Euch alle hinwegschritt! Und ich dachte, ein Mann könne nicht kleiner sein als seine Ideen. — Ihr — ihr habt auch ihn überwunden, und als er fort ging, — da war mein Leben erloschen, da glaubt ich an nichts mehr! Da glaubt ich nicht mehr an ihn, — da glaubt ich auch an mich selbst nicht mehr! Und daß er mich verließ, — das empfand ich als — Schuld! (schaudernd, leise.) Da kam der arme Kurt! Und es schrie in mir: Die Jugend haben sie Dir zertreten, — Du bist ihnen ein Spielzeug gewesen, — denn ich war Dir ja immer ein Spielzeug, Egon, Du hast mich nie an Deinen Gedanken und Interessen teilnehmen lassen, — und ich dachte nicht mehr an das Kind, — ich dachte nur an mich, — „fort“, dacht' ich — „fort“! Sei Du selbst! —

Egon (mit erheuchelter Fassung). Weiter!

Gertrud (aufschreiend). Drück' doch die Waffe ab, Egon. Ich bin ja

zu feige dazu! (schreiend). Ich war zu feige zum physischen Selbstmord — ich habe mich moralisch ermordet!

(In der Thür erscheint nach wiederholtem vergeblichen Pochen der Diener Franz mit einem Briefe.)

Franz. Dieser Brief wurde soeben für die gnädige Frau abgegeben.

Egon (sich zusammennehmend). Geben Sie mir den Brief, Franz.

Franz (impertinent). Der Brief ist an die gnädige Frau adressiert.

Gertrud. Geben Sie den Briefe — meinem — dem gnädigen Herrn.

(Franz ab.)

Egon (lesend, abgebrochen). Achtuhrzug verfehlt. — Vergebliches Warten. — welche Hindernisse? — Du hast mir mit dem höchsten Preise gezahlt, — ich löse meine Schuld als Deine Sklave — — (aufschreiend, seiner Sinne nicht mehr mächtig) Dirne!! (Ergreift die Pistole und drückt ab.)

Gertrud (zusammenbrechend). Ich danke Dir — — Vergebung! (streckt die Hände nach ihm aus.)

Egon sich abwendend, voll Grauen). Mörder! — — — — (ausbrechend.) Ich habe sie — geliebt, ich habe an sie geglaubt Nacht und Tag. Ich habe ihr alles gegeben, was ein Mensch wie ich geben kann, — meinen Namen, meine Ehre, mein Herzblut, — o mein Gott! — mein Gott im Himmel — alles, alles dahin! (bricht laut schluchzend zusammen.)

(Die Thür wird aufgerissen.)

Karl (stürzt herein). Was ist geschehen? Auf dem Wege zur Bahn bringt mir der Alte den Ring! Ich stürze hierher! Das Haus totenstill — verlegene Gesichter — Egon!! — (er erblickt Gertrud in ihrem Blute liegend.) Ah! — — — — (aus der Thür rufend). Verbandzeug, Watte!! (kniet zu ihr nieder.)

Gertrud. Zu spät — Geliebter!

Karl (stöhnend, sich die Fäuste ins Gesicht stoßend). Das ist mein Werk! —

Gertrud (sich innig an ihn schmiegend, demütig, matt). Nun bin ich — nicht mehr — allein!

Frau Walter (mit verweintem Gesicht durch die Mitte kommend). Draußen ist Pastor Weber und will Her—Her—Herberts—Leiche segnen! (Bleibt erstarrt an der Thüre stehen und blickt starr auf die Scene.)

(Pastor Weber drängt sich an ihr vorbei durch die Thüre, er ist im Ornat und trägt hocherhoben ein Cruzifix; ihm folgen als Ministranten zwei Knaben im Ornat, die neben Frau Walter stehen bleiben.)

Pastor Weber (die Gruppe überblickend). Herr, mein Erlöser! (Stotternd.) Hat sie Hand an sich selbst gelegt?

Gertrud (schwach hervorstoßend). Ich hab—be — mich selbst getötet.

Egon (rauh, starr). Geh' nicht mit einer Lüge fort! — Dies Weib ist eine Ehebrecherin! — ich habe meine Ehre gerächt — ich stelle mich den Gerichten! (Schreitet aufrecht der Thüre zu.)

Pastor Weber (das Cruzifix erhebend auf das enthüllte Bild deutend; überirdisch:) Christus — Du hast gesiegt!

Gertrud (sterbend, sich fest an Karl schmiegend, mit letzter Kraft jauchzend) Venus — Venus hat gesiegt!)





Franz Adam Beyerlein.

Von Hans Merian.

(Leipzig.)

Die „Gesellschaft" hat von jeher das Recht für sich in Anspruch genommen, ihren Lesern nicht nur sogenannte „Berühmtheiten", von denen die Welt schon lange spricht, in Wort und Bild vorzuführen, sondern gerade auch auf jüngere Künstler aufmerksam zu machen, von denen die weite Welt noch wenig oder nichts erfahren hat, die vorläufig erst einigen Wenigen bekannt sind, die aber das Zeug in sich haben, etwas Rechtes zu leisten, und deren Anfänge auf ein schönes, gesundes und starkes Wachstum deuten.

Es ist ja allerdings bequemer über Leute zu schreiben, deren Ruhm schon feststeht, es ist herrlicher den Hochwald zu schildern, als mit sorgendem Auge nach dem jungen Nachwuchs zu spähen; aber mir scheint, daß gerade ein eigener Reiz darin steckt, die Entwicklung eines Künstlers in ihren ersten Keimen zu beobachten, und zu sagen: hier ist einer, an dem ihr noch einmal Schönes und Großes erleben werdet. Zwar ist das Prophezeien allemal eine mißliche Sache. Aber was schadet's? Besser einmal zu gut prophezeiht, als kopfhängerisch an aller Zukunft und der frohen Weiterentwickelung unseres Kunstlebens verzweifeln. Und wenn ich die lange Bilderreihe durchmustere, die unsere Zeitschrift im Laufe ihres dreizehnjährigen Bestehens ihren Lesern vorgeführt hat, so treffe ich auf manche Namen, von denen die Welt damals auch noch nichts wußte, die aber heute allbekannt sind und zu den ersten und besten unserer jungen Litteratur gehören. Ja wir dürfen es ohne Ruhmredigkeit sagen: Es giebt kaum einen der seit Mitte der achtziger Jahre in Deutschland zu Ehren und Ansehen gelangten Schriftsteller, der nicht in der „Gesellschaft" seine ersten Sporen verdient, oder auf den die Gesellschaft nicht zuerst energisch hingewiesen hätte.

Ein solcher Homo novus ist der Verfasser der in diesem Hefte abgedruckten Novelle „Weiches Wachs", Franz Adam Beyerlein.

Beyerlein gehört zu der Gruppe jüngerer Leipziger Schriftsteller, die sich in dem sogenannten „Augurenkolleg" zusammenfinden und die durch ihre musterhaften dramatischen Aufführungen in weiteren Kreisen bekannt gewordene „Dramatische Gesellschaft" ins Leben gerufen haben; und man darf wohl sagen: er ist dichterisch der Begabteste dieser Gruppe. Über seinen Lebenslauf ist nichts außergewöhnliches zu berichten. Er wurde am 22. März 1871 in Meißen geboren und besuchte die altberühmte Fürstenschule seiner Vaterstadt. Dann studierte er in Leipzig, wandte sich aber bald ganz der Schriftstellerei zu. Seine Art ist weich ohne weichlich zu sein, etwas still, sinnend und in sich selbst gekehrt. Eine treuherzige Poetennatur. Aber er hat nichts von dem jetzt leider bei den jungen Leuten überhand nehmenden Dekadententum an sich, nichts von jener Müdigkeit und Blasiertheit, die der Jugend so lächerlich oder erbärmlich zu Gesicht steht; im Gegenteil, er ist durch und durch gesund, ein Bild blühender junger Männlichkeit, eine psychisch und physisch durchaus gerade gewachsene Gestalt.

Auch in seiner Schreibweise giebt es nicht Gewundenes und Verzwacktes, kein Schielen nach Symbolismus, Satanismus oder anderen neuesten literarischen Moden, kein Suchen nach ungewöhnlichen oder verblüffenden Stoffen. Aber er weiß fein zu beobachten, die reale Wirklichkeit mit festem Griff zu packen und aus dem Einfachen und Alltäglichen die interessanten Züge stark und bedeutend hervorzuheben.

Schon in der in unserem Hefte abgedruckten kleinen Novelle fällt die Einfachheit der Erzählung auf. Das ist alles so selbstverständlich und mit wenigen Worten gesagt. Aber der Charakter des beschränkten Rittmeisters der ein so guter Kerl ist, der aber niemals selbständig denken und handeln gelernt hat, ist mit unerbittlicher Konsequenz durchgeführt; und erst wenn wir die Erzählung durchgelesen haben, fällt es uns auf, daß mit dieser Einfachheit und Selbstverständlichkeit in dem ehrenhaften Lumpen oder verlumpten Ehrenmanne eigentlich ein recht komplizierter Charakter geschildert, zergliedert und dem Leser lebendig vor Augen geführt wurde.

Aber Beyerleins eigentliches Feld ist weniger die Erzählung als das Drama. Vor bald zwei Jahren überraschte er seine Freunde plötzlich mit einem Trauerspiel „Dämon Othello"*), das eine ganz ungewöhnliche Begabung verriet. Der Stoff ist dem Schauspielerleben ent-

*) Konstantin Wild, Verlag, Leipzig.

nommen, oder besser gesagt, dem Schauspielerelend, und mehr dem moralischen, psychischen, als dem physischen. Es ist keines jener Stücke, die das Bühnenvölkchen dem Zuschauer interessant machen sollen, mit pikanten Garderobescenen und dergleichen ausstaffiert, sondern ein Stück Leben mit fast brutaler Wirklichkeit dargestellt. Die Handlung ist kurz folgende: Ein junger, ungemein ehrgeiziger Schauspieler, der die Kraft in sich fühlt, das Höchste auf der Bühne zu leisten, aber Jahrelang in kleinen Nebenrollen hingehalten wird, liebt mit eifersüchtiger Glut eine junge Tänzerin, die, ein weißer Rabe unter ihresgleichen, keusch und rein aufwächst, obgleich ihre Mutter, die selbst früher beim Ballett war und nun als Garderobefrau angestellt und moralisch verkommen ist, das junge Mädchen wenig genug behütet; im Gegenteil. Aber die ältere Schwester, die von der Mutter an einen Lieutenant verkuppelt worden war und manches durchgemacht hat, hält schützend die Hand über Lotten. Die nervöse und krankhafte Eifersucht des zurückgesetzten Schauspielers steigert sich unter diesen Umständen immer mehr, und als die Mutter durch den Sohn des Intendanten, einen übel berüchtigten Lebemann, eine Gagenaufbesserung für die Tochter erreicht, und der junge, übrigens auf den Tod kranke und völlig gebrochene Graf, sich in einer Anwandlung von uneigennützigem Edelmut nun gar noch für den Schauspieler verwenden will, damit er endlich bessere Rollen zu spielen bekomme, da schlägt bei diesem, der nichts anderes glaubt, als daß Lotte dem Grafen zu Willen gewesen sei, die Eifersucht zu heller Lohe auf. Er beschimpft den Grafen und vergreift sich an ihm. Dann stürmt er in die Wohnung der Geliebten, noch im Kostüm des Ludovico und die heißersehnte Rolle des Othello im halb zerrütteten Gehirn. Er beginnt vor dem Lager der ohnmächtigen Geliebten den Monolog aus dem fünften Akte zu sprechen („Die Sache will's") und die Scene zu spielen, während die hinter dem Bett kauernde uralte, halbverrückte Großmutter, eine früher berühmte Schauspielerin, die ihre alten Rollen nicht vergessen kann, die Antworten der Desdemona spricht. Theaterrolle und Wirklichkeit schwimmen in einander. Der durch seine eigene Leidenschaft und die Worte des Dichters zur höchsten Wut gereizte Schauspieler stürzt sich auf Lotten und erdrosselt sie.

Der Schluß ist gewagt; das gebe ich zu; doch haben wir in Leoncavallos Bajazzo einen ähnlichen Vorgang, d. h. ein ähnliches Ineinanderschwimmen von Schauspiel und Wirklichkeit, auf der Bühne. Wenn die Scene gut arrangiert wird, müßte auch dieser Schluß mächtig wirken, zumal die außergewöhnliche Handlung von Anfang an sehr sorg-

fältig vorbereitet ist. Das Stück ist überhaupt für einen Bühnenerstling überraschend gut komponiert. Die Handlung ist straff und entwickelt sich mit eiserner Folgerichtigkeit. Die Charaktere sind prächtig gezeichnet. Es sind ja allerdings nicht jene Schauspielertypen, wie wir sie gewöhnlich in Romanen und zuweilen auch auf der Bühne finden; es riecht hier nicht nach Lorbeerkränzen, die Hauptpersonen des Dramas sind Theaterruinen. Da ist vor allen die halbverrückte Großmutter, die sich Blumen ins graue Haar flicht und die Ophelia deklamiert, weil sich ihr gerade jetzt, wo die Eindrücke des täglichen Lebens fast gar keine Wirkung mehr auszuüben vermögen und daher das Gedächtnis für das Gestern und das Heute mehr und mehr erlischt, die alten Rollen mit ihren kleinsten Details fast wie Zwangsideen aufdrängen, weil bei dem geringsten Anlaß ihr altes Gehirn wie ein stets aufgezogenes Uhrwerk zu arbeiten beginnt, und sie einfach spielen muß. Eine Gestalt von großer dramatischer Kraft ist auch die Mutter, die in Gemeinheit untergegangene frühere Balleteuse. Wie anders zeigt sich ihr Verfall, als der der ehemaligen Schauspielerin, die bei allem Unglück und bei aller Verschrobenheit eine gewisse vornehme und edle Haltung bewahrt, während die Tochter, die nur mit den Beinen gearbeitet hat, ihren Sinn ausschließlich auf die materiellen Lebensgenüsse richtete und schließlich im gemeinsten Egoismus unterging. Die Redeweise dieser Frau ist ungemein charakteristisch und völlig dem Leben abgelauscht. Die beiden Enkelkinder sind gute liebe Dinger, sie sind beim Ballett, weil sie nichts anderes wissen und kennen, die ältere fällt ebensowenig durch ihre Schuld als die jüngere durch eigenes Verdienst vor dem Falle bewahrt bleibt. Auch der ehrgeizige Schauspieler Reich, dem trotz seinem tüchtigen Kern eine gewisse Vielredigkeit anklebt, und der junge, dem Grabe entgegenwankende Graf sind sehr fein beobachtete Figuren; ebenso sind die als Nebenrollen auftretenden Schauspielertypen, wie z. B. der prosaische Heldenspieler Daland, sehr gut getroffen.

Die Litterarische Gesellschaft in Leipzig würde den „Dämon Othello“ wohl aufgeführt haben, wenn sie das Stück mit ihrem kleinen Personal richtig hätte besetzen können. Das ging aber nicht; und so unterblieb die Aufführung. Jedenfalls sollten sich unsere Bühnen dieses wirkungsvolle Drama nicht entgehen lassen. Besonders die sogenannten „freien“ oder Versuchsbühnen seien energisch darauf aufmerksam gemacht.

Beyerleins zweites Stück „Das Siegesfest, Schauspiel in einem Aufzug“ wurde von der Litterarischen Gesellschaft mit großem Erfolg aufgeführt. Und dieser Erfolg war nicht ausschließlich dem patriotischen

Stoff und der etwas antisozialistischen Tendenz zuzuschreiben, sondern auch der talentvollen Arbeit selbst. Beyerlein versucht zu schildern, wie in einem Arbeiter, der bei Sedan mitgefochten hat, der sich aber später der sozialdemokratischen Partei anschloß, bei Gelegenheit des Sedanfestes die alten patriotischen und militärischen Gefühle wieder erwachen, wie er dadurch in der Schenke mit seinen Genossen in Streit gerät und von einem fragwürdigen Subjekt niedergestoßen wird. Das kleine Drama ist dem Stoffe gemäß im Dialekt geschrieben und zwar im sächsischen, der sehr gewandt behandelt ist. Der Aufbau ist wieder straff und sehr bühnenwirksam, nur hat dem Autor seine Unkenntnis mit den wirklichen Verhältnissen der sozialdemokratischen Partei den bösen Streich gespielt, daß seine Sozialdemokraten nichts weniger als lebensecht geraten sind. Sie sind mehr nach den Leitartikeln des Leipziger Tageblattes als nach eigener Beobachtung geschildert. Figuren, wie der Redakteur Heimann, der Hausbesitzer ist und heimlich Wucher treibt, dürften in der sozialdemokratischen Partei kaum vorkommen. Auch mit Personen wie dieser Gelfert, der nichts als ein junger Tagedieb, eine Art von Zuhälter, aber kein „Arbeiter" ist, pflegen sozialdemokratische Abgeordnete so wenig zu verkehren als nationalliberale, noch weniger werden sie in ihm die Zukunft ihrer Partei erblicken. Kurz die Politik hat dem Autor hier eben einen bösen Streich gespielt. Wo die Politik keine Rolle spielt, da sind die Gestalten echt, wie z. B. der trefflich gezeichnete alte Schirmer.

Gerade dieser Mißgriff aber zeigt uns, daß Beyerlein ein echter Realist ist, der stets von der gegebenen Beobachtung ausgehen muß. Er kann seine Arbeiten nur auf eigene Beobachtung gründen und darf die „freie Phantasie" nicht überhandnehmen lassen.

Einen großen Fortschritt in jeder Beziehung bot die dritte dramatische Arbeit Beyerleins, der im vorigen Winter von der Litterarischen Gesellschaft aufgeführte Einakter „Der Tag der Schmerzen". In einer ruhig dahinfließenden aber dennoch ungemein fesselnden Handlung schildert hier der Dichter, wie eine Mutter, deren Kind von einem unzurechnungsfähigen Menschen auf grausame Weise hingemordet und geschändet worden, unter dem Einfluß ihres Gatten das mächtig in ihrer Brust sich aufbäumende Gefühl der Rachsucht überwinden lernt und erkennt, daß der Verbrecher ein Produkt trauriger sozialer Verhältnisse ist, und daß die Gesellschaft, und gerade die Bessergestellten, folglich an seinem Verbrechen mitschuldig sind. Sie pflegt die von einem wütenden Volkshaufen mißhandelte halbblödsinnige Mutter des Verbrechers und lernt verzeihen, trotz ihrem großen Schmerz. Der Einakter ist ein mit warmem

Herzen geschriebenes, ungemein stimmungsvolles Seelengemälde. Es ist wirklich merkwürdig, daß ein solches Stück in Deutschland nicht schon längst über alle Bühnen gegangen ist. Der Erfolg bei der Erstaufführung in Leipzig, vor dem durchaus kritischen Publikum der Litterarischen Gesellschaft, war unbestritten.

Unlängst hat Beyerlein ein Zwischenspiel in Versen „Die Hörner des Genucius Cipus" im Manuskript vollendet; ein graziöser dramatischer Scherz, zu welchem eine Stelle aus Ovids Metamorphosen dem Dichter die Anregung gegeben hat.

Franz Adam Beyerlein lebt gegenwärtig in Leipzig, als glücklicher Gatte und Familienvater. Sein Heim gleicht dem Idyll, das er in einer kleinen im Juliheft der Neuen deutschen Rundschau veröffentlichten Skizze „Die Seligen" so anziehend geschildert hat. Hier arbeitet er ernst und fleißig; und es wäre sonderbar, wenn sein Name nicht in einiger Zeit auch weiteren Kreisen bekannt und geläufig würde.





Rom von Zola.

von Katharina Zitelmann.

(Kissingen.)

Zolas „Rom“ ist ein hochbedeutendes und bewundernswertes Werk, das kein Gebildeter zu lesen versäumen sollte. Allerdings kann man das Buch nicht wie einen Leihbibliothekband durchblättern, um eine müßige Stunde auszufüllen; es kostet sogar einige Mühe sich durch die 750 enggedruckten Seiten hindurchzuarbeiten. Aber die Mühe, verlohnt sich, und nicht nur dem, der Rom kennt, sondern jedem, der seine Zeit zu verstehen sucht, wird die Lektüre hohes Interesse, Genuß und Anregung gewähren. Das Buch gewinnt dem oft behandelten Stoff so viel neue Seiten ab, es ist so reich an Ideen und großen Gesichtspunkten, es weiß die Vergangenheit so geistvoll mit der Gegenwart zu verknüpfen und für deren Beurteilung fruchtbar zu machen, es eröffnet so weite Ausblicke in die Zukunft, daß es sich hoch über die Bedeutung einer Unterhaltungslektüre erhebt.

Spielhagen stellt einmal, Homer als Muster anführend, für das Epos die Regel auf, daß es ein Weltbild geben müsse. Das moderne Epos ist der Roman. Nun wird in unsrer komplizierten Zeit sich zwar das Weltbild nicht mehr in den engen Rahmen eines Buches spannen lassen, sondern es werden dazu eine Reihe von Bänden nötig sein, die erst, zum Ganzen vereint, dieses Ziel zu erreichen vermögen. Wenn irgend ein Schriftsteller unserer Zeit dieser Riesenaufgabe gerecht geworden, so ist es Zola, wobei dahin gestellt bleibe, ob er immer richtig gesehen, und ob seine Auffassung der Dinge uns sympathisch ist oder nicht. Auch dürfen wir nie vergessen, daß er Franzose ist und hauptsächlich Pariser Zustände und Menschen schildert. Dennoch erheben sich viele seiner Bücher weit über die nationalen Schranken hinaus. Zola hat das Künstlerbuch geschrieben, das dem Münchener Maler ebenso zu Herzen geht, wie dem französischen; er hat der Welt den sozialen Roman gegeben. Jetzt ist es die katholische Kirche, deren Darstellung er unter-

nimmt. „Les trois villes“, ist der Gesamttitel des Werks, das aus Lourdes, Rom und einem noch nicht erschienenen dritten Buch besteht. Damit ist zugleich die Voraussetzung gegeben, daß es hauptsächlich das päpstliche Rom, das Herz des Katholicismus ist, dem Zola seine Arbeit gewidmet hat.

Aber Rom trat ihm als ein Ganzes entgegen, und er begriff bald, daß er nicht das Glied vom Körper trennen könne, ohne es zu zerstören. So galt es denn, die ewige Stadt in ihrer Totalität aufzufassen und zu schildern, — und wahrlich, einen so mächtigen Stoff zu beherrschen und zu gestalten, war nur ein Zola fähig. Selbstverständlich ist aber die Behandlung, die er jenem angedeihen läßt, nicht gleichmäßig ausgefallen. Die Kunst z. B., die Scharen von Pilgern nach Rom zieht, an deren ewigem Quell so viele Schönheitsdurstige nicht satt werden zu trinken, nimmt in Zolas Buch nur geringen Raum ein. Doch zeigen die wenigen Seiten, die der Verfasser der Sixtinischen Kapelle und ihrem Schöpfer widmet, daß es nur die Fülle des Stoffes, nicht Mangel an Verständnis war, der ihn zur Beschränkung zwang. Seiner Gewohnheit gemäß schildert er Lokal und Scenerie sehr breit; doch mehr als in einem seiner früheren Werke dienen ihm diese als Symbol. Überhaupt, die Etiquette des Naturalisten, die man Zola aufgeklebt hat, erschöpft sein Wesen lange nicht. Er ist Phantast, Romantiker, Symbolist, zuweilen sogar Mystiker neben dem Naturalisten; er ist eben ein Dichter.

Und mit dem Auge eines solchen hat er die ewige Stadt geschaut. Seine Naturschilderungen sind von großartiger Schönheit, ob er die einsame Campagna, über die die Abendschatten sinken, vor uns hinzaubert oder die stillen Parks, zwischen deren dunkelm Laub weiße Marmorbilder stehen und in denen leise die Springbrunnen rauschen. Er zeigt uns Rom in allen Beleuchtungen: vom Janikulus aus schimmernd im Morgenglanz zu Füßen der königlichen Berge, vom Monte Pincio aus erglühen im Purpur des Sonnenuntergangs, oder im trüben Grau des herbstlichen Regenabends. Und er führt uns durch die winkligen Gassen der Altstadt, an schweigenden Palästen vorüber in die trostlosen unfertigen, in Trümmer fallenden neuen Quartiere, in denen Armut und Verkommenheit hausen; wir durchwandern mit ihm die Ruinen des Palatin, die Säle des Vatikan und den Dom von St. Peter. Dennoch ermüdet uns Zola nicht, sondern wir folgen ihm gern, so gut wir auch selbst in der ewigen Stadt Bescheid wissen mögen, weil er den Stoff zu beseelen, ihm warmes Leben einzuhauchen weiß.

Die Handlung des Romans ist sehr einfach.

Der junge Priester Pierre Froment, der tief enttäuscht und angewidert von Lourdes zurückgekehrt ist, sucht in thätiger Nächstenliebe Trost und lernt das schreckliche Elend von Paris kennen. Das Mitleid für die Armen und Bedrängten bringt ihn auf sozialistische Ideen. Überzeugt davon, daß die jetzigen Zustände unhaltbar seien, und daß die Menschheit der sozialen Revolution zutreibe, begrüßt er begeistert die arbeiterfreundliche Bewegung, welche einige Kreise der katholischen Kirche ergriffen hat, und erblickt die Rettung der Gesellschaft in der Rückkehr zu dem Christentum des Evangeliums. In einem Buch legt er seine Erfahrungen dar und richtet einen glühenden Appell an die Kirche, die Sache des leidenden Volks zu der ihren zu machen, die Lösung der sozialen Probleme in die Hand zu nehmen. „Das neue Rom" erregt Aufsehen. Da erfährt Pierre zu seiner äußersten Überraschung, daß sein Buch, in dem er nur des Papstes eigenste Ansichten auszusprechen geglaubt, von der römischen Centralbehörde angeklagt ist, und zugleich erteilt man ihm unter der Hand den Rat, nach Rom zu gehen, um seine Sache zu führen. Das thut er. Er will sich dem heiligen Vater zu Füßen werfen und sich verteidigen, und zweifelt nicht, daß dieser sofort die ungerechte Anklage niederschlagen wird.

Aber aus den 14 Tagen, in denen Pierre die Angelegenheit zu ordnen gedenkt, werden drei Monate. Hindernisse auf Hindernisse häufen sich vor ihm auf. Der heimliche Jesuit, der allmächtige Sekretär des heiligen Officiums, Nani, hält die Fäden der Intrigue in der Hand. Er will Pierre dazu bringen, selbst sein Buch zurückzuziehen und seinen Irrtum abzuschwören, um das unliebsame Aufsehen, das die öffentliche Verurteilung des Werks machen würde, der Kirche zu ersparen, und um dieser die bedeutende geistige Kraft des jungen Priesters zu erhalten. Und er erreicht schließlich seinen Zweck, wenn auch in anderem Sinne als er gewünscht. Pierre überzeugt sich, daß seine Vorstellung von der katholischen Kirche ein Traum, eine Chimäre gewesen, daß von dieser Kirche für die Zukunft nichts zu hoffen sei. Er büßt den Rest seines Glaubens in Rom ein. Denn er lernt nicht nur den päpstlichen Hof kennen mit seinen entsetzlichen Intriguen, seinem Ehrgeiz, seinen Geldbedürfnissen, seiner Ruhm- und Prunksucht, seinen Herrschaftsgelüsten, er lernt auch begreifen, daß die Kirche ein aus dem Boden Roms Emporgewachsenes, ein historisch Gewordenes ist, das zu ändern in keines Menschen Macht steht; daß sie nicht zum wahren Christentum zurückkehren könnte, wenn sie auch wollte; daß sie nicht ein Titelchen auf-

geben darf von ihren Rechten, ohne das Prinzip, auf dem sie ruht, zu zerstören, daß nicht ein Stein losgebrochen werden darf von dem mächtigen Bauwerk, ohne es in seinen Fundamenten zu erschüttern. Daher sind auch alle Konzessionen, welche die Kirche der modernen Zeit macht, nur formelle, nur darauf berechnet, die Menschen zu täuschen, um sie um so sicherer zu beherrschen. Die Ausdehnung ihrer Macht ist das vornehmste Streben der Kirche; darum verbindet sie sich mit den Mächten dieser Erde, mit Geld und Besitz. Die Armen und Bedrückten sind ihr nur Mittel zum Zweck. Nicht die Not auf Erden zu lindern, menschenwürdige Zustände herzustellen, ist ihr Ziel, sondern die Massen unter ihr Joch zu beugen. Sie will herrschen im Namen Gottes und zweifelt nicht an ihrem endlichen Sieg. Einst werden sich sämtliche Völker unter ihrem Szepter scharen nach der Verheißung. Die Erde gehört ihr nach dem Ratschluß Gottes, dessen Stellvertreter der Papst ist. Der Boden Roms ist es, der diese unersättliche Sucht nach Größe, Macht und Ruhm gebiert. Die Weltherrschaft des Augustus, der Oberpriester und Kaiser zugleich war, wiederherzustellen war die Sehnsucht aller Päpste des Mittelalters, und der Traum lebt unausrottbar weiter in den Päpsten von heute. Jeder neue Papst übernimmt diese Erbschaft seines Vorgängers. Außerhalb Roms sind deshalb die Päpste nicht denkbar.

Und Zola läßt die Geschichte der ewigen Stadt vor uns erstehen und zeigt uns, daß es stets derselbe Geist war, der ihre Geschicke beherrscht hat, daß es in verschiedener Form immer dieselben Gebilde sind, die dieser Boden hervorgebracht. Die ungeheuren Mauern der Kaiserpaläste auf dem Palatin, die Denkmäler der via Appia, — wiederholen sie sich nicht in den Riesenbauten der Renaissance, in den prunkhaften Monumenten der Päpste? Und ist nicht der Gründertaumel, der die Hauptstadt des jungen Königreichs ergriff und an den Rand des Verderbens führte, ein Ausfluß des alten römischen Größenwahns? Nur, daß der in beinah 3000-jähriger Geschichte ausgesogene Boden, keine Kraft mehr hat, Wertvolles, Lebensfähiges zu erzeugen.

In einer Reihe prächtiger Gestalten verkörpert Zola uns diesen Geist Roms. Der Papst selbst, die Kirchenfürsten aller Art erscheinen vor uns in lebensvollen Porträts; wir lernen die untergehende Aristokratie und den Helden der Befreiungskriege so gut kennen, wie das beutegierige gewissenlose Gründertum und das leidende unwissende Volk der herrlichen Stadt, das noch nicht zum Bewußtsein seiner Lage erwacht ist. Obgleich Zolas Personen sämtlich Typen sind, Träger eines Gedankens, treten sie doch als Menschen von Fleisch und Blut klar und

bestimmt vor uns hin. Trefflich hat er den Personen und der Handlung den echt römischen Charakter zu geben verstanden. Die Liebesgeschichte des jungen Paares, der Sprossen eines alt berühmten Fürstengeschlechts, die in das Buch verflochten ist und den Kern des eigentlichen Romans bildet, wäre in Frankreich undenkbar. Der tragische Schluß ist sehr unwahrscheinlich und phantastisch, aber von großer Kraft und Schönheit, „ein echter Zola", der uns packt und fortreißt trotz aller Einwendungen unsers Verstandes.

Die Zustände von heute sieht der Verfasser in sehr trübem Lichte. Er faßt sein Urteil über Rom in die Formel zusammen: Keine Aristokratie mehr, noch kein Volk, und ein genußsüchtiger beutegieriger Mittelstand, der nur an den eigenen Vorteil denkt. Rom hat keine Zukunft mehr, wie die katholische Kirche keine mehr hat. Sie hat ihre Kulturmission erfüllt und wird vor dem mächtigen Wehen einer neuen Zeit, das wir schon jetzt verspüren, zusammenbrechen. Der große Stumme, das Volk, um dessen Besitz Papst und Kaiser so lange gerungen, er hat sprechen gelernt, er will seine Geschicke selbst bestimmen, und nicht Barmherzigkeit ist's, die er fordert, sondern Gerechtigkeit. Aber nicht Rom ist der Boden, auf dem der große Zukunftskampf ausgefochten werden wird. Wie Memphis und Theben, Babylon und Ninive, Syrakus und Athen in Staub gesunken sind, so wird auch Rom fallen. Ja, Zola glaubt, daß die romanische Race überhaupt im Niedergang begriffen sei und ihre Rolle ausgespielt habe. Von Osten nach Westen geht der große Strom der Weltgeschichte. Schon sind die Völker eines jungen Erdteils im Begriff, die des alten Europa zu überflügeln, die Kulturarbeit zu übernehmen und die Menschheit weiter ewigen Zielen zuzuführen.

So singt Zola der ewigen Stadt sein melancholisches Abschiedslied, aber er unterläßt es nicht, sie uns noch einmal mit allem Glanz königlichen Stolzes und königlicher Schönheit zu umkleiden, die von jeher ihr Erbteil gewesen. Das junge Liebespaar des Romans ist wie ein Symbol dieser Schönheit, dieser herrlichen untergehenden Welt. Und während wir wohl begreifen, daß Existenzen wie die dieser Fürstenkinder nicht mehr in unsere Zeit passen und keine Daseinsberechtigung mehr haben, trauern wir ihnen doch nach, weil eine Fülle von Schönheit und Poesie mit ihnen dahin geht, und bewundern den stolzen Adel, mit dem sie noch ihren Sturz verklären.





Kritik.

Romane und Novellen.

Carry Brachvogel, Alltagsmenschen. Roman. Berlin, S. Fischer. — Der Erntetag. Novellen. Berlin, S. Fischer.

Ein Talent wie das der Carry Brachvogel interessiert immer. Es interessiert mehr, als es anmutet oder anzieht. Es hat etwas seltsam Starres, Kaltes, bis man sich mit ihm befreundet hat. Diese „Alltagsmenschen" konnte sicher kein Alltagstalent schreiben. Der „Erntetag" erweist, daß Carry Brachvogel eine reiche Natur von ungewöhnlicher Begabung ist. Ihr scharfer Blick, ihre unumwundene Offenheit frappieren. Imponierend ist ihr Konzentrationsvermögen: ihr Geist ist stets ganz bei der Sache, faßt und erschöpft sie vollkommen. Ihre Originalität ist nicht weit her, man vermißt sie aber gar nicht, so stark wirkt die Behandlungsweise, die freilich oft an nordische Muster erinnert. Ein oder das andere Stück hätte direkt ein berühmter „alter Schwede" geschrieben haben können. Unwillkürlich unterbricht ein geriebener Leser, der „seine Pappenheimer" kennt, die Lektüre dieser Brachvogel-Bücher, um nach dem Verfassernamen zu sehen: richtig, Frau Carry Brachvogel. Und aus München, dem Hauptquartier aller modernen künstlerischen Manöver. Das merkt ein kundiger Thebaner nämlich auch bald, daß bei dieser begabten Schriftstellerin das Manöverfeld im voraus bis ins einzelne scharf ausgekundschaftet und die Generalidee programmgemäß durchgearbeitet ist. Sehr tüchtig alles. Aber — in Kunst und Dichtung hat das seinen Haken: viel positiver Geist, viel Scharfsinn, viel Energie, aber wenig elementare Poesie. Hätte die Carry mehr Humor, wäre sie das Seitenstück zum Ruederer Joseph. Bei beiden als Kennzeichen ein wilder Wille zur Kunst. „Unentwegt." Das flößt Respekt ein, immer; selten Liebe. Zum landläufig „beliebten" Autor bringt man's damit kaum. Frau Carry wird sich darüber zu trösten wissen.

Wenn man von Brachvogel zu Goswine v. Berlepsch geht und deren letztes Werk „Mütter" genießt, fühlt man so recht den Segen eines innigen, schlicht empfundenen Frauenromans. Das „weibliche" Weib ist halt doch die beste Nummer. Froh macht Goswines neuestes Buch eigentlich nicht. Es fehlt ihm die befreiende tragische Gewalt, die den Menschen erhebt in zerschmetternden Gewittern. Es ist von einer schier unangenehmen Traurigkeit, die wie ein organischer Fehler wirkt. Ein Buch voll Düsterkeit und Thränen. Aber den Thränen fehlt das Sänftigende, Verklärende der Wehmut. Ich ziehe diesem betrübenden Buch „Thalia in der Sommerfrische" weit vor. Das ist ein lachendes Sommersonnenbuch, jenes ein schwermütiges, frostkaltes Herbstbuch. Vielleicht ist das nur mein individueller Eindruck.

Frau Hedwig Dohm schreitet mit

ihrer „Sybille Dalmar“ von Auflage zu Auflage, seit ruchbar geworden, daß es ein Schlüsselroman. In den Münchener Kreisen, die die Geschichte angeht, schreit man Skandal und Tempelschändung. Aber das hat uns nicht zu kümmern. Es ist ein sprudelnd und elegant geschriebenes — richtiger: geplaudertes Buch. Die Heldin ist ein ganz vertraktes hypermodernes Frauenzimmer, ein ewig philosophierendes, abstrahierendes Wesen, innerlich kalt wie eine Hundeschnauze. Weniger orginell sind die Gedanken, als die Ausdrucksweise dieser gewitzten Person. Kein großer Eigengeist arbeitet in ihr, doch rumoren die größten Geister der Zeit (Nietzsche, Wagner) in ihrem geräumigen Kopf und vollführen einen Heidenspektakel. Respekt vor dem Genie und Verständnis für dasselbe bis zu einem gewissen Grade, das ist fast die ganze Begabung dieser armen reichen Sybille, so dürftig erscheint sie trotz ihrer Gewandtheit, ihrer eleganten Allüren und krausen Launen. Das unangenehmste an ihr ist, daß sie partout ein Typus sein will. Sie ist eine Gans wie andere Dekadenz-Gänse. Ein ewiges Zitateschnattern. Dieses phänomenale Gedächtnis erscheint schließlich geradezu albern und das Geistreichste wirkt banal. Ein so reich ausgestattetes Schemen-Weib ist ein echtes Dekadenzprodukt, und die Zeichnung nach dem Modell scheint der Verfasserin gut gelungen. Das Buch faßt das vornehme Kulturelend unserer Zeit prächtig zusammen. Auch sonst enthält das Buch fesselnde Stileffekte, feuilletonistische Feuerwerke, viel Nachgedachtes und Gutverdautes. Die Verfasserin ist trotz ihrer hohen Jahre noch eine frische, mutige Erscheinung, die mit der neuen Zeit tapfer Schritt hält, eine hochherzige Kämpferin.

In „Gestern und heute“ hat Ulla Frank (Berlin, Hugo Steinitz) die Frauen von ehedem und jetzt, Mütter und Töchter sehr geschickt kontrastiert. Der Gegensatz verschiedener Generationen ist originell erfaßt. An guten Gedanken, schönen, starken Empfindungen ist kein Mangel. Eine gescheite Frau kargt nicht mit Einfällen und Bekenntnissen, die scharfe Lichter auf das Frauenemanzipationswerk werfen. Und doch, hat man sich vorher an Brachvogel oder gar Hedwig Dohm warm gelesen, empfindet man eine leise Enttäuschung. Franks Buch läuft zu glatt, es giebt keine Schwierigkeiten zu überwinden, keine Widerstände zu besiegen. Es fehlen die stilistischen Kniffe. C. D.

Meisterwerke der zeitgenössischen Novellistik, herausgegeben von Lothar Schmidt. 1. Jahrg. Bd. 1. Arthur Schnitzler: Ein Abschied. Maria Janitschek: Despotische Liebe. — Es geistert. Karl Busse: Die häßliche Wikta. — 1. Jahrg. Bd. 2. Paul Bourget: Der ehemalige Herr. — Memoiren eines Cowboy. Fernand Vandérem: Das Billard. — Sammy. — Er. — Der Pensionär. — Verlag von L. Frankenstein. Breslau, Leipzig, Berlin. 1897.

Von den beiden vorliegenden Bänden ist der erste als Ganzes genommen der weitaus bedeutendere. Die Novelle von Arthur Schnitzler bietet ein wohl in sich geschlossenes und in den Einzelheiten mit echt künstlerischer Feinheit ausgeführtes erzählerisches Meisterstück. Eine eigentliche Handlung fehlt; der Dichter giebt lediglich die Analyse der Seele eines jungen zartnervigen Niedergangsmenschen, der all die nervenzerquälenden Leiden einer heimlichen, nur auf ganz flüchtigem Genuß beruhenden Liebe zu der Gattin eines andern durchkosten muß. Die Stimmungen, die er durchlebt, die bange, fieberhafte Erwartung, die ihn zu jeder Arbeit untauglich macht und sein Nervensystem nur noch mehr zerrüttet, die aufsteigende Angst, als die Geliebte tagelang nicht kommt; die quälende Empfindung, nicht zu ihr zu dürfen, als er sie schwer

krank weiß, und das endliche Wiedersehen der toten Geliebten, die ihn — nach seinem Empfinden — wegen seiner Verleugnung zu verachten scheint: dies bildet den Inhalt der Novelle. Aber der Dichter begnügt sich nicht, mit kalt sezierender Sicherheit das tiefste, geheimste Innenleben des Helden den Blicken der Neugierigen zu enthüllen; immer verspürt man ein warmes, inniges Mitfühlen, das die Schilderung der seelischen Leiden dieser weichen, überfein organischen Natur mit einem zarten, stimmungsvollen Duft umgiebt.

Im Gegensatz zu dieser feinen, weichen, die Blässe einer gewissen Morbidezza an sich tragenden Kunst Schnitzlers kennzeichnet die beiden Novellen von Maria Janitschek ein frischer, kecker, lebensprudelnder Ton. Es ist einem, als würde man von der freien, reinen, belebenden Luft des Hochgebirges angeweht, in dem die Geschichten spielen. Der Stoff der erstern Novelle ist nicht sonderlich neu: zwei für einander geschaffene Naturen werden zuletzt doch trotz allen Hemmnissen von dem übermächtigen Trieb der Liebe zusammengeführt. Den Hauptreiz bildet vielmehr die wunderprächtige, lebensplastische Charakteristik der Gebirgler, die nicht sentimental schwärmen und schön posieren, sondern im wahren Dialekt sprechen, denken und fühlen, Figuren, die mit ihrer Knorrigkeit und Derbheit auf jeden fesselnd wirken. — Origineller, köstlicher Humor ergötzt in der zweiten Novelle: „Es geistert!" worin die Erlebnisse eines als Einsiedler lebenden Laienbruders dargestellt werden. Diesem wird zur Nachtzeit ein Kind — sein eigenes, wie er später erfährt — vor die Thür seiner Klause gelegt, und er nimmt sich mit echt väterliche Sorge dieses ihm unbekannten Würmchens an, dessen Ähnlichkeit mit ihm allen auffällt. Die Geschichte klingt in einen heiteren Schluß aus, worin wir den ehemaligen Laienbruder als glücklichen Familienvater ein Handwerk treiben sehen. Daß uns auch hier eine Reihe urwüchsiger, kerniger, plastisch hervortretender Charaktere begegnen, brauche ich wohl nicht besonders hervorzuheben.

Karl Busses Novelle: „Die häßliche Wikta" ist meines Erachtens nicht so sehr eine psychologische Analyse, wie sie im Prospekt der Sammlung bezeichnet wird, als ein vorzügliches, allerdings etwas zu breites Kulturbild, welches uns in packender Darstellung das trostlose Elend und die Verkommenheit der unteren Volksschichten in den polnischen Provinzen veranschaulicht. In dieser jämmerlichen Umwelt lebt die häßliche Wikta, ein armes, verlassenes Wesen, das von allen nur verhöhnt und mit Fußtritten traktiert wird. Auch sie möchte jemanden besitzen, der sie wirklich heiß und innig liebe, und all ihr Sehnen richtet sich auf ein Kind. Sie wirft sich einem Manne an den Hals, der sie mehr als die anderen verachtet und nur im Rausch ihrem Wunsche willfährt. Wie steigt ihr Stolz, als sie sich Mutter fühlt! Aber ihre Hoffnung soll grausam zerstört werden. Infolge der brutalen Behandlung, welche ihr der Vater des Kindes, dem sie danken will, angedeihen läßt, wird das Kind totgeboren, ein Schmerz, den sie nicht überleben kann. — Der Dichter hat diese arme, geknechtete, liebesdurstige Seele in ihrer vollen Tiefe verstanden und eine wahr zum Herzen sprechende Schilderung derselben gegeben. Alle Regungen ihres Herzens, von den ersten leisen Schwingungen ab bis zur übermächtigen, unhemmbaren Offenbarung hat er klargelegt. Es ist eine tiefschmerzliche Geschichte, die niederdrückend auf das Gemüt des Lesers wirkt.

Die beiden Novellen von Paul Bourget im zweiten Bande führen uns nach Amerika und zeigen den tiefen Blick und die scharfe Beobachtung, welche dieser französische Schriftsteller den außer-

europäischen Verhältnissen widmet. Die erste schildert das Unheil, welches durch die völlige Emanzipation der geistig unreifen Neger entstanden ist; die zweite giebt eine eingehende Darstellung von dem wilden, gefahrvollen Leben der Cowboys im äußersten Westen dicht an der Grenze der Indianergebiete. Besonders frisch und lebendig erscheint die letztere, worin Bourget die Aufzeichnungen eines Cowbys benutzt. Auch die Umwelt der ersteren ist nach eigener Anschauung eingehend und anschaulich geschildert; die Charakteristik weist Klarheit, Fülle und Sicherheit auf, wenn man vielleicht auch gestehen muß, daß die echt amerikanischen, in sich geschlossenen Gestalten noch etwas mehr Plastik haben dürften.

Unter den kleinen, in leichtem, reizendem Plauderton geschriebenen psychologischen Skizzen von Fernand Vandérem ragen besonders die erste: „Das Billard" durch Wahrheit und natürliche Frische und die letzte: „Der Pensionär" durch köstliche Ironie hervor. P. Ss.

Smaragda. Roman aus Konstantinopel von August Niemann. (Stuttgart, S. Engelhorn.)

Dieser Roman des gewandten und beliebten Erzählers weckt mehr aktuelles als künstlerisches Interesse, führt uns der Verfasser doch mitten hinein in die armenischen Wirren. Ein junger englischer Diplomat — natürlich ein Musterbild aller Tugenden im Sinne des „Daheim" — wird nach Konstantinopel geschickt, um die Lage der armen bedrängten Armenier zu studieren. Er verliebt sich dabei in Smaragda, die Tochter eines reichen armenischen Bankiers und wird durch diese Liebe in allerlei romantische Abenteuer verwickelt, die dem Verfasser Gelegenheit geben, die zwischen Armeniern und Türken herrschende Spannung, Aufruhrsceenen und Straßenkämpfe anschaulich und lebendig zu schildern. Doch sind die ganzen Verhältnisse mehr äußerlich skizziert, in das Wesen der Dinge, in die eigentlichen Charakterunterschiede der kämpfenden Rassen, in die kulturgeschichtliche Bedeutung der Ereignisse läßt uns August Niemann keine Blicke thun. Nur von der Pflicht der christlichen Staaten, die christlichen Armenier gegen die moslemitischen Türken zu schützen wird viel geredet. Das giebt einzelnen Stellen des Buches eine böse Ähnlichkeit mit gewissen Leitartikeln. H. M.

J. Meier-Graefe. Die Keuschen: Fürst Lichtenarm. Berlin, Schuster & Löffler. 1897.

Das ist ein lustiges und amüsantes Büchlein. Es erzählt die Geschichte von dem österreichischen Aristokraten Fürsten Lichtenarm, der ein so gewaltiger Frauenliebling gewesen, daß er schließlich aus lauter Übersättigung — ein Keuscher wird; und der dann seine neue Tugend an seiner jungen Frau zu deren großem Mißvergnügen übt. Wie nun der Fürst trotz alledem zu einem Erben seines Namens gelangt, sich dann von der jungen Mutter aber scheiden läßt und eine nicht mehr ganz frische französische Lebedame heiratet, von der er keine Versuchung seiner standhaften Tugend zu gewärtigen hat, das alles ist mit frivoler, leichter Grazie und gut gespieltem Ernst dargestellt. Der kleine Roman — zu behaglicher Breite der Erzählung mögen sich unsere Modernen nun einmal nicht ausdehnen — spielt in der vormärzlichen Wiener Adelsgesellschaft und trifft deren Ton meistens ausgezeichnet; einige kleine Anachronismen, die dem Verfasser passiert sind, will ich ihm nicht weiter nachtragen, da er ja doch ein Kulturgemälde zu zeichnen nicht vorhatte. Man wird das hübsche Buch jedenfalls mit Vergnügen lesen und sich auf die Fortsetzung des Cyclus: Die Keuschen, freuen. Unseren jungen Mädchen wollen wir diesen Roman

aber lieber doch nicht in die Hände geben.

Otto Sachs.

Mutter und Tochter. Dreizehn Briefe und eine Postkarte, gesammelt von Alfred Stoeßel. Kritikverlag. 1897.

Es ist weiter nichts als eine Folge vertraulicher, rein familiäre Verhältnisse behandelnder Briefe von Mutter und Tochter, welche uns Alfred Stoeßel in seinem Buche vorlegt, und doch verspürt man beim Lesen etwas eigentümlich Anheimliches, besonders wenn man die geschilderten Kreise selbst genau kennt oder womöglich mit ihnen in engster Berührung gelebt hat. Es werden uns da keine fein und sauber ausgeführten Interieurs geboten, die von hoher künstlerischer Technik zeugen; es ist der schlichte, kunstlose Stil des Volks: man schreibt unmittelbar nieder, wie es einem gerade einfällt, was man erlebt, oder was man denkt und fühlt, ohne Schönrednerei und tiefgehende Betrachtungen, unbekümmert um Rechtschreibung und Sprachrichtigkeit. Mit wenigen Strichen deutet man eine Fülle von Einzelheiten an, die der Leser leicht zu einem ausdrucksvollen, die Verhältnisse vortrefflich darstellenden Gesamtbilde vereinigen kann. Man wendet sich durchaus an das Herz des Lesers, läßt ihn einen Blick in sein Innerstes thun, offenbart ihm rückhaltlos, wie es einem zu Mute ist, und enthüllt ihm selbst die verborgenen Regungen der Seele. Immer aber bleibt man anschaulich und plastisch; nie zeigt sich eine Spur von kühlem, verstandesmäßigem Sezieren der Empfindungen. — Wenn man nun sieht, wie meisterhaft es dem Verfasser gelungen ist, diese Kunstlosigkeit der Erzählung, diese Plastik der Schilderung, den Herzenston der Sprache wiederzugeben, sodaß die Briefe fast wie Originalbriefe anmuten und im tiefsten Denken und Fühlen der ärmeren Volksschichten zu wurzeln scheinen: dann drängt sich einem unwillkürlich aufrichtige Achtung vor diesem Autor auf, der mit so liebevoll forschendem, untrüglichem Blick in die Volksseele hineinzuschauen vermag. Der Gegenstand des Briefwechsels selbst ist denkbar einfach, aber ein ergreifendes Stück Menschenleben. Da ist eine Mutter, arm, alt und siech, die kümmerlich von einem Gnadengelde des Königs und der geringen Einnahme von ihrem Untermieter leben und noch davon einen unerwachsenen Sohn erhalten muß. Dort die Tochter, die sich an der Bühne „mit Gott und Ehren“ durchschlägt; die mit heißer Inbrunst an ihrem außerehelichen Kinde, der Frucht ihrer ersten und einzigen Liebe, hängt und dabei erleben muß, daß dieses plötzlich stirbt und sie die Nachricht erst lange nach seinem Begräbnis erhält; die von ihrem „Bräutigam“ verlassen wird und von ihrem Direktor die Kündigung erhält, da sie ihm nicht zu Willen sein mag. Und der Ausgang ist düster: in den Fluten des Stromes findet die Verzweifelnde den ersehnten Tod. An ihrem Grabe aber — es ist dies die so gewöhnliche Ironie des Lebens! — hält der Direktor eine rührende Rede.

Paul Wendner.

Trilby. Roman von George du Maurier. Deutsch von Marg. Jacobi. Stuttgart, Verlag von Rob. Lutz.

Der englische Sensationsroman Trilby liegt in der gewandten deutschen Übersetzung von Marg. Jacobi schon in sechster Auflage vor. Das Buch scheint also auch in Deutschland einen großen Leserkreis zu finden. Den Inhalt dürfen wir, nachdem der Roman in dramatischer Bearbeitung fast über alle deutschen Bühnen gegangen ist, als bekannt voraussetzen. Über den Wert oder Unwert des Buches brauchen wir uns auch nicht mehr auszusprechen, wir haben es ja nicht mit einem Kunstwerk für wenige auserwählte Kenner, sondern mit einem Massenartikel zu thun. Uns interessiert

höchstens die Frage: wie kann ein solches Buch, das aus Unnatur und Unmöglichkeiten zusammengebraut ist, einen solchen Erfolg haben? Die Antwort erscheint nicht allzuschwer, wenn man bedenkt, daß du Maurier in seiner Trilby mit zwei in unserer heutigen dekadenten Gesellschaft ganz besonders wirksamen Faktoren arbeitet, mit hinter Prüderie versteckter Sinnlichkeit und Mystizismus. Das Modell Trilby — eine so rührend anständige Gefallene! — der heißblütige Svengali mit seinem Hypnotismus und seiner hinreißenden Musik, die Poesie des ungebundenen Malerlebens — alles natürlich durch die Verschönerungs- und Versittlichungsbrille einer englischen Gouvernante gesehen. — das ist ein Trank wie er auch dem deutschen Philister behagt. Solche Bücher werden gekauft, und wenn sie auch noch zehnmal unmöglicheres behaupteten, als daß man eine unmusikalische und schreckliche Töne von sich gebende junge Person auf hypnotischem Wege zur vollendeten und berühmten Sängerin umwandeln könne. N. N.

E. Jensen: Nein! Zwei Novellen: „Über den Wassern"; „Über den Wolken". Dresden, E. Piersons Verlag.

Adine Gemberg: „Aufzeichnungen einer Diakonissin". Roman. Berlin, S. Fischers Verlag.

Schwester Ilse, Roman in 2 Bdn. von Clarissa Lohde. Mannheim, J. Bensheimers Verlag.

„Pave der Sünder", Roman von Bernhardine Schulze-Schmidt. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

„Das Recht des Todten, Erzählung von Maczy Freiin von Jobaháza. Wien, Verlag von Karl Konegen.

„Der Zeitgeist" von L. Dongall, Übersetzung von Marta Baumann. Göttingen, Verlag von Vandenhoeck und Ruprecht.

Wieder einmal eine Anzahl Frauen, die um die Palme ringen. Das meiste Interesse haben mir die Werke der beiden erstgenannten Schriftstellerinnen abgewonnen, welche mit ihren feinen Seelenschilderungen wohl zu fesseln vermögen. Neben ihnen kommt dann eigentlich nur noch Bernhardine Schulze-Schmidt bei einer engeren Konkurrenz in Betracht, die uns in ihrem „Pave" ein straff gezeichnetes und konsequent entwickeltes Charakterbild giebt, während die anderen vor einer ernsthaften Kritik als Kunstwerke nicht zu bestehen vermögen.

Am meisten hat mich persönlich das Novellenbändchen von E. Jensen interessiert. Die jugendliche Verfasserin hat sich bei ihrem ersten Werke, das der Öffentlichkeit übermittelt worden ist, eine sehr subtile Aufgabe gestellt, und diese mit lobenswerter Kühnheit durchgeführt. Was ihr Interesse erregte war das Problem der Geschwisterehe. Da sich für dieses Thema ja gleich beim ersten Erfassen mehrere Variationen nebeneinander ergeben werden, hat auch E. Jensen dasselbe Thema wenigstens in zwei verschiedenen Novellen zweimal verschieden dargestellt. Beidemale kommt ein Geschwisterpaar, das sich von Jugend auf nie gesehen, ja von einer gegenseitigen Existenz nicht einmal etwas geahnt, in die Lage, sich in gemeinsamem Ehebunde zu vereinen. In der ersten Novelle „Über den Wassern" ist es ein Fischermädchen, das sich mit einem schmucken Matrosen vermählt, in dem es auf dem bräutlichen Lager den lang verschollenen Bruder erkennt. In der anderen Novelle „Über den Wolken" ist es ein deutscher Professor, der in einem Höhenlaboratorium eingeschneit die Jahre des verhängnisvollen Glückes zu vergessen sucht, das er in seiner Ehe mit der früh verlorenen und zu spät erst wiedererkannten Schwester gefunden. Als eine dritte Variante zu diesem Thema muß ich an Guy de Maupassants Novelle „Am Hafen" erinnern, die dasselbe in weniger diskreter

Weise erörtert. Ebenfalls ein sehr anziehendes Buch hat Adine Gemberg mit „Aufzeichnungen einer Diakonissin" überschrieben. Diese Diakonissin, eine durchaus aparte Erscheinung, wird trotz mancher Wunderlichkeiten auf viele Leserinnen einen eigenartigen bestrickenden Zauber ausüben. Doch wird sich wohl kaum jemand finden lassen, der diesem komplizierten Charakter, in welchem romantische Schwärmerei, orthodoxer Glaubenseifer und daneben eine fast cynische Selbstverachtung gemischt sind, in allen Punkten zu folgen und beizustimmen vermag. Ein recht langweiliges Buch ist Clarissa Lohdes Roman „Schwester Ilse". Was soll man dazu sagen, daß die Verfasserin das dritte Kapitel des ihrem „lieben Bruder, Herrn Geheimrat Ernst von Leyden" — dem berühmten Chirurgen — gewidmeten Buches also beginnt: „zwar waren die Splitter der Kugel glücklich aus der Lunge entfernt"? — Die Gestalten des „tollen Wolf", der „Schwester Ilse", des Juristen Axel und der Räthe, der Miß Graham und der Adeline, der „Sirene" sind allesamt aus besseren Romanen ganz oder teilweise zusammengeborgt und hinlänglich bekannt. Der Dialog läßt außerordentlich viel zu wünschen übrig.

Bernhardine Schulze-Schmidt hat uns außer anderen Motiven schon oft in ihren fesselnden Romanen mit den Einwohnern der Dalmazischen Kuste bekannt gemacht. Auch in ihrem neuesten heute vorliegenden Romane „Pave der Sünder" führt sie uns dorthin. Wir lernen das Dalmatische Fischervolk kennen und dringen in die düstere Fischerhütte des riesigen heidnisch gesinnten Jovič ein. Dessen Weib Dume Slavora ist um so mehr ein gefügiges Werkzeug in der Pfaffen Händen und gelobt ihnen, um die jüngst geborene schwächliche Milika zu retten Pave, ihren prächtigen Erstgeborenen Sohn. Dieser ist ein echter Sohn seiner in diesem Buche ganz wunderbar geschilderten meerumrauschten dalmatischen Berge und vermag sich nur nach schwerstem äußerem und inneren Widerstand unter das unnatürliche Joch zu beugen. Diese Scenen sind wahrhaft großartig geschildert. Und der alt eingeborene, kaum völlig unterdrückte Freiheitsdrang wird wieder in ihm rege, als er von der Entehrung Milikas erfährt, für die er nun umsonst sein eigenes Dasein hat zum Opfer bringen müssen. Er erdolcht sich selbst, gerade während er zwischen anderen Sündern das schwere lastende Sandkreuz trägt, inmitten der Procession. So romantisch der Inhalt dieses Romanes auch klingen mag, so ist er doch groß empfunden und von Künstlerhand geschrieben. Ein jeder Leser wird seine Freunde daran haben.

Ein weiterer Roman „das Recht des Toten" von Maczy, Freiin von Jobahaza gehört in die Kategorie der Gesellschaftsromane (weniger freilich wohl der Romane der „Gesellschaft"). Die Verfasserin, deren Buch sich durch ein überaus fließendes Deutsch auszeichnet, dem man weder in der Form noch im Ausdruck fremdländische Elemente anmerkt, interessiert uns für das freilich nicht zum erstenmal behandelte Problem des Rechtes, das dem verstorbenen Gatten an der überlebenden Gattin noch zusteht. Da die überlebende Gattin in diesem Falle noch ein junges, üppig blühendes Weib ist, vermag uns ihr Schicksal, ihr Ringen und Unterliegen gegenüber einer neu erwachenden Liebesleidenschaft wohl zu fesseln. Und auch der Verfasserin geht es ebenso wie uns, und zwar in dem Maße, daß sie sich schließlich ebenso wie wir im Grunde doch gegen „das Recht des Toten" erklärt. Äußerlich nimmt sie freilich doch wohl für dieses Recht Partei, welche Gewissensnot allein den trivialen Schluß des sonst lesbaren Buches erklärlich macht.

Zum Schlusse haben wir es nun noch,

ganz im Gegensatz hierzu mit einem englisch-amerikanischen Pietistenroman „Der Zeitgeist“ von L. Dougall, in der glatt und korrekt gearbeiteten Übersetzung von Maria Baumann zu thun. Wie dieses Buch zu solchem Titel kommt, ist freilich nicht recht einzusehen. Diese Schrift, welche in echt amerikanisch-pietistischer Weise von der Umwandlung eines ehemaligen gemeinen unwissenden Trunkenbolds zum Vorsteher einer stillen Gemeinde, der in nicht seltener religiöser Skrupellosigkeit seine später ebenfalls verluderte Gattin dadurch für seine Mäßigkeitsbestrebungen gewinnt, daß er als pflichtvergessener Exekutivbeamter sie bei der Rettung ihres wegen Mordes verfolgten Vaters unterstützt, vermag uns sowohl wegen der stark aufgetragenen Kontraste als auch überhaupt wegen seiner ganzen frömmelnden Tendenz nicht künstlerisch noch sonst vornehm zu berühren. Da giebt's denn doch Themen und Werke gesunder und vernünftiger denkender Schriftsteller genug, die das deutsche Lesepublikum tiefer packen können.

Dr. Johannes Kleinpaul.

Dramen.

Mirabeau. Schauspiel in 5 Akten von Ernst Strüsing. Berlin 1896. Freund und Jeckel.

Es liegt etwas ungemein Tragisches in der Persönlichkeit Mirabeaus, dieser mächtigen Verkörperung einer zerfallenden Zeit, jenes Mannes, welcher mit staunenswerter Genialität des Geistes eine sittliche Ungeheuerlichkeit ohnegleichen vereinigte, welcher der Revolution Halt gebieten wollte, aber all seine Bemühungen an den unaufhaltsam weiterentwickelten Verhältnissen und dem furchtbaren „Es war“ seiner Vergangenheit scheitern sah. Ein Abglanz dieser weltgeschichtlichen Größe erscheint auch in dem vorliegenden fünfaktigen Jambendrama. Die gewaltigen widerstreitenden Gegensätze, die in der politisch hocherregten Zeit lagen, sind in den beiden Hauptgestalten Mirabeau und Marie Antoinette zusammengefaßt, welche als einzige Vollcharaktere ihre Umwelt von geistigen und sittlichen Krüppeln bedeutend überragen. Die Handlung des ganzen Stückes bildet der große Liebeszweikampf zwischen dem starken Weib und und dem starken Manne, und durch ihn werden zum guten Teile die machtvoll bestimmenden Geschehnisse der französischen Revolution erklärt. Diese Auffassung von der Liebe als des hauptsächlich treibenden Moments der dramatischen Entwickelung, selbst in geschichtlichen Stücken berührt sich eng — wenngleich unendlich vertiefter — mit der, wie sie in den höfisch-heroischen Liebestragödien von Corneille und Racine herrscht, wie sie auch bei Schiller, dem Jünger der Franzosen in dieser Hinsicht, wiederkehrt und erst im Wallenstein — bis auf einen geringen Bruchteil — zu gunsten einer wahrhaft geschichtlichen Anschauung glänzend überwunden ist. Das Tragische an der Gestalt Mirabeaus ist im obigen Schauspiel, daß er gerade in dem Augenblick, wo er sich als Sieger in diesem Liebeskampfe fühlt und die Fäden aller weiteren Ereignisse in seiner Hand wähnt, auf Anreizen Robespierres von seiner eifersüchtigen Maitresse vergiftet wird. Ich glaube, diese im Ganzen doch nur äußerliche Lösung des Knotens hätte sehr wohl durch eine tiefere, auf den Gesamtcharakter des Helden begründete ersetzt werden können.

Sicherlich hat sich der Verfasser bemüht, ein Bild der damaligen Zustände und der ganzen Umwelt zu zeichnen, und wenn es ihm auch nicht geglückt ist, ein lebendiges Gemälde jener Zeit zu entwerfen, wie es etwa Georg Büchners lebenstrotzende, kraftgenialische, jugendlich stürmende Dichtung: „Dantons Tod“ bietet, so giebt er doch immerhin eine ansprechende Schilderung von der inneren Auflösung und Verrottung des alten Frankreich. Auch

die Einzelcharakteristik ist scharf und entbehrt nicht einer gewissen Plastik, selbst nicht in den meisten Nebenfiguren. Doch gestehe ich, daß von den Hauptpersonen Marie Antoinette bedeutend markantere Umrisse zeigt als Mirabeaus, der sehr verblaßt und etwas unklar in der Zeichnung, auch ohne volle, rechte Größe, wie er doch sollte, erscheint. — Einen schweren Vorwurf aber muß man dem Verfasser machen: es fehlt dem Stück an wahrem, glutvollem Temperament, an starker, unmittelbarer Leidenschaft, welche davon Zeugnis ablegt, daß der Dichter den Gegenstand bis ins Innerste mitdurchfühlte und durchlebte und in seinem Werke ein Teil seines Selbst opferte. Wenn man die geschichtlichen Angaben z. B. im ersten Akte und manche von den Reden liest, so glaubt man Auszüge aus Handbüchern für Geschichte vor sich zu haben.

P. Ss.

Litteraturgeschichte.

Die Vorläufer der modernen Novelle im achtzehnten Jahrhundert. Ein Beitrag zur vergleichenden Litteraturgeschichte von Rudolf Fürst. Halle, bei Karl Niemayer 1897.

Die Kunstgattung der Novelle spielt in der modernen Litteratur eine große und bedeutsame Rolle. Ich möchte sie die höchste Form der Prosadichtung nennen, weil sie durch ihren knappen Rahmen, durch die geringe Anzahl der Personen, die darin handelnd auftreten können, durch die ihr innerlich eigene Neigung zur scharfen Pointe den Dichter zwingt, alle seine Kräfte möglichst in einen Punkt zusammenzufassen, eine möglichst scharfe und kurze Charakteristik aufzubieten, das Gedankliche seines Stoffes in einen Satz nach Möglichkeit zu konzentrieren. Außerdem ist die Novelle, wie sie es von jeher war, auch heute noch der Turnierplatz, auf dem neue Stoffe, neue Gedanken, neue Menschentypen, die bisher nicht als litteraturfähig, als „poetisch“ gegolten hatten, zum erstenmale auftreten, sie ist noch heute das Gebiet der großen stofflichen Erwerber und Mehrer, wie denn z. B. Maupassant einer jener schier unerschöpflichen Trouvères, ein stets neu gewandter Erfinder, und zugleich der größte Vertreter der modernen Novelle gewesen ist.

Da ist es nun nicht nur interessant, sondern geradezu ein Bedürfnis für jeden, der gewohnt ist, nicht nur die Einzelerscheinung abgesondert zu betrachten, sondern ihrem Entstehen und ihrem Zusammenhang mit anderen Erscheinungen nachzugehen, daß er erfahren will, woher diese merkwürdige und entwicklungsfähige Kunstform eigentlich stammt, wie sie entstanden, und wie und durch wessen Vermittelung sie auf ihren heutigen Stand gelangt ist.

Diese Belehrung und also mehr, als er im Titel verspricht, bietet uns Rudolf Fürst, ein junger Prager Gelehrter, der sich bereits mehrfach in Fachkreisen durch schöne Publikationen vorteilhaft bekannt gemacht hat, in seinem neuen Buche. Er berührt den Ursprung der Novelle bei den Franzosen und Italienern und schildert dann ihre weitere Entwicklung bei allen europäischen Kulturvölkern, Spaniern, Italienern, Franzosen, Engländern, Deutschen, wie sie sich während des siebzehnten und achtzehnten, und noch im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts vollzog. Überaus klar und rein sind die einzelnen Gattungen, die ja so oft einander ablösten und ineinander übergingen, auseinandergehalten; die scheinbar so verwirrten und verwirrenden Fäden, die sich zwischen Italien und Frankreich, Frankreich und Spanien (Gil Blas und die Schelmenerzählung), England und Frankreich (die moralische Erzählung), und endlich Frankreich und Deutschland (abermals die moralische Erzählung, aber auch die

Contes licencieux und die Feenmärchen) in hastigem, ununterbrochenem Wechselspiel spinnen, werden bloßgelegt, sodaß wir in das Entstehen mancher sonst fast rätselhaften Litteraturströmung eine neue tiefe Einsicht erhalten. Die beiden überaus merkwürdigen und fruchtbaren Hauptvertreter, der die französische Revolution mit vorbereitenden Novellistik, Diderot und Restif de la Bretonne, der eine vielgenannt und zu wenig gekannt, der andere wenigstens bei uns Deutschen noch lange nicht in seiner ganzen überragenden sozialen und künstlerischen Bedeutung gewürdigt, werden in scharfes Licht gesetzt, und so bildet die Gruppe der sozialen und revolutionären Novellisten Frankreichs vielleicht den Glanzpunkt des ganzen Buches, allerdings neben der meisterhaften Darstellung jener ganz einzigen und unerhörten Entwicklung, die uns Deutschen aus dem Wust der abgeschmackten Feenmärchen und langweiligen Moralerzählungen des achtzehnten Jahrhunderts plötzlich, aber, wie Fürst fein nachweist, durchaus nicht unvermittelt, die duftigen Blüten der Goethe'schen Novelle und die Prachtblumen der Romantik Tiecks, Kleists, Fouqués, Arnims und Brentanos aufschießen ließ.

Man blickt mit freudiger Teilnahme zurück und wünscht sich nur auch einen ähnlichen wegekundigen Weiser für die Gegenwart, ja am Ende auch für die Zukunft.

Fürsts Buch ist anziehend und fesselnd geschrieben und überrascht an allen Ecken und Enden durch neue Gesichtspunkte, unbekannte Verbindungen, ungeahnte Zusammenhänge. Die Stoffbeherrschung, die daraus spricht, zeugt von ebenso viel Fleiß, als gedanklicher Durchdringung.

Otto Sachs.

In einer sehr fesselnden und vielfach feindurchdachten Abhandlung über den „ironischen Ästhetizismus Paul Scheerbarths" (Briefe über die Litteratur der Gegenwart, Tägliche Rundschau, Berlin) schreibt Julius Hart folgende unhaltbare Behauptung:

„Als die ganze jüngere deutsche Litte„ratur in den Wirbeln des Zolaismus „hintrieb und in keinem anderen das „Heil sah, als in den Geboten des Natu„ralismus, als man so gut wie nichts „wußte von französischer Dekadenz und „Symbolismus, und ganz gewiß Paul „Scheerbart auch, da warf dieser sein „erstes Buch auf den Markt: „Das „Paradies, die Heimat der Kunst". Es „sprach allem Hohn, was damals die „Neuen wollten, und es ging spurlos „vorüber."

Das erste Buch Scheerbarts ging so wenig spurlos vorüber, als es wahr ist, daß die „ganze jüngere deutsche Litteratur" in den „Wirbeln des Zolaismus" hintrieb — es müßte denn unter der „ganzen deutschen Litteratur" ein gewisser Berliner Bruchteil der deutschen Schriftstellerwelt verstanden werden. Den Teil für das Ganze zu setzen, mag zwar vom Gesichtspunkte der Schule oder der Klugen angängig sein — historisch ist das nicht berechtigt, solange die anderen größeren Teile diesen kleineren Teil nicht mit ihrer Vertretung betraut haben. Das ist nie geschehen und konnte nicht geschehen, weil keine Wesensgleichheit vorhanden war. So wenig Berlin Deutschland ist, so wenig ist Berliner Litteratur die „ganze deutsche Litteratur". Wir in Süddeutschland z. B., in München und Wien, ließen es uns niemals einfallen, in den „Wirbeln des Zolaismus" zu treiben. Wir verloren nie dem Zolaismus gegenüber unsere eigene Natur und unsere eigenen Wege. Das mag eine Zeitlang Berliner Spezialität gewesen sein, allgemein deutscher Art war es niemals. Unser süddeutscher Naturalismus könnte nur von einem sehr oberflächlichen Betrachter mit Zolaismus verwechselt werden. Daß Paul Scheer-

bart mit seinem ersten Buche allem Hohn gesprochen habe, was „damals die Neuen wollten", ist ebenfalls eine viel zu weit ausgreifende, überkühne Behauptung. Es ist nicht richtig, daß Scheerbarts erste Werke spurlos vorübergegangen. Scheerbart wurde in der „Gesellschaft" sofort besprochen und unparteiisch gewürdigt. Das geschah natürlich alles außerhalb Berlin, aber immerhin innerhalb der „ganzen jüngeren deutschen Litteratur".

M. G. C.

Shakespeare-Schriften.

William Shakespeare. Ein Handbüchlein von Eduard Engel. Mit einem Anhang: Der Baconwahn. Zweite unveränderte Auflage. Leipzig 1897. Julius Bädeker.

Dieses anspruchslose, leicht und fließend geschriebene Büchlein, das als unterrichtende Vorbereitung auf das Studium eines größeren lebensgeschichtlichen Werks über Shakespeare gedacht ist, bietet auf 78 Seiten eine kurze, klare, gut zusammengefaßte Darstellung von allem Wissenswerten über den großen Stratforder Dichter. Der Verfasser ist kein Freund der rein philologischen Betrachtungsweise, die sich nur allzuoft in lebensgeschichtliche Kleinlichkeiten verliert und das Große, Künstlerische an den Werken sowie das innere Leben der Dichterseele nicht berücksichtigt. Gerade das ist es, was er — wie schon Elze und besonders G. Brandes — mit Schärfe betont. Charakteristisch ist auch sein Standpunkt, den er dem behandelten Gegenstand gegenüber einnimmt und in der Einleitung genau formuliert, daß wir nämlich von keinem großen Dramatiker, von keinem großen englischen Dichter des 16. Jahrhunderts soviel oder mehr wußten als von William Shakespeare. Dieser Ansicht bin ich in Anbetracht der zahlreichen, guten Gründe sehr geneigt zuzustimmen. In Einzelheiten dagegen, wie in der Auffassung des Hamlet und der Sonette, weicht meine Anschauung von der des Verfassers ab.

Der Anhang über den Baconwahn enthält nichts Neues; er giebt auch keine Geschichte der Bacontheorie; er stellt vielmehr eine überaus scharfe Abfertigung derselben dar. Die häufigen schmähenden Ausfälle gegen die Baconianer, denen der Verfasser mehr als einmal Irrsinn vorwirft, halte ich für wenig geschmackvoll und auch kaum angebracht für Leute, die, wenngleich im Irrtum, es doch zumeist ernst mit ihrer Theorie meinten. Doch begreife ich vollkommen, daß einem, der die alten, immer und immer wieder vergeblich zurückgewiesenen Behauptungen vorbringen hört, zuletzt einmal die Galle überfließt.

Noch auf etwas sehr Interessantes möchte ich hinweisen. Der Verfasser giebt einen Fingerzeig auf neue Quellen, die uns mancherlei Neues über Shakespeare mitteilen könnten. Er rät, die Archive der großen englischen Adelshäuser und die Gesandtschaftsberichte jener Tage zu durchforschen. Auch möge man nach den gewiß nicht verlorenen Tagebüchern des holländischen Kunstschwärmers Johannes de Witt (1565—1632) suchen, der uns durch seine Zeichnung eines alten Londoner Theaters eine richtige Vorstellung von demselben verschafft hat.

P. Ss.

Shakespeare-Studien. (Hamlet; Romeo und Julie.) Von Fritz Düvell. Leipzig. 1897. August Schupp.

Wenn einst in ferner Zukunft ein Historiker es unternimmt, die Geschichte des menschlichen Geistes im 19. Jahrhundert darzustellen, dann wird er einen besonders umfangreichen Abschnitt den Perversitäten, Abnormitäten, Zeit- und Modekrankheiten dieses Geistes widmen müssen. Der Stoff dazu ist für ihn zu einem guten Teile in der wissenschaftlichen und pseudowissenschaftlichen Litteratur niedergelegt, und er braucht da nicht einmal das gesamte, schier unermeßliche Gebiet zu durchforschen;

die Goethe- und die Shakespearephilologie bieten beide ein getreues, lebensechtes Abbild des Zeitgeistes. Eine höchst charakteristische geistige Zeitkrankheit, die jenem Geschichtsschreiber viel zu denken geben wird, ist die bekannte und schon so oft vergeblich widerlegte Bacontheorie, welche seit dem Erscheinen des „Shakespearegeheimnisses" von Edwin Bormann die weitesten Kreise, „große Mengen (!) von Dichtern, Schriftstellern, Redakteuren, Gelehrten; Regisseure, Schauspieler, bildende Künstler, Lehrer, hohe Beamte und Juristen, Kaufleute, Buchhändler und einen großen Teil der akademischen Jugend," ergriffen hat. Man muß es sehr bedauern, daß diese bei näherer Betrachtung durchaus haltlose Anschauung, die auf völliger Unkenntnis der elisabethanischen Zeit und auf gänzlicher Verkennung der dichterischen Schaffungsweise begründet ist und nur durch Verzerrung und Entstellung der Überlieferung und durch Aufstellung von Harmonien von Wörtern und Sätzchen gestützt wird, dermaßen an Boden gewonnen hat, sodaß sie jetzt entschieden zu einer Kulturfrage, zu einer Frage nach dem Ursprunge des Genies geworden ist. Aber man kann nicht umhin, zu gestehen, daß diese Frage immerhin einen gewissen, wennschon sehr geringen Schein von Berechtigung für sich hat. Als eine wissenschaftliche Verirrung, eine Perversität sondergleichen, welche zeigt, wie weit man kommen kann, wenn man sich in eine Ansicht verrennt, erscheint dagegen ein kurioses Buch von Eugen Reichel: Shakespeare-Litteratur (1887), das die tollsten, unwahrscheinlichsten Romanerfindungen bei weitem übertrifft. Es bietet selbst einen phantastischen Roman über die Entstehung des „Novum Organon" und der Shakespearedramen und könnte als eine blutige Satire auf die gesamte Bacontheorie angesehen werden, wenn es leider! nur nicht ernst gemeint wäre. Der Verfasser begründet die Theorie von einem großen Unbekannten, William Shakespeare, der in sich die höchste Fülle einer atheistisch gerichteten Philosophie mit der gewaltigsten dichterischen Schöpferkraft verband, ein Genius von „überwältigender, verstandesklarer Größe," der „als Dramatiker und Stilist so über seine Zeit hinausgewachsen war," daß ihm gegenüber alle Dichter nur stümpernde Dilettanten waren. Den Nachlaß dieses unbekannten Geisteshelden, der ganz vereinsamt in seiner Zeit dagestanden und vor 1586 gestorben sei, habe der moralisch durchaus verkommene Bacon auf irgend eine Weise sich angeeignet, den philosophischen Teil mit mannigfachen — angeblich erkennbaren — verfälschenden Zusätzen versehen und herausgegeben. Den dramatischen dagegen habe er nicht gewagt, unter seinem Namen zu veröffentlichen, z. T. aus Furcht, der Betrug könne doch herauskommen, und so wäre denn der 1587 nach London gekommene oder dorthin geradezu bestellte Schauspieler William Shakespeare (!) als Strohmann benutzt worden, wofür ihn Bacon wahrscheinlich hoch entschädigte und dadurch womöglich den Grund zu dessen späterem Reichtum legte. In den Dramen, so wie sie vorliegen, erblickt Reichel nur vollkommen wertlose, zusammengestoppelte Machwerke des plumpen Bearbeiters Bacon, der aus ihm vorliegenden, herrlichen Schöpfungen Bruchstücke verarbeitete, ohne die Feinheiten und Schönheiten des Dichters zu verstehen. Im Hamlet z. B. sieht er nur die Reste eines großen politischen Dramas, das auf einen scharfen Kampf um die Krone zwischen Hamlet und Claudius hinauslief. Er sucht sogar, wie auch beim „Coriolan" die echten Shakespeareteile zusammenzustellen und den Plan und Gedankengang des Urdramas zu konstruieren. Dieses Werk, wie es sich der Verfasser denkt, trägt natürlich, da es ja sehr große Stücke aus Shakespeare enthält, immer noch das Gepräge von dessen Geiste; aber

der Komposition nach gemahnt es eher an das neuere, glücklicherweise absterbende klassizistische Drama, wie es etwa der „deutsche Shakespeare“, wie ihn Reichel nennt, der mittlerweile mit dem doppelten Schillerpreise gekrönte Wildenbruch schaffen würde.

Ich hätte nie geglaubt, daß diese absurde Hypothese jemals Gläubige finden würde, leider aber bin ich in meiner Annahme getäuscht worden. Herr Fritz Düvell blickt als getreuer Jünger mit anbetender Verehrung zu seinem Meister Reichel empor, dessen Buch in der Hauptsache ihm den Stoff geboten hat. Das wäre an und für sich ja nicht gefährlich, aber die vorliegenden „Shakespearestudien“ sind für weitere Kreise bestimmt, die durch diesen phantastischen Unsinn nur noch mehr verwirrt werden, als sie es durch die verschiedenen anderen Theorien schon sind. Das Buch ist durchgängig in einem unerträglich witzelnden, geistreich thuenden, gehässig aburteilenden Feuilletonstile geschrieben; überall wird aus den zweifellos vorhandenen Mängeln der Shakespearedichtungen Kapital geschlagen und die mindeste Ansicht vom Künstler Shakespeare zerstört. Von einem tieferen Studium der einschlägigen Litteratur ist in dieser oberflächlichen Schrift nirgends etwas zu bemerken; einzelne Stellen aus den Werken von Shakespearegelehrten, bei denen der Herr Verfasser wahrscheinlich im Anschluß an seinen Meister Reichel keine Logik voraussetzt, werden nur angeführt, um ihre Absurdität zu beweisen. Etwas Positives außer dieser nörgelnden, verkleinernden Kritik, die alle großen Züge übersieht, findet sich in beiden Studien nicht. Sehr bezeichnend für das flüchtige Studium des Herrn Düvell ist es sicherlich, daß er ein Buch wie das von Karl Rosner: „Hamlet im Lichte der Neuropathologie“, welches im vorigen Jahrgange der „Gesellschaft“ eine so gründliche Abfertigung durch Dr. Epstein erhalten hat, im Gegensatze zu den „schwindelerregenden“ Hamletauffassungen als eine „wenigstens von weitem einigermaßen normal aussehende“ bezeichnet!!! P. Ss

Geschichte und Politik.

Ferdinand Schultz: Die geschichtliche Entwickelung der Gegenwart seit 1815 unter Berücksichtigung der wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse in Deutschland. Zweite, umgearbeitete und vermehrte Auflage der „Geschichte der neuesten Zeit.“ 2 Bände. Dresden, L. Ehlermann.

Wäre das Buch nur in der ledernen Kompendienweise zusammengeleimt, möchte es für neugierige Leser, die sich in der gewohnten Weise Weltgeschichte eintrichtern wollen, immerhin einem „tiefgefühlten Bedürfnisse“ entgegenkommen und keinen Schaden, wenn auch keinen ernsthaften Nutzen stiften. Aber neben der Befriedigung des Stoffhungers nimmt der vertrauensselige Leser, allerlei Dinge mit in den Kauf, die ein gewitzter moderner Mensch von seiner Tafel weist, vergänglich-langweilig ausgemalte Schlachtenschilderungen, tendenziös aufgeputzte Ammenmärchen, dilettantische wirtschaftspolitische Kombinationen und dergl. Der politische Standpunkt dieses Geschichtsklitterers ist vielleicht dem beschränkten Unterthanenverstand achtungswert, dem freien, gesunden Bürgergeist ist er's sicher nicht. Für die Arbeiterwelt, die klare Aufschlüsse über die thatsächliche Entwickelung unserer heutigen Zustände, eine gewissenhafte Darstellung der politischen und sozialen Probleme sine ira et studio von der Geschichtslitteratur fordert, taugen diese äußerlich so glänzend ausgestatteten Bände nicht; ihr würde mit deren Erwerb das Geld aus der Tasche genommen und statt genießbaren Brotes Steine und Plunder geboten. M. G. C.

Fürst Bismarck nach seiner Entlassung. Leben und Politik des Fürsten

seit seinem Scheiden aus dem Amte auf Grund aller authentischen Kundgebungen. Herausgegeben und mit historischen Erläuterungen versehen von Johannes Penzler. Leipzig, Walther Fiedler. Erster Band.

Es steht fest, daß Bismarck in den letzten neun Jahre eine viele Bände füllende Anzahl von Artikeln in den Hamburger Nachrichten hat erscheinen lassen, die für die künftige Geschichtschreibung von großem Werte sind. Ein Royalist und Vasall sui generis, wie dieser Bismarck als Kritiker der kaiserlichen Politik, bietet soviel allgemein menschlich interessierende Motive, daß selbst politisch indifferente Zeitgenossen sich dem intimen Reize dieser Erscheinung nicht entziehen können. Penzler beteuert in seinem Vorwort, daß niemand imstande sei, ihm Irrtümer nachzuweisen, er biete absolut authentisches Material. Wir müssen ihm also vorläufig aufs Wort glauben, daß seine Sammlung thatsächlich nur solche Artikel bringt, die von Bismarck direkt und speziell verfaßt oder veranlaßt worden sind und jeden Zweifel an der Echtheit ihres Ursprungs ausschließen. Die Hamburger Nachrichten haben bekanntlich bei gegebener Veranlassung wiederholt erklärt, daß ihre Vertretung der Bismarck'schen Politik auf Grund von Informationen erfolge, die ihnen gelegentlich zuteil würden und deren Benutzung und Fassung selbständig durch die Redaktion erfolge. Das Papier ist geduldig. Mit der Druckerschwärze wird noch mehr gelogen als mit dem Munde. Und wie sich Staatsmänner und Zeitungsschreiber zur objektiven Wahrheit stellen, ist für urteilsfähige Beobachter keine offene Frage: sie lügen fast noch mehr, als die Dichter allerorten und die gesamte Klerisei.

Wären die Deutschen ein politisch geschultes Volk wie es z. B. die Engländer sind, so hätte Bismarck nach seiner Entlassung es jedenfalls verschmäht, sich hinter die Zeitungsschreiber zu verstecken und aus dem anonymen Busch der Presse heraus die kaiserliche Politik anzugreifen. Ein englischer Staatsmann wäre der Regierung persönlich Aug' in Aug' entgegengetreten und hätte das volle Gewicht seiner Autorität in die Wagschale geworfen. Ein englischer Bismarck wäre als Führer einer Oppositionspartei auf dem Plan erschienen und hätte im Parlament seinem Widersacher die Hölle heiß gemacht. Der abgedankte deutsche Reichskanzler hingegen hat weder von seiner Mitgliedschaft im preußischen Herrenhause noch von seinem Reichtagsmandat Gebrauch gemacht. Er hat sich begnügt, durch gelegentliche Stachelreden, die er vor Huldigungsdeputationen und Interviewern hält, seine Meinung über die kaiserliche Politik zur öffentlichen Kenntnis zu bringen und sich in der üblichen anonymen Weise seiner treuen Preßtrabanten zu bedienen. Heroisch und großzügig ist das nicht, aber es entspricht durchaus dem preußisch-deutschen Wesen, es entspricht der Tradition unserer höfischen Politik und unserer verzwickten und verzwackten Volksnatur. Der süddeutsche Freiherr v. Marschall hat als Reichsbeamter den Versuch gemacht „in die Öffentlichkeit zu flüchten" — dieser Fluchtversuch ist ihm schlecht genug bekommen. Und so hat es auch der oppositionelle Bismarck nicht weiter gebracht als zu dem „Nörgler hinter dem Reichswagen her." Und „der Kurs bleibt der alte", spricht der Kaiser und steuert weiter. So wird bei uns Weltgeschichte von Gottes Gnaden gemacht. Es geht ja auch so — so lange es geht. „Wir Deutschen fürchten nichts als Gott", den aber gründlich, bis herab zu seinen schnodderigsten Vertretern. Wir sind halt ein gar frommes Volk. Zum Teufel noch einmal! M. G. C.

Vermischtes.

Goldene Worte der Hohenzollern. Herausgegeben von A. Seidel. Berlin. Verein für Bücherfreunde.

Diese Sammlung soll ein Gedenkbuch für das deutsche Volk bilden, in Erinnerung an die Hundertjahrfeier von Kaiser Wilhelms Geburtstag, jene preußisch-dynastische Feier, die im Ganzen einen zu künstlichen Charakter trug und von der staatserhaltenden Presse zu byzantinisch bejubelt ward, um selbst in monarchisch gesinnten Kreisen außerhalb der schwarz-weißen Grenzpfähle einen vollen Nachklang zu finden. Der Herausgeber fühlt sich durch und durch als Preuße, für ihn bedeutet „jede Staatsform außer der erblichen konstitutionellen Monarchie eine Verkennung der menschlischen Natur“. Die Absicht, die er mit seinem Buche verfolgt, ist, das „herrliche Fürstenhaus der Hohenzollern dem Gemüt des deutschen Volkes noch inniger nahe zu bringen und beide noch fester zu verschmelzen, als es gemeinsamer Ruhm und gemeinsames Leid bis hierher gethan haben.“

Nach meiner Ansicht darf man die Worte eines Herrschers nie von seinen Thaten trennen; die ersteren sollen zur Erklärung, Begründung und Rechtfertigung der letzteren dienen, manche sonst verborgene Eigenschaft zeigen und so das Charakterbild vervollständigen helfen. Wie können auch schöne Worte Wert besitzen, wenn die Handlungen womöglich in grellem Gegensatz zu ihnen stehen? Wer wird wohl, um ein drastisches Beispiel zu erwähnen, Ludwig XIV. als nachahmungswürdigen Herrscher preisen, bloß weil er Denkwürdigkeiten von edler, hoher Gesinnung hinterlassen hat? Nur auf dem oben angedeuteten Wege ist eine wahrheitsgetreue, der Geschichte entsprechende Würdigung möglich, weit entfernt von einem idealisierenden Fürstenkult, dem früher oder später der unvermeidliche Gegenschlag folgt.

Doch das Buch ist nicht in der Absicht verfaßt, dem Volke echt geschichtliche Gestalten vorzuführen; es soll ja die Liebe der Unterthanen zu dem Herrscherhaus nähren und zeigen, „wieviel erhabene Gesinnungen durch die auf den Höhen der Menschheit wandelnden Fürsten verkörpert werden.“ Die Auswahl von Worten ist im Ganzen gut und sehr reichlich, allerdings nach meiner Empfindung noch nicht genügend gesichtet; es findet sich manch unbedeutender Ausspruch darin, der nur dadurch zum „goldenen Worte“ gestempelt ist, daß ihn ein Fürst gethan hat. Besonders sind die Stellen, welche die religiöse Gesinnung der einzelnen Hohenzollern kennzeichnen, bei ihrer Einförmigkeit des Gedankens oft sehr ermüdend. Auch würde es außerordentlich zur raschen, übersichtlichen Charakteristik verhelfen, wenn der Herausgeber die Aussprüche in einzelnen Gruppen (Philosophie, Religion, Staatsanschauung) zusammengefaßt hätte, statt ein buntes Durcheinander zu bieten.

Da der Herausgeber das Buch dem ganzen deutschen Volke widmet, so hätte er die früheren Hohenzollern nicht so ausführlich besonders in den beigegebenen Lebensgeschichten behandeln, sondern hauptsächlich diejenigen Gestalten scharf hervorheben sollen, welche für alle Deutschen von größerem Interesse sind. So hat es fast den Anschein, als wären alle Hohenzollern gleich wichtig für die deutsche Geschichte, während doch in Wirklichkeit nur eine geringe Zahl bestimmend in dieselbe eingreift.

Die beigegebenen 20 Porträts der einzelnen Herrscher von Brandenburg-Preußen bilden in ihrer vorzüglichen Ausführung einen würdigen, vornehmen Schmuck des Buches. Venedus.

Das edle Waidwerk und der Lustmord betitelt sich eine kleine Schrift von Magnus Schwantje, die im Verlag von August Schupp in München erschienen, und von Fidus mit einem hübschen Titelbild geschmückt worden ist. Der Titel ist vielversprechend; denn die moderne Psychologie und Anthropologie

hat schon längst innige Beziehungen zwischen dem Trieb zur Grausamkeit und dem Geschlechtstrieb aufgedeckt. Man erwartet, daß der Verfasser durch eine genaue und eingehende Analyse der Jagdlust einen neuen Beitrag zu diesen interessanten Forschungen liefern werde. Und da die beiden Begriffe Jagdlust und Lustmord vom Verfasser einmal so kühn nebeneinandergestellt sind, so wird es demjenigen, der mit solchen Dingen vertrauter geworden ist, und dem die perversen Triebe der menschlichen Psyche nichts Neues mehr sind, gar nicht unmöglich erscheinen, daß in gewissen Fällen zwischen der Jagdlust und dem Lustmord ein verborgener Zusammenhang bestehen könne. Doch hat der Verfasser die Sache nur behauptet, nicht aber erklärt oder gar bewiesen. Seine ganze Polemik kehrt sich eigentlich nur gegen die Grausamkeit des Jagdvergnügens. Schon daß aus dem Abschießen des Wildes überhaupt ein Vergnügen gemacht wird, erscheint ihm als Grausamkeit. Und mit Recht wendet er sich gegen die unmenschliche und rohe Sitte der Parforcejagden, bei welchen ein hilfloses Wild in qualvollster Weise und gänzlich zwecklos zu Tode gehetzt wird. Damit rennt der Verfasser offene Thüren ein; denn jedem rechten Waidmann sind solche sportmäßigen Tierquälereien zuwider. Sie kommen in Deutschland auch ziemlich selten vor — im Nordosten mehr als im Südwesten — und bilden dann ein Vorrecht der hohen und höchsten Herrschaften. Das Volk hat damit nichts zu schaffen. Der Vergleich mit den spanischen Stiergefechten hinkt also jedenfalls; denn diese sind Volkssitte. Der Verfasser läßt ganz außer acht, daß die echte Jagdlust viel weniger aus sexuell perversen Grausamkeitstrieben entsteht, als aus dem völlig natürlichen und gesunden Vergnügen an der durch körperliche Geschicklichkeit und unter einer gewissen physischen Anstrengung erlangten Beute. Aber wenn der Verfasser auch vielfach über das Ziel hinaus geschossen hat, so enthält die kleine Schrift doch manches Beherzigenswerte. N. N.

Wasgaufahrten. Ein Zeitbuch von **Fritz Lienhard**, Berlin, Hans Lüstenöder. 1 M. 50 Pf.

Interessante Wanderungen durch die Heimat des Autors, Schilderung von Land und Leuten, durchflochten mit geschichtlichen Erinnerungen, Betrachtungen über Zeit und Menschen, Exkursionen über Litteratur, Religion u. s. f. — alles in anregender, gefälliger Form, durchdrungen von starker, inniger Liebe zum großen deutschen Vaterlande. Das Buch wirkt wie ein Trunk aus einer Waldquelle, erfrischend und anregend. Darum bestens zu empfehlen, — wir bedürfen ja so dringend des frisch-fröhlichen Mutes nicht nur zum Leben, sondern auch zum Dreinschlagen. Stf. v. d. M.

Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten des XIX. Jahrh. Bearb. von **Franz Brümmer**. 4. völl. neu bearb. Aufl., 4 Bde. — Leipzig, Ph. Reclam.

Die Neu-Auflage des bek. Brümmer'schen Werkes stellt sich in jeder Hinsicht als dankenswerte Arbeit dar und darf auf den Titel eines notwendigen Nachschlagebuches Anspruch erheben. Es ist mit echt deutschem Fleiße und hingebender Liebe zur Sache gearbeitet.

Stf. v. d. M.

Bibliographie.

Im Monat August sind folgende Werke bei der Schriftleitung der „Gesellschaft" eingelaufen:

H. P. Blavatsky: Die Geheimlehre (The secret doctrine). Die Vereinigung von Wissenschaft, Religion und Philosophie. Aus dem Englischen der dritten Auflage übersetzt von **Robert Froebe**, Dr. phil. — 1. Lieferung. — Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich. 1897. — Preis M. 3.

Hall Caine: Der Manksmann. Roman. Autorisierte Übersetzung aus

dem Englischen. 3 Bände. — Stuttgart und Leipzig: Deutsche Verlagsanstalt. — Preis geh. Mk. 6.—, geb. M. 9.—

Deutsch-Österreichische Litteraturgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Dichtung in Österreich-Ungarn. Unter Mitwirkung hervorragender Fachgenossen herausgegeben von Dr. J. W. Nagl und Jakob Zeidler. (3. Lieferung.) — Wien. K. u. k. Hofbuchdruckerei und Verlagshandlung Karl Fromme. — Preis pro Lieferung Mk. 1.—

Arthur Dinter: Jugenddrängen. Briefe und Tagebuchblätter eines Jünglings. — München, Verlag von Karl Schüler (A. Ackermanns Nachf.) 1897.

Karl Ewald: Der Lindenzweig. Roman. Aus dem Dänischen übersetzt von Mathilde Mann. Dritte Auflage. — Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlags-Anstalt. 1897. — Preis geh. Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—

Friede sei mit Euch! Ein Wort an die Christen beider Konfessionen. — Berlin, Verlag von Hans Friedrich. — Preis 50 Pfg.

M. Gawalevicz: Der Nachtfalter. Roman. Aus dem Polnischen übersetzt von H. Frank. — Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt. 1897. — Preis geh. Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—

Balduin Groller: In den Tag hinein. Novellen. — Dresden, Leipzig und Wien. E. Piersons Verlag, 1897. — Preis Mk. 3.—

B. J. Grosse: Albert. Eine moderne Don-Juanade in zwei Teilen und dreißig Gesängen. — Des Verfassers Eigentum. Charlottenburg-Berlin. 1897.

Ricarda Huch: Erinnerungen von Rudolf Ursleu dem Jüngeren. Roman. Zweite Auflage. — Berlin, Verlag von Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung) 1897. — Preis Mk. 4.—

Kurnig: Das Sexualleben und der Pessimismus. — Leipzig, Verlag von Max Spohr. 1897. — Preis Mk. 1.—

N. A. Lejkin: Wo die Orangen blühn. Humoristische Schilderung der Erlebnisse des Ehepaares Nikolai Iwanowitsch und Glafira Semenowna Iwonow auf ihrer Reise an die Riviera und in Italien. Aus dem Russischen übersetzt von Helene Morbannt. — Berlin 1879; Verlag von August Deubner. — Preis Mk. 3.—.

Dr. phil. Hermann Lietz: Emlohstobba. Roman oder Wirklichkeit? Bilder aus dem Schulleben der Vergangenheit, Gegenwart oder Zukunft? Mit 22 Tafeln in Autotypie. — Berlin 1897; Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung.

Rudolf Lothar: Ein Königsidyll. Lustspiel in drei Aufzügen. — Dresden, Leipzig und Wien; E. Piersons Verlag 1897. — Preis Mk. 1.50.

Rudolf Lothar: Ritter, Tod und Teufel. Eine Komödie. — Dresden, Leipzig und Wien; E. Piersons Verlag 1897. — Preis Mk. 1.—.

Musen-Almanach Leipziger Studenten. — Leipzig-Reudnitz; Verlag von August Hoffmann.

Max Polaczek: Gertrud. — Breslau, Druck und Verlag von Erich Peterson. 1897.

Ragnar Redbeard, The Survival of the Fittest or The Philosophie of Power. — Chicago 1896.

G. Sergi: Ursprung und Verbreitung des Mittelländischen Stammes. Mit 30 Abbildungen im Text, zwei Karten und einem Anhang: Die Arier in Italien. Autorisierte Übersetzung von Dr. A. Byhan. — Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich. Preis Mk. 5.—.

Julius Jakob Strauß: Gedichte. — Verlag von P. Friesenhahn. Leipzig 1897.

T. Sybrand: Moderne Menschen. Skizzen. — Dresden und Leipzig; E. Piersons Verlag. — Preis Mk. 1.—.

K. Thiemann: A. Schopenhauer ein Zeuge biblisch-evangelischer Wahrheit. (Zeitfragen d. christl. Volkslebens, herausgegeb. v. E. Frhr. von Ungern-Sternberg und Pfr. Th. Wahl. Heft 164). — Stuttgart, Chr. Belser'sche Verlagsbuchhandlung. — Preis 80 Pfennig.

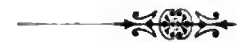
Y. Z.: Hans Thoma. — Frankfurt a/M., Moritz Diesterweg 1897. — Preis 50 Pfg.

Anton Tschechow: Russische Liebelei. Novellen. Aus dem Russischen übersetzt von L. Flachs-Fokschaneanu. — München und Leipzig 1897. August Schupp.

Verhandlungen des sechsten österreichischen Sozialdemokratischen Parteitages abgehalten zu Wien vom 6. bis einschließlich 12. Juni 1897 im Saale des Hotel Weinberger. Nach dem Stenographischen Protokolle. — Wien 1897;

Erste Wiener Volksbuchhandlung (Ignaz Brandt). — Preis 25 Kreuzer.

P. J. Willatzen: Altisländische Volksballaden und andere Volksdichtungen nordischer Vorzeit. Zweite unveränderte und vermehrte Auflage. — Bremen, Verlag und Druck von M. Heinsius Nachfolger 1897. — Preis geh. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—.



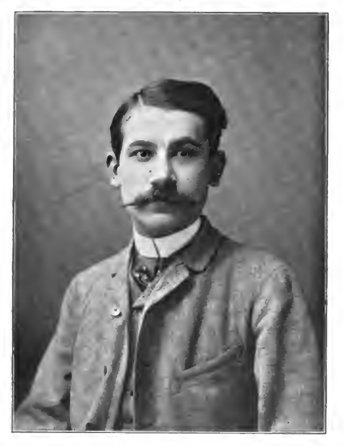
Wir bitten, **sämtliche Manuskripte, Bücher- ꝛc. Sendungen** ausschließlich an

Herrn Hans Merian, Schriftleitung der „Gesellschaft“
in **Leipzig**, Inselstraße 7

zu richten.

Schriftleitung und Verlag der „Gesellschaft“.

Verantwortlicher Leiter: Hans Merian in Leipzig.
Verlag von Hermann Haacke in Leipzig. — Druck von Gottfr. Pätz in Naumburg a. S.



Johannes Schlaf.

Die Gesellschaft

Monatschrift

für

Kunst, Litteratur und Sozialpolitik.

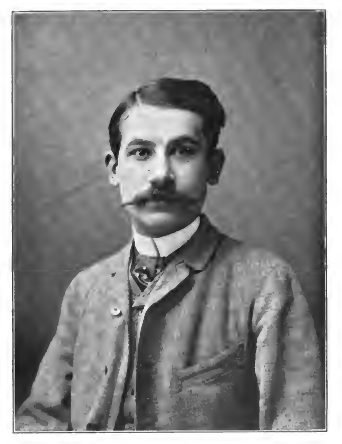
Herausgegeben von M. G. Conrad und Hans Merian.

Jahrgang 1897.

Viertes Quartal.



Leipzig.
Verlag von Hermann Haacke.



Johannes Schlaf.

Die Gesellschaft

Monatschrift

für

Kunst, Litteratur und Sozialpolitik.

Herausgegeben von M. G. Conrad und Hans Merian.

Jahrgang 1897.

Viertes Quartal.



Leipzig.
Verlag von Hermann Haacke.

Inhaltsverzeichnis.







J. Schneider.



Hexerei und Wirtschaftspolitik.

Von Ottomar Beta.

(Berlin.)

I.

Miquel und Bismarck.

Man schickt sich bei uns an, auf einen Standpunkt zurückzukehren, der sich, wenn nicht weitere Erklärungen folgen, als „mittelalterlich“ bezeichnen läßt. Es ist der „große Hexenmeister“, von dem man das Heil erwartet. Vorerst erhofft man von ihm eine Beendigung der „chronischen Krisis“, die Fürst Bismarck nach seiner Verabschiedung prophezeit haben soll. Der Altreichskanzler wird nicht so leicht etwas vorausgesagt haben, was sich nicht auch voraussehen ließ. Wir sind ein durch und durch monarchisches Volk. Unsere Verhältnisse tragen einen Charakter, der durch Persönlichkeit und ev. durch Persönlichkeiten bedingt ist, die sich in die Eigenart des jungen Kaisers besser zu finden wissen, als der ein wenig verwöhnte Vertrauensmann Wilhelms I. Und der große Hexenmeister als auserwählter „Mann des Kaisers“ ist wohl in der Lage, eher als vielleicht irgend ein anderer, nach dieser Richtung hin stabilere Verhältnisse in der Regierung herbeizuführen.

Er genießt das Vertrauen des Kaisers, und an seinem Ehrgeiz durch Thaten zu beweisen, daß dieses nicht deplaziert ist, wird niemand zweifeln.

Auf der anderen Seite aber handelt es sich hierbei doch nicht lediglich

um das Verhältnis nach oben hin. Vielleicht hat Fürst Bismarck bei seiner Prophezeihung auch das Verhältnis nach unten hin im Auge gehabt. Er wird sich gesagt haben, die Zustände in unserem Vaterlande — die politischen und noch mehr am Ende die sozialen — sind so in der Wandlung begriffen, so in Fluß geraten, so der Reform bedürftig, so unzulänglich und unhaltbar, daß nur ein Mann vom höchsten Ansehn, nur ein Mann, mit dem die Nation bereits einen Scheffel Salz gegessen und ein Menschenalter hindurch durch dick und dünn gegangen ist, sich unter diesen Umständen Autorität verschaffen kann. Er muß ein Mann sein, dem die einen sich willig, die anderen gezwungen beugen, um zusammen eine Majorität zu bilden, wie sie heutzutage zum stabilen Regieren nun einmal gehört. „Und solch einen Mann, wird sich Fürst Bismarck vielleicht gesagt haben, giebt es zur Zeit nicht außer mir. Ich allein bin imstande, die beiden großen herrschenden Klassen der Gesellschaft, Grundbesitz und Kapital repräsentierend, zusammenzubringen unter einen Hut. Das Kapital, mit dem ich schon so manchen Scheffel Salz zusammen gegessen und z. B. durch Bleichröder in intimster Beziehung stand, folgte mir blindlings. Es wußte warum. Und damit kommandierte ich zugleich das Groß der Presse, an die 50 Zeitungen, die unter der Botmäßigkeit des sogenannten Bleichröderringes stehen sollen und dem Augenscheine nach auch wirklich stehen. Den Grundbesitz habe ich als Standesgenosse und mit der mir delegierten Autorität der Krone noch immer in Reih und Glied zu bringen gewußt, trotz einiger mißgünstiger Elemente à la Diest-Daber. Ja, dieser selbst hat mir trotz der Affaire v. Wedemeyer und des Deklarantentums, seit 1878 wieder gleichsam aus der Hand gefressen. Der Kornzoll war's, der die Gemüter dieser Herren besänftigte, vor allen Dingen aber die neungeschwänzte Umsturzvorlage, die ich den sogenannten „Feudalen" als Spielzeug in die Hand gab. Sie hat dazu gedient, mir diese notleidende Klasse aufs neue gefügig zu machen. Für die übrige Bevölkerung, die Proletarier, die Marodeure, den kleinen Mittelstand, den Aftermieter und Schlafburschen der Gesellschaft, gilt der Wahlspruch: vae victis! Die Mehrzahl sind ja überdies willige Mitläufer und Bediente."

So ungefähr wird Fürst Bismarck sich öfters gesagt haben. Denn auch wenn er zuweilen in Prophetenlaune ist, Sentimentalitäten muß man ihm nicht zutrauen. Er würde denjenigen verachten, der das thäte; denn er ist von Beruf Staatsmann und für seine Person selbst noch Junker bis auf die Knochen. Für ihn war und ist noch heute die innere Politik ziemlich genau dasselbe, wie die von ihm so meisterhaft be-

herrschte äußere — eine Gleichung mit X, Y und Z, dreien nur ihm bekannten Koeffizienten, deren jeder eine Summe von Kräften darstellt, ponderablen und auch imponderablen. Und mit diesen Kräften war er durch Erfahrung und Genie vertrauter und sie zu beherrschen besser in der glücklichen Lage als irgend einer seiner Nachfolger oder ein junger Monarch es sein konnten.

Die Troupiers, Kleber und Streber, die Büreaukraten oder greisen Standesherren, die berufen wurden seinen Bogen zu führen, haben einer nach dem anderen das Schicksal der Freierschar auf Ithaka erlitten, wie dies unter den herrschenden Umständen ja wohl erklärlich ist.

Fürst Bismarck, den Trick kennend, sah es selbst am sichersten voraus. Was er vielleicht nicht voraussah, ist der Umstand, daß Kaiser Wilhelm II., der ja von Jugend auf im Regieren ein gewisses Training durchgemacht hat, noch einen zweiten Mann zu finden wissen würde, der ähnlich wie er, Bismarck, selbst mit dem Kapital so manchen Scheffel Salz gegessen, und dem nur ein wenig Vertrautheit mit dem frondierenden Großgrundbesitz fehlte, der aber im übrigen gezeigt hatte, daß er seine Zeit verstände. Als Parlamentarier, als Finanzmann, als Direktor der Diskontogesellschaft, als geistiger Urheber der Preußischen Zentral-Bodenkredit-Aktiengesellschaft, bei deren Gründung sich der Fürst ja auch nach Diest-Dabers Behauptung auf das regste beteiligte, als Oberbürgermeister von Frankfurt a. M., als Mitglied des Staatsrats, überall hat Herr von Miquel gezeigt, daß er mit angemessenen, wenn auch nicht immer ganz einwandfreien Mitteln das Ziel erreichen, die Materie zu meistern weiß.

In der That, der Titel „Hexenmeister“ ist für ihn nicht unangemessen. Es ist ihm nun als Finanzminister gelungen, in kurzer Frist auch das zweite Requisit sich in hohem Maße anzueignen, die Fühlung mit dem Agrariertum, das doch so gern unter sich bleibt. Ja sogar mit dem Antisemitismus, der ihn noch vor wenigen Jahren als angeblich spanisch-jüdischer Abkunft auf das entschiedenste zurückwies, hat er bereits Liebesblicke gewechselt, wenn auch verschämte; denn daß man alles andere sein dürfe als Antisemit, ist ja Herrn von Miquels grundlegendes Axiom.

Auch wir haben vom Standpunkt der bloßen Regierungs-Dynamik aus zu diesem seltenen Manne in seltener Lage einiges Vertrauen. Wir halten ihn zwar nicht, wie die Ostelbier, für einen Hexenmeister, der nun Unmögliches vollbringen und z. B. die Währungsfrage im Sinne der Zins- und Rentenmehrer in den nächsten Wochen lösen werde, wohl aber trauen wir ihm zu, daß er nach dem alten Satz: Geschwindigkeit,

d. h. Geschicklichkeit ist keine Hexerei noch einige ungeahnte Dinge leisten werde. Nur das eine große Hülfsmittel der Bismarck'schen Regierungskunst, die kräftige Umsturzvorlage aus Nilpferdleder wird er nicht so leicht handhaben können, wie jener junkerliche Eisenschmied es — vielleicht weil ihm die „pupillarische Sicherheit" und die Faust dazu nicht fehlten, vielleicht auch nur in Ermangelung besserer Lebensart — gethan hat. Aber ich glaube, wir können zu Herrn von Miquels und unserem eigenen Trost hinzufügen, daß er dieses Hülfsmittels gar nicht bedürfen wird. Statt dessen empfehlen wir ihm, daß er, was er in Frankfurt a. M. so schön begonnen, nämlich als städtischer Reformer zu wirken, nun in weiterem Maße fortsetzen möchte und womöglich nicht bloß durch mechanische und finanzielle Maßregeln sondern auch durch Rechtsneuschöpfungen, die Fürst Bismarck leider zur rechten Zeit anzustreben versäumte. Herr von Miquel hat diese Reformen längst ins Auge gefaßt.

In Frankfurt a. M. sagte er z. B. voraus, daß die Gemeinschaft über das Privateigentum am Grund und Boden den Sieg davon tragen werde, und im Landtage — bei Gelegenheit der Fideikommißstempelsteuer — sprach er folgende höchst anerkennenswerte Worte, die unser Herz in Hoffnung höher schlagen ließen:

„Wenn wir angefangen haben, auf dem gewerblichen Gebiet der Willkür des Einzelnen Schranken zu setzen, die Aufgabe des Staates dahin zu stellen, die Schwachen zu schützen und dem Belieben des Einzelnen die Gesamtinteressen gegenüber zu stellen, wenn wir Wuchergesetze gemacht, Zwangsversicherungen gemacht, den Arbeitstag, die Arbeitszeit aus der eigenen Willkür des Einzelnen herausgezogen und gesetzliche Schranken an die Stelle gesetzt haben, — dann muß der Schluß notwendig dahin gehen: wenn das sogar auf dem Gebiet des mobilen Kapitals und des veränderlichen gewerblichen Wesens richtig ist, um wieviel mehr beim Grundbesitz! Das mobile Kapital, der mobile Besitz ist nach anderen Grundsätzen zu behandeln, als der Grundbesitz. Der Grundbesitz, ein Teil des Staatsganzen, hat eine ganz andere Bedeutung für die soziale und politische Entwickelung der Gesellschaft und des Staates, wie das mobile Kapital, und der Grundfehler ist wohl der gewesen, dies nicht genügend beachtet zu haben in unserer Gesetzgebung, — ein Fehler, den wir jetzt zwar leicht begreifen können, den aber nicht begriffen zu haben in der Zeit von Stein und Hardenberg kein Vorwurf ist, — das sind große historische Entwickelungen, wo allmählich aus der Erfahrung die Heilmittel von selbst den Menschen klar werden. Meine Herren, wenn das römisch-rechtliche Jus utendi vel abutendi dominii

in einem städtisch-römischen Recht bis auf eine gewisse Grenze berechtigt war, so ist es nie berechtigt gewesen für den deutschen Grund und Boden, und die Gewalt der Verhältnisse hat auch dahin geführt, daß, trotzdem dies Gesetz war und Recht, Sitte und Gewohnheit und soziales Bedürfnis doch dieses Recht nie haben vollständig zur Geltung kommen lassen. Der gegenwärtige Augenblick steht nun so, daß man endlich nach langem Kampfe das deutsche Rechtswesen, die deutschen sozialen und wirtschaftlichen Bedürfnisse wieder anerkennen will in gesetzlich formulierten Bestimmungen!"

Herr Dr. Johannes von Miquel ist vielleicht ebenso vielfacher Millionär wie Fürst Bismarck. Was wir ihm von ganzem Herzen wünschen, ist, daß er auch noch eben so berühmt werden möchte, wie der Altreichskanzler im guten, ja sogar noch in einem besseren Sinne des Worts.

Wir trauen, wie diesem, auch ihm, dem großen Hexenmeister, keine Sentimentalität zu. Sein Wahrspruch ist: „Nur keine Überstürzung." Übereifrige Leute sandte er im Staatsrate mit dem Worte heim: „Sie sind noch sehr jung!" Und als Minister gab er den Bodenreformern den Bescheid: „Werden Sie eine Macht, und dann kommen Sie wieder. Ich kann nur mit dem rechnen, was da ist."

Aber hier stutzen wir. Die Durchpeitschung des bürgerlichen Gesetzbuches, welches das nur „bis auf eine gewisse Grenze berechtigte" städtisch-römische Recht über alle Grenzen trägt, widerspricht diesen Verheißungen, und die Aufforderung eine Macht zu werden, wo man zur Ohnmacht verurteilt ist, klingt fast wie Hohn und schneidende Ironie. Der Ruhm, das deutsche Volk zu einer weit höheren Gesittung eingeführt zu haben, als es eine solche zur Zeit der Reichsgründung und des Bismarck'schen Regimes besaß und als ein zweiter Cadmus und Lucifer dieses sonst so tüchtige und tapfere Volk erlöst zu haben von einer Form des sozialen Kannibalismus, die ihm in den Augen der Welt zur größten Schande und außerdem zur größten Schädigung gereicht, ist doch nicht völlig umsonst zu haben. Wir gönnen es Herrn von Miquel, daß er da ernten solle, was andere gesät haben, wenn es auf diesem Boden geschieht, aber er muß dies doch auch wenigstens thun wollen. Er darf nicht moralisch mit schönen Worten sich decken, nur um als eigentlicher spiritus rector des Bundes der Landwirte den Weg fortzusetzen, den er einst als Direktor der Diskontobank, nur privaten Interessen dienend, einschlug. Der Ruhm des Sozialreformers ist es, den wir ihm wünschen, ihm, der sich doch für seine Person ohnehin an

dem Tantalidenmahle der goldenen Aera satt genug gegessen hat. Aber er würde diesen Ruhm verscherzen, ja sogar seinen guten Ruf als eines geschickten und pflichttreuen Staatsmannes gefährden, wenn er das längst Eingesehene und von ihm als richtig Erkannte und Proklamierte nun nicht auch mit aller Kraft zu erfüllen sich anschickte. Denn deshalb, so meinen wir, hat ihn der Kaiser als seinen Mann an die hohe Stelle berufen, die in dem Maße verantwortlich ist, wie sie Macht verleiht nicht nur zu rechnen mit dem „was da ist," sondern die Verhältnisse nach Einsicht und Staatserfordernis selbst zu gestalten.

Kunst heißt Können, nicht bloß Rechnen. Und wie wir wähnen ist das der Grund, weshalb man von einer Staatskunst spricht, weil ihre Adepten auch schöpferisch, nicht bloß mechanisch wirken sollen. Der Staat ist mehr als ein Mechanismus. Bloße Finanzmaßregeln, Zoll- und Steuer-politische Kuren haben stets nur quantitative Wirkungen, wo qualitative gebraucht werden. Welch ein großmächtiges Reich wäre noch heute Spanien, welches doch im Laufe der Jahrhunderte seines Niederganges jede Zoll- und Steuer-Kurmethode oft in drastischer Weise anwendete, wenn auf diesem Wege die Heilung erreicht werden könnte?

Und wie lange irren nicht auch wir schon auf diesem Wege umher!

Sogar bis zur Inhibierung des Kanalbaus — genau nach spanischem Vorbilde — haben wir uns schon verstiegen.

Es ist eine Sackgasse, in die wir uns verlaufen haben. Umkehr thut not!

Und wahrlich an Fingerzeigen hat es nicht gefehlt, wo wir das Heil zu suchen haben.

Greifen wir nur ein wenig zurück, um einige Jahrzehnte, in die Zeit, wo die jetzt herrschende agrarische Partei noch am Scheidewege stand, wo der Weg des Kornzolls, als dessen letzte unmögliche Konsequenz jetzt die Sperrung der Grenze gegen die Einfuhr jeglicher Brotfrucht bereits verlangt wird, noch nicht beschritten worden war.

II.

Ein Denkmal für Kaiser Friedrich.

(Zu seinem Gedächtnistage, dem 18. Oktober.)

Die zahlreichen Kongresse der Steuer- und Wirtschafts-Reformer der deutschen Landwirte u. s. w. in Berlin gleichen dem Aufzuge in der

„Jungfrau von Orleans". Es sind dieselben Leute, die in jedem Frühjahr vielmals die Bühne passieren. Man hat sich seit zwanzig Jahren an ihr Erscheinen gewöhnt und ihnen eine sogenannte „landwirtschaftliche Woche" eingeräumt, die in die Zeit des Faschings fällt. Es fließt dann meist sehr viel „Rotspohn", und man spricht bei diesen Gelegenheiten auch wohl von einem „Zug durchs Rote Meer". Die Stimmung ist meist eine sehr gehobene, und es fallen dabei Aussprüche wie: „Die Minister können uns sonst was!" Das geschah im Cirkus Busch.

Den Erfolg kann man den Herren nicht absprechen. Sie haben wirklich Minister gestürzt und Kornzölle erhoben, viel höhere, als sie zuerst beanspruchten, und „agrarisch ist Trumpf" geworden unter der Ägide des ehemaligen Direktors der Diskontobank und Schöpfers der Preußischen Central-Bodenkreditbank auf Aktien.

Vor zwanzig Jahren waren diese Herren noch ziemlich schüchtern. Der Kornzoll-Gedanke kam ihnen nicht ganz geheuer vor, und sie wußten warum. Denn sie waren bis dahin die eigentlichen Träger des Freihandelsystems gewesen, und ihr Blatt, die „Kreuzzeitung", wurde von Dr. Julius Faucher bedient, dem Cobdenklub-Ehrenmitgliede. „Warum sollen wir den rheinischen Fabrikanten ihre Waren teurer bezahlen, als die Engländer sie uns liefern?" Das war ihre Maxime, die um so stichhaltiger erschien, da England ja auch der Hauptabnehmer des deutschen Getreides war. Inzwischen hatten sich aber bei uns und in aller Welt Verkehr und Technik riesig entwickelt, die Städte wuchsen „wasserkopfartig", und das Reich war entstanden, welches kein Getreide zum Export mehr übrig hatte. Während der Milliardenära hatten die Grundbesitzer, groß und klein, außerdem weit über ihren Bedarf hinausgehende Hypothekenschulden gemacht, um sich am Börsengetriebe beteiligen zu können. Das Subhastationsschwert hing über ihnen. Der Gedanke an den Kornzoll erschien wie ein Licht in finstrer Öde. Und Fürst Bismarck benutzte diese Regung (von woher diese Anregung kam, weiß man noch nicht), um sich in seinen Kultur-Kampfesnöten eine neue Majorität zu schmieden, unter der Devise „Schutz der nationalen Arbeit."

Dies gedankenreiche schwere Wort des Rodbertus erhielt Flügel und versimpelte bei den Schreiern zu dem einen Begriff: Kornzoll!

Es war im Jahre 1878, als man zuerst daran ging, mit der Vergangenheit zu brechen, aber nur im Sinne des Schutzzolls. Man that es nicht leichten Herzens, denn viele erkannten die Folgen. Es leuchtete ein, daß das verderbliche System der Bodenverpfändung, also des Real-

kredits, der Cedierung der Priorität, der einseitigen Bevorrechtung des sogenannten „Kapitals“ resp. der privilegierten Hypothekenbanken auf Aktien mit Risikofreiheit und billiger Geldentnahme gegen Pfandbriefe, die ohnehin schon den Markt überfluteten und dem Staatskredit die Wege verlegten, — durch den Kornzoll noch gesteigert werden mußten.

Der Realkredit, der Borg auf Hypothek, bedeutet Enteignung der kommenden Geschlechter unserer Nation; der Kornzoll bedeutet, daß man dem mitlebenden Geschlechte zu Gunsten der Hypothekengläubiger den Brotkorb höher hing. Damals war ich es, der warnend an diese Kongresse herantrat. Auf die vielleicht unbewußte Sünde dieses Verfahrens hinweisend, legte ich dar, wie die Nation auf diesem Wege enterbt, entehrt, enteignet und einem unheilvollen Schicksal entgegengetrieben würde, welches alle Völker, die unter römischen Rechtsnormen von der verbotenen Frucht genießen, getroffen, und daß die Deutschen schon jetzt bei den Abnehmern der Pfandbriefe, den geldkräftigeren Nationen, den Engländern, mit deren Geldüberfluß die kontinentalen Hypothekenbanken arbeiten, zur Miete wohnten. Man rief mir zu: „Bei den Juden“, als ob es dadurch anders, besser wäre. Das Programm, welches ich entrollte, (zu finden in: „Eine deutsche Agrarverfassung“ 1879, Leipzig Hugo Voigt) enthielt u. a. auch die Forderung der Schaffung von Pächtergenossenschaften auf den Staatsdomänen. Aber das Pachtsystem, durch welches der Realkredit eliminiert werden kann, fand keine Gnade vor unsern Gesetzgebern. Vielmehr suchte man es durch den Satz: „Kauf bricht Miete“ im neuen Bürgerlichen Gesetzbuch völlig zu beseitigen. Wenn dies nun auch nicht gelang, so schlug man doch einen anderen Weg der Beseitigung ein, den des Rentenguts, ohne organisches Gesetz und deshalb mit ungeheuren Kosten, angeblich, um dem Deutschtum in Polen aufs Neue einen Halt zu geben. Leider bedürfen wir aber eines Haltes im eigensten Vaterlande fast schon noch mehr als in polnischen Gebieten, und daß ein solcher Halt durch das Rentengutssystem nicht gewonnen wird, ist schon ersichtlich, da es mit höherer Belastung des Produzenten Hand in Hand geht. Jedenfalls wies ich durch eine Reihe von gleichzeitigen Publikationen nach, daß nur eine Rückkehr zu den Grundsätzen des deutschen Rechts uns retten könnte. Der Mensch als Zoon politikon lebt im Recht, das Recht ist sein Lebenselement, ein uns fremdes Recht muß also mehr den Fremdlingen frommen, die germanische produzierende Bevölkerung dagegen müsse unter solchem Rechte verkümmern, konsumunfähig werden. Die fortschreitende Realverschuldung werde uns ganz auf den Export, das sweating system

hinleiten. Nur die Wiederbelebung des deutschen Rechts würde der germanischen Bevölkerung einen neuen Halt gewähren und ihre Lebenshaltung günstig beeinflussen. Von diesem Gesichtspunkte ausgehend stellte ich schon 1878 auf den besagten Kongressen zu dem Antrage von Diest-Daber auf Schutz der nationalen Arbeit den Zusatz: „an der Grenze sowohl, wie an der Produktionsstätte". Es geschah, um damit dem Heimstättenrechte die Wege zu ebnen, dem Fasse einen Boden zu geben und der Willkür in der Eskomptierung deutscher Kraft durch Hypothek und Pfandbrief einen Riegel vorzuschieben.

Die Herrn Agrarier sind gern unter sich — Herr von Diest-Daber zog verdrossen seinen Antrag zurück; meinem Zusatz wurde dadurch der Halt entzogen; man blieb einstweilen bei der Schutzzollidee stehen.

Das ist nicht zu verwundern, denn das nächstliegende Mittel ist oft das momentan unentbehrlichere, wie ich selbst zugab.

Man konnte den Kornzoll nicht von der Hand weisen. Fürst Bismarck brauchte ihn aus reichspolitischen Gründen. Die Landwirtschaft selbst brauchte ihn wie ein Typhuskranker den reichlichen Alkohol, um während der Krisis bei Kräften zu bleiben. Es galt, durch ihn die schädlichen Wirkungen des römischen Rechts vor der Hand zu paralysieren, und Zeit zur Reform zu gewinnen. Andrerseits aber lag im Kornzoll eine gigantische Ungerechtigkeit. Der übermäßige Realkreditgenuß der Grundbesitzer hatte doch den Nichtgrundbesitzern nur zum Schaden gereicht und auf deren Schultern sollte die Last desselben zum Teil abgewälzt werden. Um den heimischen künstlich verteuerten Markt zu behaupten gegen das billige Brot des Auslandes, mußte man der Gesamtbevölkerung sehr hohe Preise auferlegen, das Geld noch weiter entwerten, Wohnungszuschüsse dekretieren und Sophismen aller Art breitwürfig aussäen.

Überdies, man wollte die Kreise des Fürsten Bismarck nicht stören. Deshalb also zog Herr von Diest-Daber seinen Antrag damals zurück. Die Streitaxt zwischen ihm und dem Fürsten schien begraben, und dieser letztere sprach es in einer seiner drei gewaltigen Kornzollreden des folgenden Jahres ganz unverhohlen aus, um die Hypothekenzinsen zahlen zu können, deshalb brauche unser Landwirt den Kornzoll. Von einer gründlichen Kur des bestehenden Zustandes, nämlich von der Beseitigung der Willkür, ja sogar des Zwanges, solche Schulden zu machen, war auch seinerseits keine Rede.

Fürst Bismarck, dem Herr von Diest-Daber den Vorwurf macht, an der Gründung der privilegierten preußischen Central-Bodenkreditbank

auf Aktien durch Bleichröder beteiligt worden zu sein, brauchte sich vor der Weisheit aus dem Lande der großen Kartoffeln nicht zu fürchten. Er kannte diese Herren, kann ihnen heute noch sagen: Tu l'as voulu, George Dandin. Wer sich dem römischen Rechte ergiebt, weil es seiner Willkür Thür und Thor öffnet, dem wird man mit den Worten des römischen Rechtslehrers begegnen können: „Volenti non fit injuria."

Ihr klagt über Privilegien Anderer — denkt zuerst an eure eignen, die ihr zum Nachteil eurer eigenen Kinder und Enkel ausgenützt habt, nicht anders als wie die Götzenanbeter, die ihre Kinder dem Baal opfern. Nur schade, daß der Insult der Bodenverpfändung und der Mobilisation überhaupt am meisten von denen empfunden wird, die gar keinen Boden zu verpfänden haben. Aber damals war von Diesen noch keine Rede.

Seltsam auch, daß Fürst Bismarck nicht auf eine andere Episode aus den Ereignissen des Vorjahrs zurückgriff, sondern eher geneigt war, sich über Einmengungen Unberufener zu beschweren. Denn er rief zornglühend: Noli perturbare circulos meos!

Die Kongresse hatten nämlich einen Mann in ihrer Mitte, der als Vorsitzender des Fischereivereins mit dem Kronprinzen Friedrich in Beziehung getreten war, den Grafen Behr-Bandelin. Durch diesen gelangte schon 1878 der Wunsch des Kronprinzen an die Kongresse, daß der Situation in geeigneter Weise Rechnung getragen werden möchte. Und da es erst nach der Einbringung meines Programms geschah, so darf man diese „unberufene Einmengung" von hoher Stelle wohl als eine Folge der meinigen ansehen. Auf Wunsch des Kronprinzen also wurde damals der Nation ein Wechsel auf die Zukunft ausgestellt, ein Versprechen gleichsam, daß die erforderlichen und von mir beantragten Reformen dermaleinst in Angriff genommen werden würden. Graf Behr beantragte, die Unverschuldbarkeit des deutschen Grund und Bodens sei zum Prinzip zu erheben, und diese Resolution gelangte einstimmig zur Annahme. Darauf zog denn auch ich in Hoffnung auf eine bessere Zukunft damals meine Anträge zurück. Wie steht es nun aber um die Einlösung des Wechsels? Allerdings wurde der Ausschuß der Kongresse auf Antrag Perrots beauftragt, die Ministerien um eine Enquete zu bestürmen, damit die volle Gefahr, in der man schwebte, ermessen werde. Diesem Antrage ist dann, wenn auch nur sehr zögernd, Folge gegeben worden. Frägt man heute im statistischen Bureau nach, so erfährt man, daß der volle Umfang der Bodenverschuldung sich nicht feststellen lasse, denn das bestehende Recht macht es dem Grundbesitzer,

und demnächst mit den neuen Verschuldungsformen des Grundschuldbriefes mehr als jemals möglich, als Selbstgläubiger einzutreten und mit Grundschuldbriefen hausieren zu gehn, sich selbst also den eignen Besitz zu beleihen. Das hat also immerhin etwas für sich, nur nicht in den Augen des Führers des Bundes der Landwirte, der bei Beratung des Bürgerlichen Gesetzbuches für das Monopol der Hypothekenbanken eine Lanze brach. Warum wohl?

So viel steht aber nach der endlich veranstalteten Enquete fest, daß die Verschuldung stetig, nach Sering, um jährlich 200 Millionen allein auf ländlichem Boden zunimmt, trotzdem die beste Ernte ohnehin schon nicht mehr ausreicht, um die bestehende Reallast, d. h. die bereits vorhandenen Hypotheken auf ländlichem Grundbesitz zu verzinsen.

Der Grund hierfür ist, daß der Realkredit durch sein bloßes Bestehen auf einen Verschuldungszwang für die Grundbesitzer hinausläuft, der auch durch die Miquel'sche Gründung der landwirtschaftlichen Genossenschaftsbanken nicht beseitigt wird. Die englischen Pächtergenossenschaftsbanken wirken segensreich, weil neben dem Kredit dieser Art ein Realkredit nicht besteht. Bei uns wirkt die Aufbesserung der Lage der Grundbesitzer lediglich in demselben Sinne wie der Kornzoll selbst, als Potenzierung der Realkredit-Genußfähigkeit.

Aber wenn schon! Angenommen die ländliche Kreditfrage wäre wirklich gelöst, so würde doch damit der Hauptschaden, der uns durch den Realkredit und durch die ihn fruktifizierenden Banken zugefügt wird, nicht beseitigt. Dieser erwächst uns vielmehr auf städtischem Boden, wo der Grundstückwucher uns eine fürchterlich hohe Kopfsteuer auferlegt, uns Licht und Luft und Behaglichkeit raubt, uns das eigene Heim zur Hölle macht, wo die Väter den engen Höhlen, dem Schlafburschenwesen entfliehn und in den Schenken ihren Komfort suchen, und wo das kommende Geschlecht im Rinnstein aufwächst, ohne daß deshalb dem Zuzuge des Proletariats irgend Abbruch geschähe. Ja, damit fällt eines der Hauptargumente, welche man gegen die gesündere Gestaltung der großen Städte ins Treffen führt, namentlich seitens derer, die aus dem bestehenden Chaos Vorteil ziehn, also der bodenspekulierenden Stadtväter selbst, die ja überdies zur Hälfte „Grundbesitzer" sein müssen, was gleichbedeutend ist mit Hypothekenschuldner.

Diese sagen: Wenn euch das Berliner Pflaster zu teuer ist, so bleibt wo ihr seid. Es ist nicht gut, daß die Städte wasserkopfartig ins Ungemessene wachsen. Man presse die Armen, pferche sie in Hinterhäusern zusammen, sperre sie in schmutzige Budiken ein — damit sie

fortziehn, damit sie ihre Verwandten vom Lande nicht auch noch hereinziehen.

Leider sind hier Voraussetzung und Folgerung vollständig irrig, sie gleichen den Argumenten des Wucherers Gordon, der seine Halsabschneidereien als Ausgeburten höchster sozialpolitischer Einsicht pries.

Ein solcher Gegensatz zwischen Stadt und Land besteht ebensowenig wie zwischen zweien kommunizierenden Röhren. Die armen Leute, die in die Städte ziehn, thun dies nicht wegen ihrer Annehmlichkeiten — an denen sie meist gar keinen Teil haben — sondern trotz ihren Entsetzlichkeiten, denen sie im vollsten Maße ausgesetzt sind. Sie fließen ab, weil das flache Land sie nicht länger halten kann. Die großen Städte sind als Bevölkerungsreservoire ein notwendiges Übel, wenn man will, jedenfalls sind sie aber in erster Linie notwendige Centren unserer Kultur und Industrie. Und es ist besser, man schafft sie auf gesunden Grundlagen, als daß man sie geflissentlich zu Pesthöhlen entarten läßt. Wo aber der Fehler liegt, geht zur Genüge aus folgender Gegenüberstellung hervor.

Das engere London — auf unverschuldetem Pacht- oder Gemeindeboden sich ausdehnend — beherbergt 4,5 Millionen Menschen und gewährt ihnen dazu 600000 Einzelhäuser auf 3042 Hektar Landes. Das engere Berlin mit 1,7 Millionen Einwohnern gewährt diesen nur 23,307 Häuser auf 550 Hektar. Das kleine in Hinterhäusern verkommende Berlin zahlt aber wahrscheinlich eine höhere Miete, als das sich behaglich ausdehnende London Miete und Bodenrente zusammengenommen. Warum? In der Berliner Miete steckt der Zins für die willkürlich von den Grundstückspekulanten und Banken in das Grundbuch eingetragenen, dem so einträglichen Pfandbriefgeschäfte zu Grunde liegenden Restkauf-Hypotheken. Was helfen diesem überhandnehmenden Grundübel gegenüber die mancherlei Klauseln, die man zwangsweise zu schaffen sucht, staatliche Arbeiterversicherung u. s. w., hie und da wohl auch Arbeiterhäuser auf „eigenem" Boden und im üblichen Mietskasernenstil? Je mehr man oben auffüllt, umsomehr läuft unten heraus. Je mehr Käufer den Markt betreten, aus welchem Anlaß auch immer, um so besser steht es um das Spekulantentum. Macht es doch sogar, wie Herr Schottländer in Breslau, der Stadt ganze Komplexe zum Geschenke, um sich für den Rest Käufer heranzuziehen. Wer auf einem Courierzuge ins Verderben fährt, kann ihn nicht dadurch aufhalten, daß er sich gegen die Rücklehne seines Sitzes anstemmt.

Das dem flachen Lande gegenüber doch so verschwindend geringe Areal der

Städte trägt zweimal soviel Hypothekenschulden wie jenes. Man berichtet uns nur von 25 Milliarden ländlichen Hypothekenschulden in Deutschland, gegenüber von 50 Milliarden städtischen. Das unaufhaltsame Wachstum der Gesamteintragungen beläuft sich in Stadt und Land auf eine Milliarde jährlich.

Man sollte meinen, solche Ziffern müßten einen Schrecken in die Glieder aller Volksvertreter jagen, sie müßten bei Beratung des Bürgerlichen Gesetzbuches zur Sprache gekommen sein. Man ließ sich aber, ähnlich wie bei der Vereinsfrage, auf die spätere Thätigkeit der Landtage vertrösten.

Herr von Miquel ist ein kluger Mann. Sollte er nun angesichts des Indifferentismus der Landtage dieser Lebensfrage des Volkes und des Staates gegenüber, die Mobilisierung und Ausschlachtung des Botanischen Gartens und neuerdings auch des Jahn'schen Turnplatzes und der Hasenheide nur deshalb bedrohlich in Aussicht gestellt haben, um durch ein drastisches Mittel auf diesem am meisten gefährdeten Boden der Reichshauptstadt den Heilungsprozeß einzuleiten?

Herr von Miquel ist der Mann des Kaisers, und der Kaiser hat dem ländlichen Grundbesitz in seiner Thronrede des Jahres 1894 schon eine neue Rechtsgrundlage verheißen, auf welcher die Landwirtschaft auch widrige Zeitläufte ungefährdet überdauern könnte. Gegen das Überhandnehmen der Mietskaserne auch in der jungfräulichen Umgegend von Berlin hat sich Seine Majestät dem Oberbürgermeister Zell gegenüber sehr entschieden ausgesprochen.

Arbeiten in diesem Sinne der Kaiser und Dr. von Miquel einander vielleicht Hand in Hand?

Nun 1894 fiel zunächst der mutmaßliche Urheber jener Thronrede, Graf Caprivi, und bis jetzt ist noch nichts geschehen, um den 1879 ausgestellten Wechsel Kaiser Friedrichs auf eine Bodenrechtsreform auf der Basis der Unverschuldbarkeit etwa nach englischem Vorbilde — das dem Verewigten jedenfalls vorschwebte, einzulösen.

Es wird aber unvergessen bleiben, daß ein Hohenzollernkaiser schon als Kronprinz das Losungswort gab, mittels dessen wir den uns zur Konsum-Unfähigkeit und Schuldknechtschaft hinabwürdigenden Erbübeln steuern können. Und man muß es bewundern, wie kurz und knapp in dem einen Worte „Unverschuldbarkeit" die unerläßliche Maßregel aus hohem Munde zum Ausdruck gelangt ist. Wir wünschten, daß dem Kaiser Friedrich noch einmal ein Denkmal gesetzt würde, und daß dieses eine Wort, welches mehr Herrschersinn verkörpert und mehr Ruhm ge-

währt, als tausend Lorbeerkränze, das Postament desselben ziere. Aber bis dies aus dem Herzen des Volkes heraus geschehen kann, wie viel Eis muß von demselben noch erst hinwegthauen?

Wir meinen, daß das Ziel im Wege der Kongresse und der Mobilisation alter Kultur- und Erholungsstätten voll von Hohenzollernbäumen in den Städten ebensowenig wie auf dem Wege der Durchpeitschung verderblicher Einheits-Gesetze im Reichstage erreicht werden könne. Damit beunruhigt man wohl die Gemüter, aber verwirrt auch die Geister nur umsomehr. Nur auf dem Wege, den Kronprinz Friedrich im Jahre 1878 betrat, ist das Ziel erreichbar.

Er gab das Stichwort. Er sagte: „Erhebt die Unverschuldbarkeit zum Prinzip. Es wird Euch und dem Vaterlande zum Wohle und uns allen zur Ehre gereichen! Gebt uns ein nationales, nicht nur ein Klassengesetz."

So ließ er dem hohen Adel sagen, der auf jenem Kongresse sich zusammenfand, und dem man doch zutrauen durfte, aus eigener Initiative und Einsicht solche Beschlüsse zu fassen und mit solchen Resolutionen vor den Thron hinzutreten. Die Initiative muß eben, wie es scheint, bei uns in die Massen hineingetragen werden. Unser Volk ist monarchisch und erwartet das Losungswort von berufenster Stätte.

Und umgekehrt. Man erwartet vom Volke zu viel, wenn man ihm in seiner Erniedrigung noch zutraut, hohe und hehre Gedanken zu haben. Das kann das Volk erst, wenn es aus seiner Erniedrigung erlöst sein wird.

Sich also auf die mangelnde Erkenntnis, auf die Rückständigkeit der breiten Massen berufen, um seine Unthätigkeit zu entschuldigen, scheint uns wenig berechtigt. Und auch der Weg, den Herr von Miquel mit dem Reichscivilgesetzbuch und dem Botanischen Garten-Projekt einschlägt, der Versuch, gleichsam durch Insulte auferweckend zu wirken, scheint uns im wesentlichen verfehlt. Niemand zieht sich am eigenen Zopfe aus dem Sumpf, sondern diejenigen müssen helfen, die draußen stehn, die an Einfluß und Einsicht gleichsam noch terra firma unter den Füßen haben.

Man muß dem Volke von hoher Stelle herab ein Losungswort geben, wenn es in Finsternis hinabgebannt ein solches nicht selbst findet.

Seitdem rechne ich mit der Wiederkehr dieser Initiative von oben her. Ich veröffentlichte schon 1879 eine Schrift: „Eine neue Partei in Sicht", in der ich die Hoffnung aussprach, die nationalen Elemente

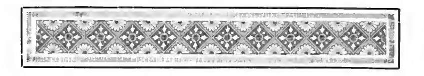
würden sich um das von dem damaligen Kronprinzen entfaltete Banner scharen. Es ist seitdem Mode geworden, von einer Neubildung der Parteien zu sprechen, auch Herr von Miquel hegt diese Überzeugung. Und es ist nach wie vor meine Ansicht, daß das Wort Kaiser Friedrichs als Losungswort der Zukunft gelten könnte. Es deckt sich mit dem Begriffe: Deutsches Recht. Hier ist die Wasserscheide der Zukunftsparteien. Man wird die Kandidaten fragen: Bist Du für das vom vorigen Reichstage beschlossene Reichscivilgesetz mit dem sorgfältig erhaltenen Grundsatz: „Kauf bricht Pflicht" (nämlich z. B. gegenüber den Bauhandwerkern), oder bist Du für lebendige Institutionen auf Grund deutscher Rechtsanschauungen, welche das heiligste Besitztum der Nation, den Grund und Boden, vor der Erniedrigung durch das römische Recht und vor dem Mißbrauch, als Mittel des Wuchers und Betrugs dienen zu müssen, bewahren? Man wird ihn fragen: Hast Du offene Augen für die Natur der Dinge, oder ist für Dich die Vernunft nur ein Häkelwerk von Paragraphen? Ist für Dich die Welt ein gottgeschaffener und vom heiligen Geist belebter Organismus, oder gilt Dir der Satz der blinden Themis: Quod non est in actis non est in mundo? In den Augen des römischen Rechtslehrers und Advokaten, in den Augen derer, die das neue bürgerliche Gesetzbuch würde- und weihelos auf dem Wege der Durchpeitschung beschlossen haben, ist Gottes heilige Erde, ist der Raum, für den die Erdoberfläche das Substrat, die Grundlage bietet, nichts als eine gewöhnliche Ware. Diejenigen aber, welche sich des Bodens als Werkzeug der Produktion zu bedienen herbeilassen, sind mit allem Risiko beladen, in seinen Augen rechtlos. Sie sind nicht sehr viel besser daran als die Sklaven von ehedem. Sie sind, wie das Beispiel der Bauhandwerker uns lehrt, diesen Übeln völlig schutzlos preisgegeben. Eine willkürliche Eintragung in das Grundbuch hat sie mundtot gemacht. Rechtlos, mundtot, mit allem Risiko einseitig beladen, der willkürlichen Ausplünderung preisgegeben, — ja, sind das noch Menschen? Hält man es für möglich, aus solchen Geschöpfen ein Volk, ein Reich zu errichten, das den Stürmen trotzt, das nicht, wie die Lehmziegel, im Regen auseinanderläuft?

Nun, der Erfolg lehrt uns, daß wir für den großen Völkerkampf nicht gerüstet sind, weder moralisch noch materiell. Wir leben, was unser politisches Ansehen anbetrifft, von den beaux restes des 1870 errungenen Ruhmes, und wirtschaftlich von einer durch das verachtete sweating system ermöglichten Exportindustrie. Wir sehen mit Schrecken, wie das Gros der Bevölkerung zwischen den beiden Mühlsteinen des

Lohn- und des Mietswuchers — man könnte es Zeit- und Raumwucher nennen — zermalmt wird. Und trotz alledem hat man nichts, als eine „kleine Umsturzvorlage", um diesem Zerfall zu begegnen.

„Es giebt kein deutsches Volk!" so hat man mir gesagt. Dem krassesten Bureaukraten-Cynismus sei diese Prämisse zugegeben. Nur über die Folgerungen gehen wir auseinander. Die meinige bedeutet: Schafft eins! Und um das zu können, schafft die natürlichen Rechtsgrundlagen für dessen Bestand. Verlangt nicht, daß ein Baum Wurzel fasse und gedeihe, wo kaum die Flechte sich anklammern kann. Das bestehende Recht ist unfruchtbares Gestein. Erst wenn unser Volk sich, wie schon vor Jahrhunderten das englische, der Römlinge des Rechts erwehrt haben wird, kann es für ein wirkliches Volk gelten, „ein freies Volk auf freiem Grunde". Befreit es, wenn Ihr die Gefahr nicht heraufbeschwören wollt, die dadurch entsteht, „wenn sich die Völker selbst befreien" und in ihrer Blindheit zu wüten beginnen. Setzt dem, der das Wort fand, welches, in der Gesetzgebung zum Ausdruck gebracht, eine sichere Basis des deutschen Gedeihens und wahrhaften Selbstgefühls sein würde, das Wort „Unverschuldbarkeit", ein Denkmal, damit das Volk sich an ihm aufrichte, wie einst das Volk Israel an dem ehernen Bildnis der Schlange.





Das Problem der Kindheit.

Von James Sully.

(London.)

Vorbemerkung des Herausgebers. Wir bieten im Nachfolgenden das erste Kapitel der von Herrn Dr. J. Stimpfl in Bamberg vortrefflich übertragenen „Untersuchungen über die Kindheit" des berühmten Londoner Professors und Psychologen mit gütiger Erlaubnis des Verfassers und Verlegers, indem wir uns eine kritische Würdigung des ganzen Werkes an anderer Stelle vorbehalten.

Die Menschen hatten immer Kinder in ihrer Mitte; daher könnte man die Überzeugung hegen, daß sie auf den Zauber der Kindheit gekommen sein müßten, seitdem sie gegen die Schönheit der Dinge freundlich und für dieselbe empfänglich wurden. Wir besitzen zwar außer dem oft angeführten Abschiede Hektors und anderen Bildern kindlicher Anmut in der antiken Litteratur noch dafür Zeugnisse, daß der Kinder-Kultus durchaus nichts Neues unter der Sonne ist. So erzählt uns z. B. eine hübsche, von Leland den Lippen eines alten Indianerweibes abgelauschte Geschichte*), wie der Heldengott Glooskap nach der Besiegung aller seiner Feinde ein Kind, Namens Wasis, das große Macht besaß, rasch zu bezwingen suchte, und wie er wegen seiner Übereilung bestraft wurde.

Wir haben aber zur Annahme triftige Gründe, daß nur in verhältnismäßig neuer Zeit der feinere Zauber und die tiefere Bedeutung der Kindheit wahrgenommen worden sind. Wir sind dazu gelangt, die Kindheit zu würdigen, wie wir dazu gekommen sind, die feineren Züge der Natur als Ganzes zu erfassen. Natürlich gilt das ganz besonders

*) Der Grundgedanke derselben ist folgender: Glooskap, eine Art amerikanischer Thor, war nicht verheiratet und wußte nichts von Kindern. Von einem Weibe wurde ihm gesagt, daß er nach all seinen Siegen nun das Kind Wasis bezwingen müsse. Glooskap versuchte sowohl Kniffe als auch Drohungen; aber vergebens, er konnte es nicht erreichen, daß das Kind sich ihm näherte.

von dem stärkeren Geschlecht. Der Mann hat von der knabenhaften Geringschätzung kleiner Dinge viel an sich; er bedurfte deshalb Epochen der Erziehung von seiten des besser unterrichteten Weibes, ehe er den Zauber der kindlichen Art und Weise wahrzunehmen vermochte.

Einer der ersten Männer, welche diesem anziehenden Gegenstand Gerechtigkeit widerfahren ließen, war Rousseau. Er machte mit dem theologischen Dogma, daß das Kind moralisch verdorben geboren werde und nur durch wunderbare Mittel gut gemacht werden könne, kurzen Prozeß. Sein Losungswort: „Zurück zur Natur!" schloß eine Rückkehr zu dem Kinde in sich, da dieses jungfräulich und noch unverdorben durch menschliche Pfuscherei aus den Händen seines Schöpfers komme. Von dieser ursprünglichen Schönheit, ehe sie durch die ungeschickte Berührung des Menschen verdorben würde, nun einen schwachen Schimmer zu gewinnen, wäre schon etwas, und so führte Rousseau die Menschen dazu, ehrerbietig zu den Füßen der Kindheit zu sitzen, zu beobachen und zu lernen.

Für uns Menschen von heute, die wir gelernt haben, für einen großen Teil unserer geistigen Erfrischung zu den lauteren Quellen der Natur unsere Zuflucht zu nehmen, hat sich das Kind unter den schönen Dingen eine hohe Stellung erworben. Es darf in der That von der Anmut der Kinder beinahe gesagt werden, daß sie eigentlich erst von dem modernen Dichter entdeckt worden sei. Wordsworth hat sich über die Kindheit geneigt und war eifrig bedacht, die „traumhaften Schimmer" der „erlebten Seligkeit" zu erhaschen, ehe sie dahinschwanden. Blake, R. L. Stevenson und andere machten den Versuch, die Tagesträumereien, die seltsamen Grillen des Kindes in Worte zu fassen. Dickens und Victor Hugo haben uns mit seinen zarten zuckenden Herzfasern bekannt gemacht; Swinburne hat den göttlichen Zauber der „kindlichen Kniffe und Pfiffe" zusammengefaßt. Das Buch der modernen Litteratur ist thatsächlich ein Denkmal unserer Kinderliebe und unserer Kinderbewunderung.

Wir gehen aber nicht bloß hinsichtlich der reinen unbefleckten Natur mit Bewunderung auf die Kindheit zurück. Der ästethische Zauber des Kindes, welcher uns so gewaltig auf seine Seite lockt und uns antreibt, seine Worte und Handlungen mit Aufmerksamkeit zu verfolgen, ist, gleich allem andern, das den modernen Geist bewegt, sehr zusammengesetzter Natur. Unter anderen Quellen dieses Zaubers können wir die vollendete Heiterkeit, die glückliche „Sorglosigkeit" des kindlichen Geistes wahrnehmen. Der Ruf des Weltschmerzes im modernen Leben

ist schon in die meisten Gebiete eingedrungen, aber noch nicht, wie wir hoffen wollen, in den Zauberkreis der kindlichen Erfahrung. Die Kindheit hat ohne Zweifel ihre traurige Seite:

> Verschlagen auf des Leides Felsenküste
> Lernt sie vom Schmerz, daß jeden Schmerz sie wüßte —*)

da Vernachlässigung und Grausamkeit viel Trübsal in die ersten schönen Jahre bringen können. Doch sichert gerade der Instinkt der Kindheit, in ihrer selbstgeschaffenen Welt heiter zu sein — ein Instinkt, welchen Victor Hugo mit künstlerischer Vollendung in der Brust des halbverhungerten übelbehandelten Kindes Cosette**) warm und lebendig erhält —, ihr eine besondere Glückseligkeit. Das wahre, nicht blasierte Naturkind ist glücklich, unbekümmert um die Zukunft, und weiß nichts von dem Elend der Enttäuschung. Wenn wir, im Herzen durch viele Erfahrungen geläutert, einen Blick über die Mauer seines eingebildeten Vergnügens werfen, dann scheinen wir wirklich in ein goldenes Zeitalter zurückversetzt zu sein. Wir sagen mit Amiel: „Seiner Gegenwart verdanken wir das bißchen Paradies, welches wir noch auf Erden bemerken." Doch fügt der in demselben Augenblick auftauchende Gedanke, daß die kindlichen Traumerscheinungen fliehen, daß Sturm und Not kommen, ein Pathos zu dem Schauspiel, und wir fühlen, wie Heine fühlte, als er schrieb:

> Ich schau' dich an, und Wehmut
> Schleicht mir ins Herz hinein.

Mit dieser schmeichelnden, halb mitleidsvollen Bewunderung mischen sich andere und seltsam unähnliche Gefühle. Wir Moderne lieben es, uns die übertriebene ehrfurchts- und mitleidsvolle Haltung durch momentane Ausbrüche launiger Fröhichkeit zu erleichtern. Auch das Kind vollführt einen starken und vielstimmigen Aufruf an unseren Sinn für das Lachhafte an den Dingen, indem es sich an unsere Bewunderung und an unser Mitleid wendet. Es ist wirklich schwer zu entscheiden, ob das Kind uns am meisten ergötzt, wenn es in seiner Ruhe unsere erhabensten Ansichten, unsere Ideen von Wahr und Falsch, von dem besonderen Gebrauch der Dinge u. s. w. stolz in den Wind schlägt, oder wenn es in seiner vollkommen selbsterdachten Weise sich abmüht, uns zu

*) So schrieb der englische Dichter S. T. Coleridge (1772—1834).

**) Das Mädchen Cosette ist eine Figur in Hugos großem Romane „Les Misérables". Cosette erfährt von ihren Pflegeeltern, den Wirtsleuten Thénadier, eine ganz schreckliche Behandlung.

überholen und so erfahren und so konventionell zu sein, wie wir selbst. Für den modernen Kinderfreund bildet dieses immer neue Spiel drolliger Züge im kindlichen Denken und Handeln eine der unerschöpflichsten Quellen der Freude.

Mit dem Wachstum des poetischen oder gefühlsvollen Interesses an der Kindheit ist auch ein neues und verschiedenes Interesse entstanden. Unser Zeitalter ist ein wissenschaftliches, und die Wissenschaft hat ihr emsig forschendes Auge auf das Kind geworfen. Wir wollen wissen, was sich in diesen ersten, alles entscheidenden zwei oder drei Jahren des menschlichen Lebens ereignet, durch welche Stufen das kleine formlose Ding, sowohl körperlich als auch geistig wirklich Gestalt und Umfang annimmt. Heute können wir auch von dem Beginn einer sorgfältigen und methodischen Erforschung der Kindesnatur sprechen, welche von Männern ausgeführt wurde, die in der wissenschaftlichen Beobachtung geübt sind. Dieses von Ärzten, wie dem Deutschen Sigismund, in Verbindung mit ihren besonderen Berufszwecken erschlossene Forschungsgebiet ist von mehreren Vätern und anderen, welche zu dem Kinde Zutritt haben, weiter bebaut worden; es mag genügen, nur Darwin und Preyer zu nennen.

Diese Wißbegierde nach dem Wesen des Kindes — eine Begierde, die weiter durch zahlreiche, kürzlich veröffentlichte Rückerinnerungen an frühere Jahre erläutert wird — ist die Folge eines vielseitigen Interesses, dessen Zergliederung der Mühe wert sein mag.

Die unverkennbarste Quelle des Interesses an den Begebenheiten der Kindheit liegt in ihrer Ursprünglichkeit. An der Wiege beobachten wir die Anfänge der Dinge, die ersten versuchenden Vorstöße ins Leben. Unsere moderne Wissenschaft ist vor allem historisch und genetisch; sie geht auf die Anfänge zurück, um die späteren und zusammengesetzteren Phasen der Dinge als das Ergebnis dieser Anfänge zu verstehen. Dieselbe Wißbegier, welche den Geologen antreibt, auf die ersten Stufen im Aufbau des Planeten zurückzukommen, oder den Biologen veranlaßt, die ursprünglichen Formen des Lebens zu erforschen, steht im Begriffe, den Menschenforscher anzuspornen, durch eine sorgfältige Untersuchung der Kindheit die Art und Weise zu entdecken, in welcher das menschliche Leben seine charakteristischen Formen anzunehmen beginnt.

Das Auftreten von Darwins Namen unter jenen, welche das Kind einer Untersuchung würdig erachtet haben, weist darauf hin, daß der Gegenstand mit der Naturgeschichte innig zusammenhängt. Wie auch der Mensch in seiner stolzen Reife mit der Natur in Beziehung gebracht

werden möge, so ist es doch gewiß, daß er auf seinem niedrigen Anfangsstadium in die Natur versenkt und von ihr erfüllt ist. Wir wissen alle, daß die niedersten Menschenrassen in naher Beziehung zur Tierwelt stehen. Dasselbe gilt von den Kindern der zivilisierten Rassen. Ihr Leben ist äußerlich und augenfällig, da es einen Teil des Schauspiels der Natur bildet; Vernunft und Wille, diese erhabenen Vorrechte der Menschheit, sind kaum erkennbar; Empfindung, Begierde, Instinkt, diese tierischen Verrichtungen, scheinen das erste Jahr des menschlichen Lebens ganz auszumachen.

Für den Anhänger der Entwicklungslehre weist das Kind überdies eine noch nähere Verwandtschaft mit der Natur auf. Er sieht in den aufeinanderfolgenden Stufen der fötalen Entwicklung die allmähliche Entfaltung der menschlichen Körperformen aus einer weit verbreiteten typischen Tierform. Und er kann sogar nach der Geburt neue Beweise für dieses genealogische Verhältnis des „Herrn" der Schöpfung zu den unter ihm Stehenden wahrnehmen. Wie bedeutungsvoll ist z. B. die von einem Arzte, Louis Robinson, kürzlich festgestellte Thatsache, daß das neugeborene Kind gleich dem Affen imstande ist, sein ganzes Gewicht durch das Erfassen eines dünnen wagrechten Stabes aufzuhängen*).

Das Kind bietet sogar als Naturobjekt dem Biologen eigentümliche Merkmale dar. Obgleich es am tierischen Instinkt teilnimmt, so geschieht dies doch nur in einem sehr geringen Umfang. Das auffallendste Merkmal des neugeborenen menschlichen Sprößlings ist sein Mangel an Vorbereitung für das Leben. Das Kind ist im Vergleich mit dem Jungen von Tieren in hohem Grade schwach und ungeschickt. Es kann weder seine Glieder gebrauchen, noch die Entfernung von Gegenständen gewahr werden, wie ein neugeborenes Huhn oder Kalb dies zu thun imstande ist. Man sagt uns, daß seine Gehirnzentren sich in einem jämmerlichen Zustand geringer Entwicklung befinden — und in ihrer knöchernen Hülle nicht einmal sicher eingeschlossen sind. Das Kind gleicht in der That geradezu einem öffentlichen Gebäude, welches an einem bestimmten Zeitpunkt eröffnet werden sollte und, wenn der Tag der Eröffnung ankommt, in einem demütigenden Zustand der Unvollständigkeit angetroffen wird.

Diese Thatsache der außerordentlichen Hilflosigkeit des menschlichen

*) The Nineteenth Century, 1891. Vergl die etwas phantastische und noch dazu unbedeutende Abhandlung von S. S. Buckmann über „Babies and Monkeys" in derselben Zeitschrift, 1894.

Abkömmlings bei der Geburt, seiner langen Periode der Abhängigkeit von elterlicher oder anderer Hilfe — einer Periode, welche wahrscheinlich in demselben Maße größer zu werden strebt, wie die Zivilisation vorwärts schreitet — ist reich an biologischer und soziologischer Bedeutung. Sie setzt einmal eine besonders hohe Entwicklung der schützenden und ernährenden Instinkte bei den menschlichen Eltern und speziell der Mutter voraus — denn was würde aus unserer Rasse werden, wenn das hilflose kleine Kind diese Instinkte nicht anträfe? Wie Spencer und andere geschlossen haben, ist es auch wahrscheinlich, daß die natürliche Einrichtung dieser Bedingung der kindlichen Schwäche auf die sozialen Affekte der Rasse zurückgewirkt hat, indem sie unser Mitleid für alle schwachen und hilflosen Wesen entwickeln half.

Das ist aber noch nicht alles. Das Dasein des Kindes mit seinen großen und gebieterischen Ansprüchen ist in der Entwicklung der sozialen Gewohnheiten eine sehr einflußreiche Thatsache gewesen. Die ethnologischen Forschungen zeigen, daß sich die Gemeinschaften mit dem Problem der Kindheit viel gequält und ihm die seiner höchsten Ehrwürdigkeit gebührende Huldigung dadurch entrichtet haben, daß sie es mit einer ganzen Gruppe schützender und wohlthätiger Sitten umgaben.*)

Es ist vielleicht genug gesagt worden, um die weitreichende Bedeutung der Kindheit für den modernen Gelehrten zu zeigen. Die Behauptung ist aber kaum übertrieben, daß die Kindheit eine der beredtesten Naturerscheinungen geworden ist, weil sie uns sowohl über unsere Verwandtschaft mit der Tierwelt, als auch über die Kräfte berichtet, durch welche sich unsere Rasse nach und nach zu einer so erhabenen Stellung über dieser Welt erhoben hat. So ist es nun gekommen, daß das Kind nicht bloß für die immerwährende Kinderverehrerin, die Mutter, und für den mit den Mysterien entlegener Dinge in Berührung gelangenden Dichter, sondern auch für den ernsten Mann der Wissenschaft ein Mittelpunkt lebendigen Interesses geworden ist.

Dessenungeachtet offenbart das Kind seine ganze Bedeutung nicht dem bloßen Naturforscher. Obgleich der körperliche Organismus mehr als irgend etwas anderes zu sein scheint, aber thatsächlich kaum mehr als ein pflanzenartiges Wesen ist, so trägt er doch den Keim des menschlichen Bewußtseins in sich, und dieses Bewußtsein beginnt sich vom ersten Anfang an zu einer wahren menschlichen Gestalt zu entfalten

*) Siehe z. B. die Werke von H. Ploß: „Das Kind in Brauch und Sitte der Völker" und „Das kleine Kind vom Tragbett bis zum ersten Schritt."

und zu bilden. Hier bietet sich nun von selbst eine neue Quelle des Interesses dar. Der Menschenpsychologe — der Erforscher jener untastbaren, ungreifbaren, schnell dahinschwindenden Erscheinungen, die wir „Zustand des Bewußtseins“ nennen — hat an diesen ersten Jahren einer menschlichen Existenz das höchste Interesse und auf dieselben ein wissenschaftliches Anrecht. Bei diesen rohen Versuchen, auf menschliche Weise zu leben, ist das Spiel des Geistes von größter Bedeutung: die ersten selbstthätigen Kundgebungen des Wiedererkennens, der überlegenden Erwartung, der Gefühle der Zuneigung und Abneigung, der bestimmten beharrlichen Absicht.

Diese ersten umhertastenden Bewegungen des menschlichen Geistes sind zweifellos ungekünstelt, anfängerhaft und unbestimmt genug; doch besitzen sie für den Psychologen gerade deshalb den höchsten Wert, weil sie die ersten sind. Wenn ich, erwägt der Psycholog, nur dieses kindliche Bewußtsein ermitteln kann, um auf diese Weise seine Vorgänge zu verstehen, dann werde ich in einer unendlich besseren Lage sein, meinen Weg durch die Verwicklungen des reifen Bewußtseins zu finden. Wie wir nachher sehen werden, liegt die Möglichkeit vor, daß der kindliche Geist nicht so vollkommen einfach, so absolut ursprünglich ist, wie er anfangs aussieht. Er ist aber der einfachste Typus des menschlichen Bewußtseins, zu welchem wir Zutritt haben können. Der Erforscher dieses Bewußtseins kann schon aus dem Grunde nicht jedes beliebige Beispiel des tierischen Geistes zu seinem Ausgangspunkt nehmen, weil derselbe die in ihm enthaltenen zahlreichen Elemente des menschlichen Geistes in einem so ungleichen und eigentümlichen Muster darbietet.

Aus dieser genetischen Rückverfolgung des komplizierten menschlichen Geisteslebens auf seine ursprünglichen Elemente im kindlichen Bewußtsein werden Fragen von besonderem Interesse entstehen. Ein Problem, welches trotz seines ehrwürdigen Alters noch von großer Bedeutung ist, betrifft die genaue Beziehung der höheren Formen der Intelligenz und des Gefühls auf die elementaren Thatsachen der individuellen Lebenserfahrung. Sollen wir mit Locke alle unsere Ideen, selbst jene von Gott, als von dem Geist aus seinen Erfahrungen gewoben betrachten, oder besitzen wir „angeborene Ideen“ von Anbeginn? Locke glaubte diese Frage durch die Beobachtung der Kinder lösen zu können. Heute mag diese Methode der Befragung des kindlichen Geistes weniger verheißungsvoll erscheinen, nachdem der philosophische Nachdruck nicht auf die Zeit des Auftretens der „angeborenen“ Anschauung, sondern auf ihre Originalität und Spontaneität gelegt wird. Wenn die Frage

aber auch eine geringere philosophische Bedeutung beanspruchen kann, als einst vermutet wurde, so ist sie doch von großer psychologischer Wichtigkeit. Es giebt Fragen — z. B. Wie kommen wir dazu, die Dinge in einer Entfernung von uns zu sehen? —, welche am günstigsten durch eine Untersuchung der kindlichen Bewegungen nähergerückt werden können. Ich glaube, daß das Wachsen des moralischen Gefühls — jenes Gefühls der Ehrfurcht vor der Pflicht, für welches Kant einen so beredten Ausdruck gab — ebenso nur durch die sorgfältigste Beobachtung der geistigen Thätigkeiten der ersten Jahre verstanden werden kann.

Gleichwohl giebt es eine andere und in einem gewissen Sinne bedeutendere Quelle des psychologischen Interesses, die Prozesse und die Entwicklung des kindlichen Geistes zu untersuchen. Es wurde oben darauf hingewiesen, daß das Kind für den Entwicklungs-Biologen den Menschen in seiner Verwandtschaft mit der niederen empfindenden Welt zeige. Der gleiche Entwicklungsgesichtspunkt setzt den Psychologen in den Stand, die Entfaltung des kindlichen Geistes mit dem Vorhergegangenen zu verknüpfen, nämlich mit der Geistesgeschichte der Rasse. Von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, sind die aufeinanderfolgenden Phasen des kindlichen Geisteslebens ein kurzer Abriß der wichtigeren Züge in der langsamen aufwärtsschreitenden Entwicklung der Gattung. Die nacheinander von Sinnlichkeit und Begierde, von blind bewundernder und abergläubischer Phantasie und von einer ruhigeren Beobachtung und einem richtigeren Denken über die Dinge beherrschten Perioden bezeichnen sowohl den Pfad des Kindergeistes als auch des Rassengeistes.

Unter dieser Voraussetzung gewinnen die ersten Jahre des Kindes mit ihrem unvollkommenen sprachlichen Ausdruck, ihrem grotesk-phantastischen Ideen, ihren Wut- und Schreckanfällen, ihrem Aufgehen im gegenwärtigen Augenblick ein neues und kulturhistorisches Interesse. Sie spiegeln für uns zweifellos den wahrscheinlichen Zustand des ursprünglichen Menschen in einer schwachen verzerrten Weise wieder. Nach John Lubbock und anderen Anthropologen sind die intellektuellen und moralischen Ähnlichkeiten zwischen den niedersten existierenden Menschenrassen und den Kindern zahlreich und naheliegend. Sie werden in den folgenden Untersuchungen immer wieder erläutert werden.

Diese Art und Weise, die Kindheit zu betrachten, ist aber nicht bloß von kulturhistorischem Interesse. Indem das Kind ein Erinnerungszeichen seiner Rasse und gewissermaßen ein Schlüssel zu ihrer Geschichte ist, ist es auch ihr Produkt. Trotz des zur Zeit in Mode gekommenen

Weismannismus*) giebt es Anhänger der Entwicklungslehre, welche daran festhalten, daß wir in den früh kundgegebenen Neigungen des Kindes Zeichen einer erblichen Übertragung der Wirkungen angestammter Erfahrungen und Bethätigungen wahrnehmen können. Seine ersten Kundgebungen der Wut z. B. sind ein Überleben des Thuns entfernter Vorfahren bei ihren Lebens- und Todeskämpfen. Der Antrieb zum Gehorsam, welcher ebensosehr ein Merkmal des Kindes ist, wie jener zum Ungehorsam, kann in gleicher Weise als ein vererbtes Rudiment einer lang geübten Thätigkeit gesellig gemachter Vorfahren betrachtet werden. Diese Idee, daß die Zunahme der Intelligenz und der moralischen Disposition für das Individuum nicht durch sich selbst, sondern durch seine Vorfahren erworben wurde, hat ihr besonderes Interesse. Sie giebt der fortschreitenden Entwicklung der Menschheit durch die Voraussetzung eine neue Bedeutung, daß das Aufdämmern der kindlichen Intelligenz, anstatt ein Zurückgreifen auf die ursprüngliche Finsternis zu sein, vom Anbeginn ein schwaches Licht enthält, welches von der Leuchte der vorhergegangenen Rassenintelligenz darauf geworfen wird, daß dieses Aufdämmern, anstatt eine Rückkehr zu dem Ausgangspunkt der Rasse zu sein, welcher die niederste Form der Schule der Erfahrung bildet, ein Ansatz zu einer höheren Form ist — die Förderung, welche dem Kinde für die Anstrengungen seiner Vorfahren als Lohn zu teil wird. Die psychologische Beobachtung wird bei der genauen Untersuchung der Züge des kindlichen Geistes wohl angebracht sein, um zu sehen, ob diese von einer solchen angestammten Gabe Zeugnis ablegen.

So viel in Beziehung auf das reiche und mannigfaltige wissenschaftliche Interesse, welches sich an die Bewegungen des kindlichen Geistes knüpft. Es bleibt nur noch die Berührung eines dritten Hauptinteresses an der Kindheit übrig, des praktischen oder pädagogischen Interesses.

Während die moderne Welt das Kind zu einem Gegenstand der ästhetischen Betrachtung erhebt und auf dasselbe das scharfe Auge der wissenschaftlichen Beobachtung einwirken läßt, wird sie von dem folgenschweren Problem seiner Erziehung stark bewegt. Was einst eine Sache des Instinktes und der gedankenlosen ungefähren Abschätzung war, ist nun der Gegenstand einer gründlichen und verwickelten Erörterung geworden. Die Mütter — und zwar die rechte Art derselben — fühlen,

*) Die Vererbungstheorie des deutschen Zoologen Weismann in Freiburg i. B., nach welcher erworbene Eigenschaften nicht übertragen werden können. Vergl. seine Schrift über „Die Kontinuität des Keimplasmas als Grundlage einer Theorie der Vererbung.“

daß sie dieses winzige sprachlose Geschöpf, zu dessen sicherer Leitung zur Reife sie berufen sind, gründlich kennen müssen. Die Lehrer von Beruf, ganz besonders die Anfänger im Erziehungswerk, deren Arbeit gewissermaßen die schwierigste und ehrenvollste ist, sind zur Einsicht gekommen, daß ein klarer Einblick in die Kindesnatur und ihre spontanen Regungen jedem verständigen Versuch, auf diese Natur vorteilhaft einzuwirken, vorausgehen muß. Auf diese Weise hat der Lehrer mit dem Gelehrten und Psychologen bei der Erforschung der Kindheit Fühlung genommen. Ganz besonders hat er zum Psychologen seine Zuflucht genommen, um über die angeborenen Neigungen und herrschenden Gesetze jenes unentwickelten Kindergeistes mehr ausfindig zu machen, welchen er in einer besonderen Weise zu bilden hat. Außerdem kann erwartet werden, daß das wachsende pädagogische Interesse an dem spontanen Verhalten des Kindergeistes in einem Verlangen nach einer Statistik der Kindheit endigen wird, d. h. nach sorgfältig bearbeiteten Sammlungen von Beobachtungen, welche sich auf solche Punkte, wie die Fragen der Kinder, ihre ersten Gedanken über die Natur, ihre Äußerungen der Empfindlichkeit und Unempfindlichkeit, beziehen.

Das Erwachen dieses lebhaften und mannigfaltigen Interesses an der Kindheit beim modernen Geist hat schon zur Beobachtung des kindlichen Wesens geführt und wird in derselben noch weiter führen. Diese Beobachtungen werden natürlich von sehr verschiedenem Werte sein, je nachdem sie der Betrachtung der humoristischen oder einer anderen ästhetisch wertvollen Seite der Kindesnatur dienen, oder auf ein wissenschaftliches Verständnis derselben gerichtet sind. Hübsche, die Gemüter entzückende Anekdoten über die Kinder können oder können auch nicht zu unserer Einsicht in den besonderen Mechanismus des kindlichen Geistes beitragen. Es besteht kein notwendiger Zusammenhang zwischen dem Lächeln über kindliche Scherze und dem Verständnis der Gesetze des kindlichen Verstandes. In der That wird die fröhliche Stimmung, wenn sie zu überschwenglich ist, für den Augenblick sehr wahrscheinlich jeden Wunsch nach Verständnis unterdrücken.

Die das Verständnis fördernde und für die Wissenschaft brauchbare Beobachtung muß wissenschaftlich sein, d. h. sie muß sowohl von Vorkenntnissen, welche besonders auf das Wesentliche in einer Erscheinung und ihren Umgebungen oder Bedingungen gerichtet sind, geleitet werden, als auch vollkommen exakt sein. Wenn jemand glaubt, daß dies eine leichte Sache sei, dann sollte er sich erst einmal daran versuchen und hierauf seine Beobachtungen mit den Entdeckungen Darwins oder Preyers vergleichen.

Wie schwer diese Aufgabe ist, kann sogar in Bezug auf die äußere körperliche Seite der zu beobachtenden Erscheinungen bemerkt werden. Man fordere irgend eine in der Beobachtung ungeübte Mutter auf, das erste Auftreten jener zusammengesetzten Gesichtsbewegung, welche wir ein Lächeln nennen, aufzuzeichnen, und man kann dann sehen, was für ein Resultat man wahrscheinlich erhalten wird. Die Erscheinungen des kindlichen Geisteslebens, selbst nach seiner körperlichen und sichtbaren Seite hin, besitzen ein so feines und flüchtiges Gepräge, daß nur eine scharfe und gewandte Beobachtung es mit ihnen aufzunehmen vermag. Aber diese Beobachtung der Kinder beschränkt sich niemals auf das bloße Sehen. Selbst das Lächeln muß erst als ein Lächeln durch eine Schlußfolgerung der Einbildungskraft erklärt werden. Viele unachtsame Zuschauer würden sagen, daß ein Kind in den ersten Tagen aus lauter Freude lächelt, wenn sich gleich eine andere und einfachere Auslegung der Bewegung zeigt. In ähnlicher Weise bedarf man eines sehr großen Scharfsinns, um zu entscheiden, ob ein Kind bloß zufällig einen artikulierten Laut findet, oder unseren Laut nachahmt. Ein Blick auf einige der besten Memoiren wird die außerordentlichen Schwierigkeiten zeigen, einer richtigen Auslegung dieser frühen und verhältnismäßig einfachen Kundgebungen des Geistes sicher zu sein*).

Die Sache verschlimmert sich bedeutend, wenn wir den Versuch machen, unsern wissenschaftlichen Lasso nach dem listigen Geist eines vier- oder sechsjährigen Kindes zu werfen und die wirkliche Bedeutung seiner schnell wechselnden Bewegungen zu erfassen. Die Kinder sind in diesem Alter vor den Augen der Liebe zweifellos offenherzig und ihr Geist ist weit zugänglicher als jener des sprachlosen Hundes, welcher nur die lebhafteren Erregungen seines Seelenlebens andeuten kann. Doch sind sie durchaus nicht so leicht zu untersuchen, wie häufig angenommen wird. Wie leicht verfallen sie in scheue Zurückhaltung; denn sie fühlen sich im Gebrauch unserer schweren Sprache ungeschickt; sie ermitteln bald, daß ihre Gedanken nicht den unsrigen gleichen und uns oft zum Lachen reizen. Und wie sorgfältig pflegen sie vor unsern Augen ihre unbeschreib-

*) Diese Schwierigkeiten scheinen mir in der von Mark Baldwin kürzlich gemachten Äußerung über die Kinderpsychologie (Mental Development in the Child an the Race, Kap. 2) merkwürdigerweise übersehen zu sein. In dieser optimistischen Darstellung des Gegenstandes findet sich nicht die geringste Hinweisung auf die schwierige Arbeit der Auslegung. Die Kindererforschung wird als eine vollkommen einfache Art der Beobachtung besprochen, welche höchstens durch wenige Experimente ergänzt und, wie noch hinzugefügt werden mag, durch eine sichere Theorie gestützt zu werden brauche.

lichen körperlichen und moralischen Schrecken zu verbergen! Ein großer Teil der tieferen kindlichen Erfahrung kann uns daher, wenn überhaupt, nur nach Jahren durch das mangelhafte Mittel des reifen Gedächtnisses erreichen — mangelhaft sogar, wenn es das Gedächtnis eines Goethe, einer George Sand, eines Robert Louis Stevenson ist*).

Selbst wenn vollkommene Aufrichtigkeit vorhanden ist, und der Kleine sein Möglichstes thut, uns durch seine von den beredtesten Blicken begleiteten „Warum?" und „Nicht wahr?" über die Vorgänge in seinem Geist zu belehren, so finden wir uns immer wieder dem Erfassen nicht gewachsen. Das kindliche Denken folgt seinen eignen Pfaden — Wegen, die, wie Rudyard Kipling so schön gesagt hat, „jenen unbekannt sind, welche die Kindheit schon hinter sich haben". Die dunklen Reden der Kindheit, wie wenn ein Kind fragt: „Warum bin ich nicht jemand anders?" werden unten vollauf erläutert werden.

Bei dieser Sachlage könnte es wohl anmaßend erscheinen, von einer „wissenschaftlichen" Erforschung des kindlichen Geistes zu sprechen; ich darf auch unumwunden einräumen, daß ich trotz einiger kürzlich veröffentlichten sehr hoffnungsvollen Prophezeiungen über die neuen Leistungen der Kinderpsychologie glaube, daß wir von einer vollkommen wissenschaftlichen Darstellung derselben noch weit entfernt sind. Unsere sogenannten Theorien über die kindliche Geistesthätigkeit sind daher häufig voreilige Verallgemeinerungen mangelhafter Beobachtungen gewesen. Die Kinder sind wahrscheinlich in ihrer Art und Weise zu denken und zu fühlen viel mannigfaltiger als unsere Theorien voraussetzen. Davon indes bald mehr. Selbst da, wo wir einem gemeinsamen und verhältnismäßig hervorstechenden Zug begegnen, sind wir noch weit entfernt, ein vollkommenes Verständnis desselben zu besitzen. Ich wenigstens glaube, daß das Spiel der Kinder, über welches so viel zuversichtlich geschrieben worden ist, nur unvollkommen verstanden wird. Ist dasselbe eine ernste Beschäftigung, mehr halbbewußtes Schauspielern als halbbewußtes Handeln, oder keines hiervon, oder all das im Wechsel? Ich glaube, daß derjenige ein kühner Mann sein würde, der diese Frage auf der Stelle zu beantworten wagte.

Bei diesem Zustand der Ding möchte das Warten als richtig erscheinen. Möglicherweise werden wir bald neue Methoden zur Erfassung des kindlichen Bewußtseins finden. Wie berichtet wird, sind Kranke in

*) In unserer Zeit der veröffentlichten Rückerinnerungen an die Kindheit ist es ganz erquickend, auf ein Buch, wie James Payn's Gleams of Memory, zu stoßen, welches ehrlich gesteht, daß seine ersten Erinnerungen beinahe null sind.

einem gewissen Stadium der hypnotischen Verzückung auf ihre kindlichen Erfahrungen und Gefühle zurückgekommen. Manche Menschen thun das oder scheinen das in ihren Träumen zu thun. Ich kenne einen jungen Mann, welcher lebhafte Erinnerungen an die Erfahrungen des dritten Lebensjahres wieder erneuert, wenn er schläfrig ist, und ganz besonders, wenn er an einer Erkältung leidet. Diese Thatsachen weisen darauf hin, daß wir eine spezielle, das Wiederauftauchen der kindlichen Ideen und Gefühle sichernde Gruppe von Bedingungen wieder einsetzen könnten, wenn wir nur mehr über die Art der Gehirnthätigkeiten wüßten.

Unser Fall ist aber nicht so hoffnungslos, daß wir zum Aufschieben der Erforschung des kindlichen Geistes gezwungen wären, bis die menschliche Wissenschaft alle Mysterien des Gehirns ergründet hat. Wir können jetzt schon über diesen Geist vieles erfahren, was von großer Wichtigkeit ist. Der Naturforscher erörtert die Thätigkeiten der Tiere, indem er zuversichtlich hier ein kluges Plänemachen und dort einen Keim von Eitelkeit oder selbst von moralischem Sinn zugiebt; es würde daher hart sein, wenn uns die Erforschung des kleinen Volkes versagt wäre, welches unserer eignen Rasse angehört und der Untersuchung tausendmal zugänglicher ist. Es sind hier bereits wirklich gute Arbeiten ausgeführt worden, und man sollte dafür dankbar sein. Zugleich erscheint mir das Zugeständnis von größter Wichtigkeit, daß dieselben nur ein Anfang sind, daß das von der modernen Welt im großen und ganzen erforschte Kind im Grunde genommen nur halb erforscht ist, und daß wir dieses Werk der Aufzeichnung und Erklärung auf einen viel höheren Standpunkt bringen müssen, wenn wir das innere Leben des Kindes, seine spielerischen Einfälle, sein ernstes Nachdenken über die Mysterien der Dinge, seine Art, sich dem bunten Schauspiel des Lebens anzupassen, ermitteln wollen.

Wenn nun aber bei diesem Werk ein Fortschritt erzielt werden soll, dann müssen wir besonders geeignete Arbeiter haben. Wer von den großen Mißverständnissen über die Kinder, welchen selbst viele sogenannt kluge Erwachsene ausgesetzt sind, irgend etwas weiß, wird mich verteidigen, wenn ich behaupte, daß hier eine gewisse Gabe des Eindringens absolut unentbehrlich sei. Wenn mich nun jemand fragt, worin die Fähigkeiten eines guten Kinderbeobachters bestehen, dann darf ich vielleicht der Kürze wegen antworten: „In einer der Liebe zum Kinde entspringenden Gabe des Erratens, welche durch die wissenschaftliche Ausbildung vervollkommnet wird.“ Wir wollen sehen, was darunter zu verstehen ist.

Es erscheint mir vollkommen klar, daß der Beobachter der Kinder eine Art hellsehender Leser ihrer geheimen Gedanken sein muß. Man beobachte ein halbes Dutzend Männer, welches sich unerwartet in ein von einem kleinen Kinde bewohntes Zimmer geführt sieht, und man wird bald imstande sein, die Seher zu unterscheiden; welche sogleich zum Umgang mit Kindern fähig erscheinen, gerade weil sie etwas mit dem Kinde Verwandtes an sich haben. Es ist wahrscheinlich, daß die wohlbekannte Überlegenheit der Frauen in der Erkennung der Kindesnatur von ihrer höheren Gabe des sympathetischen Einblicks herrührt. Diese Fähigkeit, die weit davon entfernt ist, rein intellektuell zu sein, ist in großem Umfange das Ergebnis einer besonderen moralischen Natur, welcher das Leben aller kleinen Wesen, und der Kinder vor allem, immer angenehm ist und zusagt. Sie ist zum größten Teil ein sekundärer oder erworbener Instinkt, d. h. eine nicht aus Überlegung entspringende Anschauung, welche das Ergebnis einer reichen Erfahrung bildet. Denn der Kinderfreund sucht den Gegenstand seiner Liebe und ist niemals so glücklich, als wenn er mit Kindern beisammen sein und an ihren Gedanken und Freuden teilnehmen kann. Durch einen solchen Gewohnheitsverkehr bildet sich nun der Instinkt oder Takt, durch welchen die Bedeutung der kindlichen Kundgebungen sogleich untrüglich wahrgenommen wird.

Dieser Takt oder diese Feinheit der geistigen Berührung enthält einen so wichtigen Bestandtheil, daß er einer besonderen Erwähnung verdient. Ich meine die lebhafte Erinnerung an die eigene Kindheit. Wie ich oben schon bemerkt habe, glaube ich nicht an eine genaue und zuverlässige Reproduktion der einzelnen Vorfälle der Kindheit im späteren Leben. Alles Zurückrufen früherer Erfahrungen erläutert den modifizierenden Einfluß des späteren Ichs bei seinem Versuch, das frühere Ich zu assimilieren und zu verstehen; diese umbildende Wirkung ist auf ihrer Höhe, wenn wir auf die Kindheit zurückzukommen versuchen. Obgleich nun unsere Erinnerung an die Kindheit selbst nicht genau genug ist, um Thatsachen zu liefern, so mag sie doch für den Zweck der Auslegung unserer Beobachtungen über die Kinder, die wir um uns sehen, hinreichend lebhaft sein. Man sagt und zwar mit Recht, daß wir Phantasie brauchen, um den Geist eines Kindes zu erkennen; weil nun alle Phantasie eine bloße Wiederbelebung der individuellen Erfahrung ist, so folgt, daß der gewandte Entzifferer der kindlichen Charaktere vor allem die Verbindung mit seinen eigenen früheren Gefühlen und Gedanken nötig hat. Und dies ist genau das, was wir finden. Das

lebensfrische, denkende Weib, welches niemals so sehr zu Hause ist, als wenn es von einer Schar lebhaft gestimmter Kinder umgeben wird, ist ein Weib, welches in dem wichtigen Sinne jung bleibt, daß es viel von der Frische und Unkonventionalität des Geistes, viel von der Heiterkeit und Spannkraft des früheren Lebens beibehält. Umgekehrt kann man ziemlich sicher finden, daß ein Weib, welches eine lebhafte Erinnerung an seine kindlichen Ideen und Gefühle bewahrt, sich zur Gesellschaft der Kinder hingezogen fühlen wird. Es braucht einem kaum mehr gesagt zu werden, daß Goethe bis in das hohe Alter seine lebhafte Empfänglichkeit für die Heiterkeit des jungen Herzens bewahrte, und daß George Sand selbst in ihrem Alter niemals so glücklich war, als wenn sie die Jugend um sich versammelte, wenn man die Selbstbiographien beider gelesen hat.*)

So wertvoll diese Gabe des sympathischen Einblickes auch ist, so wird sie natürlich doch nicht zu jener methodischen, exakten Beobachtung führen, welche von der Wissenschaft gefordert wird. Daher stellt sich das Bedürfnis nach der zweiten Eigenschaft ein: der psychologischen Ausbildung. Darunter versteht man (a) jenes Spezialwissen, das vom Studium der Grundsätze der Wissenschaft, ihrer besonderen Probleme und der diesen eigentümlichen Methoden herrührt, sowie auch (b) das spezielle Geschick, welches durch eine methodische, praktische Anwendung dieses Wissens auf die wirkliche Beobachtung und Erklärung der Kundgebungen des Geistes erlangt wird. Ein Weib, welches den Geist eines dreijährigen Kindes mit gutem Erfolge zu beobachten wünscht, muß also mit dem allgemeinen Gang des geistigen Lebens hinlänglich vertraut sein, um zu wissen, was erwartet werden kann, und in welcher Weise die beobachteten Erscheinungen erklärt werden müssen. Eine wirklich feine und fruchtbare Beobachtung ist das Ergebnis einer umfassenden Kenntnis, und jeder, der in einer wissenschaftlichen Weise die Beobachtung der geringsten Phase des geistigen Lebens eines Kindes ausführen will, muß dieses Leben als ein Ganzes, so weit als die Psychologie schon jetzt seine Merkmale beschreiben und die Bedingungen seiner Thätigkeit bestimmen kann, bereits kennen.

Hier erhebt sich natürlich auch die Frage: „Wer soll dieses neue Gebiet der wissenschaftlichen Beobachtung bebauen?“ Um mit der ersten Stufe davon zu beginnen: „Wer soll den exakten methodischen Bericht

*) Seitdem dieses geschrieben wurde, hat uns die Verfasserin des Little Lord Fauntleroy (Frau Burnett) gezeigt, wie klar und weitreichend das Gedächtnis ist, welches sie von ihren kindlichen Erfahrungen hat.

über die Fortschritte des Kindes ausführen?“ Es ist klar, daß die Befähigung oder das Talent noch nicht alles sind, was hier notwendig ist; das Talent muß von der Gelegenheit begünstigt werden, ehe die Arbeit wirklich begonnen werden kann.

Wir haben schon gezeigt, daß die Bahnbrecher auf diesem neuen Gebiet der experimentellen Forschung Ärzte waren. Die Bedeutung dieser Thatsache ist ziemlich klar. Der Arzt hat nicht nur Sinn für wissenschaftliche Beobachtung, sondern genießt auch in der Kinderstube ein gewisses Vorrecht. Die natürlichen Beschützer der Kindheit, die Mutter und die Wärterin, nehmen ihn bei dem allgemeinen Banne aus, welchen sie über alle männlichen Personen verhängt haben. Außer ihm ist es keinem Manne, sogar nicht einmal dem eignen Vater des Kindes, erlaubt, sich zu viel mit jenem göttlichen Mysterium, jenem Sammelpunkt aller Anmut und Seligkeit, dem Kinde, zu befassen.

Betrachten wir einen Augenblick das natürliche Vorurteil, welchem der Erforscher der kindlichen Merkmale entgegen zu treten hat. Bei einer solchen Untersuchung wird nicht bloß passiv beobachtet, was sich freiwillig darbietet, sondern es wird auch ausgedehnt experimentiert, d. h. es werden durch Anwendung geeigneter Reizmittel Reaktionen hervorgerufen. Selbst der Versuch, ob das neugeborene Kind seine Finger um deinen Finger schließen wird, wenn derselbe mit der Vorderfläche der kindlichen Finger in Berührung gebracht wird, mag einer normalen Wärterin wohl pietätlos erscheinen. Der Vorschlag, den Geschmackssinn des kleinen Geschöpfes durch die Anbringung von Tropfen verschiedener Lösungen, z. B. saurer oder bitterer Stoffe, auf der Zunge zu prüfen, oder die Augenbewegungen nach rechts oder links hervorzurufen, würde ziemlich sicher als eine Entweihung des Tempels der Kindheit, wenn nicht als eine Gefahr für seine winzige Gottheit erscheinen. Und was die Ausführung des Robinson'schen Experimentes — den soeben angekommenen Gast sein ganzes teueres Gewicht durch das Ergreifen eines Stabes aufhängen zu lassen — betrifft, so ist ziemlich gewiß, daß bei der heutigen Veranlagung der Frauen nur ein Arzt es sich träumen lassen konnte, eine solche That zu wagen.

Es besteht darüber kein Zweifel, daß der Kinder-Kultus, die sentimentale Anbetung kindlicher Art und Weise, der Durchführung eines vollkommen nüchternen und unparteiischen Verfahrens bei der wissenschaftlichen Beobachtung sehr nachteilig ist. Daher darf von der Durchschnittsmutter kaum erwartet werden, daß sie mehr zu leisten vermag, als bloß dieses Eingreifen des Experiments in die geheiligte Ein-

samkeit der Kinderstube zu dulden. Selbst in unseren Tagen der schnellen Veränderung dessen, was als unwandelbare geschlechtliche Merkmale erachtet zu werden pflegt, darf man kühn genug sein, die Weissagung zu wagen, daß auch wissenschaftlich gebildete Frauen in ihrer Mutterschaft kaum geneigt sein werden, sich gleich von Anfang an der ziemlich zusammengesetzten und schwierigen Arbeit zu widmen, d. h. der Anfertigung eines genauen wissenschaftlichen Verzeichnisses der verschiedenen Formen des kindlichen Empfindens — des Gesichtes, Gehörs u. s. w. — und der täglichen Veränderungen bei denselben.

Es ist also Sache des weniger zart besaiteten Mannes, einen großen Teil der ersten experimentellen Arbeiten bei der Erforschung der Kindesnatur zu übernehmen. Wenn sich nun auch die Väter regelrecht dazu qualifizieren, dann werden sie dennoch wahrscheinlich finden, daß ihnen die Erlaubnis zur Ausführung von Untersuchungen — kurz für irgend etwas selbstverständlich, das für das Wohlbefinden des kleinen Wesens bestimmt gefahrbringend aussieht — nur nach und nach gegeben werden wird.

Es leuchtet zugleich auch ein, daß eine vollständige Beobachtungsreihe über das Kind von einem Manne allein kaum ausgeführt werden kann. Es ist Sache der Mutter oder irgend einer anderen Frau, welche zur Kinderstube Zutritt besitzt, bei ihrer häufigen und lang andauernden Gelegenheit zur Beobachtung ein sorgfältiges und methodisches Verzeichnis des geistigen Fortschrittes zu versuchen. Hieraus ergiebt sich die Wichtigkeit, die Mutter oder ihre weibliche Stellvertretung als Mitarbeiterinnen oder als Gehilfinnen einzureihen. Unter dieser Voraussetzung wird der Vater darauf bedacht sein, die genauen Daten und die Reihenfolge des Auftretens der verschiedenen artikulierten Laute zu ermitteln, eine Arbeit, die mehr ein Gegenstand der passiven Beobachtung als des aktiven Experiments ist; er wird beinahe genötigt sein, die Hilfe von jemanden in Anspruch zu nehmen, welcher den beträchtlichen Vorteil hat, einen großen Teil eines jeden Tages in der Nähe des Kindes zu verbringen.*)

*) Der große Vorteil, welchen der weibliche Beobachter des kindlichen Geistes über seinen männlichen Rivalen hat, wird durch einige neuere Untersuchungen über die Kindheit von seiten amerikanischer Frauen klar erläutert. Ich möchte die Aufmerksamkeit besonders auf eine Untersuchung von Fräulein M. W. Shinn, **Notes on the Development of a Child** (Nichte der Verfasserin), lenken, wo der peinlich genaue und sorgfältige Bericht (z. B. über die Farbenunterscheidung und optische Raumerforschung des Kindes) auf die reiche Beobachtungsgelegenheit hinweist, welche Frauen leichter zu teil wird.

Wenn das kleine Kind wächst und sein Nervensystem stärker und leistungsfähiger wird, kann selbstverständlich auf dem Wege der Untersuchung mehr sicher gewagt werden. Auf dieser höheren Stufe wird das Beobachtungswerk weniger einfach sein und eine größere Summe spezieller psychologischer Kenntnisse in sich schließen. Es ist verhältnismäßig leicht zu entscheiden, ob die plötzliche Annäherung eines Gegenstandes an das Auge eines etwa eine Woche alten Kindes den Reflex des Blinzeln hervorruft; es ist aber viel schwerer zu sagen, worin die Vorliebe eines zwölfmonatlichen Kindes hinsichtlich der einfachen Formen oder selbst der Farben besteht.

Das Problem des Entwicklungsganges, welchen der Farbensinn bei den Kindern nimmt, sieht anfangs ganz leicht aus. Man mag glauben, daß jede Mutter sagen könne, welche Farben das Kind zuerst wiedererkennt, indem es dieselben nennt, wenn sie gesehen werden, oder aussucht, wenn ein anderer sie nennt. So einfach sich das Problem nun auch zeigt, so ist es in Wirklichkeit nichts weniger als einfach. Ein deutscher Forscher Wilhelm Preyer ging bei seinem kleinen zweijährigen Knaben methodisch zu Werke, um zu erfahren, in welcher Reihenfolge er die Farben unterscheiden würde. Zwei Farben, Rot und Grün, wurden zuerst gezeigt, dann wurde der Name zu einer jeden hinzugefügt und das Kind hierauf gefragt: „Wo ist rot?“ „Wo ist grün?“ Sodann wurden noch andere Farben hinzugefügt und die Experimente wiederholt. Nach diesen Untersuchungen erwarb dieses einzelne Kind ein klares unterscheidendes Bewußtsein zuerst von Gelb. Preyer's Resultate sind indes freilich von anderen Forschern, wie dem Psychologen Binet in Paris, welcher einer ähnlichen Untersuchungsmethode folgte, nicht bestätigt worden. So ist es nach Binet nicht Gelb, sondern Blau, welches bei der Mitbewerbung um die bevorzugte Wiedererkennung von seiten des Kindes den Sieg davon trägt.

Nun mag gefragt werden: „Worin besteht dafür die Erklärung? Unterscheiden sich die Kinder in der Entwicklungsart ihrer Farbenempfindbarkeit bis zu diesem Grade, oder ist vielleicht irgend ein Fehler in der Forschungsmethode vorhanden?“ Es ist kürzlich darauf hingewiesen worden, daß das Verfahren, die Farbenunterscheidung durch Benennung zu prüfen, dem Einwand offen steht, daß ein Kind den einen Wortlaut, wie „rot“, leichter festzuhalten vermag, als einen anderen, wie „grün“, und daß dies die Wiedererkennung des ersteren erleichtern würde. Wenn auf diese Weise die Wiedererkennung einer Farbe durch das Behalten ihres Namens unterstützt wird, dann müssen wir uns von

diesem störenden Lautelement losmachen. Demgemäß sind in Frankreich und Amerika neue experimentelle Methoden in Angriff genommen worden. So erforscht Mark Baldwin den Gegenstand dadurch, daß er zwei Farben den zwei Armen des Kindes gegenüberstellt und aufzeichnet, welche von dem rechten oder linken Arm ergriffen und welche unbeachtet gelassen wird. Er hat die Resultate einer kurzen Reihe dieser einfachen Experimente zur Prüfung der kindlichen Vorliebe in Tabellen gebracht und den Schluß Binets gegen jenen von Preyer unterstützt, daß Blau bei der unterscheidenden Wiedererkennung des Kindes auf den ersten Platz Anspruch macht.*) Gleichwohl ist es leicht einzusehen, daß diese Methode ihre eigenen charakteristischen Mängel hat. So prüft sie, um damit zu beginnen, augenscheinlich nicht direkt die Farbenunterscheidung überhaupt, sondern die Vorliebe für Farben oder das Interesse an denselben, welches jedoch nicht mit dem zweifellos in ihm enthaltenen Unterscheidungsmaß vermengt werden darf. Und selbst zur Prüfung dieser Vorliebe wird die genannte Methode sehr wahrscheinlich falsch angewendet werden. Setzen wir z. B. voraus, daß die zwei Farben nicht gleich hell sind, dann wird das Kind eher nach der helleren als nach der anderen greifen und zwar deshalb, weil sie ein hellerer Gegenstand, aber nicht weil sie diese besondere Farbe ist. Wenn ferner die eine Farbe mehr in die erste und frische Übungsperiode fällt, in welcher das Kind frisch und thätig ist, die andere Farbe hingegen mehr in die zweite Periode in welcher es ermüdet und unthätig ist, dann würden die Resultate augenscheinlich der ersten Farbe zu viel Wert verleihen. In ähnlicher Weise würde die eine Farbe, wenn sie nach längeren Zeitintervallen als die andere wieder beigebracht werden würde, infolge ihrer größeren Neuheit mehr Anziehungskraft haben.

Wir haben genug gesagt, um zu zeigen, welche Feinheit das Problem besitzt, mit dem wir uns hier beschäftigen müssen. Und wenn selbst die Männer der Wissenschaft noch mit der Lösung der Frage, wie das Problem am besten behandelt werden könne, thätig sind, dann scheint es für den Dilettanten ein hoffnungsloses Unternehmen zu sein, sich nebenbei mit der Sache zu befassen.

Ich habe absichtlich ein Problem von besonderer Schwierigkeit und Feinheit gewählt, um die Wichtigkeit jener Schulung zu erläutern, welche das geistige Auge des Beobachters in der Zergliederung der zu behandelnden Erscheinung gewandt macht, um so alle ihre Bedingungen

*) Baldwin, a. a. O., Kap. 3.

zugleich zu erfassen. Doch giebt es bei dieser Arbeit der Beobachtung des kindlichen Geistes viele Teile, welche nicht so gewichtig die Forderung nach technischem Geschick erheben, sondern von jedem intelligenten Beobachter, der für die Aufgabe durch eine mäßige Summe psychologischer Kenntnisse vorbereitet ist, ausgeführt werden können. Ich verweise ganz besonders auf jenes reiche und hoch interessante Feld der Untersuchung, welches sich eröffnet, wenn das Kind zu sprechen beginnt. Es sind die spontanen Äußerungen der Kinder, ihre ersten seltsamen Anwendungen der Wörter, an denen wir am besten das Spiel der instinktiven Neigungen des Denkens beobachten können. Das Gespräch der Kinder ist für einen Psychologen immer wertvoll, und ich meinerseits würde über anekdotenhafte Berichte ihrer Gespräche so oft erfreut sein, als ich solche sammeln könnte.

Hier scheint also für verhältnismäßig einfache und ungeübte Beobachtung noch Raum zu sein. Doch würde es ein Irrtum sein zu glauben, daß selbst dieser Zweig der Kinderbeobachtung nichts weiter als den gewöhnlichen Hausverstand erfordert. Zunächst sind wir ja alle leicht geneigt — bis wir durch spezielle Schulung gelernt haben, der Neigung Einhalt zu thun — in den Kindern zu viel von unserem reifen Denken und Fühlen zu lesen. Wie G. Droz bemerkt, werden wir von uns selbst zum besten gehalten, wenn wir diese lieben Kleinen beobachten.*)

Ferner giebt es eine uns leicht entgehende, mit der Art und Weise der angestellten Untersuchung selbst zusammenhängende Quelle des Irrtums, welche nur ein vorzüglich geübter Beobachter des kindlichen Benehmens vermeiden wird. Ein Kind ist sehr gewandt, auszukundschaften, ob es beobachtet wird; sobald es vermutet, daß Du an seinem Gespräch besonders interessiert bist, pflegt es zum Versuche geneigt zu sein, einen Eindruck hervorzurufen. Dieser Wunsch des Kindes, etwas Überraschendes, Wunderbares oder sonst irgend was zu sagen, wird augenscheinlich den Wert der Äußerung schmälern.

Aber noch einmal: das kindliche Reden, welches gar leicht aufgezeichnet ist, hat seine Geschichte, und der mit der Psychologie vertraute Beobachter wird sich nach Thatsachen umschauen, d. h. nach Erfahrungen des Kindes, nach Anregungen aus den Worten anderer, die Licht auf dieses sein Reden werfen. Keine Thatsache ist wirklich ganz einfach, und der Grund, warum einige Thatsachen so einfach aussehen, ist der, daß

*) L'Enfant, S. 142.

der Beobachter nicht alle Beziehungen des zu prüfenden Vorgangs in seine Untersuchung einschließt. Der unerfahrene Beobachter der Kinder pflegt Teile, Bruchstücke von Thatsachen zu liefern, welche nicht ihre natürliche Fassung haben. Der Wert der psychologischen Schulung besteht darin, daß sie bei dem Beobachter eine ebenso eifersüchtige Achtsamkeit auf die Vollständigkeit des Thatbestandes bewirkt, wie die Hausfrau eine eifersüchtige Achtsamkeit auf die Vollständigkeit ihres Porzellans zeigt*). In Wahrheit können wir mit der Erörterung der Bedeutung einer Thatsache nur beginnen, wenn diese in wohlbegrenztem Umriß ganz vor uns liegt. Die Laien in der Psychologie können also niemals jene vollständigere und genauere Beobachtung ausführen, welche wir mit dem Namen der Wissenschaft auszeichnen, obgleich sie uns auf dem Gebiet des Thatsachenauffindens zu helfen vermögen.**)

Man darf daher schließen, daß die Frauen geeignet sind, wertvolle Arbeiter auf diesem neuen Gebiet der Forschung zu werden, wenn sie sich nur ein wirkliches wissenschaftliches Interesse an der Kindheit und eine schöne Summe wissenschaftlicher Ausbildung verschaffen. Daß aber sehr viele Frauen so weit kommen werden, ist meiner Ansicht nach zweifelhaft; denn die sentimentale oder ästhetische Anziehungskraft des Kindes pflegt ein ernstes Hindernis für eine kalte nüchterne Untersuchung desselben als eines wissenschaftlichen Gegenstandes zu sein. Die natürliche Freude einer Mutter über jede neue Probe kindlicher Weisheit oder Tapferkeit ist geeignet, sie gegen die außerordentlich mäßige Bedeutung der kindlichen Leistungen, vom Standpunkt der Wissenschaft aus betrachtet, blind zu machen. Meinen Andeutungen gemäß mag sich aber gerade diese Schwärmerei für das kindliche Benehmen als ein wertvolles Reizmittel für die Forschung erweisen, wenn nur die wissenschaftliche Vorsicht hinzugefügt wird. In England und Amerika giebt es bereits sehr viele Frauen, welche sich einer ziemlich ernsten Ausbildung in der Psychologie unterzogen haben; es mag daher die Hoffnung nicht übertieben sein,

*) Die englische Hausfrau bekümmert sich auch in den höheren Mittelklassen recht eingehend um ihren Haushalt; sie ist stolz darauf, eine brillante Kücheneinrichtung zu besitzen.

**) Seitdem ich das Obige geschrieben habe, hat sich meine Ansicht durch das Lesen eines von Studentinnen eines amerikanischen Lehrerinnenseminars ausgeführten Berichtes über Gespräche der Kinder stark befestigt (Thoughts and Reasonings of Children, klassifiziert von H. W. Brown; im Pedagogical Seminary, Bd. II, S. 358 f.) Viele der niedergeschriebenen seltsamen Gespräche verlieren einen großen Teil ihres psychologischen Wertes infolge unserer vollständigen Unwissenheit über die häusliche Erfahrung, Gesellschaft, Schule und Erziehung des Kindes.

daß wir bald eine Schar Mütter und Tanten haben werden, welche eifrig damit beschäftigt ist, die Schritte des kindlichen Geistes zu beobachten und aufzuzeichnen.

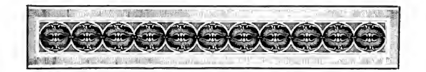
Ich habe hier angenommen, daß das, was uns fehlt, die sorgfältigen Untersuchungen der einzelnen Kinder sind, wie sie durch die Kinderstube nähergerückt werden mögen. Solche über einzelne Kinder nach dem Muster von Preyers Monographie angefertigte Berichte sind uns meiner Ansicht nach am nötigsten. Wir pflegen über die Abstraktion „das Kind" meist zu glatt hinweg zu sprechen, indem wir annehmen, daß alle Kinder mit dem einen Muster streng übereinstimmten, von welchem wir eine vollkommene Kenntnis haben. Die Mütter wenigstens wissen, daß dies nicht der Fall ist. Es kann an Kindern derselben Familie beobachtet werden, daß sie (innerhalb des verhältnißmäßig beschränkten Feldes der kindlichen Züge) sehr weit von einander abweichen, wie z. B. hinsichtlich des auf das Thatsächliche gerichteten Sinnes, der Phantasiethätigkeit der Neugierde. So hat die Natur in ihrer wohlbekannten Abneigung gegen Einförmigkeit darnach getrachtet, wenige Kinder entschieden phantasiearm zu machen, während es wahrscheinlich richtig ist, daß die meisten in einem gewissen Alter nach den Genüssen der Phantasie begierig sind. Wir müssen viel mehr von diesen Abweichungen kennen lernen; hier können uns nun am besten viel sorgfältige Berichte über den kindlichen Fortschritt helfen, welche nicht nur für die verschiedenen Geschlechter und Temperamente, sondern auch für die verschiedenen sozialen Bedingungen und Nationalitäten Beispiele umfassen. Wenn wir eine solche Sammlung von Monographien haben, dann werden wir in einer viel günstigeren Lage sein, den dunklen Umriß unseres abstrakten Begriffes von der Kindheit mit bestimmten und charakteristischen Zügen auszufüllen.

Gleichzeitig gestehe ich gerne zu, daß noch andere Arten der Beobachtung möglich und in ihrer Weise nützlich sind. Das gilt namentlich von älteren Kindern, welche in das Sammeldasein der Schulklasse übergehen. Hier kann eine Untersuchung begonnen werden, die der statistischen oder Sammelforschung ähnlich ist, z. B. über den Inhalt des kindlichen Geistes, seine Unkenntnis und sein Mißverständnis über gewöhnliche Objekte. Einige Teile dieser Forschung über die geistige Begabung der Schulkinder können sehr wohl von einem intelligenten Lehrer unternommen werden. So würde es wertvoll sein, sich von dem Fortschritt der Kinder sorgfältige, nach vorher eingerichteten Proben ausgeführte Aufzeichnungen zu verschaffen, um auf diese Weise Sammlungen

von Beispielen für die geistigen Thätigkeiten auf den verschiedenen Altersstufen zu bekommen. Speziellere, einen wahrhaft experimentellen Charakter besitzende Forschungsgebiete könnten durch Sachverständige ausgebaut werden, wie jene Gebiete, welche mit Bezug auf die „Spannweite der Fassungskraft" der Kinder, d. h. auf die Anzahl der nach einmaligem Hören wiederhervorgebrachten Ziffern oder sinnlosen Silben bereits begonnen wurden. Das wären also Forschungen über die Wirkung der Wiederholungen auf die Sicherheit der Reproduktion, über die musikalische Empfindungsfähigkeit u. s. w.

Aber so wertvoll eine solche statistische Untersuchung unzweifelhaft ist, so bildet dieselbe doch keinen Ersatz für die sorgfältige methodische Erforschung des einzelnen Kindes. Diese scheint mir gerade jetzt das Wünschenswerteste zu sein. Da ja der Lehrer aus praktischen Gründen die Ausführung einer sorgfältigen Untersuchung der Individuen nötig hat, könnte er hier gut mithelfen. In unserer Zeit litterarischer Zusammenarbeit dürfte es daher auch für den Lehrer eines Kindergartens keineswegs wertlos sein, unter Mitwirkung der Mutter einen Bericht über den Geist eines Kindes zu schreiben. Eine solche Aufzeichnung würde bei guter Ausführung von größtem Werte sein. Die Mitwirkung der Mutter erscheint mir aber dabei ganz unentbehrlich, weil selbst in solchen Fällen, in denen zwischen Lehrer und Schüler auch außerhalb der Schule ein Verkehr stattfindet, die von dem Lehrer gewonnene Erfahrung niemals jener der Mutter gleicht.





Die Konsumvereine.

Von Max May.

(Heidelberg.)

Sich selbst zu erkennen galt schon den alten Griechen als eine der schwersten, aber auch zugleich wichtigsten ethischen Übungen, und wenn Moralisten und Erzieher auch heute noch die Selbsterkenntnis vor allem preisen; geübt wird sie nur selten.

Auch in wirtschaftlichen Dingen wird die Selbsterkenntnis, die Erkenntnis der eigenen Mängel und Fehler, stets vergessen, und daraus entspringen die vielfachen Klagen über bestehende Zustände und Verhältnisse, daraus entstehen die vielfachen Forderungen an den Gesetzgeber und an die Verwaltung. Daß der weit besser als früher lebende Landwirt trotz seiner vielen Arbeit schwer auskommt, oder daß der Handwerker ungenügend ausgebildete Gesellen bekommt, soll durch gesetzliche Anordnungen beseitigt werden; daran, daß man erst bei sich in Produktion und Verbrauch reformieren sollte, denkt der Landwirt nicht, und daran, daß er seine Lehrlinge nur zu einseitiger aber nutzbringender Arbeit verwendet und nicht allseitig ausbildet oder sich vielleicht gar nicht um sie kümmert, denkt der Handwerksmeister nicht.

So ließen sich Beispiele aus allen Berufen beibringen, aber wir wollen zu unserem Thema eilen.

So gehört auch zu den fortlaufenden Klagen des Detailhandels, der jedem mit elementaren Kenntnissen Ausgerüsteten — also nicht nur etwa dem ordnungsmäßig ausgebildeten Kaufmann — zugänglich ist, und der an vielen Übeln leidet, vor allem die Klage über das Detailreisen, Hausieren und über die Konsumvereine.

Über Detailreisen, Hausieren, Versandtgeschäfte und Geschäfte mit vielen Filialen klagen vorzugsweise Manufaktur- und Kurzwarenhändler,

über die Konsumvereine vorzugsweise die Kolonialwarenhändler, und hie und da noch die Bäcker und Metzger.

Den Reichstag wie die Landtage haben die Konsumvereine und die Klagen darüber in den letzten Jahren vielfach beschäftigt, und im Reichstag hat das auch zu Gesetzesänderungen geführt, die jedoch das Gegenteil hervorgerufen haben, was mit ihnen bezweckt war.

Man hat den Konsumvereinen das Verkaufen an Nichtmitglieder bei Strafe verboten und auch den Mitgliedern bei Strafe jede Vermittelung von Waren an Nichtmitglieder untersagt.

Damit wollten die angeblich geschädigten Händler eine Verbesserung für sich herbeiführen, aber siehe da, die ehemaligen gelegentlichen Käufer in Konsumvereinsläden sind Mitglieder der Vereine geworden, kaufen alles oder das meiste beim Verein, was sie dort haben können. Neuerdings haben sich in Sachsen und auch schon in etlichen preußischen Gemeinden die Gemeindeverwaltungen ebenfalls mit den Konsumvereinen beschäftigt, und man beabsichtigt sie durch Extrasteuern lahm zu legen; durch Besteuerung ihres Umsatzes zu Gunsten der Gemeindekassen.

Auch dieses Mittel wird die Wünsche derer nicht befriedigen, die sich von den Konsumvereinen mehr als von anderen Konkurrenten benachteiligt sehen oder wähnen.

Auch die Umsatzsteuern werden die Konsumvereine nicht erdrücken und nur dazu beitragen den Klassenhaß zu verstärken, zugleich aber das Odium der Ungerechtigkeit auf diejenigen werfen, die sie einführen und gutheißen.

Sind denn aber überhaupt die Konsumvereine jenen nach Hilfe gegen sie rufenden Kaufleuten und Handwerkern so nachteilig, daß man mit Beschränkungen und Extrasteuern gegen sie vorgehen mußte, sind nicht die Kaufleute und Handwerker unter sich selbst weit schlimmere Konkurrenten als es ihnen die Konsumvereine sind? Sind nicht etwa die Kaufleute und Handwerker selbst schuld gewesen, daß Konsumvereine in ihren Wohnorten entstanden und sich stetig vergrößerten?

Das sind Fragen, die, wenn richtig und wahrheitsgemäß beantwortet, zur Selbsterkenntnis führen würden, aber die stellt man nicht und sucht nur den vermeintlichen (oder wirklichen?) Feind zu vernichten.

Es bestanden zu Anfang des Jahres 1895 in Deutschland, der Anwaltschaft des allgemeinen Verbandes deutscher Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften bekannte, Konsumvereine 1412, und diese Zahl ging bis 1. Januar 1896 auf 1400 zurück; denn wenn auch 133 neue Konsumvereine errichtet wurden, so gingen hingegen 145 im Jahre 1895 ein.

Im ganzen deutschen Reiche 1400 Konsumvereine, eine Zahl von Geschäften für Lebensmitteleinkauf, die schon in einer der kleinsten Großstädte erreicht oder übertroffen wird, soll solchen Einfluß auf die hunderttausende von Geschäften haben, die im Reich bestehen, soll diesen solche Konkurrenz machen, daß man nach besonderen Gesetzen gegen sie ruft! Unter diesen 1400 Konsumvereinen sind in einigen großen Städten solche mit einer sehr großen Anzahl von Mitgliedern, sehr großen Anzahl von Verkaufsstellen, aber dagegen auch eine Anzahl recht kleiner nach Umsatz und Mitgliederzahl.

Von den Konsumvereinen, die dem allgemeinen Verband angehören, haben nur 460 eine Statistik eingeschickt, und aus dieser ergiebt sich eine Gesamtmitgliederzahl von 292077 Personen. Zur Berechnung einer Durchschnittszahl kann dies jedoch nicht dienen, da gerade die größten Vereine dem Verband angehören, die kleinen aber meist nicht, und auch die kleineren Verbandsvereine vorzugsweise zu denen gehören, die keine Statistiken abgeben. Die Zahl 1400 genügt vollauf zu dem Beweis, daß das Geschrei jener Konsumvereinsgegner unberechtigt ist, zu weit geht.

Es giebt nicht nur viele Städte ohne Konsumvereine, sondern selbst ganze Landstriche ohne solche, während anderseits wieder ein dichtes Netz solcher Vereine in manchen Bezirken besteht.

Es muß angenommen werden, daß also in manchen Gegenden, manchen Städten kein fühlbares Bedürfnis zur Errichtung von Konsumvereinen besteht, weil die Konkurrenz der Kaufleute und Handwerker ausreicht, um die Lebensmittelpreise in mäßigen Grenzen zu halten.

Wo eine lebhafte Konsumvereinsbewegung entstand oder entsteht, dürften mithin die betroffenen Geschäftsleute oder ihre Vorgänger dieselbe wachgerufen haben. Es soll nicht bestritten werden, daß auch eine Nachahmungssucht und ein gewisses gemeinnütziges Streben da und dort Konsumvereine ins Leben rief, wo das Bedürfnis nicht durch die hohen Preise oder die schlechte Bedienungsweise der ansässigen Geschäftsleute unbedingt wachgerufen wurde, und wir werden auch darauf kommen, daß sich den Konsumvereinen Personen anschlossen, zu deren Besten sie nicht gerade gedacht und errichtet waren.

Im Durchschnitt kommt auf einen Konsumvereinsladen doch nicht erheblich mehr Umsatz, als ein mittleres anderes oder höchstens ein gutgehendes Geschäft erzielt, und um wie viel nehmen täglich die Kolonialwarenhandlungen zu im Vergleich zu der Zunahme der Konsumvereinsläden, während ja wie oben bemerkt die Konsumvereine selbst 1895 sich sogar um 12 verminderten.

Es kann also unmöglich die Konkurrenz der Konsumvereine erdrückender wirken als die Konkurrenz überhaupt.

Der geklagte Schaden der Geschäftsleute wird mithin als übertrieben geschildert angesehen werden müssen, man schreibt den Konsumvereinen mehr Schädigung zu als berechtigt ist. Wo ein Konsumverein einging, setzte sich regelmäßig, nicht nur in den betreffenden Laden ein Kaufmann mit ähnlichem Betrieb, sondern es entstanden in der betreffenden Gemeinde oder Stadtgegend gleich noch einige neue Geschäfte.

Aber zugegeben, die Kaufleute und Handwerker haben wirklich von der Konkurrenz der Konsumvereine mehr zu leiden als von einer Vermehrung ihrer Berufsgenossen, so muß doch anderseits für die Konsumvereinsmitglieder ein entsprechender Vorteil erwachsen, so daß volkswirtschaftliche Nachteile aus Konsumvereinen nicht zu entstehen vermögen.

Der Umstand, daß auch in Orten mit Konsumvereinen stets neue Geschäfte entstehen, zeigt, daß die Konsumvereine die Bethätigung der Kaufleute im Vertrieb von Lebensmitteln nicht lahm legt. Geschähe das aber, und es wäre der Vorteil auf der einen Seite größer als der Nachteil auf der anderen, so müßte man sich doch für die Neuerung aussprechen, wie man auch den Ruin der Fuhrleute nicht als Hindernis für Erbauung von Eisenbahnen angesehen hat und den Lichtezieher ganz beseitigt, durch Einführung von Petroleum-, Gas- und elektrischer Beleuchtung.

Haben nun thatsächlich die Konsumvereine ein Verdienst, das ihre Förderung oder doch ihren Schutz erfordert und nicht ihre Bekämpfung um der Konkurrenten willen? Das ist ganz außer Frage.

Das deutsche Genossenschaftswesen ging zunächst darauf aus, dem Handwerker und kleinen Geschäftsmann, sowie den Bauern Betriebskapital zu mäßigem Zins zu verschaffen und zugleich durch Bildung von Geschäftsanteilen der Mitglieder bei ihrer Genossenschaft den Sparsinn zu fördern.

Es ging weiter darauf aus, durch gemeinsame Einkäufe und Verkäufe den Handwerker gegenüber der Großindustrie und dem Großhandel zu stärken, und es ging weiter, indem es auch zu gemeinsamer Produktion, mindestens zu gemeinsamer Beschaffung von Einrichtungen zur Erleichterung der Betriebe führte.

Man befaßte sich mit Beschaffung von Wohnungen durch Baugenossenschaften und wendete sich ganz besonders auch mehr den Bedürfnissen der Landwirte zu, sowohl durch Werkgenossenschaften, Molkereien,

Zuchtgenossenschaften, Winzer- und Obstverwertungsgenossenschaften als ganz besonders durch gemeinsamen Bezug von Dünger und Sämerei.

Es können nicht alle Arten der Genossenschaften aufgezählt werden, die seit Jahren entstanden, und nur kurz erwähnt sei, daß die Gesamtzahlen sich in den letzten Jahren verdreifacht und vervierfacht haben.

Der Konsumvereine gab es niemals sehr viele, aber einzelne fanden sehr guten Boden und wurden sehr groß.

Man errichtete sie fast durchweg nicht wegen des besseren und billigeren Einkaufs, sondern wegen der thatsächlichen Ersparnisse bei dieser Art des Einkaufs.

Wenn man bei dem einen Kaufmann billiger kauft als dem anderen, hat man auch etwas erspart, aber thut man es in eine Sparbüchse, legt man es als Notpfennig zurück?

Nein, man kauft noch etwas dafür, vielleicht etwas Nützliches, vielleicht auch etwas recht Unnützes, oder man giebt das Ersparte für irgend einen Augenblicksgenuß aus und hat von dem Vorteil des billigen Kaufes nichts auf Dauer.

Anders ist das beim Einkauf im Konsumverein, der ebenso billige und gute oder billigere und bessere Ware liefert als der Kaufmann, aber von dem Reingewinn, den er ebenso wie der Kaufmann dabei erzielt, nach Bestreitung der Geschäftsunkosten auf das Gekaufte seinen Mitgliedern nach Jahresschluß eine Dividende gewährt. Aus dieser Dividende wird zunächst ein Kapital, mit dem man am Konsumverein beteiligt ist. Wenn der Höchstbetrag erreicht ist, mit dem man sich beteiligen kann, und man hat als Dividende einen Betrag auf seine Einkäufe erspart, so kann man diesen Betrag zur Sparkasse tragen oder sonstwie für sich und die Seinigen, für zukünftige Zwecke verzinslich anlegen. Man kann Anschaffungen machen, die man sich versagen müßte, wenn man seine Lebensmittel beim Kaufmanne entnommen und diesem den Gewinn überlassen hätte, den man als Dividende erhielt.

Man hat daher den Konsumverein als das vorzüglichste Mittel betrachtet, um auch dem schlechtgestellten Arbeiter, dem kleinen Beamten, die von der Hand in den Mund lebend nichts ersparen können, selbst dann zu einem Notpfennig zu verhelfen, wenn gar kein Spartrieb bei ihnen vorhanden war.

Daß es von Erfolg war und mancher ohne Spartrieb später ein rechter Sparer wurde, ist tausendfach nachweisbar.

Deshalb haben auch viele Konsumvereine ihre Entstehung Industriellen und sonstigen Arbeitgebern zu verdanken, die ihre Arbeiter durch Konsum-

vereine spielender Weise zu Sparern zu machen suchten, deshalb haben auch manche Betriebsbeamte (Eisenbahn, Post u. s. w.) Konsumvereine ins Leben rufen helfen oder bestehende gefördert, weil sie ihre Untergebenen selbst mit den niedrigsten Gehalten und Löhnen dadurch in den Besitz eines Notpfennigs kommen sahen, ohne daß dieselben sich von ihrem wenigen Lebensgenuß noch etwas hätten zu versagen brauchen.

Der Konsumverein ist eine Schule der Sparsamkeit, und da der Sparsinn mit den Ergebnissen zu steigen pflegt, so ist zuweilen die Teilnahme an einem Konsumverein die Grundlage zum Erwerb eines Kapitals, eines eigenen Hauses, zur Schaffung einer Selbständigkeit für den Allerärmsten.

Aber noch eine andere Eigenschaft wird durch Teilnahme an Konsumvereinen erworben, man wird wirtschaftlich und entwöhnt sich des Borgens, das zwar einerseits von Geschäftsleuten stets beklagt, aber anderseits aus verschiedenen Gründen nicht nur erhalten, sondern immer wieder gefördert wird. Bei den Konsumvereinen wird in der Regel kein Kredit gewährt, man gewöhnt sich also an Barzahlung beim Verein und entwöhnt sich dadurch auch des Einkaufs ohne Geld an anderen Stellen. Man verschiebt seine Einkäufe bis man die nötigen Mittel erworben und zurück gelegt hat und nützt damit sich und der gesamten Volkswirtschaft.

Der Konsumverein, seine Geschäftsgrundsätze und sein Gebahren wirken also nicht nur wirtschaftlich günstig, sondern zugleich auch erzieherisch, und die Wirkungen kommen nicht nur den Beteiligten, sondern auch der Allgemeinheit zu gute.

Auch Gegner der Konsumvereine geben das zu, und unter den ihnen feindseligen Kaufleuten wird selbst anerkannt, daß die Konsumvereine für Arbeiter und andere Personen mit kleinem Einkommen nicht zu mißbilligen, ja sogar zu schätzen seien.

Allerdings gehören die sächsischen und preußischen Gegner von fast reinen Arbeiterkonsumvereinen nicht dazu, sonst würden sie nicht Umsatzsteuern als Erdrosselungssteuern fordern, und ebenso scheint auch die Regierung in Sachsen die Wohlthaten der Arbeiterkonsumvereine zu unterschätzen.

Aber unter denen, welche die Vorteile der Konsumvereine und deren erzieherische Wirkung für Arbeiter und Wenigbemittelte anerkennen, giebt es solche, die deshalb heftiger gegen die Konsumvereine auftreten, weil sie so viele Rentiers, Beamte u. s. w. als Mitglieder aufnehmen und auch von solchen Personen verwaltet werden. Daß man Rentiers

und gewisse Kategorien von Beamten in Konsumvereinsvorständen und namentlich in deren Verwaltungsräten findet, ist richtig, aber auch sehr begreiflich, wenn die Zahl der Angehörigen solcher Stände auch verschwindend klein in den Vereinen ist.

Man findet hier Zeit, Interesse und Intelligenz, und man nutzt dieselbe ganz zutreffender Weise aus.

Der Arbeiter, der 12 Stunden gearbeitet hat, findet es beschwerlich noch 2—3 Stunden einer Verwaltungsratssitzung anzuwohnen, dem Beamten mit 6—8 Amtsstunden wird das schon leichter, und dem Berufslosen, dem Rentier erst recht.

Groß ist darob die Zahl der Beamten und Rentiers u. s. w. in den Konsumvereinen aber doch nicht. Die Berufsstatistik bei dem allgemeinen Verband deutscher Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften ergiebt, daß von den Konsumvereinsmitgliedern nur 7% Rentiers und Pensionäre, nur 8% Beamte, Ärzte, Lehrer, Geistliche, Schriftsteller, Künstler u. s. w. sind, während

13% Handwerker,

je 4% Landwirte und landwirtschaftliche Arbeiter,

aber 45% Fabrikarbeiter, Bergarbeiter und Handwerksgesellen

sind, also etwa die Hälfte Lohnarbeiter.

Dabei ist zu beachten, daß unter Rentiers und Pensionären die pensionierten kleinen Bediensteten die Mehrheit bilden, und die Rentiers keineswegs solche mit hohen Renten sein dürften.

Aber wenn auch unter den Beamten wie unter den Rentiers und Pensionären da und dort einige Personen sind, die weder der Vorteile noch der wirtschaftlichen Erziehung bedürfen, die der Konsumverein darbietet, so liegt darin kein Grund zu solchen Klagen, wie sie die Konsumvereinsgegner vorbringen.

Unberechtigt erscheint aber ganz und gar, daß man den Beamten die Zugehörigkeit zu Konsumvereinen verbieten solle, gleichviel ob sie hohe oder niedrige Bezüge haben. Der Beamte wird vom Staat für seine Arbeit bezahlt, und keine Berufsklasse hat ein Recht darauf, daß er ihr nur deshalb, weil sie aus Steuerzahlern besteht, sein Gehalt zuwenden müsse. Ob es für wohlhabende und reiche Leute, die nicht etwa um der gemeinnützigen Thätigkeit in einem Konsumverein demselben beitreten, sondern des für sie nicht in Betracht kommenden pekuniären Vorteils halber, ist eine Taktfrage, die sich nur im einzelnen Fall beurteilen läßt, die aber nicht allgemein besprochen zu werden braucht, weil

im Verhältnis zur Gesamtzahl der Konsumvereinsmitglieder die Zahl der Reichen verschwindet.

Ob aber nicht in kurzer Zeit diese Frage etwa doch noch aktuell werden wird, steht dahin.

In allen Berufen bildet man Vereinigung um Vereinigung behufs wirtschaftlicher Verbesserung. Hier nennt man es Kartell; wenn es die Großindustrie, die Bergwerke u. s. w. betrifft, dort nennt man es Genossenschaft, Innung und Berufsverein.

Jede dieser Vereinigungen denkt nur an die Vorteile ihrer Mitglieder und berücksichtigt die übrigen Menschen nur soweit als das dringend notwendig erscheint.

Muß das nicht anderseits zu Gegenbildungen führen, zu Konsumentenvereinigungen? Wenn in einer Stadt die Ärzte höhere Taxen beschließen, entsteht bald ein Medizinalverband, der sich seine Ärzte anstellt; wenn in einer Stadt die Bäcker den Brotpreis hochhalten, entsteht eine genossenschaftliche Brotfabrik, und es ist ja in Freiburg i. B. der Fall vorgekommen, daß die Stadtgemeinde einige Wochen Metzgerei betrieb, weil die Metzgergenossenschaft von ihren hohen Preisen für Fleisch und Fleischwaren nicht lassen wollte.

Wir sind noch im Anfang der Kartellbildung, und wenn sie fortschreitet, werden es nicht nur die Arbeiter sein, denen man das Recht, ja fast kann man sagen die Pflicht, Konsumvereine zu errichten, zugestehen muß, sondern es wird ein Kampf entstehen zwischen Konsumentenvereinigungen und allen den verschiedenen Berufsvereinen.

Die großen Mehrheiten produzieren nicht direkt für den Konsum und können sich nicht schadlos halten gegenüber hohen Preisen, die man ihnen für das absordert, was sie zum Leben bedürfen, indem sie auch hohe Preise für ihre Produktion fordern, sie müssen sich beschränken auf Vereinigung zum Kampf gegen Teuerung und Überforderungen. Die Konsumvereine können, wo sie bestehen, die Grundlage werden für solche Kampfvereine, aber letztere werden sich überall entwickeln, wenn die Not es gebietet.

Wo man maßvoll bleibt, wird kein Kampfverein sich nötig machen, und wenn die Kaufleute die weitere Entwickelung von Konsumvereinen verhindern wollen, dann kann man ihnen auch nur empfehlen maßvoll in ihren Ansprüchen zu bleiben.





Nietzsche und unsere Zeit.

Von Rudolf Klein.
(Düsseldorf.)

Jeder von uns hat wohl schon den Satz, sei es gedruckt oder gesprochen, vernommen, Nietzsche sei ein Befruchter, ein Neu-Schöpfer oder gar gefährlicher Verführer unserer jungdeutschen Litteratur. Abgesehen nun davon, daß es leider in Deutschland überhaupt wenig Litteratur giebt, die von seinem Geiste durchtränkt ist, scheint mir diese Behauptung wenig zutreffend, und verlohnt es sich wohl, zuerst einmal näher zu prüfen, inwieweit Nietzsche als Schöpfer, Befruchter oder Verführer der modernen Litteratur anzusehen ist, — oder ob er nicht selbst nur eine Begleiterscheinung dieser Kunstströmung, das gleichzeitige Produkt derselben Wurzel und dieser selben Zeit echteste Blüte sei.

Wenn wir unseren Blick zurückschweifen lassen über die letzte Hälfte unseres Jahrhunderts, so stoßen wir auf einen Mann, der sein bewegender Mittelpunkt, sein wirklicher Neu-Schöpfer und Befruchter war, auf den Mann, von dessen Geist sich gewissermaßen wie vom Planeten Ringe löften und diese, in Dunst zerfließend, sich dem Denk- und Empfindungsvermögen der Generation assimilierten, es ummodifizierten, wodurch eine ganz neue Anschauungsweise von Welt und Dingen aufkeimte: dieser Mann war Darwin. Wie eine solche Anschauungsweise eine ganze Generation wie eine Krankheit anstecken kann, das zu erklären ist heute noch nicht möglich; es scheint fast, als ginge es psychotisch, rein telepatisch durch die Luft; denn es ist eine Thatsache, daß, in welchem Erdenwinkel und von welch altfränkischen Eltern auch immer ein begabter Mensch geboren wird, er, wenn nicht gerade ein Atavismus oder sonstige schwerwiegende Charakteristika der elterlichen Psyche vorliegen, ohne jeden Unterricht die Anschauungsweise seiner Zeit im Blute trägt. Diese neue Anschauungsweise — die physiologische Evolutions-

theorie, die zwar keine Weltanschauung, wohl aber die bisher geglückteste Weltauslegung — ist also die bewegende Kraft unseres Halbjahrhunderts geworden, und vor allem dadurch, daß man sie auf Geschichte jeder Art übertrug und somit endlich einmal diese Gebiete als ein organisch Gewachsenes erschließen, zergliedern und wieder aufbauen konnte. Das charakteristische Zeichen unserer Zeit aber ist, daß selbst der moderne Dichter sie auf sein Schaffen übertrug. Nur mit dem Unterschiede —: an Stelle der objektiven Methode des Forschers, die Taine und Brandes, den Historikern noch eigen, trat die subjektiv-intuitive des Künstlers. Ihr Gehirn schien schon garnicht anders zu können, es saß ein psychophysiologisch analysierender Geist in ihm, den es trieb, die Seelen der Dinge, den Menschen und seine eigenen Gefühle zum Schluß nur noch zu zerlegen, wie es Darwin getrieben, die Pflanzen und Tiere als ein nach Landesstrich und Klima Gewachsenes zu betrachten. Und aus diesem Dichtertypus — der also bis in seine feinsten späten Verästelungen und neuen Modifikationen seiner Psyche (und er war solchen bis zur wahren Fieberkrise fortwährend unterworfen) ein Produkt seiner Zeit ist — aus diesem modernen Dichtertypus entstand die moderne Litteratur und nicht aus fremdem Einfluß, dem Einfluß eines mit seiner Zeit zusammenhanglos dastehenden Künstlers, etwa Nietzsche's. Und wie dieser Dichtertypus aus einem Geist entsprungen, der mit Darwin in die Welt kam, so entstand aus diesem selben Geist und aus nichts anderem — Nietzsche. Er ist nicht wie Minerva gepanzert dem Haupte des Zeus entsprungen, ist keine Einzelerscheinung, ist garnichts Absonderliches, vielmehr eine Notwendigkeit, die, man wäre fast geneigt zu sagen, garnicht ausbleiben konnte. Deutschland ist das Land der Philosophen, jedes Halbjahrhundert hat bisher noch seinen eignen aufzuweisen gehabt, und Nietzsche, des letzten Halbjahrhunderts Philosoph, ist eben nichts anderes wie obiger „moderne Geist" auf Philosophie übertragen. Er ist der „moderne Philosoph". Moderne Künstler hatte unsere Zeit in Scharen hervorgebracht, in Nietzsche schuf sie den modernen Philosophen. Und die oben erwähnten Eigenschaften des modernen Geistes, auf einen Philosophen übertragen, mußten notwendig zu dem führen, was Nietzsches Lebenswerk ist: zur Schöpfung der Naturgeschichte der Moral. Der moderne Dichter also (in Deutschland gab es deren freilich zu Nietzsches Lebzeiten noch wenige, umsomehr aber in Rußland, Frankreich und Skandinavien) schrieb die Naturgeschichte der Menschenseele, Nietzsche der Philosoph die Naturgeschichte der Moral. Nun aber kommt noch ein zweiter wichtiger Anhaltspunkt, der zeigt, wie beide der gleichen Wurzel ent-

sprungen und beide innerlich gleiche, nur äußerlich verschieden gefärbte Blüten getrieben: die Grundstimmung, die Schöpfungsstimmung unserer Zeit wurde bei der Generation der Modernen, die schon die objektive Methode des Forschers verlassen, lyrisch-psychologische Intuition. Von dieser ist (psycho- wie physiologisch betrachtet) nur ein kleiner Schritt zu jenem Egoismus, der das charakteristische Zeichen unserer Tage: beim Künstler trat dieser Egoismus nur sublimiert als Lyrismus, Subjektivismus, l'art pour l'art auf; bei Nietzsche als Lyrismus, Egoismus, der Übermensch. Ein Doppelstamm der gleichen Wurzel also, wie man sieht. Der Ruf der ganzen Künstlergeneration war l'art pour l'art, der Ruf der Philosophen ‚das selbstherrliche starke Individuum'. Physiologisch betrachtet ist dies genau dasselbe, denn bei beiden ist an Stelle des ethischen, einfach der ästhetische Maßstab getreten. Hierzu sei jetzt bemerkt, wie beide Typen ineinander überfließen können und dies auch gethan haben. Dichter, die weniger Dichter und mehr Philosoph waren — wie Bourget z. B. — kommen daher mit ihren Typen, wie Bourget mit seinem „Disciple", Nietzsche weit näher wie die Vollkünstler, Huysmans ꝛc. Physiologisch betrachtet ist also die moderne Generation und Nietzsche dasselbe, und er also kein Befruchter, kein Neu-Schöpfer oder gar gefährlicher Verführer, vielmehr nur ein gleichzeitiger Typus dieser Generation und, eben als Philosoph, ihr stärkster. (Was aber, in Parenthese gesagt, noch nicht allzuviel heißen will, bei einer Zeit, die von den Besten der Tiefblickenden als bis an die Wurzel dürr und zukunftsunfähig erkannt worden ist.)

* * *

Nietzsche ist also nichts anderes als Zeittypus. Das berührt um so sonderbarer bei ihm, der so wenig „Zeittypus" sein wollte, der immer vom Unzeitgemäßen redet. Aber diese seine Meinung hat ihren guten Grund. Zur Zeit, da er seine Werke schrieb, war er allerdings für Deutschland noch sehr unzeitgemäß, im letzten Jahrzehnt aber hat die Fieberkrise auch in der deutschen Seele gewütet, die Fieberkrise, die die Psyche Nietzsches und der Künstler des Auslandes schon längst umgebraut und umgehäutet, und so ist er heute nicht mehr unzeitgemäß, vielmehr der Zeitgemäßeste unter den Zeitgemäßen. Und wäre Nietzsche nicht so sehr Zeittypus wie er ist, wie wäre es überhaupt möglich, daß er so rasch anerkannt und verstanden worden, wie er es ist. Zu diesen Anerkennenden und Verstehenden darf man freilich weder die Zeitungs-

schreiber noch die Herrn Philologen rechnen, welch letztere nun mit ihrer Zettelforschung über ihn herzufallen drohen, bis wohl, wie bei Goethe, vom klaren Bilde so gut wie nichts übriggeblieben ist; diese Anerkennenden und Verstehenden, die ich im Sinne habe, waren die typischsten Vertreter der jungen Generation, die Ola Hansson und Przybiscewsky, Schriftsteller, die aus verwandten Bedingungen schufen und Nietzsche „erkannten", wie man plötzlich einen Gleichgesinnten erkennt, einen Gleichgesinnten, in dem sich das Eigene ins Prophetische gesteigert hat. Als Nietzsche seine Werke schrieb, waren, wie schon gesagt, diese Gleich-Gesinnten, Gleich-Schaffenden in Deutschland noch nicht entstanden, diese Typen, die wir „moderner Mensch" nennen, und so mußte es denn kommen, daß Nietzsche unter „moderner Mensch" noch ganz etwas anderes verstand wie wir heute, nämlich den Demokraten oder den Fortschrittler, auch wohl den Freigeist, während er sich und seinen Zukunftstypus „freier Geist" zum Unterschied zu nennen liebte. Für den Typus, den er mit „moderner Mensch" bezeichnet, für den „Freigeist", der immer ein Utilitarier ist, mußte, wie Nietzsche mit Recht meint, sein Moralbegriff etwas Schwer-Verständliches und Verschrobenes sein, umsomehr, da er für Nietzsche selbst noch etwas so Neues und Unerhörtes war (wie seine vielen Selbst-Wandlungen beweisen), daß er sich und seine erträumten Freunde nur für „Pfeile der Sehnsucht" nach dem andern Ufer hielt. Für unsern Begriff „moderner Mensch" aber, der gerade das Gegenteil vom Utilitarier und ein individueller Aristokrat ist, ist sein Moralbegriff so selbstverständlich, daß wir ihn in Fleisch und Blut fühlen, ohne Nietzsche je gelesen zu haben, denn wir sind eben Kinder eines Zeitalters, aus dessen Tiefe noch einmal der glühe Lavastrom Individualismus gebrochen, ohne leider, wie weiter unten gezeigt werden soll, unvergängliche Werke gezeitigt zu haben. Also heute braucht jemand, der als ein typischer Vertreter der jungen Generation geboren ist, Nietzsche garnicht gelesen zu haben und wird ebenso fühlen wie er, und in der That giebt es in seinem ganzen Zarathustra nicht einen Gedanken, den wir nicht selbst „erlebt" hätten. Und doch sagte Nietzsche vor ungefähr zehn Jahren: „ich lass' keinen als Kenner meines Zarathustra gelten, den nicht eines seiner Worte irgend einmal tief entzückt oder — abgestoßen hätte." Dieser letzte Begriff ist in Nietzsches Sinne für uns heute rein unfaßbar. — In Nietzsche nun nichts anderes sehen wie einen Zeittypus, hieße seinen Wert verkürzen, da dem Worte Zeittypus immer ein übler Geschmack anhaftet, wenn die Werke eines Zeittypus' eben nur dem Zeitgeist und nicht dem Erdgeist entsprungen sind, welch

ersteres eben bei den meisten Werken der zeitgenössischen Künstler und Dichter zutrifft. Dies trifft bei Nietzsche weniger zu, weil sein Werk, die Schöpfung der Naturgeschichte der Moral, eben kosmopolitischer Bedeutung ist, wie jedes rein wissenschaftliche Werk. Dadurch also, daß der, wie weiter unten gezeigt werden soll, gefährlich ausgeartete Zeitgeist, bei ihm in einen Philosophenkopf schlug, ist Nietzsche eine Bedeutung gesichert, die seine Werke am Leben erhalten wird, wenn sämtliche andere aus dem gleichen Geist entstandenen Kunstwerke und Dichtungen längst vergessen sein werden

* * *

Unsere Zeit ist also, wie nicht zu verkennen, eine höchst charakteristische, und Nietzsche, wenn man will, ihr prägnantester Ausdruck allein schon, weil die Philosophie immer der prägnanteste Ausdruck einer Zeit ist. Höchst bedenklich nun aber ist es, daß wir, die Mitlebenden einer so charakteristischen Zeit, mit einem so charakteristischen Typus wie Nietzsche, absolut unbefriedigt in dieser Zeit stehen und uns einer Sehnsucht nach einem „wohinaus“ nicht erwehren können. Das hat dann, wie schon angedeutet, die Besten der Tiefblickenden zu dem Ausspruch veranlaßt, daß diese höchst charakteristische Zeit dennoch nur eine Übergangszeit sei und selbst nicht das „Große“ wie z. B. die italienische Renaissance das „Große“ war, die italienische Renaissance, auf die man sich heute so gerne beruft. Und in der That, der Argwohn scheint nicht unbegründet, und es thut vielleicht ein Blick not, sich zu vergewissern, was der „moderne Mensch“ seinen Vorzügen und Schwächen nach eigentlich ist, was ihn nicht hat groß werden lassen und wohinaus er nun möchte.

Der moderne Mensch, zu dessen Denk- und Empfindungsweise Darwin den Anstoß gab, hat eine Seelenkrise durchgemacht, die man früher nur beim Genie und beim Irren kannte, und die, verallgemeinert, wohl nur zur Zeit germanischer Massenpsychosen und der italienischen Renaissance über die Geister geherrscht haben mag. Nennen wir diesen Zustand nun krank oder gesund, das ist vollständig nebensächlich, wenn es die höchsten Ziele der Kunst zu erstreben gilt, so — man verzeihe den Ausdruck des Grundsatzes jesuitischer Moral auf die Ästhetik angewandt — so heiligt der Zweck die Mittel. Denn der Kunst soll nichts fern sein, und die höchste Verfeinerung ist wohl meist von krankhaften Nebenerscheinungen begleitet, ohne selbst krank zu sein, wie es wohl kaum anders denkbar ist. Dieser angeblich kranke Seelenzustand ist beim Genie etwas so

Alltägliches, daß wir ihn normal nennen müssen, während der mit ihm behaftete Durchschnittsmensch eben ein Irrer, oder, unter Umständen ein Verbrecher ist. Dieser Zustand nun, dessen Grundzug der gleiche wie beim Genie war, nämlich die lyrische Grundstimmung, hat, wenn der Ausdruck erlaubt ist, förmlich als Massenpsychose über die moderne Künstlerseele geherrscht, und gerade dieser Umstand berechtigte schon zu der Annahme, daß wir in einer Renaissance lebten; wie man sich auszudrücken beliebte, „der Renaissance der Renaissance". Und thatsächlich scheint der moderne Mensch ein leiblicher Bruder der Individualisten aus den Tagen der großen Italiener, man muß nur Augen haben zu sehen, und man wird dies erkennen. Aber eben so sehr auch wird man erkennen, sofern man Augen zu sehen hat, daß die aus diesem Typus gezogene Konsequenz ein arger Trugschluß ist. Der Seelenzustand, der großes verhieß, hat das Versprechen nicht gehalten und die Kräfte jedes einzelnen sind in ihm zu Asche gebrannt. Das ist der wunde Punkt, den die meisten übersehen. Nie war eine Zeit so früh steril wie die unsere, und das darf eine Renaissancezeit nicht sein. Wie hastig sprang man von Schule zu Schule, deren jede viel zu wenig oder garnicht in der Kultur, in der Erde wuchs, sondern in der Fieberwärme eines Eintagsgeistes ausgebrütet wie die Maden an der Sonne, um ein gleich kurzes Leben zu fristen — während zur Zeit der italienischen Renaissance zu solchem Schulen-Bilden Halbjahrhunderte gehörten. Und dieser Schulen typischste Vertreter hatten sich mit ihrem ersten Werk ausgegeben, während die Repräsentanten aller wirklich großen Epochen bis in ihr höchstes Alter an Güte und Reife zunehmende Werke schufen. Die typischsten Vertreter, sagte ich, gaben sich mit ihrem ersten Werk aus, aber was noch charakteristischer, die jüngste Generation, die, die heute vielleicht 25 Jahre zählt, kam überhaupt steril auf die Welt. So altklug und mit psychologischem Tiefblick ausgerüstet sie sich auch gebärden, so gewandte Stylkünstler sie auch sind — während der vorherigen Generation, als Zeichen der verbrauchten schöpferischen Kraft, der Styl verdorrte, so daß z. B. Przybiscewsky, der anfangs von einer Rauschkunst träumte, heute den reinen Eisenbahnstil schreibt — es fehlt ihnen jede Kraft aus einem Guß zu formen, ein Buch zu schreiben, das aus dem Leben gewachsen; ihre Bücher sind dürre Reflexionen über das Leben. Ein vollständiges Zerfließen der Form und Zersplittern in Detail ist eingetreten, wofür wohl der Wiener Peter Altenberg das typischste Beispiel ist; (bei welcher Gelegenheit bemerkt sein mag, daß aus demselben Unvermögen die aphoristische Form Nietzsches entsprang.) Die große Form also ging verloren, die einheitliche

Schöpfungskraft, und an ihre Stelle trat der mit Lyrismus durchtränkte Aphorismus, dessen anzuerkennende Begleiterscheinung allerdings psychologische Vertiefung war. Aber selbst dieser Lyrismus ließ, wie schon anläßlich des Stils erwähnt, nach, und jedes Vermögen zur Farbe schwand. In der Malerei beginnt man daher, um wieder festen Boden unter den Füßen zu fühlen, in das Reich der Linie zu flüchten. Man wird wieder Realist, aber da man das Leben nicht mehr tief fühlen und farbig gestalten kann, sucht man es mit berechnendem Verstande, mit Hilfe der geometrischen Linie zu beschreiben — und stände somit wieder am Anfang aller Kunst; nach allem Archaismus das wahre Primitive, das wahre Naive. Valloton ist — wohl zu unterscheiden von den archaisierenden — der charakteristischste Typus dieser, die sich als Neuerer aus dem Wirrsal gerettet. Aber, so sehr dies ein Fortschritt sein mag, der vielleicht der neue Anfang ist, es vermag das Verloren-Gegangene nicht zu ersetzen, uns nicht zu befriedigen wie die wirklich großen Kunstwerke, die, in der Litteratur zuletzt wohl von Flaubert, J. P. Jacobsen, Turgenjew geschaffen worden. Und so ist der Ausspruch wohl berechtigt, eine Zeit, die aus ihrem Charakteristischen mehr Nachteile denn Vorteile zu ziehen hat, eine Übergangszeit zu nennen. Aber Nietzsche, wird man fragen, dieser größte der Neuen, der eine 2000jährige Moral wie ein lästiges Überbleibsel, von sich warf, kann er denn nicht der führende Prophet sein und die leuchtende Feuersäule im ratlosen Dunkel? Und „nein“ muß man antworten, denn er trägt ebensosehr wie alle übrigen das Krankheitsstigma seiner Zeit an der Stirn und, obgleich man es anfangs hoffte, sein Übermensch kann uns das Ruhekissen nicht sein, denn es ist nicht ein aus Kultur und Boden Gewachsenes. Nietzsche, in dem Lyrismus und Subjektivismus, die charakteristischen Zeichen unserer Zeit als ‚Wille zur Macht‘ und ‚Übermensch‘ ihre gewaltigste Form annahmen, ist mehr noch wie alle übrigen ein heimloser Kosmopolit und will dies sein. Aus diesem Kosmopolitismus aber kann nichts keimen, und wir alle empfinden ihn als Krankheit. In Frankreich hatte man sich gegen ihn schon den Katholizismus verordnet, als man in Deutschland sich noch das Ruhekissen ‚Übermensch‘ unter den Kopf schob.

Heute wissen wir, was not thut. Wir möchten wieder in der Erde wurzeln, nur was in der Erde wächst, kann Früchte tragen. Wir möchten wieder auf vertrautem Fuße mit der Ewigkeit leben, und, in der Erde wurzelnd, den Himmel verstehen durch eine Kunst, die, wie die Böcklins, ihres organischen Wachstums und synthetischen Fühlens wegen Philosophie, und eine Philosophie, die ihrer organischen Synthese

wegen Kunst. Die moderne Kunst-Philosophie wollte dies werden, ist es aber nicht. Sie ist nur analytisch, nicht synthetisch, und vor allem Nietzsche. Er war ein rastloser Zerstörer und Nie-wieder-Aufbauer. Dies merkt man am ehesten, wenn man nach der Lektüre eines Nietzsche-schen Buches, von dem man stets mit einem Unlustgefühl aufsteht, vor die Natur oder ein Böcklin'sches Bild tritt. Wenn man vor ein Böcklin'sches Bild tritt, so fühlt man das Leben und die Ewigkeit im Unbewußten in die Seele überfließen, man fühlt sich ein Stück Welt, Gott, Ewigkeit — und dies muß man vor aller wahren Kunst. Und dies zu erreichen, muß wieder die Aufgabe der Kunst werden, wofern die Malerei nicht zum Plakat und die Dichtung zum Feuilleton herabsinken soll. Nietzsche aber hat von diesem nichts. —

Er ist also weder Befruchter und Schöpfer unserer Zeit, noch darf er ein Prophet für die Zukunft sein.





Unser Dichteralbum.

Deutsches Recht.

Wie die Sonne so klar,
Wie der Blitz so kühn,
Wie der Sturm so echt
Sei deutsches Recht!

Fest wie in Erz
Gegründet es steh.
Für Gut und Blut
Uns Schirm und Hut!

Nicht Gott noch Papst,
Nicht Kaiser noch Junker,
Nicht Herr noch Knecht
Bricht deutsches Recht.

Hört ihr Leut' und laßt euch sagen!

Hört ihr Leut' und laßt euch sagen,
Die Glock' hat zehn geschlagen:
Geht an die Grenze, besetzt den Wall,
Es wimmelt von Feinden rings überall,

Zehn Gebot' schärft der Pfaff euch ein:
Eures Volkstums Freiheit wahrt ihr allein,
Da brauchts kein Lehren und kein Befehlen,
Das lebt im Blut: Wer will's euch stehlen?

Hört ihr Leut' und laßt euch sagen,
Die Glock' hat elf geschlagen:
Nur elf Jünger blieben treu,
Schmach und Tod dem Verräter sei!
Doch die Elf sie stehen wie Mauern,
Jedwede Tück' sie überdauern.

Hört ihr Leut' und laßt euch sagen,
Die Glock' hat zwölf geschlagen.
Jetzt geht der Tanz der Hölle los,
Die Würfel rollen, es fällt das Los.
Eine ganze Welt steht auf dem Spiel,
Man zählt nicht mehr, ob wenig ob viel —
Man setzt sich ein mit Haut und Haaren
Und treibt das Höllengesindel zu Paaren!

München. Michael Georg Conrad.

Die Krüppel.

Ein regenschwüler Sommertag umfängt
Mit heißem Arm das früchteschwangre Feld.
Die Lust des Werdens und Gebärens drängt
Mit süßen Schauern durch die reife Welt.
Das wehrt der blassen Not! Befriedigt hängt
Mein Aug' am Gold der Ähren, sanft gewellt.
Da wendet sich mein Pfad, und kühle Schatten
Empfangen mütterlich den Wandermatten.

Mein Fuß trägt tief mich in des Waldes Schoß,
Mein Auge schlürft beglückt das Dämmergrün.
Hier liegt ein Block, umhüllt von weichem Moos,
Auf dem verirrte Sonnenlichter sprühn.
Hier will ich ruhn. Beneidenswertes Los,
Im Wald zu ruhn nach langen Wandermühn,
Wenn Deine Brust durchblüht ein schönes Hoffen
Für Deine Brüder, die die Not getroffen!

Da sieh, vor mir die seltne Ungestalt,
Die sich verkrümmt und knorr vom Boden hebt!
Ein Baum? — Ein Ding, das nicht verrät, wie alt,
Weil Jung und Alt an seinem Wesen klebt,
In Farben der Verkümmerung gemalt,
Darein die Unbill ihre Furchen gräbt.
An seinen Zweigen will es zaghaft grünen,
Als wär auch das als Unrecht einst zu sühnen.

Und wie das Ungebilde in mein Sein
Mit voller Wirklichkeit sich fühlbar drängt,
Umkost mein sinnend Aug ein müder Schein,
Der schleierweich des Tages Licht verdrängt,
Und mein Empfinden schamhaft hüllet ein,
Weil meine Seele einen Traum empfängt,
Der mir den Baum zum Menschenbild gestaltet,
Das, mühsam sprechend, dürre Hände faltet:

„Nicht wahr, mein Anblick ist Dir kein Genuß?!
Ich bin kein Baum, kein Busch, kein Stamm, kein Strauch,
Bin nicht gewachsen wie aus einem Guß,
Und hab nicht Fuß und Hand, nicht Kopf und Bauch.
Ich krieche da, weiß nicht, warum ich muß;
Vielleicht gehorch ich nur dem alten Brauch.
Ich bin ein Nichts, ein mißgeborner Krüppel
Und tauge nicht einmal zu einem Knüppel.

„Und doch ward ich empfangen, frei und schön,
In einer liebeschwülen Maiennacht,
Als fern am Horizont noch das Gedröhn
Verklang der ersten Frühlingswetterschlacht.
Das Brautbett und sein wollustsüß Gestöhn
Hat bläulichweißes Vollmondlicht umlacht,
Und Nachtigallensang schwamm in den Lüften,
Geschwellt von wilder Rosen weichen Düften.

„Das war: Wie lange schon? Ich weiß es nicht.
Im Mutterblüthenschoß gedieh das Korn
Und reifte voll am warmen Sonnenlicht.
Da riß mich ein Orkan in seinem Zorn
Auf diesen Platz, wo kalte Dämmrung kriecht,
Die nie erhellt des Lichtes goldner Born.
Und betteln mußt' ich meine Wurzeln schicken
In fremden Boden — oder stumm ersticken.

„Ich bettelte und senkte scheu und stumm
Die zarten Würzlein durch das weiche Moos,
Und wandte sie die Kreuz und Quer und krumm
Nach Nahrung in der Erde reichen Schoß.
Ich langte zu und war nicht faul und dumm,
Und freundlich schien mir mein bescheiden Los.
Doch ach! Der erste Lenz war kaum vergangen,
Da packte mich des Lebens Angst und Bangen.

„Ich hatte bald durchmessen das Bereich,
Das mir des blinden Schicksals Ratschluß karg
Und neidisch zugeteilt, und hungerbleich
Stand ich vor Schätzen, die der Boden barg,
Doch nicht für mich, für andre, die mir gleich;
Und atmend fand ich mich in einem Sarg.
Die andern hatten alles weggenommen,
Und ich — warum bin ich zu spät gekommen?!

„Der Nahrung gab's für sie und mich genug.
Was konnt' ich thun? ich war so arm und schwach,
Und sie umschanzten sich mit Lug und Trug
Und kaltem Hohn, der meine Kraft zerbrach.
Ich dürstete, sie wehrten mir den Krug,
Und bitter fühlte ich des Bettelns Schmach.
Mein Wurzelwerk mußt' ich um Steine klammern,
Es dorrt wie Spren vor vollen Erntekammern.

„So ward ich krüppelhaft an Stamm und Ast,
Und Siechtum ist der Rinde aufgeprägt;
Das Gift des Hungers frißt mir Holz und Bast
Und jeden Zweig, der müde Blätter trägt.
Die reichen Vettern blühn bei üppger Mast,
Indes mich die Entkräftung niederschlägt,
Ich bin zu schwach um Blüten zu ernähren,
Und nimmer kann ich eine Frucht gebären.

„Sie wiegen stolz das freudetrunkne Haupt
Und stehn im purpurroten Morgenlicht
Mit schwanken Ästen, dicht und reich belaubt,
Wenn uns noch nebelkalt die Nacht umflicht.
Sie wissen nicht, daß uns ihr Wipfel raubt
Das heiß ersehnte goldne Tageslicht,
Und will uns ein verirrter Strahl beglücken,
Sie fangen ihn mit breitem Herrenrücken.

„Und fließt nach langer, schwüler Sommerglut
Aus regenschwerer Wolke kühler Trank,
Dann schlürfen sie zuerst die Labeflut
In vollen Zügen ein, indes wir krank
Und fiebernd flehn. Und gießt ihr Übermut
Die volle Schale aus, dann soll der Dank,
Den sie doch fordern für die kargen Tropfen,
Auf immer uns den Klagemund verstopfen.

„So rauben sie uns Wärme, Licht und Luft,
So rauben sie uns Regen, Tau und Wind
Und lassen uns die Schauer einer Gruft,
Darin wir darben, krumm und lahm und blind.
Und bohren wir im Steine eine Kluft,
Dann kannst Du sehn, wie schnell die Großen sind:
Besitz nimmt ihre Wurzel von den Schächten,
Die wir gebohrt in in hungertollen Nächten.

„Wohl weiß ich manchen, den der Nordsturm brach
Und mit gewaltger Faust zu Boden schlug.
War das ein Opfer, sühnend unsre Schmach?
Und sprach ein gutes Herz: Es ist genug?!
O nein! sein Sturz bewies uns hundertfach,
Daß jede Hoffnung eitler Selbstbetrug;
Denn wenn er fiel, vom Schicksal hingewettert,
Hat er auch Hunderte von uns zerschmettert.

„Er hat gelebt in Schönheit, und er starb,
Wie er gelebt, im Königshermelin.
Indes uns Wurzel, Zweig und Blatt verdarb,
Wuchs er voll Luft und Kraft zum Himmel hin,
Und wo er eine Krone sich erwarb,
Da mußten ächzend wir im Schlamme knien.
In Kraft und Schönheit ist er hingesunken
Und hat noch sterbend unser Blut getrunken.

„„So war es immer, und so ist es heut.
Und bringt die Zukunft uns ein andres Recht?
Ein fühllos Schicksal ist es, das gebeut,
Und kümmert sich nicht drum, was gut, was schlecht.
Und wenn die Welt sich tausendmal erneut,
Sie macht zum Herren den und den zum Knecht.""
So sagen sie und machen draus die Satzung:
Für euch die Arbeit und für uns die Atzung.

„Wie nun, wenn jach dieselbe blinde Macht,
Auf die sie ihre Herrlichkeit gebaut,
Uns höbe aus der alten Sclavennacht
Zur Höh', die wir in Thränen nur geschaut,
Und sie hinunterstieße in den Schacht,
Wo dumpfer Haß das Brot des Elends kaut?
Ob sie wohl glaubten jener Satzung Größe,
Wenn unser Haupt das Diadem umschlösse? —"

Ein Schuß! — Erschrocken sprang ich auf vom Stein
Und scheuchte weg den Traum von heißer Stirn;
Dann schritt ich aus dem Wald ins Feld hinein,
Bewegt mein Herz und zuckend mein Gehirn.
Da lag das weite Land im Abendschein,
Und rot am Horizonte glomm der Firn.
Ich aber fragte, ob der Kampf sich lohne,
Der dem die Kette bringt und dem die Krone,

Und wie ich noch so bangte, sieh, da schwang
Sich eine Lerche in den goldnen Duft,
Und jubilierend flog Triumphgesang
Auf Silberschwingen durch die weiche Luft.
Mir war's, als stieg nach langem Todeszwang
Ein neuer Heiland aus der dunklen Gruft,
Und wie ich kam, so schritt ich hoffend weiter
Und schwor mich ein dem Heer der Zukunftstreiter.

Baden, N. Ö. Hans Kronberger.

Falsches Sehnen.

An schattenstiller Kühle
Beim dunklen Felsgestein
Stand eine kleine Blume
So trüb für sich allein.

Sie sah mit stummem Sehnen
Zum Strom des goldnen Lichts;
Doch all ihr stummes Sehnen,
Es half der Blume nichts.

Da kam es eines Abends
Wie Zauber: eine Hand
Trug sie hinab zur Eb'ne
Jn's flache, weite Land

Sie sah sich drauf am Tage
Jn and'rer Blumen Kreis:
Doch wie die Sonne glühte
So markverzehrend heiß!

O schattenstille Kühle,
Atm' ich Dich nimmermehr? —
Jhr Wort blieb unverstanden
Den Blumen rings umher.

Als spät die Nacht heraufkam
Jm Sternenglanzgeschmeid:
Die Blume mußte sterben —
Und starb doch vor der Zeit.

Berlin. Oskar Linke.

Abendfriede.

Tiefer dunkeln jetzt die Schatten,
Dichter schwellt der Tau und dichter:
Scheu nur fliehn auf den Rabatten
Wolkenbange Mondeslichter.
All die freudig bunte Farbe
Schwand, die jüngst die Welt durchsonnte,
Selbst die letzte blutge Narbe
Heilte fern am Horizonte.

Und da kommt der Abendfriede,
Wandelt durch das Land leis, leise,
Singt den Herzen, die so müde,
Seine weiche Wunderweise;
Und obs eben noch gewittert
Jn der Brust, es ebbt in Träumen. —
— — — — — — — —
Und ein tiefes Atmen zittert
Jn den blüh'nden Lindenbäumen.

Schönheit.

Das Sommerlicht umzittert golden
Den duftdurchhauchten jungen Buchenstand
Und legt sich schmeichelnd um die Blütendolden
Des Faulbaums, der sich beugt zum Waldseerand.
Kein Lärmen ist ringsum, kein Laut zu hören,
Nur süßes Summen hoch in Mückentanz,
Kein Lufthauch mag das glatte Wasser stören,
Das selig ruht im glühen Funkelglanz.

Doch sieh! jetzt kräuseln leise sich die Wellen,
Berührt von einem Alabasterfuß,
Und heißer drückt die Sonne auf den hellen,
Den blühend weißen Leib jetzt ihren Kuß.
Wellengekost und sonnenlichtumglutet,
Verträumt in selger Schönheit steht sie da,
Von Strähnen goldnen Haares weich umflutet:
Die Göttin Venus Amathusia

Böhme bei Rethem a. d. Aller. Karl von Arnswaldt.

Freiheit.

Schwarzes, mächtiges Meer!
Heil dir! Dich grüß ich!
Bäume dich auf
In rasender Wut,
Schäumend den Himmel zu löschen!
Öffne den gähnenden Schlund,
Tosend das All zu verschlingen,
Und mit ihm
Das elendste Wesen, das es gezeugt,
Das weder Gott noch Tier
Taumelnd nach der Gottheit greift,
Jäh an der Scholle haftend,
Das unfrei zeugend und gezeugt,
Unfrei lebend, liebend, sterbend,
Ein Schatten,
Wesenlos verweht,
Ein Echo
Leer verhallend,
Ein Spott,
Ein Spiel,
Ein Spaß,
Dem Schöpfer zum Hohn,
Zur Lust, zu ewigem Göttergelächter —
Heil wie schäumst du wild,
Du mächtiges Meer!
Brüllst du grollend auf,
Wie eine gepeitschte Hyäne,
Bäumst du dich rasend empor,
Als wolltest in sprühendem Licht
Du erdüberflutend
Die Dämme zersprengen,
In die dich gedrängt,
Die allmächtige Zeit . . .
Ohnmächtiges Meer —
Wie in der Wiege
Das lallende Kind,
Von der Erde Bewegung
Hülflos
Hin — wiedergeschaukelt . . .
Rase, rausche wütend nur auf!
Unfrei bist du!
Unfrei — auch du . . . .
Trotziges, schäumendes
Wild dich bäumendes
Mächtiges Meer —

New York. Washington Baruck.

Liebeslied.

Wie ist die Nacht so schwül und warm! . . . .
Was zitterst du in meinem Arm? . . . .
O du fühlst meine dumpfe Gier
Und fühlst, sie dürstet nicht nach dir . . . .
O du mit deinem tiefen Blick,
Wie trägst du selig dein Geschick! . . . .

Ja, wild und wilder wühlt mein Blut!
O laß mich fliehn, daß meine Glut
Sich jäh in dunkle Fluten taucht! . . . .
Wenn dann vom Hügel schimmernd raucht
Der Morgentau, dann will ich rein,
Ein Hüter deiner Seele sein!

Bis einst ein Tag in tiefer Ruh
Uns lächelt die Erlösung zu,
Und alle Unrast leis verschäumt,
Und eine Nacht aus Tiefen träumt —
O eine Nacht, Geliebte du! . . . .
O Seele meiner Seele du . . . . . .

Berlin. Hans Benzmann.

Der Wahnsinnige.

Heut ist der Teufel los! Der Sturmwind schnaubt.
Die Wolken ziehn wie wilde Singerinnen,
Und an des Horizontes schwarzen Zinnen
Ist aufgepflanzt der Sonne blutges Haupt.
Des Tages letzte lichte Thränen rinnen
Ins Dämmernetz, das grüne Nebel spinnen
Vom Waldeshaupt.

Die Eulen kreuzen um den Turm. Es graust.
Die Kette klirrt und klingt. Gespenstge Helle
Flirrt längs den weißen Wänden meiner Zelle,
Und Flügelschlag ans Fenstergitter saust. — —
Bist wieder da, mein alter Spießgeselle,
Mit dem ich manche Nacht an dieser Stelle
Im Sturm gehaust?

Ich hab Dich längst erwartet. Setz Dich hin
Und laß uns reden von vergangnen Zeiten.
Wir wollen wieder durch die Wälder reiten. —
Dann ist mir stets, als ob sie nahe wär!
Mir scheint, ich seh im Mondenlicht vom Weiten
Ihr weißes Kleid durch graue Birken gleiten
Im Nebelmeer.

Du hast sie auch gekannt — ich weiß es noch —
Vor langer Zeit. Du wardst im Wald erschlagen
In Nacht und Sturm — ich weiß! Was nützt das Klagen? —
Du starrst mich immer an. — — Wie war es doch? —
Du lachst! — — Ich weiß! — im Wald! Die Wipfel ragen,
Der Himmel droht und schweigt, die Wolken jagen — —
Wie war es doch? —

Ein Rätsel ist's das ich nicht lösen kann.
Ich stoß' es fort, und immer kommt es wieder. —
Wie war es doch? — Mein Hirn wird immer müder. —
Wie wars? — — —

Bin ich allein? — — der Sturm zerrann,
Und durch der Wolken flatterndes Gefieder
Blinkt kalt und starr mein bleicher Stern hernieder
Und sieht mich an.

Hannover. Franz du Bois.

Idyll.

Ich gucke hinauf —
Durch's Birkengeäst
Zackt dragonerblau
Ein Stück Junihimmel . . . . .
Stamm hinauf, Stamm hinab
Die schwarz-weiße Rinde
Schnuppern fünf rote
Waldameisen . . . .
Sonnflitter beschütten
Neben mir Hut
Und Stock und Notizbuch; —
Ich lieg' und sinne —
Ab und zu ein paar Worte
Niedergekritzelt —
Dazwischen zähl' ich, wenn Fichtenzäpfchen
Ins Gras drüben plumpsen . . . . .
Ich lieg' und sinne . . . .
Durch tausend Poren und Pörchen laß' ich
Den Sommermittag
Ins Herz mir sickern, —
Weltabseits
Inmitten des stillen Forstes . . . .
Ich schließe die Wimpern,
Ein Stieglitz fliegt auf die Birke
Und zwitschert,
Mir ist, als käm' es aus meinem Munde,
Als sei ich selber, wie ich da liege,
Ein Stückchen Hochwald
Voll Sonnenflitter . . . . .
Ich lieg und sinne . . . . .

Kirchweih.

Sie tanzen am Fenster vorbei, es blitzt
Sein Sporn und ihr Armbandringel,
Der Nachtwind weht ihm ums blonde Kinn
Ihr schwarzes Stirnhaargekringel.

Nun stehn sie und keuchen und lachen sich an:
Weiße Zähne und Vollblutlippen,
Ihr ans Brusttuch, an die Ulanka ihm
Hämmern heiß die jungen Rippen.

Hüft an Hüfte nun sind sie zur Saalthür hinaus
Von Mazurka und Most zu verschnaufen,
Ich seh' sie nicht mehr, — hinter'm Wirthshaus ist's still,
Nur Mondlicht und Garbenhaufen.

Das Gedichtchen.

Aus trunknen Wimpern
Sah sie mich an,
Bis rasch ein Gedichtchen
Für uns ich ersann.

Ich gab ihr das Blättchen —
Sie las es mir vor . . .
Von roten Lippen
Quoll's heiß mir ins Ohr.

Köln a. Rh. Karl Maria.





Vom Hühnerhof.

Von Anna Croissant-Rust.

(Ludwigshafen a. Rh.)

In dem Hühnerhof des Bauern war eine kleine grau-weiße Henne, die einen wunderbaren, großen, hochroten Kamm hatte, den sie aufwärts gestellt trug wie ein Gockel. Die kleine grau-weiße Henne war von Verachtung erfüllt für ihre zwanzig Mithühner und den Pascha des Hühnerhofes, den schönen, glänzenden Hahn.

Sie fand, daß die Hennen samt und sonders erbärmlich häßlich und albern waren und ein vollständig sinn- und zweckloses Leben führten, und daß der stolze Gockel zwar immerhin annehmbar im Aussehen war, aber auch verächtlich albern erschien in der Art und Weise, wie er seinen Lebensberuf auffaßte.

Oder war das etwa nicht albern, nicht ohne Zweck und Sinn, daß die zwanzig Hühner den ganzen Tag nichts Wichtigeres zu thun hatten, als diesem einzigen gespreizten Hahn nachzuziehen, Schritt für Schritt, ohne daß nur eine gewagt hätte, eine andere Gangart anzunehmen, daß sie immer alle nach ihm hinblinzelten, ob sie es auch zu seinem Wohlgefallen machten, ob er ihnen auch geneigt sei, wie wenn ihres Daseins höchstes Ziel darin bestünde die Gnade dieses aufgeblähten Gockels zu erwerben? Und mit welcher Ehrerbietung sie die Würmer fraßen, die er auszukratzen sich herabgelassen hatte, und wie sie die Augen vor Wonne verdrehten, wenn er in ihre Nähe kam! Auch daß sie jeden Tag regelmäßig ihr Ei legten, das ihnen ebenso regelmäßig wieder abgenommen wurde, und daß sie von diesem einen Ei eine solche Wichtigkeit machten, daß sie die ganze Zeit sich untereinander und dem Hahn davon vorzugackern wußten, war doch eine der größten Albernheiten, die existierten!

Dabei sah dieser eingebildete Gockel aus, wie wenn er allein die Ursache dieses Eies sei, und wie wenn der Hühnerhof ohne ihn nicht

bestehen könnte, und wie wenn alle diese Hühner nur dazu da seien ihm ein wonniges Dasein zu verschaffen, ihn zu bewundern, zu umschmeicheln, zu lieben!

War das etwa nicht albern, he?

Wie er sich reckte und wie er stieg, wie er seinen kühn gebogenen Schweif mit den schillernden Federn trug, wie er seinen stolzen, zackigen Kamm reckte, und wie er krähte! Eine ganze Welt von Selbstbewußtsein und Selbstüberschätzung lag drin!

Und all das Gespreize und Gethue, weil er sich in der Mitte dieser bewundernden Weiber blähen und ihnen Würmer auskratzen durfte, was er natürlich für einen ungemein hohen Beruf hielt! Hatte man so was Dummes schon je gesehen?

Das mußte einer aufgeklärten Henne mit eigenen Ideen doch jammervoll vorkommen. Sie hielt sich abseits, sie hatte ganz und gar keine Veranlassung diesen schönen Hahn zu bewundern, das war nicht ihr Lebenszweck. Sie sollte wohl ihm zu Liebe auch noch Eier legen wie die anderen und in Mitte einer Schar ruppiger, ekelhafter Küchelchen in Züchten und Ehren durch die Felder wandeln? Das konnte ihr wohl einfallen, sonst nichts?

Sie hatte ganz andere Theorien, sie beachtete doch diesen bornierten Pascha nicht! Sie trug gar kein Verlangen nach ihm, sie brauchte ihn nicht. Was der konnte, konnte sie auch. Ob sie nicht etwa ihren Kamm beinah so hoch stellen konnte wie er, und ob sie es nicht verstand die Füße fast ebenso hoch und feierlich zu heben wie er! Sie hatte keine steifen, kurzen, abgestutzten Schwanzfedern wie das andere dumme Hühnervolk, die ihren waren länger, biegsamer, und durch unermüdliches Schlüpfen durch Hecken und Zäune und durch einen Trick, den nur sie kannte, hatte sie es dahin gebracht, daß ihr Schwanz anfing einen prachtvollen Schwung nach abwärts zu kriegen. Nun sah sie beinah aus wie ein Gockel, beinah.

Natürlich hatte sie versucht ihren Mithennen das Dumme, Sinn- und Zwecklose, das Unlogische und Unwürdige ihres Daseins nachzuweisen, — sie hatte den Drang dazu — und sie durch ihr eigenes Leben und ihre eigene Erscheinung zu überzeugen, daß man freier und würdiger lebe unabhängig von irgend einem Hahn und seinen selbstverständlichen Roheiten; — nichts. Sie hielten wohl eine zeitlang still, wenn die Macht ihrer Rede rauschte, blickten mit dem einen und dann mit dem anderen Auge nach ihr und zogen hierauf, verbohrt wie sie waren, wieder ihren alten Weg.

Einmal hatte sie versucht eine jener blödsinnigen Hennen spöttisch anzureden, die sich's einfallen ließen 21 Tage auf den Eiern zu hocken, um wieder die gleichen erbärmlichen, unwürdigen Geschöpfe auszubrüten, wie sie waren.

Da hätte einer dies zerzauste, verraufte, häßliche, gedunsene, schmutzige, armselige Ding von einer Bruthenne sehen sollen! Mit weit aufgespreiztem Schnabel und einem fürchterlichen Schrei flog sie auf das aufgeklärte Huhn zu, ohne jeglichen Respekt vor dessen geistiger Überlegenheit, daß sich die logische Grau-weiße nur mit Mühe vor ihrer elementaren Wut retten konnte.

Von nun an ging das kluge Huhn erst recht seine eigenen einsamen Wege. Da es aber doch die Mission in seiner Brust fühlte — wie läßt sich so was unterdrücken? — spazierte es fleißig vor den Planken des nachbarlichen Hühnerhofes hin und her und versuchte seine Reformideen in das fremde Terrain hinüberzugackern. Aber auch dort schien man entweder noch nicht reif genug oder zu stumpfsinnig, um die Bedeutung der kleinen Grau-weißen zu erfassen.

Ihre Erscheinung war noch nicht auffallend, ihre Stimme nicht durchdringend genug, um überzeugend zu wirken. Drei Tage ging die Kleine in sich gekehrt und still umher, am vierten aber stellte sie sich in allernächste Nähe der Planken, reckte sich auf mit hocherhobenem Kamm und gesträubten Federn, und darauf fing sie an ihre erste große Idee hinauszukrähen, laut, heftig, lang, beinah wie der Gockel konnte sie krähen, beinah.

Die Schar der Mithühner und der schöne Hahn spazierten mittlerweile draußen in der Wiese im Sonnenschein umher und thaten sich in gewohnter Weise gütlich. Kaum erscholl das laute, kreischende Gekrähe der klugen kleinen Henne, als sie alle erschreckt auffuhren, aus ihrem beschaulichen Dasein gerissen. Dem Hahn schwoll der Kamm, er spreizte sich, löste sich aus der Mitte der erregten Frauen und kam mit eiligen, weiten Schritten und hellem, zornigen Gegacker wütend über die Wiese her auf die Planken zu, und hinter ihm wackelten, schnatternd und gackernd, atemlos die Weiber.

Aber je näher er kam, desto ruhiger wurde sein Schritt, desto milder schien sein Zorn; zuletzt blieb er vor dem klugen Huhn stehen, das beinahe krähen konnte wie er, sah es zuerst mitleidig, dann spöttisch und zuletzt überlegen an und stieß einen einzigen, hohen, korrekten Ton aus, der ein tadelloses männliches Krähen war. Hierauf rannte er mit gesenktem Kopf und gesträubten Flügeln auf das besondere Huhn zu,

wie wenn ihm plötzlich die Wut in verstärktem Maße zurückgekommen wäre.

Die kleine Grau-weiße erschrak.

Nun kam das Strafgericht.

Nun ging's ihr ebenso wie's dem nachbarlichen Gockel gegangen, der sich einmal herübergewagt hatte und schmählich zerschunden und zerzaust wieder abziehen mußte; denn Kräfte hatte der Hahn.

Die arme grau-weiße, von ihrer Mission erfüllte Henne duckte sich und streckte den Schnabel zur Abwehr aus, — da hatte der schöne Hahn schon mit einem seltsamen kurzen Schrei die Federn ihres Kopfes gepackt, hatte sie selbst ein wenig, fast zart geschüttelt und hinuntergedrückt — und nun vergaß die kleine Reformhenne alles — alles — ihre Verachtung, ihre Abwehr, ihre Mission, ihre neuen, großen Ideen, ihre Selbständigkeit und ließ nur das Strafgericht über sich ergehen.

Von der Zeit an verließen alle ganz besonderen Gedanken das kleine ganz besondere Huhn. Wie fortgeweht war alles.

Es trug nun den Kamm auf die Seite gelegt wie die anderen Hühner, eher noch sittsamer, es verstand es wieder durch einen besonderen Trick seine Schwanzfedern kerzengerade zu machen, es ging mit im Schwarm und bemühte sich sogar vornedran zu sein und um den Gockel geschäftig sein zu dürfen, es drückte selig die Augen zu, wenn er verehrend seine Flügel neben ihm spreizte und den Sand scharrte, es legte seine Eier und gackerte länger davon wie die übrigen Hennen, es fraß gierig die Würmer, die der Hahn ausscharrte, und sie schmeckten bei weitem besser wie irgend ein Wurm, den es in früheren Zeiten selbständig ausgegraben hatte.

Gegenwärtig sitzt die kleine Henne den 19. Tag auf den Eiern und sieht genau aus wie jenes blödsinnige Huhn, jenes zerzauste, verraufte, häßliche, aufgedunsene, schmutzige, armselige Ding, das einmal unter ihren spöttischen Reden in solch bedrohliche Wut geraten war, und sie träumt von dem Tage, wo sie stolz, mit aufgeblasenen Federn, den geliebten Hahn mit der Schar lieblicher Küchelchen überraschen und unter seinen zärtlichen Blicken ihre Kleinen in den sonnigen Wiesen spazieren führen kann.





Ein russischer Lebenslauf.

Nach persönlichen Mitteilungen der Heldin.

Von Katharine Zitelmann.

(Berlin.)

Gegen das Ende der sechziger Jahre lebte in Petersburg Frau Helene Paulowna M . . ., die Witwe eines Arztes, mit ihrer Tochter Wanda, einem lieblichen Mädchen von achtzehn Jahren, das eine vorzügliche Erziehung genossen hatte und für alles Edle und Schöne begeistert war. Durch persönliche Beziehungen gerieten die beiden Damen in Verbindung mit den revolutionären Kreisen der Studentenschaft, und wenn sie auch außerhalb der geheimen Gesellschaften standen, so schlossen sie sich doch mit voller Seele der Bewegung an, die das junge Rußland ergriffen hatte, unterstützten die freiheitlichen Bestrebungen mit Rat und That und hielten es gewissermaßen für Christenpflicht, die Verdächtigen mit ihrem makellosen Ruf und Namen zu decken und die Verfolgten zu verbergen und zu beschützen.

Unter den jungen Nihilisten, die im Hause Helene Paulownas verkehrten, befand sich auch Dmitri F . . ., der nicht nur durch eine wahrhaft ideale Erscheinung und Persönlichkeit, sondern auch durch umfassende Bildung und sprühenden Geist seine Gefährten in den Schatten stellte. Zwischen ihm und Wanda entspann sich bald eine leidenschaftliche Neigung, und das junge Mädchen erhörte seine Werbung um so freudiger, als ihre Anschauungen mit den seinen völlig übereinstimmten und sie beide denselben politischen und sozialen Zielen ihr Leben geweiht hatten. Das junge Paar vermählte sich und siedelte nach Kiew über, an dessen Universität Dmitri berufen worden war.

Das Staatsamt, das ihm zugefallen, und die angesehene Stellung, in der er sich nun befand, übten indes eine Wirkung auf den jungen Professor aus, die weder er selbst, noch seine Gattin, vorausgesehen

hatten. Die Gunst seiner Vorgesetzten und der vornehmen Kreise, in denen er verkehrte, die Rolle, welche er in der Gesellschaft spielte, die offen zur Schau getragene Bewunderung der Damenwelt, entfremdeten ihn der geheimen Minierarbeit, die ihm bisher als Ziel gegolten. Die hochgehenden Fluten der revolutionären Begeisterung ebbten in ihm. Umsonst suchte seine Gattin das erlöschende Feuer in ihm zu schüren, ihn aufzustacheln, daß er nun endlich die Gelegenheit ergreife, die ihm so reichlich geboten ward, für die „heilige Sache" zu wirken. Allein Glanz und Wohlleben, Vergnügungen und Eitelkeit hielten ihn fest. Immer vertröstete er Wanda, daß er nun bald seiner wahren Aufgabe sich widmen würde, aber es kam nicht dazu, und mit Schmerz, Zorn und Verzweiflung mußte sein Weib sich endlich gestehen, daß der Mann, den sie aus ganzer Seele geliebt, der Held nicht sei, für den sie ihn gehalten. War er nicht untreu sich selbst, seinem Vaterlande, dem heiligen Werk? Brach er nicht sein Gelübde? Schändete er nicht das Ideal, dem sie beide gemeinsam zu leben und zu sterben gelobt? Nicht einem weichlichen Gesellschaftslöwen wollte sie angehören, sondern dem Manne, der kühn und unerschütterlich für seine Überzeugungen eintrat.

Doch ob auch ihr Verstand ihn verurteilte, ihr Herz hing an ihm mit allen Fasern, und immer von neuem bezauberte er es mit der Grazie seines Wesens, mit seiner Schönheit und Liebenswürdigkeit. Ein schwerer Kampf entspann sich in ihrer Brust, die von den widerstreitendsten Empfindungen zerrissen ward. In schlaflosen Nächten, unter bittern Schmerzen faßte sie endlich den Entschluß, den Gatten zu verlassen. Galt es doch das Höchste zu wahren: die Treue gegen sich selbst und gegen die heilige Sache. In der geheimsten Tiefe ihrer Seele regte sich dabei die Hoffnung, daß ihre Trennung von Dmitri ihn aufrütteln, ihn zurückführen würde zu den verratenen Idealen.

Umsonst bot dieser alles auf, um Wanda von ihrem unheilvollen Vorhaben abzubringen und sein Familienglück zu retten. Sie blieb fest, und gerade die Schwere ihres Opfers tröstete sie in ihrem Leid. War ihr doch, als sühne sie einen Teil der Schuld, die ihr Gatte auf sich geladen, von der auch sie sich belastet fühlte, weil sie Jahre im selbstischen Glück der Liebe versäumt und verträumt hatte.

Mit ihren drei kleinen Kindern kehrte sie nun zu ihrer Mutter zurück und versuchte soeben ihr altes Leben wieder aufzunehmen, als ein neues Opfer von ihr gefordert ward. Eins ihrer Kinder starb, und der Gatte, nach dem ihr Herz in diesen bangen Stunden einzig verlangte, war fern. Dennoch bereute sie ihre Handlungsweise nicht, denn immer

unwürdiger ihrer Liebe erwies sich Dmitri. Ohne Kraft sich dem Genußleben zu entreißen, das ihn mit goldnen Netzen umstrickte, stürzte er sich, nun seine Gattin nicht mehr neben ihm stand, erst recht in den Taumel der Zerstreuungen und suchte und fand Ersatz für die Liebe, die sie ihm versagte. Die junge Tochter eines Generals ward seine Geliebte. Doch seine zarte Gesundheit war dem tollen Leben, das er geführt, nicht gewachsen, und bald nachdem er von neuem Vater geworden, kam ein Brustleiden zum Ausbruch, das sich längst vorbereitet hatte. Die Ärzte schickten den Schwerkranken an die Riviera, und Wanda sah eines Tages in Petersburg ihren Gatten vor sich stehen, der, traurig verändert, sie beschwor, ihn nach Italien zu begleiten. Sie weigerte sich; sie wollte nicht auf ihr Herz hören, das so schwach war, noch immer für den charakterlosen Mann zu schlagen. Aber wie eine Sturmflut brach die alte Liebe über sie herein und riß nieder, was sich ihr in den Weg stellte. Sie hing an seinem Halse, sie überließ sich seinen Liebkosungen; die Freude ihn wieder zu haben, der Jammer ihn in diesem Zustand zu sehen, mischten sich und packten sie, daß sie in Thränen aufgelöst seinen Bitten nachgab und mit ihm zu gehen versprach.

Als sie sich jedoch wieder allein sah in ihrem Mädchenzimmer, wo sie einst neben ihrem Liebestraum auch den von der Befreiung ihres Vaterlandes und von idealem Menschentum geträumt, wo sie sich gelobt, mit zu arbeiten an dem großen Werk und ihr Leben ohne Rücksicht auf persönliches Glück der „heiligen Sache“ zu weihen, da ergriff sie wilde Verzweiflung. Will auch sie abtrünnig werden? Will sie aus Liebe zu dem, der ein Verräter geworden, das große Lebensziel verleugnen? Hier ein Gelübde und dort eins. Wohin soll sie sich wenden? Sie steht inmitten, und nur der Tod kann sie von ihrem Worte lösen. Dies rebellische Herz aber, das da lockt und schmeichelt und nach einem letzten Tropfen Glückes aus dem Becher des Lebens begehrt — dies elende schwache Herz, das sie verführt — sie will es zum Schweigen bringen.

In der Schublade ihrer Kommode liegt ein Revolver, den sie von ihrem Vater ererbt und seitdem niemals von sich gelassen. In Rußland findet sich schon einmal Gelegenheit, ihn zu gebrauchen. Sie nimmt die Waffe heraus und lädt sie; dann wirft sie ein paar Worte an ihre Mutter auf das Papier, eine Bitte um Verzeihung, ein Flehen, sich der armen Kinder anzunehmen, die sie hinterläßt. Auf ein zweites Blatt schreibt sie Abschiedsgrüße an ihn, an Dmitri, der sie in den Tod treibt. Nun tritt sie an das Bett ihrer Kleinen, die da in der

Kammer neben ihr friedlich schlummern. Sie kniet nieder, sie benetzt die süßen Gesichter mit ihren Thränen. Und dann wandert sie in die Herbstnacht hinaus.

Auf einer einsamen Bank an der öffentlichen Promenade fand man bald darauf die junge Frau in ihrem Blute schwimmend. Der Kopf war zur Seite gesunken, die Hand, der die Pistole entfallen, hing schlaff herab. Doch ein schnell herbeigerufener Arzt entdeckte, daß noch Leben in der Bewußtlosen sei und sorgte für ihre Überführung in das Krankenhaus.

Hier war es, wo der tief erschütterte Dmitri am nächsten Tage von seinem Weibe Abschied nahm, für deren Leben die Ärzte keine Hoffnung gaben, und die er als eine vermeintlich Sterbende verließ.

Wie durch ein Wunder indessen ward sie dennoch gerettet, wenn auch Monate vergingen, bis sie außer Gefahr war. Das Leben aber, das ihr von neuem geschenkt worden, erschien ihr als ein sehr fragwürdiges Gut. Denn Schlag auf Schlag traf sie. Ihre beiden Kinder wurden von einer ansteckenden Krankheit in wenigen Tagen hingerafft, und in Nizza siechte Dmitri dem Ende entgegen. Seine Geliebte, die Generalstochter, war auf die schlimmen Nachrichten hin, die von ihm einliefen, aus Kiew herbeigeeilt und pflegte ihn an Wandas Stelle, ihr kleines Kind der Sorge ihrer Mutter überlassend. Sie war es, die im Frühjahr dem Sterbenden die Augen zudrückte und die letzten Grüße für seine Gattin von den verstummenden Lippen nahm.

Sie bestellte sie getreulich. Nach Rußland zurückgekehrt, suchte sie Wanda auf, und die Frauen schlossen einander weinend in die Arme. War ihnen nicht beiden die Liebe zu demselben Manne verhängnisvoll geworden? Als Freundinnen trennten sie sich.

Mit wahrem Fanatismus ergab sich nun Wanda gänzlich der revolutionären Sache. War es nicht der Wille des Himmels, daß sie, los und ledig aller persönlichen Bande, der Befreiung ihres Volkes dienen sollte? Die Liebe, die sie den Ihrigen gegeben, jetzt gehörte sie der Menschheit, der armen, gedrückten, geknechteten Masse. Ihr wollte sie das Leben opfern, an dem ihr nichts mehr lag.

Mit allerlei geheimen Missionen betraut, wirkte Wanda bald hier, bald dort im weiten Zarenreich für die Propaganda, bis nach einigen Jahren das eintrat, was kommen mußte: sie ward in einem der großen Nihilistenprozesse angeklagt und nach beinah zweijähriger schwerer Untersuchungshaft zur Deportation nach Sibiren für 15 Jahre verurteilt.

Auf den kleinen sibirischen Stationen, welche die Transporte der Gefangenen berühren, pflegen sich die Einwohner der Ortschaften einzufinden, um ihre armen Landleute zu begrüßen und den oft von den Strapazen des Zuges gänzlich Erschöpften und an der rauhen und ungenügenden Kost Leidenden Erquickungen und Stärkungen zu bringen. Bei diesem wohlthätigen Werk beteiligten sich in einem kleinen Städtchen auch drei verbannte junge Leute, die hier angesiedelt waren. In dem langen Zuge der politischen Verbrecher entdeckten sie eine junge Frau, die bewußtlos in schweren Fieberdelirien auf einem Karren mitgeführt wurde. Der Führer des Transports, der kein Unmensch war, überzeugte sich, daß er die Kranke in diesem Zustande nicht weiter mitschleppen könne, und da ihr baldiger Tod ihm zweifellos schien, so strich er sie ruhig aus der Liste der Lebenden und überließ sie den drei jungen Leuten, die ihn der Mühe überhoben, die Leiche unterwegs in der hart gefrorenen Erde eingraben zu lassen, was abermals einen unbequemen Aufenthalt gegeben hätte. Es waren auf diesem Transport schon so zahlreiche Todesfälle vorgekommen. Mochten die thörichten Schwärmer, die sich die Landsmännin ausbaten, um ihr die letzten Dienste zu erweisen, ihren Willen haben. Sehr wertvoll schien ihm das Geschenk nicht, das er ihnen machte!

Einige Wochen später erwachte Wanda aus langem Krankheitsschlaf. Der erste Eindruck, dessen sie sich bewußt ward, war der würzige Geruch frischen Holzes. Dann vernahm sie ein gleichförmiges Geräusch, über das sie grübelte. Als sie endlich die Kraft fand, die Augen zu öffnen, sah sie sich in einer Tischlerwerkstatt gebettet, in der ein fremder Mann bei der Hobelbank beschäftigt war. Verwundert suchte sie sich zu besinnen. Da blickte der Mann von der Arbeit auf und begegnete ihrem Auge. Freudig überrascht trat er zu ihr heran, und sie sah in ein gutes Gesicht, das sich lächelnd über sie beugte. Zu schwach, zu denken, überließ sie sich dem wohligen Gefühl, daß da jemand sei, der für sie sorge, und schloß die Augen wieder.

Sehr langsam genas Wanda, und nun begriff sie allmählich, was ihr Pfleger für sie gethan. Er hatte sie in seine enge Hütte aufgenommen, ihr sein Bett eingeräumt, während er sich mit der Ofenbank begnügte, und sie gepflegt mit der Sorgfalt und unermüdlichen Geduld einer barmherzigen Schwester. Seine Freunde halfen ihm, besorgten die Einkäufe, wachten an seiner Statt neben ihr, wenn er einmal Luft zu schöpfen ging. Wie ein kostbares Kleinod behandelten sie sie, das man nur mit zarten Fingern berühren darf, wie einen köstlichen

Schatz, den der Himmel selbst ihnen gesendet, um ihrem einsamen Leben Wert und Reiz zu geben. Alexei, der Tischler, war Student der Medizin in Charkow gewesen, als er beim Druck staatsgefährlicher Flugblätter abgefaßt wurde, die er mit Hilfe seiner Freunde auf einer kleinen Handpresse in seiner Stube hergestellt hatte. Nach jahrelanger Kerkerhaft genossen die drei jetzt als Ansiedler der Freiheit und hatten, um ihr Brot zu verdienen, ein Handwerk gelernt, das sie in dem Städtchen recht und schlecht nährte. Alexei war Tischler, Paul Zimmermann und Sergei Töpfer.

Nun war das Kleeblatt ein vierblättriges geworden, und das bringt Glück. Eine Frauenhand zündete jetzt den Samovar an und bereitete das Mahl, verbreitete Behagen und Sauberkeit umher, heilte alle Schäden verwaltete die Kasse und schuf aus der engen Hütte eine Heimat, die den Verbannten ein Paradies dünkte. Allein die zu feurige Verehrung ihrer drei Anbeter machte auf die Länge dies Dasein zu Vieren unmöglich. Wanda mußte sich entschließen, einem von ihnen ihre Hand zu reichen; sie wählte Alexei, für den sie die herzlichste Dankbarkeit und Freundschaft empfand, und dessen zuverlässiger fester Charakter keinen Wandel befürchten ließ. Wenn auch die Neigung, die sie für den zweiten Gatten hegte, wenig Ähnlichkeit mit der Liebe besaß, die sie dem ersten verbunden, so tauschte sie doch einen Zustand ruhigen Glückes ein, der Dauer verhieß. Sich desselben lange zu freuen, gestatteten ihnen indessen ihre Überzeugungen nicht.

Kaiser Alexander II. war ermordet worden, und der neue Zar ließ sich überall im Reich den Eid der Treue leisten. Auch von den nach Sibirien Verbannten verlangte man den Schwur. Unsere Ansiedler aber verweigerten ihn. Wer keine Rechte habe, habe auch keine Pflichten, erklärten sie. Sie seien Ausgestoßene, überwachte Sträflinge, ihrer Willensfreiheit und der Ausübung ihrer bürgerlichen Rechte, ihres Berufes beraubt. Es sei gegen ihr Gewissen, einen Eid zu leisten, der keinen Sinn habe.

Umsonst stellten ihnen die vorgesetzten Beamten vor, daß sie sich ins Unglück stürzen würden, daß sie den Eid, gerade weil er ohne praktische Bedeutung sei, ohne Bedenken leisten könnten; man bat sie förmlich, den Behörden doch die unnötigen Umstände zu ersparen, die ihr Schritt verursachen würde. Sie blieben bei ihrer Weigerung, und die Folge derselben war, daß sie zu erneuter Gefängnishaft in Ketten für 1½ Jahr verurteilt wurden. Doch ward Wanda und Alexei die Vergünstigung zu teil, in derselben Anstalt ihre Strafe verbüßen und ihr kleines Kind bei sich behalten zu dürfen.

Mit ungebrochenem Mute überstanden sie die Schrecken dieser Zeit, deren Leiden zu schildern zu weit führen würde, und wurden dann in einen sehr entfernten Distrikt des nördlichen Sibirien verschickt, wo man ihnen ein Stück Land zuteilte und sie ihrem Schicksal überließ.

In einer Gegend, wo der Sommer nur drei Monate währt, die nur von Nomadenstämmen bewohnt wird, galt es nun, sich eine Existenz zu schaffen. Die freundlichen Eingeborenen, die auf Staatsbefehl den Ansiedlern eine Kuh und ein Zelt von Ziegenhäuten, wie sie es bewohnen, zu liefern haben, halfen den Ankömmlingen. Und von ihnen erfuhren sie auch, daß in der Gegend noch mehr Verbannte hausten. Kaum zwanzig Minuten entfernt fand sich eine zweite Ansiedlung, deren Insassen die Schicksalsgenossen alsbald wie Freunde aufnahmen. Die Jugurtha war bald gerichtet, ein Verschlag für die Kuh ebenfalls. Aber als Geschenk wollten Alexei und Wanda das prächtige Tier nicht annehmen von den armen Hirten. Sie würden sie erarbeiten und bezahlen, erklärten sie. Und sie hielten Wort. Der Schnee schmolz soeben, es war Zeit, das Land zu bestellen. Wanda, die bisher nur mit Feder und Tinte, mit Nadel und Schere umzugehen verstanden, begann jetzt mit eigener Hand zu graben und zu ackern an ihres Gatten Seite. Wie die ersten Menschen kamen sie sich vor, da sie den jungfräulichen Boden bestellten, den nie vorher der Pflug berührt hatte. Und wie liebreich, wie brüderlich gingen ihnen die einfachen Hirten sowohl wie die russischen Ansiedler, deren sich verschiedene in der Nähe befanden, zur Hand! Ein herrlicher Sommer begünstigte sie, Früchte und Kräuter sprossen in üppiger Fülle. Wanda lernte selbst Brot zu backen aus dem Korn, das sie geerntet, lernte Vorräte für den Winter zu beschaffen, und ein Jahr später hatte sie bereits soviel erübrigt, um die Kuh mit den Erträgnissen ihres Feldes zu bezahlen, was ihr die Freundschaft sämtlicher Nomaden eintrug. Aber am wichtigsten war es doch, daß es der Intelligenz der neuesten Ansiedler und den zahlreichen Verbindungen, die Wanda in Rußland besaß, gelang, geistige Speise, Bücher und Zeitungen herbeizuschaffen und eine Korrespondenz mit dem Vaterlande herzustellen. Hier in diesem Norden hörte ja alle staatliche Aufsicht auf. Die Verbannten waren frei, und niemand kümmerte sich um ihr Thun und Treiben. Wenn sie Mittel und Wege fanden, von der Heimat Kunde zu erhalten, so versagte ihnen das niemand.

Mit Hilfe der Hirten richteten Alexei und Wanda einen regelmäßigen Postverkehr zwischen Petersburg und ihrer Jugurtha ein. Die Freunde in der Heimat standen den Verschickten treulich bei, ver-

sorgten sie mit Literatur aller Art, und wenn die Sendungen auch beinah ein Jahr zu wandern pflegten, ehe sie ihr Ziel erreichten, die Verbannten fühlten sich doch im Zusammenhang mit der Welt der Lebenden, und der Verkehr, den sie unter einander pflegten, bewahrte sie ebenfalls davor, geistig zu versumpfen.

Viele Jahre haben Alexei und Wanda in der fernen sibirischen Jugurtha gelebt, und sie betrachteten diese Zeit als die glücklichste ihres Lebens. Eine große unentweihte Natur und tiefe Einsamkeit, in der die Seele sich weitet, schwere Arbeit mit Hacke und Spaten, die Leib und Seele gesund hält, innigstes Familienglück und ein paar Freunde, die ihre Interessen teilten, — das fanden sie hier. Auch ging ihnen manche Erkenntnis auf: sie sahen, daß das Glück nicht abhängig ist von äußeren Dingen, und daß ihre Ideen von Freiheit, ihre Propaganda im Volk das Glück der Menschheit zu fördern nicht der rechte Weg gewesen.

Aber das Schicksal hatte noch eine, die schwerste, Prüfung für das Paar aufgehoben. Der Sohn, ein Knabe, der blühend und stark neben ihnen aufwuchs, kehrte eines Tages nicht in die Jugurtha heim und blieb verschwunden. Alle Nachforschungen ergaben nur, daß er beim Jagen in der Nähe des Flusses gesehen worden; und die unglücklichen Eltern hatten nicht einmal den Trost, am Grabe ihres Kindes weinen zu können. Der Gram brach Alexei das Herz. Als ein schwer kranker Mann kehrte er ein Jahr später nach Charkow zurück, nachdem Wandas Verbannungszeit abgelaufen war. Die seine war schon einige Jahre früher verstrichen gewesen, und nur der Verlust seines Sohnes und sein Leiden hatten ihn dazu vermocht, die Jugurtha zu verlassen. Gänzlich mittellos versuchten die beiden sich durch Unterricht einen Lebensunterhalt zu schaffen, und die Schüler strömten ihnen zu, denn es gab noch Sympathie für die Sache, für welche sie gelitten, und ihre Schicksale hatten überall Teilnahme erregt. Allein Alexei war nur noch kurze Zeit imstande, seine Thätigkeit auszuüben, und Wanda sah sich genötigt, sich um Beistand an die Verwandten zu wenden, die ihr noch lebten. Diese nahmen sich mit der den Russen eigenen Großherzigkeit in Geldsachen sogleich der Armen an und ermöglichten der Gattin, dem sterbenden Manne alle Erleichterungen zu verschaffen, die in menschlicher Macht standen.

Nach Alexeis Tode begab sich die zum zweitenmal Verwitwete nach Petersburg, um die Verwandten, die sich ihr so hilfsbereit erzeigt, zu begrüßen. Ihre Mutter hatte längst die Augen geschlossen. Sie

fand überall die freundlichste Aufnahme, auch bei denen, die ihre Gesinnung nicht geteilt hatten, denn die kaum fünfzigjährige stattliche und noch immer schöne Frau erregte die höchste Bewunderung. Nicht als eine gebrochene Unglückliche trat sie vor ihre Verwandten hin, sondern immer noch voll Lebensmut und Energie, weder geistig zurückgeblieben, noch abgestumpft in ihrem Fühlen, keine müde Seele, wie so viele ihrer Landsleute es sind, die in Skepticismus und unfruchtbare Schwermut versinken. Noch immer voll warmer Menschenliebe, möchte sie die politischen und sozialen Zustände ihres Vaterlandes verbessern helfen, aber über die Mittel, die sie einst zu diesem Zwecke angewandt, ist sie hinausgewachsen. Sie meint, sie seien unpraktisch und unreif gewesen und hätten der guten Sache nur geschadet. Auch könne sie es der Regierung nicht verdenken, daß sie die revolutionäre Bewegung, die keinen Boden im Volke gehabt, zu unterdrücken bemüht gewesen, wenn auch freilich die Art, wie das geschehen, barbarisch sei. Man müsse auf vernünftigere, weniger blutige Art und Weise dem Vaterlande zu helfen suchen. Und sie werde bis zum letzten Atemzuge nicht aufhören zu thun, was in ihren Kräften stehe, um bessere Zustände herbeizuführen.

Zwei Jahre sind seit ihrer Rückkehr aus Sibirien vergangen. Seitdem ist sie im Dienste der Menschenliebe mit der That und der Feder, die sie mit Maß und Würde zu führen weiß, thätig, und da sie stets für erreichbare Ziele, für praktische Reformen eintritt, hat ihre Stimme Gewicht gewonnen.





Baby.

Von Elsa Pleßner.

(Wien.)

Schon, als er an der Wohnungsthüre läutete, klang ihm so etwas — Kinderlachen und ähnlicher Lärm, wie Vogelgezwitscher, entgegen. Hatte er sich in der Etage geirrt? — Aber nein — es war richtig! — Zweite Etage! Und an der Thür das Porzellanschild Franzi Erbani. —

Er fragte das Stubenmädchen, das ihm aus dem Überzieher half: „Was ist denn da los? — Was schreit denn' da für ein Kind?" —

„Ach Gott!" lächelte Lisi vertraulich, „'s Baby ist da." Und zwinkerte mit den Augen.

„B—Baby?? — — Ach so!! — Hm!" Richtig! — Ja! —

Das hatte er wirklich fast vergessen. — Ist auch gar nicht zu verwundern. — Warten Sie —! — Wie lange ist die G'schicht eigentlich her? — — Vier Jahre! — — Und daran soll man sich noch erinnern?! — — Aber was will denn die Franzi, mit dem Kind? — Zahlen — freilich — gezahlt hatte er immer pünktlich, und er ließ sich nicht lumpen! — Das wär' noch schöner!! — Man kennt doch seine Pflichten!! — —

Aber bis heute war die Franzi immer so geschmackvoll gewesen, ihn zu verschonen mit „ersten Zähnen", „ersten Schritten" und sonstigen Premièren. Ist auch Blödsinn! — Einmal muß man doch anfangen!

Es war alles so schön glatt gegangen; Baby wurde als Frosch von vierzehn Tagen einer alten Tante übergeben, und Franzi sprang nach ein paar Wochen ihre Entrechats und Pirouettes ganz wie früher in der vierten Quadrille. — — Er hatte sich wirklich an die Franzi gewöhnt. Kaum glaublich, aber wahr! — Wenn sie es nicht mit der Hintertreppensentimentalität und der Küchenroman-Gefühlsduselei bekam, war sie ein merkwürdig annehmbares Mädel.

Na, aber er auch! — Er war ihr treu, wirklich!! — Er drehte sich die Schnurrbartspitzen ganz aus — bis ins mögliche —. Beinahe vollständig treu! — Gott — er war überhaupt ein anständiger Mensch!

„Guten Tag, Frau . . — Donnerwetter, was ist denn das?!" — Beinahe wäre er gefallen.

„Servus — Leo!! — Wart ein bissel! Es ist nur der Spagat von Babys Schaf! — Gleich wickel ich Dich aus. So!! —"

„Aber heiliger Strohsack — was fällt Dir denn ein. Franzi? — Was soll denn der Fratz da? — Und die Wirtschaft."

„Pfui, schäm Dich, Leo! So red' man nicht von sein' Kind! — S' ist doch ein reizender Schneck! — Geh! — Schau Dir's doch an!!"

Sie führte ihm das Kind entgegen. Er kniff das Monocle ein und betrachtete sein Baby.

Wie hübsch so ein Baby aussehen kann. So graziös mit den langen goldblonden Locken und den kurzen Strümpfen, aus deren Schaft zwei so appetitliche Beinchen herauswachsen. — Große, braune Augen! — So groß!! — Na, die hatte es von ihm. — Ja — gewiß! Er hat so schöne Augen, wenn er sie ordentlich aufmacht —! Aber er thut das nicht mehr, und deshalb weiß man's nicht. — Und das sieht so herzig aus in dem ausgeschnittenen hellblauen Kleidchen."

„— Hm! — Hm! — — Du, wie heißt er denn, Franzi?!"

„Na, aber — hörst Du!! — Das weißt Du nicht einmal? —"

„— Nun ja, ja, ja! — Nur jetzt keine Vorlesung. — Wie heißt er? —"

„Wie soll er denn heißen? — Leo — natürlich!! —"

„So, Leo!! — — Du, den hättest Du mir auch schon früher einmal zeigen können. — Ganz herzig —!!"

„Nicht wahr?!" jauchzt sie auf. „Es ist so ein süßer Fratz —! — Giebst ihm nicht einmal einen Kuß? —"

„Fällt mir nicht ein!! — Kinder küssen!! — Nicht einmal die von meiner Schwester! — — Na — aber Du, Franzi! Du kannst mir ein Bussel geben!" — Er machte schon die Anstalten dazu. „Na? — —

„Nein! — Ich will nicht! — Bei mir möcht's Dir passen, aber beim Kind nicht! — Erst 's Kind, dann mich!!" — Er zögerte.

„Na, so schwer wird's doch nicht sein! Da schau doch her — na — setz Dich! — So!!"

Sie setzte sich neben ihn auf das Sofa und rief das Kind zu sich.

„So! — Da nimm Du einmal die eine Hand her, — ich die andere. — Na?"

Und richtig! — Er nahm sie. — Auf einmal hatte das Kind seinen Kuß und mitten auf den Mund!

„Es ist halt doch was anderes! — So ein eigenes Kind!" dachte er.

Jetzt fiel ihm die Franzi auch um den Hals: „Lieber Leo —"

„Na ja — Tschaperl! — Er g'fällt mir ja sehr gut! — Bist jetzt zufrieden?" —

„Ja! — Es fehlt mir nur mehr —" sie stockte.

„Na was denn? — Wieder eine neue Herbstjacke? — Na, sag's, ich bin nicht geizig — das weißt Du ja!"

„Aber was — deswegen!! — Ich brauch keine!"

„Keine?!! — Du — das glaub ich nicht!"

„Gott — überhaupt so — Kleider und so Sachen! — Der dicke Baron Läufer — der hat erst gestern zu mir gesagt: In Gold fassen möcht ich Sie, Franzi, wenn Sie sich entschließen möchten —" Und sie warf die Nase in die Luft.

„Du möchtest aber nicht!! — Was?" —

Baby strich ihm fortwährend um die Beine. Das karrierte Muster von Leos Beinkleid gefiel ihm entschieden. —

Plötzlich saß der Fratz richtig auf Leos Knien.

„Herrgott!!" Entsetzt wollte er aufspringen — Franzi drückte ihn auf den Sitz nieder.

„So bleib doch sitzen!"

„Aber das Baby! — Ich mach mich ja lächerlich!" —

„Geh! s'sieht Dich ja keiner! — — Weißt Du — in Gold fassen möcht er mich, der Baron! — — Ja!!"

„So?!" Unwillkürlich streichelte er die langen Locken Babys, rein aus Behagen, weil die weichen Haare so seidig und schmeichelnd angenehm durch die Finger glitten.

„Und das Baby hat er lieb!! — Du!! — Das ist kaum zu glauben!"

„Ich glaub's auch nicht, Franzi!" — Baby schmiegte sich ganz zutraulich an seine Schultern. Franzi sprang ärgerlich auf.

„Du glaubst, weil Du so ein Rabenvater bist —"

„Rabenvater? — Du — weißt — Du machst dich patzig!"

„Nun ja! — Hast Du Dich gekümmert, wie das Kind lebt — und wo und überhaupt — von Dir aus —"

„Ja — kümmern hätt' ich mich ein bissel mehr können. Da hast Du eigentlich recht! — — Aber er hat's doch gut gehabt! — Nicht wahr?!!"

„Ja — ist alles recht gut und schön, aber eine Mutter — die ist doch etwas ganz anderes! — Das Mutterherz —"

„Ich bitt' Dich, Franzi, — werd' nur nicht unausstehlich!!"

„Glaubst Du, es hat mir nicht das Herz geblutet, mein Kind so unter fremden, lieblosen Menschen zu wissen —" posierte sie.

„Red' nicht so g'schwollen! — Der Polterton paßt Dir nicht! — Und überhaupt war das Kind ja bei Deiner Tante —"

„Kann ihm das die Mutter ersetzen?" —

„Nun, so hättest Du Dir's doch behalten!" warf er ärgerlich hin.

„Ja — wer hat mir's denn verboten? — Du doch!!" — Ganz selig spielte sie diesen Trumpf aus. —

Er überlegte.

„Na — weißt Du, mich wird er jetzt nicht mehr genieren, wenn er täglich nur einmal aus seinem Kinderzimmer kriecht, der kleine Kerl —" „Was man doch für ein Esel ist!!" fuhr es ihm durch den Sinn. „Aber s'ist doch was dran! — Man kann sagen, was man will!"

„So?!! — Er wird Dich nun nicht genieren? — Schön!!" Sie war pikiert. „Aber der Baron Läufer hat gesagt, daß er ihn lieber will, wie sein eigenes Blut!" äffte sie hochtrabend nach.

„So?!! — Das ist ja sehr schön von dem Herrn Baron! — aber trotzdem fliegt er heut noch heraus, wenn er Dich besucht! — Verstehst Du?! — Was geht ihn mein Sohn an?"

„Das ist mein Sohn, lieber Leo! — Und wenn ich den Baron empfangen will, so kann mir das niemand verbieten. Er will mich ja wirklich und wahrhaftig heiraten —! — Ja!"

Er sprang auf. „So?! — Dann behalte ich mir das Kind!!" Er stellte Baby vorsichtig auf den Boden.

„Wenn ich nicht will, lieber Leo?"

„Wenn —? — Aber das ist ja doch mein Kind?!" —

Er war sprachlos vor Erstaunen.

„Ja — lieber Leo, wenn Du das Kind willst, so kannst du es mir nicht wegnehmen. — Da bleibt nichts übrig — 's geht nicht anders, — als — Du mußt mich heiraten —"

Da hatte sie's heraus! Endlich!! —

Es verschlug ihm eine hübsche Weile die Rede.

„Ah so!! — — Deshalb —!" summte er. „Andre Schmerzen hast Du nicht?" fragte er dann laut.

Da hing sie sich an seinen Hals. „Schau her! — Das ist doch

nur natürlich, daß die Eltern zusammengehören! — Das ist doch schon in der Bibel so —"

„So! — In der Bibel!? — Ja, hab ich denn was von Auseinandergehen gesagt? — Sind wir denn nicht zusammen? — Du aber auch mit deinen überspannten Geschichten!! — So was!!"

Was sie sich eigentlich von ihm dachte?! — Und beinah wär er hereingefallen auf die sentimentale Komödie! — — Er hätt' sich aber denken können, daß sie was von ihm will! Die ganze Veranstaltung hätt' ihm ja gleich auffallen sollen! — Und die neue Heldenmutterrolle, die sie sich zugelegt hatte —!

„Wenn Du nicht willst, lieber Leo — der Baron heiratet mich heut lieber, wie morgen —!"

„Wenn's ihm Vergnügen macht —?! — Aber geh, Schatz! — Sei nicht so! — Gieb mir das Kind!! —"

„Was? — Wo Du Dich so zu mir benimmst?!!"

„Ja — wie benehm ich mich denn? — Ich hindre Dich ja nicht, daß Du den Baron heiratest! — s'ist ja eine gute Partie, die ich Dir gönne. — Mehr kannst Du doch von mir nicht verlangen? — Und ich nehm' Dir noch das Kind ab! — Bist Du aber naiv!!"

„So! — Ist ja recht gut! — Naiv bin ich!!?"

„Und 's Kind giebst Du mir auch nicht?"

„Lieber Leo — entweder — oder!! —"

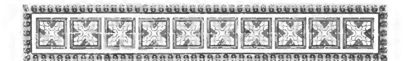
— —

„Schade!" summte Leo, bückte sich und streichelte die goldige Perrücke Babys. „Na — adieu, mein Kind!" —

„Adieu, Franzi! — Und viel Glück mit dem Baron!" —

„Schade!!" murmelte er nochmals im Hinausgehen. — „Ein lieber Fratz!" — — —





Sascha Schneider.

Von Hans Merian.

(Leipzig.)

Dem aufmerksamen Beobachter kann es nicht entgangen sein, daß sich im gesamten Kunstleben unserer Zeit eine neue Bewegung Bahn zu brechen beginnt, die sich zu den bisherigen Bestrebungen in scharfen Gegensatz zu setzen scheint. Kaum hat der Realismus festen Boden gefaßt, kaum sind die redenden und die bildenden Künste aus dem Reiche dürrer Abstraktionen und fleischloser Formeln zum vollen warm pulsierenden Leben zurückgekehrt und haben die Wirklichkeit wieder bewältigen lernen, und schon gewinnt es den Anschein, als ob wir dieses unter so heißen Kämpfen erstrittene Terrain freiwillig wieder aufgeben wollten, um aufs neue in die Welt der Märchen und der phantastischen Symbole abzuschweifen. Ja sogar mit dem längst „überwundenen" und als gänzlich abgethan betrachteten Ideenkreis der positiven christlichen Religion beginnen unsere Künstler — und zwar gerade die modernsten unter ihnen — in auffälliger Weise zu liebäugeln. Der Dichter der „Weber" schenkt uns nach seinem „Florian Geyer" das Märchendrama der „Versunkenen Glocke", er läßt in Hanneles Fieberträumen die Erscheinung des Heilandes auftreten und macht sich schließlich an ein Christus-Drama; Max Klinger malt seinen „Christus im Olymp", ja sogar Hermann Sudermann, der Modepoet par exellence, erscheint mit einem biblischen „Johannes" auf der Bildfläche. Die Gestalten und Symbole des christlichen Glaubens fangen in der Kunst wieder an Mode zu werden.

Und mit diesem Umschwung in den behandelten Stoffen geht die stilistische Wandlung Hand in Hand. Je mehr sich die Künstler von der realen Wirklichkeit ab und symbolischen Darstellungen zuwenden, um so mehr wird die freie Form zu Gunsten der gebundenen, strenger stilisierten aufgegeben. Auf der Bühne tritt der Vers wieder an die

Stelle der Prosa, und in der bildenden Kunst muß die naturalistische Darstellungsweise mehr und mehr einem neuen geschlossenen Stilprinzip weichen.

Das alles sieht auf den ersten Blick fast wie eine völlige Umkehr aus; und in der That kann man im Lager der Philister schon hie und da ein beifälliges Kopfnicken beobachten. Die Rückständigen glauben, daß ihre Zeit nun wieder gekommen sei. Diese Hoffnung dürfte indessen doch zu sanguinisch sein. Denn gerade diejenigen Stände, die allen neuen Ideen ganz besonders abhold sind, und die — vielleicht gerade deshalb — die feinste Nase für alles Moderne haben, von denen man mit Mephisto sagen könnte „sie riechen es jedem Möbel gleich an, ob das Ding heilig ist oder profan", ich meine die hohe Geistlichkeit und die noch höhere Polizei, sind mit der neusten Phase unseres Kunstlebens gar nicht so recht einverstanden. Dem biblischen Drama Sudermanns wurden in Berlin, wo auf den Variétébühnen die Zote frei floriert, die Theater verschlossen, und über das Klinger'sche Christusbild kann man orthodoxe Theologen so recht von Herzen schimpfen hören. Es kann also mit der innerlichen Reaktion nicht so weit her sein, sonst würden Kirche und Polizei die neueste Kunst mit Freuden begrüßen. Das ist aber, wie gesagt, nicht der Fall. Und so können wir uns denn beruhigen, es handelt sich bei der neuesten Kunstrichtung, sofern sie von kraftvollen Künstlernaturen vertreten wird, nicht um eine Rückwärtserei sondern um ein wirkliches Fortschreiten auf der eingeschlagenen Bahn, um eine organische Weiterentwicklung.

Ja wir dürfen diese neueste Phase als ein gutes Zeichen betrachten. Die große Sehnsucht ist wieder über die Künstler gekommen, die Sehnsucht nach den großen und gewaltigen Stoffen. In der naturalistischen Schule hat die Kunst alles Nebelhafte und Widernatürliche abgestreift, durch die Berührung mit der Mutter Erde fühlt sie sich nun in gesundem Realismus gekräftigt, wieder ihr eigenes Reich aufzurichten, in welchem sie die großen Ideen der Neuzeit zu verkörpern trachtet. Dazu bedarf sie wiederum der Symbole. Die großen Symbole aber werden nicht von einer einzelnen Künstlerindividualität bei der Studierlampe ausspintisiert, sondern sie werden von der ganzen Menschheit in tausendjährigem Ringen geschaffen, sie sind allgemeine Kulturgüter, die der Künstler zu seinen Zwecken verwendet.

Der moderne Künstler, der mit den Gedanken unserer Zeit ringt, greift heute mit Vorliebe zu den christlichen Symbolen. Doch schafft er damit keine religiösen oder gar kirchlichen Werke; er erzählt auch keine

„biblischen Geschichten“ mehr, wie es die Renaissance und z. B. auch der künstlich auf eine gewisse Naivität zurückgeschraubte Realismus eines Fritz von Uhde noch that, sondern er benützt die Gestalten der christlichen Sage und die kirchlichen Symbole völlig frei, um eine moderne Idee, eine Idee der Jetztzeit damit auszudrücken, die vielleicht dem Ideenkreise, dem diese Symbole ursprünglich entlehnt sind, diametral entgegenläuft. Und er befindet sich damit in der gleichen Lage, in der sich sein Vorgänger der griechischen Mythologie und ihren Symbolen gegenüber befand; ist es uns doch schon seit Jahrhunderten geläufig, diese Gestalten und Gegenstände eines alten, längst abgestorbenen Kultus ohne irgendwelchen religiösen Beigeschmack rein als künstlerische Symbole zu handhaben.

Und so erleben wir denn nun auch an den christlichen Symbolen, was unsere Vorfahren schon längst an den Symbolen des klassischen Heidentums erlebten: die alte, überwundene und abgestorbene Religion feiert ihre Auferstehung in der neuen lebendigen Kunst.

Sehr schön läßt sich dieser interessante Prozeß an dem Schaffen des jungen, sechsundzwanzigjährigen Malers Sascha*) Schneider verfolgen, dessen Cartons ihrer ausgesprochenen Eigenart wegen, und weil sie von einer außergewöhnlichen künstlerischen Schaffenskraft zeugten, überall, wo sie aufgestellt wurden, höchste Bewunderung hervorriefen. Sascha Schneider ist deutscher Herkunft, wurde aber in St. Petersburg geboren und verlebte dort seine früheste Jugend. Später siedelte er nach Dresden über, wo er die Kreuzschule und die Akademie besuchte, und wo besonders der verstorbene Maler Leonhard Gey Einfluß auf die Art seines Schaffens gewann.

Bisher hat sich uns Sascha Schneider fast ausschließlich als Cartonzeichner gezeigt. Jedenfalls kommen neben seinen Cartons einzelne kleinere Ölbilder, wie der „Kopf eines Tyrannen“, ein mit der alten russischen Zarenmütze gekrönter, satanisch blickender Männerkopf, einstweilen noch kaum in Betracht. In jüngster Zeit soll sich der Maler mehr der Ölmalerei, und sogar der Radierkunst und der Lithographie zuwenden: Wir müssen abwarten, was er mit diesen Kunstmitteln noch leisten wird. Vorläufig können wir uns nur mit seinen Cartons befassen.

Diese Cartons machen einen ganz eigenartigen Eindruck. Sie scheinen uns fremdartig und doch wieder so vertraut; der Maler führt uns in eine Traumwelt, und doch sind seine Gestalten so lebenswahr

*) Russische Koseform für Alexander.

und kraftstrotzend, daß wir an ihrer Wirklichkeit nicht zweifeln können. Es liegt ein phantastischer Zug über all diesen Kompositionen, etwas, das an russische oder orientalische Kunst erinnert. Diese Phantastik, wozu der Maler wohl in seiner in Rußland verlebten Jugend die Anregung empfangen haben mag, verbindet sich aber auf höchst besondere Weise mit einer prächtigen, gar nicht orientalisch-verzerrten, sondern an die herrlichsten Vorbilder der Hochrenaissance erinnernden Behandlung der nackten menschlichen Gestalt, besonders des männlichen Körpers. Die Anmut der weiblichen Gestalt scheint sich dem Künstler noch nicht erschlossen zu haben. Die einzige weibliche Figur, die ich von ihm kenne, ist eine „Nacht“, ein schwerfälliges, unschönes Mannweib; aber den nackten männlichen Körper behandelt er mit einer Sicherheit und Größe, die besonders bei einem noch so jungen Künstler in Erstaunen setzen muß. Die an den Orient anklingende Phantastik aber zeigt sich wiederum darin, daß er, wo er höllische Ungeheuer, den Satan oder ähnliche dämonische Wesen schildert — und Sascha Schneider liebt gerade derartige Schilderungen — den menschlichen Körper keck mit tierischen Elementen ausstattet. Daß diese kühnen Zusammensetzungen menschlicher und tierischer Formen nicht störend oder gesucht wirken und fast den Eindruck des Selbstverständlichen machen, dafür sorgt das ungemein stark ausgebildete Stilgefühl des Künstlers. Wenn er z. B. dem Mammon in dem Bilde „Der Mammon und sein Sklave“ einen Sperberkopf mit gewaltigem Raubvogelschnabel aufsetzt, so läßt er die ganze Gestalt in Stil und Haltung mit den streng zusammengestellten fast gar nicht von einander gelösten Beinen, dem rechtwinklig ausgestreckten linken Arm, der die Knute hält, an deren Enden Geldstücke hängen, und dem steif herabhängenden rechten Arm, der die Kette des Sklaven hält, an die hieratische Art und Weise der altägyptischen Götterbilder anklingen. Dem Höllenfürsten giebt er meistens den Kopf eines tierischen Ungeheuers, ähnlich wie Dürer und die Meister der altdeutschen Schule, oder er setzt ihm die Hauzähne des Ebers in das verbissene Tyrannengesicht und läßt ihm scharfe, abwärtsgekrümmte Klauen an Händen und Füßen wachsen. Über all diesen Kompositionen aber lagert ein tiefer Ernst und eine Herbheit, die zum Teil von der ausschließlichen Verwendung starker männlicher Körperformen herrührt.

Die Sicherheit in der Wahl der Mittel, die ungemeine Reife der Zeichnung und der außergewöhnliche Ernst, der über allen Werken Sascha Schneiders lagert, lassen es kaum glaublich erscheinen, daß ein Künstler diese Gestalten geschaffen habe, der gegenwärtig erst sechsund-

zwanzig Jahre zählt, andererseits aber weisen das energische und kecke Erfassen des Stoffes und die noch völlig ungebrochene Kraft, die auch vor einzelnen Übertreibungen nicht zurückschreckt, doch wieder auf den jugendlichen Künstler. Wir haben es also nicht etwa mit einem greisenhaften Klügler oder Spintisierer zu thun, sondern mit einem Zeichner, der aus dem Vollen schöpft und die Eingebungen einer feurigen und überaus reichen Phantasie verarbeitet.

Die Phantasie Sascha Schneiders bewegt sich vielfach unter den Gestalten und Symbolen des christlichen Glaubens. Christus der Welterlöser mit seinen Engeln, Satan und die Geister der Hölle, Judas Ischariot, das Kreuz u. s. w. kehren auf seinen Zeichnungen immer wieder. Aber alle diese Dinge dienen ihm nur als Sinnbilder des Gedankens, den er auszudrücken sucht.

Wenn er in einer seiner frühesten Arbeiten darstellt, wie Christus in die Hölle hinabsteigt, und die Verdammten ihm entgegenjubeln, während Satan und seine Kreaturen scheu erbeben, so sieht das fast noch aus wie eine „biblische Geschichte"; und doch klingt auch hier schon leise ein moderner Gedanke an. Als reine und prächtig gelungene Symbole sind die Judasbilder aufzufassen. So das herrlich komponierte „Wiedersehn" des Verräters mit Christus am Tage des Gerichts. Christus als Weltrichter sitzt in seinem mit Dornen bestickten Gewande, mehr in tiefes Bedauern versunken als verdammend, auf seinem Throne und blickt mit unendlichem Mitleid auf den Beklagenswerten, der von seinem eigenen Gewissen gerichtet wird und dem Erlöser mit der Gebärde der Verzweiflung den Beutel mit dem Sündenlohn entgegenstreckt. Dann die nackte Judasgestalt, die von Dornen umstrickt über glühende Geldstücke wandelt, und der die Vision des Kreuzes ewig vor Augen schwebt, während im Hintergrunde sich die nebelhafte Gestalt des Engels der Gerechtigkeit emporreckt.

Wendet sich der Maler mit diesen beiden Zeichnungen gegen die Feilheit unserer Zeit, der nichts heilig ist, wo der Geldgewinn in Frage kommt, so predigt er in dem Bilde „Eins ist not" ebenfalls eine bittere Wahrheit. Christus steht lehrend vor dem Kreuze, auf dessen Armen die Worte „Freiheit" und „Brüderlichkeit" zu lesen sind. Eine zahllose Menschenmenge lauscht seinen Worten, doch die stumpfen, gelangweilten Gesichter zeigen, daß die Lehre des Heilandes kaum verstanden wird. Hinter dem Kreuze aber sieht in abscheulicher Affengestalt der Teufel hervor und bläst seinen glühenden Brodem durch die Luft, daß er sich mit dem Qualm der Fabrikschornsteine mischt, die den Hintergrund abschließen.

So weiß Sascha Schneider die Saiten des modernen Empfindens zu berühren, und es gelingt ihm, für einzelne jener gewaltigen Ideen und Stimmungen, die unsere heutige Welt bewegen, den treffenden plastischen Ausdruck zu finden und so thatsächlich neue Symbole zu schaffen. Zu dieser Art von Zeichnungen gehört „Der Herr der Welt". Hoch aufgerichtet steht er vor seinem Marmorthron, auf einer Estrade, deren Vorderwand mit einem alten Mosaikbild des gekreuzigten Christus geschmückt ist. Er hat fast die Gestalt eines assyrischen Herrschers. Das Gesicht blickt unzufrieden und finster, die nackten Arme sind über dem entblößten Oberleib gekreuzt, vom Gürtel, an welchem vorn als Schloß und Zierrat eine Teufelsfratze angebracht ist, fällt das faltenreiche Gewand bis auf den Boden und läßt nur den linken Fuß frei, der trotzig vorgeschoben gleichsam auf das Kruzifix tritt. Die ganze Haltung ist ungemein charakteristisch; sie drückt Härte, Ekel, Verachtung, protzenhafte Selbstüberhebung aus. Die Kultur des Christentums ist die Basis seines Thrones, aber er tritt dieses Christentum verächtlich mit den Füßen.

Ebenso sprechend ist die nackte Gestalt des „Anarchisten", der über die Schwelle eines assyrischen Tempels tretend die schon entzündete, schwere Bombe auf dem Haupte herbeischleppt, um sie dem Götterbild entgegen zu schleudern und mit stumpfsinniger Gewalt die Werke uralter Kultur zu zerstören.

Die gewaltigste Stimmung aber ist wohl in dem „Gefühl der Abhängigkeit" ausgedrückt Eine von der Rückseite gesehene jugendliche Männergestalt steht gebeugten Hauptes und mit schlaff herabhängenden Armen, die zum Überfluß noch mit Ketten beschwert sind, da. Der unebene Erdboden selber aber, auf welchem der kampfesmüde Mann steht, hat sich zu einem Ungeheuer umgestaltet, das den Menschenzwerg mit steinernen Riesenarmen zu umfangen droht und jede seiner Bewegungen mit bösen schielenden Augen bewacht. Ich kenne kaum ein zweites Bild, das mit so einfachen Mitteln eine Stimmung so treffend auszudrücken vermöchte, wie diese Komposition. Auch der als „Sieg der Finsternis" bezeichnete Carton wirkt gewaltig, wo der böse Dämon mit weitausgebreiteten Flügeln und siegreichem Grinsen auf den breiten Lippen den lang auf der Grabplatte ausgestreckten Leichnam Christi betrachtet, oder der „Gram", der in Gestalt einer riesenhaften abscheulichen Vettel auf die Schultern des am Sarge des Vaters sitzenden Jünglings drückt. Ich könnte noch „Es ist vollbracht" mit dem prächtigen vor der Erscheinung des Gekreuzigten nach rückwärts sinkenden Dämon nennen, oder den „Kampf um eine Seele", oder „Eine Vision", oder auch den Plakat-

entwurf mit dem prächtig modellierten Männerarm, der sich über die für den Text bestimmte Platte legt. Aber ich möchte zum Schluß nur noch auf eine Zeichnung hinweisen, die als das Gegenstück des Gefühls der Abhängigkeit gelten kann und dieser Komposition an Stimmungstiefe gleichkommt, ich meine den Jüngling, der vom Sternenlicht übergossen an eine tiefbeschattete Sphinx lehnt und mit wunderbarer Bewegung des Kopfes hinaufblickt in das große All und zu jenen fernen Welten, die in der Menschenseele von Uralters her den „Gedanken an die Unendlichkeit" wachgerufen haben, und deren Anblick den bedrückten Geist erhebt und befreit. Es ist dies Bild der treffendste Ausdruck jener großen Sehnsucht nach Schönheit und Freiheit, die das ganze Schaffen Sascha Schneiders beseelt.





Hermann Bahrs Renaissance.

Von Paul Wertheimer.

(Wien.)

„Die Jugend seiner Sinne ist das Köstliche. An seiner Hand gehen wir wie arme Stadtkinder, die zum erstenmal auf eine blühende Wiese, in den rauschenden Wald hinausgeführt werden . . .“

Hermann Bahr über Christomanos.

„Die letzten Eleganzen des Gemütes am Abende der Kultur, wenn schon die Sonne sinkt, malt er. Er malt Menschen, die von allen Dingen die Schleier zogen, die heiter sind, weil sie wissen, daß alles gut ist, und nichts mehr wollen, aber diese Heiterkeit hat den Tod in sich . . .

Hermann Bahr über Fernand Khnopff.

Es ist ein sehr freundlicher Zufall, daß Hermann Bahrs letzte Werke, die Essay-Sammlung „Renaissance“*) und der Wiener Roman „Theater“ **), mit denen er nach längerem Schweigen eben wieder auf den Plan tritt, heuer zugleich, und zwar zur diesjährigen Ostermesse erschienen sind. Wie selten trifft die zufällige buchhändlerische Usance mit unseren Wünschen zusammen; wie selten zeigt sich der Zufall als klar, klug und schön waltender Künstler. Ein neues Buch Theodor Fontanes müßte an einem freundlichen Wintertage, Detlev von Liliencrons letzte Verse sollten in dem zum Herbste geneigten Sommer ausgegeben werden. Statt dessen flattern einem gegen Ostern Bücher zu, die wir am liebsten um Allerseelen ediert sähen, und das meiste vom Familien-Weihnachtsmarkt wär uns am Charfreitag oder Aschermittwoch willkommen. Da muß man diesmal das symbolisch-günstige Zusammentreffen um so wärmer begrüßen: daß drei neue Werke des Schriftstellers, der sich immer jugend-

*) „Renaissance“. Neue Studien zur Kritik der Moderne. Von Hermann Bahr. Berlin. S. Fischer. 1897.

**) „Theater“. Wiener Roman von Hermann Bahr. In dem gleichen Verlag. 1897.

lich und entwicklungsfreudig wie kein zweiter in unserer Litteratur bewegte, Werke, von denen Eines bereits im Titel eine Wiedergeburt verkündet, und die alle nach mancher Richtung eine Renaissance — wenn auch noch nicht unsrer gesamten Kritik und Dichtung — so doch des weitwirkenden Bahr'schen Geistes bedeuten, auch wirklich, wie es sich ziemt, diesmal im Frühling herausgekommen sind. Und es ist, meine ich, wieder bezeichnend, daß einem gleich, wenn man auf Hermann Bahr kommt, das dem „Frohen" stamm- und sinnverwandte deutsche Wort in die Feder fließt: Frühling! . . .

* * *

In der That, wenn ich nach dem Hauptgrunde der täglich breiteren Wirkung Hermann Bahrs forsche — man beginnt ja jetzt nicht bloß in Wien und unter den Münchner und Pariser „Modernen", sondern auch in der journalistischen Kritik, selbst der Berliner, wenigstens den Kritiker Bahr immer allgemeiner zu rühmen, — wenn ich dem seltsamen Zauber nachspüre, den er noch immer auf die Jugend und schon auf die „Alten", zugleich auf die Künstler und bereits auf das Publikum übt: ich finde dafür immer wieder keine andere Erklärung als den frühlinghaften Reiz dieser ganzen Erscheinung, von seinen ersten Streitschriften bis zu den letzten geklärten Werken. Ihm ist das freie Ritterlich-Schelmische, ihm sind, wie er von Tilgner sagt, alle frohen Kobolde persönlich eigen. Wer ihm auch nur äußerlich naht, empfindet das gleich. Betrachtet man die bequeme Eleganz seiner Tracht und Haltung, sein offenbares naives Selbstbehagen, das Chike, Fesche jeder Miene, jeder Bewegung des „schönen Mannes" — man erinnert sich wohl an das Bild im „Modernen Musenalmanach" — wenn er öffentlich liest z. B. oder in einer Versammlung spricht — so ist der unbewußte Eindruck eines jeden: Frühling . . . Und wenn man seine inneren Gaben erwägt, seine gute Wärme, die reiche Hülle, das stete Überfließen so vieler Quellen, seinen kritisch, durch alle Künste, schaffend durch die meisten Kunstrichtungen — Roman und das Drama jeden Stils, Novelle, Skizze — abenteuernden Sinn, wenn man seine so bekannten „Überwindungen" bedenkt, sein Streben, stets dem Heute zu folgen und gestriges abzustreifen, was schon Emmerson als Zeichen der Jugend preist: so muß sich einem wieder, und diesmal bewußter, für dieses unruhige Werden der gleichsam silberne Begriff darbieten: Frühling . . . Dieses Weiche, Reiche und Schmeichelnde seines Wesens macht ihn wohl den Jüngeren so lieb, die in Hermann Bahrs

vielfältiger Wirksamkeit den Traum eines schön geführten und reich bewegten, man darf es sagen: eines renaissancegemäßen Lebens erfüllt sehen. Das gewinnt ihm zugleich überall die verehrtesten, verjährtesten Herren, weil diese Herren, wie man weiß, gern die „jungen Talente“ fördern, wenn sie nur mit Anmut jung sind. So scheint die Stellung Hermann Bahrs in Wien, als eines auch von der älteren Richtung jetzt anerkannten Führers der jungen Schule, in dem Franken und Fröhlichen, dem „Lenzelichen“ seiner Art begründet; er ist naturgemäß der Führer der siebziger Generation, wenigstens der österreichischen, die von Nietzsche-Zarathustra das Tanzen vor der Bundeslade gelernt hat. Er ist noch aus einem weiteren Grunde als seiner Gabe des zierlichen Fechtens zum Vorkämpfer bestimmt. Er besitzt ein noch selteneres Talent als die Grazie — ein ungewöhnliches strategisch-diplomatisches Geschick, Menschen, Chancen und Worte — er ist einer, der auch die Sprache nach seiner Laune beherrscht — zu gebrauchen. Möchte man Hermann Bahr als kritischen Wortführer missen, man könnte sich ihn sehr wohl in irgend welcher öffentlich gebietenden Stellung: als das Haupt eines politischen Clubs, als Bühnenleiter oder dergl. denken. Weil ihm aber diese Laufbahnen, mit Ausnahme der Theatercarrière nicht offen standen, hat er den einzigen Beruf ergriffen, in dem eine reiche, glänzende und gewandte — eine Renaissance-Natur — sich heute entfalten mag: er wurde Publicist, nicht Zeitungsschreiber im Sinne der hunderttausend schwärmenden Tintenkulis, die bekanntlich unsre öffentliche Meinung machen, sondern Journalist in der wahren Bedeutung des so vielfach mißbrauchten Wortes. Als er seine Wochenschrift „Die Zeit“ mitbegründet, sind wirklich auf seinen Ruf „von allen Seiten gern viele Leute gekommen“. Da ist in Wien kaum einer, auf den man hofft, der nicht zu seiner Fahne — der weißen Fahne der Kunst mit den ein bißchen gezierten Lilien darauf — geschworen hätte. Manche haben ihm wie Verliebte zärtliche, ehrliche Briefe geschrieben. Wer ein Werk wagen will oder es eben beendet hat, theilt ihm gerne den Plan mit und zeigt ihm jedes vollbrachte zuerst: nicht, um von ihm als neuer Stern entdeckt zu werden, sondern nur, um von Hermann Bahr, als von Einem, der wahrlich die Kunst sucht, ein aufmunterndes oder munteres Wort zu erhalten. Wenn ich aber von Hermann Bahr als dem geschicktesten Organisator, auf redaktionellem auf theaterreformatorischem Gebiet und wo immer es eine Unternehmung der Kunst gilt, spreche, als von einem „Feldherrn“ gewissermaßen, darf man sich nicht etwa den blond-freudigen, den ganz lyrischen Typus Totilas vorstellen. Auch nicht den Führer

von jugendlich stürmischen, etwas naiven Allüren, einen pathetischen „Alexander", obzwar gewiß auch Hermann Bahr am liebsten, wenn es sein müßte, wie dieser unter Rosen die Laufbahn beenden möchte. Auch nicht, wie man gerne den römischen „Ver sacer" darstellt: den Jüngling mit flammendem Schwert und Helm, Jünglinge zum Kampfe geleitend. Man wird von Hermann Bahr noch zumeist an den jungen Octavian erinnert, der alle Fäden so geschickt zu verknüpfen und im rechten Augenblick immer so vorsichtig zu paktieren wußte . . . Und weil er wohl selbst dieses Führer- und Frühlinghafte seines Wesens — denn was ist der Frühling anderes als ein Feldherr, der Farben und Töne klug hervorlockt und klug gruppiert? — empfindet, drängt es ihn stets von neuem zu dem Wort, das ihn am besten ausdrückt. Bilder vom Frühling kehren bei ihm stets wieder, und manchmal glaubt man selbst etwas wie Furcht vor der Gewalt des Frühlings, — dieser Renaissance der Natur — wenn er ganz hervorbräche zu vernehmen: „wenn einem von dem großen Knospen aller Dinge warm wird und wir wie im Fieber schwanken." Und sucht man eine Kulturepoche, in der man diese frühlinghaft bewegte Gestalt am liebsten wirken oder für deren Wiederkehr man sie am liebsten kämpfen sähe: so bietet sich einem nur die Zeit der freien, viel- und allseitigen Menschen dar, der berauschende Name, der strahlende Klang: Renaissance!

* * *

Allein dieser Bahr'sche „Frühling" oder genauer „Mai", der erste Eindruck seines Wesens, ist von einer ganz besonderen, ganz eigenartigen, ich möchte sagen: national-eigenen Färbung. Dieser Mai ist nicht etwa, wie man sich den „maggio splendido" in Italien vorstellt: blühende Fülle an jedem Zweig und in der schweren Luft die daseinsfreudig-seligste Stimmung. Auch nicht, wie ich einmal in Berlin den Frühling erlebte, — wo alle gebundene Energie, Eile, Geschäftigkeit mit der neuen Sonne neu auszuströmen schien: sondern von einem spezifisch anderen dunkleren Timbre, einer gewissen Mattigkeit, die vielleicht überall dem Frühling eingeprägt, in dieser starken Nuance aber wohl typisch österreichisch ist. Denn ich glaube nicht, daß man die unbestimmte Wehmuth, die neben dem Belebend-Frischen in der Luft heller Frühlingstage schwimmt — „sô die bluomen ûz dem grase dringent, in einem maien an dem morgen fruo" — irgendwo noch so stark wie bei uns empfindet; ist doch ein leidender Zug — was man das „Raunzen" des

Österreichers nennt — dem tänzerisch-leichten Grundzug des österreichischen Volkscharakters bezeichnend beigesellt. Das ist die Schwermut der kühlen Straßen der Stadt, auch wenn Sonne darin spielt, mit den grauen Palästen, auf denen der Druck einer alten, gleichsam versteinten „Kultur“ lastet. Das ist die ungewisse Trauer, die manchmal aus den heitersten heimatlichen Liedern steigt, die aus der Quelle jener Schwind'schen Melusine zu plätschern scheint und um die Werke der Dichter webt. Dieser echt österreichische Schatten, ein Schatten der Resignation, eine deutliche Furche des Verzagens, der Ergebenheit um sonst überlustige Lippen tritt auch in dem Profile Hermann Bahrs scharf hervor. Diese tief innere Verwandtschaft ist es wohl mehr als die „Wienerische Note“, die zarte Zierlichkeit, die ihn mit den gleichfalls eher feinen, weichen und liebenswürdigen als überragenden Künstlern der österreichischen litterarischen Tradition verbindet. Diese Grazie, die aber etwas müde ist, dieser umgekehrte Humor, das Weinen im Lächeln, diese „Traurigkeit bei solcher Jugend“: das ist der „nationaleigene“, das ist der echt österreichisch trübe Ton in dem bunten Konzert so vieler fremder und feiner, einen Frühling verkündender Stimmen, genannt: die Psyche Hermann Bahrs. Diese Eigenart, vielmehr diesen Gegensatz dunkler Nebentöne um ein freudiges Hauptmotiv — offenbaren auch seine letzten Werke. Und zwar menschlich wie künstlerisch betrachtet . . .

* * *

Ich habe bereits angedeutet, daß den neuen Büchern Hermann Bahrs gegenüber seinen vorletzten oder ersten Werken als gemeinsames Merkmal ein gewissermaßen gesteigertes Lebens- und Kunstgefühl eigen ist, weshalb man wohl von einer Art Bahr'scher „Renaissance“ sprechen darf. In seinen Essays ist er nun zu allgemeinen, fruchtbaren und weiten Gesichtspunkten, zur Verkündigung einer künstlerischen Restauration gelangt. Und als Dichter versucht er zugleich — nach seiner eigenen neuen kritischen Lehre — einheitlich starke Gefühle, unkomplicierte Menschen darzustellen, solche, die nicht mehr von Stimmungen zersetzt, sondern von Instinkten geleitet werden, indes noch in seinem vorausgegangenen Roman „Neben der Liebe“ (Wiener Sitten. Bei S. Fischer. 1894) der Held an den elementaren Gewalten des Lebens immer vorüberdämmert. Und neben dieser Renaissance der Bahr'schen Kunstbetrachtung und Lebensgestaltung ist noch die „Renaissance“ seiner Formengebung zu betonen: „Renaissance“ überall nicht im Sinn der

Wiederkehr eines früheren eigenen Zustandes, sondern der Rückkehr zu einer gewissen guten litterarischen Überlieferung gemeint. Der Roman „Theater“ ist anschaulich in Goetheisierender Ruhe gleichsam mit klarem tiefem Brustton vorgetragen, gänzlich verschieden von dem früheren impressionistisch-nervösen Bahr-Stil. Der Dialog im neuen Lustspiele „Das Tschaperl“ ist der Wiener Lustspiel-Dialog; unsäglich weich, linde und angenehm, wie Sammet oder Peluche von gedämpfter Farbe fließen jetzt die Sätze seiner kritischen Prosa. Es sei nun das Wesentliche eines jeden dieser Bücher hervorgehoben und daran die eigentümliche Schattierung seiner „Renaissance“ gezeigt.

* * *

„Renaissance“ ist eine Sammlung von „Essays“, die in den letzten Jahren in der „Zeit“ erschienen sind. Man findet hier Aufzeichnungen buntester Art. Die Reihe hebt mit einer graziösen Studie über Decadence an, Aufsätze über E. Th. A. Hofmann, über das „Weibliche“, über die Wiener Dichter Andrian und Altenberg folgen; daran schließen sich Studien über Ompteda, Ricarda Huch und Lassalle, über Laura Marholm, dann wieder über die Goncourts, Ferdinand Brunetiere, Camille Mauclair, über Amerikaner und Engländer, über Emmerson und Vernon Lee, endlich Artikel über die Wiener Kunstausstellungen. Dazwischen sind zierliche, eigentliche Feuilletons, wie die reizende Betrachtung „Über das Gehen“ gestellt. Sehr viel von dem, was die Seelen der „besten Europäer“ während des letzten Trienniums bewegte, ist in diesen Essays erwogen; ich glaube selbst manchmal aus diesem raschen, hastigen Aufzählen vieler fremder Namen und Werke etwas wie Angst zu lesen: „Das Höchste, Tiefste doch zu verfehlen.“ Essays im landläufigen Sinne möchte ich aber diese Bahr'schen Kunstplaudereien kaum nennen. Ein sehr subtiler, sehr gewandter, überall hinspähender und -horchender Geist, von der Art etwa wie Bahr den Pariser Henri Albert dargestellt hat „wie ein Indianer am Gehör und Witterung für jedes leiseste Zeichen der Kunst“, giebt seine Erfahrungen, seine Gedanken bei diesem Romane, jenem Gemälde in der weltmännisch sichersten Form, nur mit zu geringem historisch-philosophischem Blick. Mit sparsamen Worten ist die Stimmung einer Kunstrichtung, einer Persönlichkeit ganz getroffen. Wie man es auf dem bekannten Bilde sieht: ein Kätzchen, das über volle Becher schleicht, leise, ganz leise tastend, den Wein nicht zu verschütten; so tastet er über all diese bunten

Künstlerseelen hin, bedachtsam, beinahe ängstlich den Duft einer jeden schlürfend. Nur Professoren werden an dieser Methode bemäkeln, daß sie nicht „gründlich" genug sei, die nämlichen Schwerfälligen, die meinen: man müsse einer Frau brutal Herr geworden sein, um sie besessen zu haben, indes die Verstehenden längst mit einem Blick ihre ganze Seele getrunken haben. Was „Litterarhistorikern" zu schweren Bänden wurde, wird bei Hermann Bahr nur eine schlanke Causerie. Oder eigentlich auch nicht zur „Causerie" in der gewöhnlichen Bedeutung. Märchen möcht' ich sie nennen, Märchen für erwachsene, aber nicht zu erwachsene Leute; so kindlich klug und selbstverständlich plaudern sie von der Kunst, als von einer ernsten, einsamen Frau, die sehnsüchtig vom Söller ins Land blickt, von Fürsten umworben wird und sich doch aus Laune einem fahrenden Gesellen — Villiers de l'Isle-Adam oder Verlaine oder Liliencron — in Liebe neigt. Wie heimlich, wie märchenheimlich beginnt z. B. sein Epilog über dem Grabe Verlaines: „Paul Verlaine ist fort. Bei seinem Namen denkt sich die Menge nichts, sie kannte ihn kaum; nie hat er sich mit Ruhm befleckt. Aber wir wissen schmerzlich, daß mit ihm der letzte Dichter des heutigen Frankreichs gestorben ist; nun hat es gar keinen mehr und schaut ins Dunkle ..." Immer geht er von einem solchen „aktuellen" Kunstereignis aus und gelangt dabei zu allgemeinen Thesen. Aus solchen hier und da zerstreuten Lehren ergeben sich die Grundzüge der von ihm erwarteten „Renaissance": Während er in den bisherigen drei Bänden der „Studien zur Kritik der Moderne" mit seinen „Überwindungen" immer wieder nur zu einseitigen, zu einseitig neuen Forderungen: dem Naturalismus, dem Symbolismus, der impressionistischen Kunst kam, gelangt er hier, abermals destruktiv, zu den Prinzipien der „großen", der Goetheischen Kunst zurück. Er hatte als Kritiker bis dahin aus seiner Pandorabüchse alle einzelnen Merkmale eines Kunstwerkes als „Schlagworte", die ja immer Übel sind, entflattern lassen: die Forderung der „Lebensdeutung", des „eigenen Tones," des höchstpersönlichen Stils u. s. w. Nun läßt er, milder als jene griechische Sage, auch die Hoffnung — auf eine neue Blüte der Kunst hinausfliegen. Noch im zweiten Band der „Studien zur Kritik der Moderne" hatte er das romantische Programm, die Lebensabkehr, etwa den Hölderlin'schen Wunsch: „Der Traum sei Welt, die Welt sei Traum!" verkündet. Jetzt verlangt er von der Kunst wiederum ihre „ewige Aufgabe": der Künstler schaffe mit der Materie, nicht mehr mit den Träumen allein als Stoff. (Also das Dehmel'sche: „Wir schweben über dem Leben, an dem wir kleben".) Die Décadence nennt

er jetzt Dilettantismus. (Ihr Dilemma, das Dilemma zwischen Natur und Kunst, ist das Dilemma aller Dilettanten". „Décadence".) Das ist ihm jetzt der Sinn aller Kunst: „Das Leben fühlen, durch das Gefühl das Wesen aus der Hülle holen". „Wir sollen uns nicht vom Leben trennen, um jeden Preis anders sein als die andern . . ." „Könnten wir uns nicht entschließen, nichts Ästhetisches zu erlauben, das nicht auch praktisch wäre, und nichts Praktisches zu erlauben, das nicht auch ästhetisch wäre, keine nützliche That, die nicht das Haupt zur Schönheit erheben würde?" (In dem Roman „Theater"). Vom Dichter fordert er jetzt die Gestaltung einheitlich starker Gefühle (s. den Aufsatz „Orpheus"), die Unbewußtheit des Schaffens (s. Tilgner), wie es von Verlaine heißt: „il avait les mots frais, la phrase enfante, le style naïve et chaste". Vom Dramatiker aber insbesondere: er möge die großen Mächte des Lebens zeigen, das „Politische und Polizeiliche" möge der Bühne fern bleiben. Die Erfüllung dieser Forderungen wäre der neue dichterische Genius, den zu erwarten die besten Geister noch immer, trotz so vieler Enttäuschungen, nicht müde werden, wiewohl die Wahrscheinlichkeit näher liegt: daß das zwanzigste Jahrhundert keineswegs einen neuen dichterischen Giganten hervorbringen, sondern daß auch in diesem, wie zum Schluß des eben zu Ende gehenden, das Talent partikularistisch verteilt sein wird . . . Allein wie immer sich dies in Wirklichkeit gestalten möge: schon die Erwartung eines allgemeinen erhöhten Zustandes ist immer ein bejahendes, jugendliches Lebensgefühl, ein Zeichen der eigenen noch unentfalteten Kraft. Das ist ein sympathischer Ton von Unzufriedenheit mit einer gegenwärtig herrschenden Richtung, das setzt wie Groll oder Sturm ein. Aber dieser Sturm ist, genauer geprüft, nur ein müdes Säuseln. Will man Gegensätze betrachten, so braucht man bloß die gelassene, stille Art des Bahr'schen Buches mit einem anderen ähnlichen „Renaissancen"-Manifest zu vergleichen, dem Dehmel'schen Brief an Otto Julius Bierbaum („Moderner Musenalmanach". Zweiter Band): „Und da wimmern diese patentierten Litteraturquacksalber à la mode in ihrem eigenen marasmus senilis noch immer über Décadence. Als wenn mit Goethe alles aufgehört hätte. Als wenn wir nicht in einer Renaissance lebten, genau so heilig und furchtbar, so empfindsam und brutal, so todestoll und lebenslustig wie die des Tre- bis Cinquecento . . . daß die eigentlichen Zeiten allgemeiner Décadence gerade jene stagnierenden, faul behaglichen Zwischenepochen wie die letzte Hälfte des 17., die erste des 18. und die Jahre 50—70 des 19. Jahrhunderts

sind: das wird nun hoffentlich bald einmal von irgend einem Kulturpsychologen drastisch nachgewiesen werden." Einen solchen kampffreudigen Ruf findet man in der Bahr'schen „Renaissance" kaum. Da scheint alles Verlangen zu mildem Erwarten gedämpft. Es ist das so bezeichnende österreichische Zuwarten — hier nicht bloß den Gewalten des Lebens, sondern auch den Überraschungen der Kunst gegenüber. Kommt dieser „schlechten Zeit" der große Künstler einmal, so glaubt man aus diesen Blättern zu lesen, dann sind wir bereit, ihn zu empfangen. Einstweilen aber möge jeder seinen Garten still bebauen ... Dieser leichte melancholische Schleier liegt über dem ganzen Buch mit seiner zierlichen Feuilleton-Architektur, wie über den ein bißchen schnörkelhaft gezierten Bauten unserer Stadt . . . In der Widmung des Buches an Hugo von Hofmannsthal und Leopold Andrian stehen diese traurigschönen Worte: Erinnern Sie sich noch, wie wir damals, es ist fünf Jahre her, gern im Volksgarten gingen? Es war im Mai, der schwere Flieder roch, es schimmerte das Gitter, kleine Melodien sprangen durch die linde Luft, Kinder spielten Reifen, und mit ernsten Gesichtern — o wie ernst waren wir damals! — haben wir thörichte Gedanken gehegt . . ." Diese leise Schwermut, ein halbgedämpftes Licht, ist der Grundton des Ganzen. Es ist die Erschöpfung der allzu Sensiblen, allzu Enttäuschten. Es ist dieselbe lässige Haltung, das matte Geberdenspiel, das ich so sehr an der Kunst der Duse liebe, deren Seele sich in so viele Fremde hineingesponnen hat, und die jetzt von einer solchen weichen, schmeichelnden Müdigkeit ist . . .

* * *

Der Roman „Theater" ist desgleichen aus einer kritischen Erwägung, aus dem Vorsatz, einmal einen ganz objektiven Roman zu versuchen, hervorgewachsen. Das Problem, jenes seltsame Widerspiel zwischen dem Verstandes- und dem Instinktmenschen, dem plötzlichen Sich finden und wieder Verlieren beider ist scharf hervorgehoben. Ein Wiener Journalist, seinem inneren Berufe nach Gelehrter, schreibt, durch einen Zufall auf diese Laufbahn gedrängt, ein Schauspiel, und zwar mit dem lautesten Beifall. Da erwacht zugleich in dem Einsamen, der bis dahin Leidenschaften kaum kannte, Liebe zu der reizenden Darstellerin seiner Hauptrolle; sie giebt sich ihm unter dem Bann des Erfolges. Ein paar Monate währt dieser schöne warme Traum. Bis zu seinem nächsten Stück, das abfällt. Nun wendet sie sich wieder von ihm. Das ist die

ganze einfache Fabel. Also, wie man sieht, der Roman im Goethe'schen Sinn: die breite Deutung und Entfaltung eines alltäglichen, aber symbolisch bedeutsamen Geschehens: das praktische Paradigma des in „Renaissance" dargelegten Prinzips. Alles Symbolische ist in der That vorzüglich getroffen. Der seltsame, flimmernde, oft verhängnisvolle Reiz der Bühne, und zwar besonders auf kühl verständige Naturen, scheint in der Gestalt der weiblichen Hauptfigur, der Bastante, die wiederum stark an berühmte Namen aus dem „Wilhelm Meister" erinnert, gut verkörpert. So ist es für diese bezeichnend: daß sie gern mit Puppen spielt, daß sie vor jeder Vorstellung immer wieder von Angst und Unruhe ergriffen wird, dagegen während des Spiels überlegene Ruhe wahrt, daß sie dem Erfolgreichen gehören, dem Unterlegenen sich versagen muß. Auch die Methode der Komposition: daß man mit der Hauptfigur der Reihe nach vom Zuschauerraume auf die Bühne, endlich hinter die Coulissen gelangt und so die Wirkung des Theaters aus einem ersten allgemeinen Eindruck bis in alle Details miterlebt, ist sehr geglückt. Eine Anzahl der episodischen Personen endlich sind plastisch hingestellt: der Schauspieler Tenzer, jugendlicher Liebhaber der Bühne, zugleich der gewandteste Theateragent, die „wüste" Olga mit ihrer nostalgie de la boue, der „Goldmann" Frenkel endlich, dieser „König aller Spekulanten". Aber trotz so vieler Vorzüge bleibt keine ungeteilte Wirkung zurück. Der Plan, ein typisches Lebensbild, diesmal des Theaters zu geben, scheint hier, wie im „Tschaperl" nicht ganz eingehalten. Schon in der Wahl des intimen, nur dem engsten Kunst- und Theaterkreise bekannten Milieus liegt das Abweichen von dem in der „Renaissance" verkündeten Dogma: die Rückkehr zum wirklichen Leben. Die im Roman agierenden Figuren sind nicht einfach natürliche, sondern schon ihrem Berufe nach von Stimmungen geführte, komplizierte: geschminkte Menschen. „Theater" ist gewiß das Werk einer Renaissance-Gestalt, aber sicher kein „renaissance"-gemäßes Werk. Auch nicht, von der Ruhe der Diktion abgesehen, eine besondere Renaissance der Bahr'schen Kunst. Nicht dem Stoffe und nicht der Technik nach. Ich erwähnte soeben, daß auch in diesem Romane wieder wie in Bahrs „Guter Schule" oder „Neben der Liebe" Künstler oder wenigstens Menschen mit irgend welcher Beziehung zu irgend welcher Kunst im Mittelpunkt stehen. Auch dieser „Roman" ist eigentlich keiner, sondern wie Bahrs frühere erzählende Werke Kultur- oder Kunststudie, und als solche wieder von bleibendem dokumentarischen Wert. Auch hier ist die Hauptfigur analytisch dargestellt. Wieder zerflattert die freilich straffere Handlung zu bunten, amüsanten

Episoden. Und wieder liegt über dem Buch die traurig-weiche Wiener Stimmung, in die auch „Neben der Liebe" („Und das Leben geht immer weiter — —") verdämmert. Wie über den in sein Entsagungs-Schicksal Ergebenen mit einemmal unerwartet das große Glück kommt, wie es sich wieder jäh von ihm wendet und er nun wieder ganz still und gefaßt in sein früheres, verlassenes Heim zurückkehrt: das alles ist in jene zerfließenden Farben, in jenen müden Glanz getaucht, den ich an Frühlingsabenden an den Palästen und Gärten der Stadt „wenn die kleinen Melodien durch die Luft springen", an den Tilgner'schen Brunnen, an den Liedern des Volkes, an der melancholischen Lustigkeit der Wiener „süßen Mädel" und an den Werken Hermann Bahrs so liebe . . .

* * *

Betrachtet man nun diese letzten Bahr'schen Werke auf die besondere Schattierung seiner Renaissance", so muß man zu einer ähnlichen Differenzierung wie jene des Frühlings in seinem ganzen Wesen gelangen, das die typisch österreichische „Note" zeigt. Auch die Renaissance, die er verkündet und selbst zu verwirklichen strebt, hat einen Zug in das Müde, Unkräftige, dem, was man bei dem Begriff „Renaissance" vor Augen hat, nicht Gemäße. Die einheitlich starken Empfindungen, wie solche den überragenden Typen des Quattro- oder Cinquecento eigen waren, sehnt er herbei. Doch die von ihm dargestellten Menschen bleiben die „Stimmungsakrobaten" einer Übergangsepoche. Sie müssen es bleiben, denn auch der Kühnste vermag es nicht, den Speichen eines rastlos rollenden Wagens sich entgegenzustemmen und diesen zurückzuschieben . . . Hermann Bahr will — wenige Jahre nach der „Guten Schule" und der „Mutter" — die Goetheische Kunst wieder herbeirufen; aber ihm selbst versagt als Künstler die Kraft der ruhig-schönen Gestaltung . . . Bedenkt man alle diese Zeichen und dazu noch den überreichen Bahr'schen Stil, diese Sätze, die alle sehr gereiften süßen Früchten gleich sind: so wird man die Art der Bahr'schen „Renaissance", der neuen „Renaissance" überhaupt, von der die Besten heute träumen, deutlicher empfinden. Man wird nicht mehr mit Richard Dehmel geneigt sein, von einem wiederkehrenden Tre- oder Cinquecento zu sprechen . . . Und man wird die bestimmte Renaissance-Epoche, deren Wiederkehr man etwa annehmen darf, und die keineswegs jene strahlende Zeit der Hochrenaissance ist, noch schärfer fixieren können, wenn man die „Kultur" bedenkt, aus

der ein solcher „Renaissance“-Künstler unserer Tage hervorwuchs, also beispielsweise die „Wiener Kultur“, aus der Hermann Bahr, die markanteste Erscheinung dieser auch an anderen Orten verkündeten „Renaissance“-Richtung, hervorgegangen ist . . .

* * *

Es ist jetzt, wie man weiß, bei uns in der Mode, geheimnisvoll von einer eigentümlichen „Wiener Kultur“ zu sprechen. Das Wort selbst entstammt wohl auch Hermann Bahr, der es mit dem Instinkte des Kunstsuchenden brauchte: daß wirkliche Kunst, wie die Franzosen, Russen und Skandinavier lehren, nur aus der innigen Verbindung des Künstlers mit seinem heimatlichen Boden wachsen könne. So ist es jetzt gang und gäbe geworden, eine „Wiener Kultur“ anzunehmen, in der die „Jung-Wiener“ Kunst wurzle. Diese Meinung von einer spezifisch österreichischen Kultur ist trotz ihrer allgemeinen Verbreitung richtig. Wir haben in der That, meine ich, einen ganz eigenen Wiener geselligen und geistigen Ton, von einem so bestimmten Kolorit, daß man von einer Wiener „Kunstrenaissance“ schwärmt — als ob das Leben im Café Griensteidl oder Pucher ein Wirken an italienischen Fürstenhöfen wäre . . . Dieser Ton ist, wie ich den Wiener Frühling zu kennzeichnen versuchte: hell, lebendig und spielfroh, aber dabei von stark melancholischer Färbung. Niemand hat diesen Gegensatz reizender ausgeprägt als Loris in den einleitenden Versen zum Schnitzler'schen „Anatol“:

„Eine Laube statt der Bühne,
Sommersonne statt der Lampen,
Also spielen wir Theater,
Spielen unsre eignen Stücke,
Frühgereift und zart und traurig,
Die Komödie unsrer Seelen,
Unseres Fühlens heut und gestern . . .“

Da ist die Liebe zum Tanz, zum Komödiespielen — wie man ja auch gern an den Höfen der Este und Gonzaga improvisierte Komödien spielte — und zugleich die tiefe Traurigkeit bei allem Spiel. Diese Spiel-Freude, wenn die Stunde dahin drängt, ist ein Zeichen des Fernen, Geheimnisvollen: „Kultur“ . . . Denn was ist „Kulturhaben“ für eine ganze Zeit wie für einzelne anders als dies — der Stimmung der Epoche und den Forderungen seiner Natur ergeben: heiter sein, wenn die Stunde heiter ist, düster, wenn sie zur Düsterkeit zwingt, in jedem Augenblick sich selbst getreu? . . . In dieser Bedeutung hat unsere

Zeit, die noch kein ganz wissenschaftliches und nicht mehr ein rein künstlerisches Gepräge weist, kaum „Kultur". Und auch dem neuen Wien mit seinem Durcheinander der Style fehlt sie. Und die sagen wir gutmütigen Wiener selbst — sollten sie plötzlich Kulturträger geworden sein? . . . Ich glaube das nicht. Ich glaube nur, daß eine kleine Künstlergruppe das Ersehnte besitzt. Ich meine jene, die Komödie spielen, wenn dazu die Stunde ruft. Aber man beachte nur, wie diese Jünglinge heiter sind. Sie spielen wohl, doch ihre Seele seufzt dabei . . . Sie haben nicht jene schrankenlose Hingabe an die Stimmung der Stunde, gleich jenem typischen Jüngling der Hochrenaissance, von dem es in dem Renaissance-Drama Ricarda Huchs heißt:

„Singt er, singt sein Auge, — wenn er lacht,
Seh' ich's dem Zipfel seiner Ohren an . . ."

Diese Jünglinge haben, wo fröhliche Fahnen wehen, nur die Mienen der Fröhlichkeit. Sie hegen nur den Wunsch und das Bewußtsein der naiven, voll wirkenden Menschen, ihre Seelen aber scheinen in nachdenklichen Ernst und Munterkeit gespalten. So sind sie von der Art der Jugend in jener großen Zeit wohl sehr verschieden. Auch ihre „Kultur" ist es. Betrachtet man alle Züge dieser Wiener Kultur, ihren mystisch schwärmerischen Charakter, die Freude an dem Pomp glänzender Worte und Bilder, die Pflege des „kultivierten Stils", die Nachahmung großer vergangener Muster, endlich die Gebrochenheit des Gefühls, das nur mehr die Geberden der Größe hat: dann bietet sich einem für diese ganze „österreichische Renaissance", und für die ganze gegenwärtige, „Neu-Renaissance" überhaupt, als historisches Analogon nicht die Zeit der hohen, sondern der nieder gehenden, der sinkenden Renaissance dar — mit der beginnenden Vorherrschaft des Katholizismus und der spanischen Etiquette. Ich habe nicht ohne Schmerz erkannt: Es ist nicht die Zeit der „großen Maler", sondern der eifrigen Schüler: die Zeit der Carracci, welche die bereits verlorene Stileinheit wiederherzustellen suchten, dabei jedoch bereits in das Gezierte verfielen, die Blüte der fruchtbaren Eklektiker, der Albani und Guido Reni. Das ist wohl künstlerisch der Schatten in der sonst persönlich so hochrenaissancemäßig hellen Erscheinung Bahrs und der Gruppe. Das ist der melancholische Ton in diesem Frühling. Es ist ein bunter, reicher Park, dessen Üppigkeit aber sehr künstlich beschnitten ward. Es ist ein Park aus der späten Renaissance, dort wo sie sich bereits zur Barocke neigt . . .





Das Burgtheater einst und jetzt.

Von Dr. Wolfgang Madjera.

(Wien.)

In einem Wiener Tagesblatte — gewöhnlich das „Weltblatt“ par excellence genannt — erschien kürzlich ein Roman, der, wenn ihn das Organ der Sozialdemokratie abgedruckt hätte, wahrscheinlich von dem Schicksale der Beschlagnahme ereilt worden wäre. Nebst vielem anderen stellte er nämlich auch die Handhabung der Rechtspflege in einer Weise bloß und wies dabei so unverblümt auf die Örtlichkeit, wo diese Handhabung vor sich gehen soll, daß man in der That das sprichwörtlich zu nennende Glück des Verfassers bewundern mußte, der nicht einmal durch ein so gewagtes Spiel höhere Gewalten bewog, seine Bäume nicht bis in den Himmel wachsen zu lassen. Wahrscheinlich lieh die — meist gerade den unwürdigsten Gegenständen erwiesene — Scheu vor der „Kunst“ den Vorwand zu dieser Toleranz, über welche die wahre Kunst in Österreich ihr Lebelang noch nie zu jubeln Ursache gehabt hat.

Aber seinem Autor gefiel dieses Werk offenbar vortrefflich. Er schwelgte in der Beschreibung der Großthaten seines Helden, Simon Thums genannt. Schon auf diesen von ihm erfundenen Namen that er sich viel zu gute. Er konnte sich an diesem Namen nicht satt hören und wiederholte ihn in mancher dreispaltigen Roman-Fortsetzung bis zu zwanzigmal. Wie bedeutend die Persönlichkeit dieses Mannes war, läßt sich schon daraus entnehmen, daß der Beschreibung eines einzigen Tages in seinem reichen Leben nicht weniger als einundzwanzig von den fünfzig Fortsetzungen gewidmet waren. Aber leider besteht der Reichtum dieses Lebens in nichts als eitel Gemeinheit und Cynismus; ebenso sind die Züge fast aller mit diesem Leben in Berührung kommenden Personen dumm, gemein oder bösartig; so daß allerdings dem Autor,

der sich diese Gesellschaft zusammengestellt hatte, schließlich nichts übrig bleiben mochte, als mit den Wölfen zu heulen, das heißt mit einer gewissen Wollust und behaglichen Breite, bald dreist herausplatzend, bald sarkastisch geißelnd, bald lüstern verschweigend sein cynisches Thema in allen seinen Beziehungen zu männiglicher Erbauung gehörig auszubeuten. Kurz, er zeigte sich in der merkwürdigen Rolle eines Cynikers, der den Cynismus persifliert.

Der Mann, der durch diesen Roman seinem guten Geschmacke ein weiteres Armutszeugnis nach vielen anderen ausgestellt hat, ist niemand geringerer, als Dr. Max Burckhard, derzeit glücklicher Direktor des weniger glücklichen Hofburgtheaters in Wien.

Er besitzt Geist, das läßt sich nicht leugnen. Aber es ist nicht jener Geist, den man besitzen muß, um ein Kunst-Institut ersten Ranges zu leiten. Jener nackte Cynismus, der aus jeder Zeile seines Romanes selbstgefällig hervorleuchtet, beherrscht auch seine Direktionsführung; sie wird durch den gänzlichen Mangel eines moralischen Fundamentes gekennzeichnet, ohne das weder ein einzelner starker und großer Charakter noch auch die Kunst, das schönste Schöpfungsergebnis solcher Charaktere, bestehen und gedeihen kann.

Kein Kunstfreund wird es leugnen wollen, daß sich die Folgen dieser Direktionsführung in dem traurigen, durch keine sprunghaften Einzeleffekte zu verhüllenden Niedergange des Burgtheaters seit Jahren bemerkbar machen. Das Burgtheater ist lange nicht mehr ein Mittelpunkt der wienerischen und noch weniger der deutschen Gedankenwelt, welcher es früher war. Das Interesse der weiten Bevölkerungskreise in Wien wendet sich viel nachdrücklicher den „Vorstadt"-Theatern, ja selbst dem in der Oper repräsentierten musikalisch-dramatischen Elemente zu. Und wenn man schon auch einen Teil der Schuld dem unglückseligen Hause zuschreiben muß, das gerade die breiten Volksschichten von den Plätzen, auf denen man für sein Geld weder gut sieht noch gut hört, vertreibt, so liegt doch die Hauptschuld an dem Direktor, dessen Leitung keine künstlerischen Ereignisse zu schaffen und das Publikum nicht fortdauernd in Atem zu erhalten vermag, der vielmehr seiner Schuldigkeit genügt zu haben glaubt, wenn er gerade so viel thut, daß „das Werkel im Gange bleibt" — um es mit einem wienerischen Ausdrucke (und der Herr Direktor liebt ja das Wienerische) zu bezeichnen.

Will man sich die Ohnmacht und das Unvermögen der gegenwärtigen Burgtheater-Leitung recht anschaulich vergegenwärtigen, dann bleibt nichts übrig, als ihr jenes Muster entgegenzuhalten, dem wenigstens

nachzustreben ihr Ehrgeiz, aber dem nahezukommen auch ihr Lohn sein müßte. Wie traurig Nebel- und Regentage sind, weiß nur, wer den Zauber sonniger Sommertage kennt; und der Abscheu des Häßlichen wird nur von demjenigen empfunden, der die Reize der Schönheit schätzen gelernt. So auch kann nur das Böse verachten, wer das Gute zu lieben Gelegenheit hatte, und nur der haßt aus voller Seele das Niedrige, Gemeine, der das Große, Erhabene einmal erfaßt hat.

Darum, nachdem wir vielleicht, durch die jahrelange Übung an das Unzulängliche gewöhnt, jene große Vergangenheit vergessen haben, die unser Burgtheater zum Stolze der deutschen Kunst und Österreichs gemacht hat, darum wollen wir einem Zwerge einen Riesen gegenüberstellen, einen Herrscher des Geistes, dessen Licht noch über die Jahrzehnte seit seinem Abschiede hinausleuchtet bis in unsere Zeit, einen Reichen, von dessen Erbschaft wir noch heute zehren, und dem wir es verdanken, wenn wir trotz schlechter Wirtschaft noch nicht ganz verarmt sind: an Heinrich Laube wollen wir uns erinnern und vergleichen, wie sich ihm gegenüber Herr Dr. Max Burckhard als verantwortlicher Direktor des Burgtheaters ausnimmt.

Laube war deshalb der denkbar vollkommenste Theaterleiter, weil er eine durch und durch künstlerische Natur besaß und dabei doch auch in allem Praktischen, was das Theater betrifft, auf das Gründlichste bewandert war. Mit eiserner Zähigkeit arbeitete er daran, das von ihm als recht Erkannte durchzusetzen. Ihm war der Platz des Direktors kein Ruheposten. Er entwickelte vielmehr eine so rastlose Thätigkeit, wie sie nur durch feurige Lust und wahren Beruf begreiflich erscheint. Als etwas Großes, Heiliges galt ihm die Kunst, eine Art priesterlicher Rolle fand er sich in ihrem Tempel zugedacht, und von dem einzigen Gesichtspunkte des Künstlerischen betrachtete er alles, entschied er alles, was das Theater anging. Ein großes Ziel hatte ihm das Schauspiel, eine hohe Aufgabe der dichtende wie der darstellende Künstler: jede Zeile seiner dramaturgischen Schriften sagt, jede That seiner Theater-Leitung beweist uns dies. „Was Künstlersinn angreift, soll er weihen und erheben. Die Kunst ist eine Läuterung.“ *)

Das erste, worauf er seine Aufmerksamkeit verlegte, war das Repertoire. Er gestaltete seinen Inhalt so reich als möglich.

Sein Ideal war, im Laufe eines Jahres im Burgtheater stets alles vorzuführen, was die deutsche Litteratur seit einem Jahrhunderte

*) Heinrich Laube, „Das Burgtheater“, cap. XXXVI.

(also seit 1750) Klassisches oder doch Lebensvolles für die Bühne geschaffen, was Shakespeare uns Deutschen hinterlassen, und was von den romanischen Völkern unserer Denk- und Sinnesweise angeeignet werden kann.*)

Er nahm denn auch den Ruhm offen in Anspruch, „daß das Burgtheater von 1850 bis 1857 unermüdlich und oft erfolgreich nach diesem Ideale gestrebt hat.“

Wie von Grund auf Laube zur Verwirklichung seines Ideales arbeiten mußte, läßt sich daraus ersehen, daß erst von ihm (1851) „Die Räuber“, „Faust“, „Julius Cäsar“ zum erstenmale auf dem Burgtheater zur Darstellung gebracht werden konnten.

Die Anzahl der Neuinscenierungen und der Novitäten, welche er in einem einzigen Jahre zu bringen pflegte, mutet den Kunstfreund unserer Tage märchenhaft an. So weist das Jahr 1850 dreißig, das Jahr 1851 sogar vierzig Neuinscenierungen, das Jahr 1851 außerdem fünfundzwanzig Neuheiten, das Jahr 1859 deren zwanzig auf. Und dabei war Laubes Zeit keineswegs von größerer Fruchtbarkeit als die unsrige; er beklagt es öfters in seinen Schriften, daß von dreihundert eingesandten Bühnenarbeiten kaum zehn als aufführbar in Betracht gezogen werden können.

So suchte er jenem Grundsatze gerecht zu werden, den er später in seinem Buche „Das Wiener Stadttheater“ mit den Worten ausgesprochen hat: **)

„Das Repertoire eines täglich spielenden Theaters muß auch die Maxime eines Gesellschaftsgebers befolgen, welcher die Gäste seines Hauses unterhalten will. Der gefährlichste Feind für eine Gesellschaft wie für ein Theater ist Eintönigkeit. Sie ist die Mutter der Langenweile. Ich denke dabei noch gar nicht an die Schauspieler, welche am ersten versauern und in Manieriertheit geraten, wenn sie nicht durch Abwechselung des Themas immer wieder erweckt und neu belebt werden.“ —

Nun wenden wir uns von diesen Maximen der Vergangenheit zur Gegenwart und betrachten das Repertoire des Burgtheaters während eines Jahres Burckhard'scher Direktion, etwa während des letzten Kalenderjahres 1896.

Auf den ersten Blick könnte man fast verleitet sein zu glauben, daß der Direktor jenes Laube'sche Ideal vor Augen habe und demselben

*) Ebendort, cap. XI.

**) Heinrich Laube, „Das Wiener Stadttheater“, cap. XIII.

nachzustreben bemüht sei. Klassische, französische, italienische, nordische, spanische Namen wechseln in bunter Folge. Schade nur, daß dieser Wechsel der Namen, der vielleicht nach Ansicht Burckhards die gläubige Welt verblüffen soll, nicht über die inhaltliche Eintönigkeit hinwegtäuschen kann. In der ganzen Repertoirebildung findet sich kein einziger charakteristischer Zug, kein System, kein künstlerischer Gesichtspunkt, kein frischer, belebender Hauch. In stets sich wiederholender Reihe folgen einander die seit Jahren bekannten und abgespielten Stücke, nur hie und da unterbrochen von einer Neuinsceenierung und von einer ganz oder halb verunglückten Erstaufführung. Man staunt über das Maß von Trägheit, das sich in diesem uninteressanten, alljährlich fast gleichbleibenden Spielplane offenbart, wo doch für einen litterarisch gebildeten Mann, der ganz seiner künstlerischen Aufgabe leben wollte, Arbeit in Hülle und Fülle, Stoff in reichster Menge vorhanden wäre. Man fühlt sich zu der Vermutung versucht, daß der Leiter der ehemals ersten Bühne Deutschlands die Werke der Vergangenheit nicht kennt, und daß er die Produktion der Gegenwart möglichst zu verschlafen bemüht ist.

Wie ließe es sich sonst erklären, daß von den fast 30 Lust- und Schauspielen Bauernfelds immer nur das abgedroschene „Bürgerlich und Romantisch“ und die „Krisen“, von den mehr als 100 Werken Benedix' nur „Das Gefängnis“, „Doktor Wespe“, „Der Störenfried“ und „Ein Lustspiel“ gespielt werden? Ein oder das andere der heutigen Generation gewiß neue Lustspiel dieser beiden würde dem Burgtheater entschieden mehr Ehre einbringen, als beispielsweise „Der Herr Ministerialdirektor“ der Herren Bisson und Carre, den wir im Jahre 1896 achtmal über uns ergehen lassen mußten, oder als die abgestandenen „Magnetischen Kuren“ von Hackländer, oder als der für unsere Zeit doch allzu naive „Verarmte Edelmann“ von Feuillet.

Auch an die besseren Werke mancher anderer Schriftsteller von einst, wie Kotzebues und sogar Ifflands, könnte das Publikum erinnert werden. Es würde dafür mindestens ebenso dankbar sein, wie für die doch nur historisch interessanten Fastnachts- und Scherzspiele des Hans Sachs. Die Wiederaufführungen Nestroys auf anderen Bühnen haben immer wieder zu unterhalten vermocht, woraus man sieht, daß auch gute alte Stücke ihre Zugkraft nicht verlieren.

Warum ferner greift man niemals auf die älteren Werke Wilbrandts? Auch von ihm spielt man unablässig dasselbe: „Die Maler“ und „Jugendliebe“ und den „Meister von Palmyra“ und den „Meister von Palmyra“ und „Jugendliebe“ und „Die Maler“.

Und hat Gustav Freytag gar nichts andres geschrieben, als „Die Journalisten“? Keinen „Graf Waldemar“? Keine „Fabier“? Und sind nicht diese Dramen unter Laube auf der Burgtheaterbühne liebevoll gepflegt worden?

Von der Existenz eines Björnson, eines Wildenbruch (bevor er noch preußischer Hofdichter ward), eines Richard Voß, eines L'Arronge erfährt das Burgtheater-Publikum überhaupt nichts. Und doch, welche Auffrischung für das Repertoire, ließe man den einen oder andern von ihnen zu Worte kommen! Freilich nicht nur das: es wäre die nackte Pflicht und Schuldigkeit einer Bühne, die ihrer Zeit genügen soll; jedenfalls verdienen jene vier eher in den Spielplan aufgenommen zu werden, als die Autoren zweideutiger französischer und deutscher Schwänke.

Ibsen bringt man wohl und will vielleicht noch stolz darauf sein, daß man ihm gnädig die Pforten des Tempels öffnete. Aber Hauptwerke seiner Feder, wie „Die Frau vom Meere“, „Nora“, „Baumeister Solneß“ und die gewaltige „Nordische Heerfahrt“, sind noch unaufgeführt. Und doch gerade diese Dramen bieten Aufgaben, denen nur das Personale einer ersten Bühne vollkommen gerecht werden kann.

Dafür steht aber auch unser teurer Ferdinand Raimund unverändert draußen vor der Thüre: natürlich! Ist er doch nur ein Österreicher, nur ein Wiener, der noch dazu öfters im Dialekt redet. Ja, wenn's vielleicht der schlesische Dialekt wäre, den hat man ja in Hauptmanns „Versunkener Glocke“ für burgtheaterfähig erklärt! Oder der oberösterreichische, den man bei Anzengruber dulden gelernt hat. Aber gerade diesem Raimund, diesem warmherzigen Poeten, dieser durch und durch edlen Persönlichkeit muß man das Haus in seiner Vaterstadt verschlossen halten, auf das mindestens sein „Verschwender“ ein volles Anrecht besitzt. Lieber gräbt man den Franzosen Molière aus und verhilft ihm zu einem gelinden Durchfalle, als daß man dem Wiener Raimund eine alte Ehrenschuld einlöste. Hier möge der Herr Direktor, der sich in kleinen Dingen gern als ein großer Reformator fühlt, eingreifen. Die Aufführung des „Verschwenders“ dürfte kaum das Schicksal jenes Mysteriums „Griseldis“ oder dasjenige der „Sklavin“ von Fulda teilen, gegen welche die Oberinstanz Burckhards mit ihrem Veto einschritt.

Der Antike gegenüber verhält sich Burckhard kühl bis ans Herz hinan. Hätte nicht Wilbrandt einst den „Ödipus“ des Sophokles einstudiert, wir würden selbstverständlich auch diesen einzigen Repräsentanten

des Altertums heutzutage nicht hin und wieder einmal seine grandiose Macht auf die Gemüter ausüben sehen. Burckhard hat begreiflicherweise dieser Erbschaft nichts hinzuzufügen — in einer Zeit, in der man in Paris die „Perser" des Äschylos aufführt und selbst in der Kleinstadt Orange eine Darstellung der „Antigone" des Sophokles veranstaltet, während man in Berlin im Rahmen einer Theaterausstellung das antike Drama in seiner Entwicklung vorzuführen beabsichtigt.

Unsere deutschen Klassiker wurden dann und wann mitgenommen, hauptsächlich wohl nur, wenn sie irgend einer pikanten Besetzung als Folie dienen sollten, wenn also etwa Mitterwurzer abwechselnd den Franz Moor und den alten Moor in Schillers „Räubern", oder Fräulein Sandrock, die Repräsentantin der blonden und andershaarigen Bestien, die süße Hero in „Des Meeres und der Liebe Wellen" spielte. Um die Klassiker aus dem eigentlichen Repertoire langsam hinauszubringen, dazu wurden ja die Nachmittagsvorstellungen eingeführt, und so kommt es, daß im Jahre 1896 Goethe nur sechsmal und Lessing nur dreimal abends ihre überflüssige Existenz bemerkbar machten.

Die Namen Sudermann und Hauptmann sollen die Modernität der gegenwärtigen Direktion beweisen; dabei schuldet uns diese aber immer noch Sudermanns wirkungsvollstes und edel motiviertes Drama „Heimat", und Hauptmann wurde durch die unzulängliche Aufführung seiner „Versunkenen Glocke" — der ewig lächelnde Hartmann spielte den seelisch zerrissenen Glockengießer Heinrich! — so stark enttäuscht, daß er dem Vernehmen nach aus diesem Grunde sein nächstes Werk dem Burgtheater vorenthalten und dem deutschen Volkstheater überlassen will.

Ebenso wie das deutsche bietet auch das französische Repertoire höchst geringe Abwechslung; seit Jahren füllen den Theaterzettel die gleichen überkommenen Werke von Sribe, Feuillet, Sardou, Ohnet und Daudet.

Kurz: keine einzige frische Idee belebt das Einerlei dieses höchst konservativen Spielplanes, der nach und nach ganz zu erstarren droht.

Nun aber noch ein Wort über die acht Novitäten des Jahres 1896.

Zwei derselben sind längst bekannte Werke, nämlich „Anzengrubers „G'wissenswurm" und Molières „Misanthrop". Sie kommen also als Förderung des modernen Schaffens nicht in Betracht.

Von den sechs wirklichen Neuheiten hatte eine einzige („Die

Athenerin“) einen Österreicher zum Verfasser. In die Autorschaft der übrigen teilen sich drei Reichsdeutsche, zwei Franzosen und ein Italiener.

Was den Gehalt und Erfolg der Neuaufführungen anbelangt, so verschwanden Molières „Misanthrop“ und „Epine-Daudets „Das letzte Ideal“ nach je drei Aufführungen. Philippis „Dornenweg“ bezeichnete die Kritik einstimmig als ein innerlich unwahres, nur durch die Kraft einiger hervorragender Schauspieler auf ein höheres Niveau gehobenes Werk. Ebermanns „Athenerin“, zu deren Aufführung man sich erst nach langem Schwanken entschloß, wurde in Berlin sanft abgelehnt. Sudermanns „Morituri“ bewiesen keine Lebenskraft. Und über Fuldas „Sohn des Khalifen“ schrieb Dr. John Schikowski in der „Gesellschaft“: „Was Dr. Brahm bewogen hat, das plebejische Machwerk auf die Bühne des deutschen Theaters (in Berlin) zu bringen, ist mir nicht klar“.*)

Bleibt noch „Freudlose Liebe“ von Giacosa, das in langen Zwischenräumen wiederholt werden konnte, und „Die Romantischen“ von Rostand-Fulda. —

Nach dieser kurzen Schilderung der Art und Weise, wie die gegenwärtige Burgtheater-Direktion ihre litterarische Aufgabe in der Zusammenstellung des Repertoires auffaßt, und diese Thätigkeit liegt für jedermann offen da, gedenken wir der weiteren Verpflichtungen eines Theaterdirektors und wollen untersuchen, ob Herr Dr. Burckhard dieselben vielleicht doch im Sinne Heinrich Laubes — oder vielleicht in einem anderen und dennoch ebenso guten Sinne erfüllt.

Fragen wir zunächst, wie Burckhard jenes vielsaitige, vielstimmige Instrument, genannt das Schauspieler-Ensemble, spielt. Verständnisvoll oder fehlerhaft? Mit Taktgefühl oder verworren? Läßt er bemerken, daß dies Instrument unter einer Künstlerhand zu erklingen gewohnt sei, oder erfahren wir, daß es durch fehlerhaften Gebrauch verstimmt worden ist?

Die oben angeführte Äußerung Laubes über den Wechsel im Repertoire giebt schon nach dem Gesagten eine teilweise Antwort auf diese Fragen. Doch waren nach der Ansicht dieses großen Fachmannes noch manche andere Mittel in der Hand des Direktors, um sein Personale auf künstlerischer Höhe zu halten.

Laube war vor allem rastlos im Suchen und Entdecken neuer, junger Talente und, hatte er sie gefunden, nicht minder eifervoll in

*) „Aus dem Berliner Kunstleben“ im Aprilhefte 1897 der „Gesellschaft“.

ihrer Heranbildung. Nebst vielen, vielen anderen zog er, mit seltenem Scharfsinn das wahre Talent erkennend, Künstler wie Sonnenthal, Lewinsky und die Wolter geradezu aus dem Nichts hervor. Als junge, schüchterne Leute, die an Vorstadt- und Provinztheatern oft nur in kleinen Nebenrollen auftraten, übernahm er sie mit kühnem Mute, allen Zweiflern die Stirne bietend, an die vornehme Bühne des Burgtheaters, und heute sind jene gereiften Meister der Kunst Zeugen der Verdienste ihres eigenen Meisters.

Darum konnte Laube sagen*): „Im Burgtheater trägt der Nachwuchs seit Jahren das Repertoire.“ Doch fügt er warnend hinzu: „Aber nur, wenn solche Erziehung redlich und kundig fortgesetzt wird, kann das Burgtheater fortbestehen als eine Ausnahme vom Verfalle des deutschen Theaters.“

Wie bitter muß es stimmen, wenn man dieser warnenden Prophezeihung die Worte eines anderen Theatermannes aus jüngster Zeit entgegenhält**): „Das Burgtheater ist seit Laubes Zeiten kaum mehr der Platz, wo junge, noch unfertige Talente weitere Ausbildung und Förderung erfahren; ist es doch sogar vorgekommen, daß am Burgtheater engagierte Künstler, wenn sie inzwischen nicht die Geduld verloren hatten, erst nach langen Jahren zu Anerkennung und Bedeutung kamen. Darum wandern die meisten jungen Talente aus Österreich nach Deutschland aus . . .“

Vereinigt man diese beiden Aussprüche Sachverständiger, so muß man bekennen, daß dem Burgtheater jene gefürchtete Periode des Niederganges nicht ferngehalten worden ist. —

Der gegenwärtige Direktor erleichtert sich die Sache gegenüber seinem großen Vorgänger wesentlich. Er sucht und wirbt nur fertige Kräfte, um deren Heranbildung sich schon andere bemüht haben. Ein Mitterwurzer, eine Sandrock, ein Kutschera, eine Schönchen, ein Gimeig, jüngstens ein Kainz — alles Leute, die sich bereits im Besitze einer bewährten Bühnen-Routine befinden — das sind seine Errungenschaften, die ihm deshalb nicht besonders zum Verdienste anzurechnen sind, weil es kein außerordentliches Kunststück ist, den Schauspieler-Almanach durchzulesen, die hervorragenden Namen herauszusuchen und dann mit deren Inhabern, ohne im Geldpunkte sonderlich beschränkt zu

*) „Das Burgtheater“, cap. XX.

**) L'Arronge, „Deutsches Theater und Deutsche Schauspielkunst“, Berlin, 1896 2. (Aufl.) cap. V.

sein, in Verhandlungen zu treten. Das Burgtheater besitzt noch seinen Nimbus von einst, und es ist wirklich nicht einzusehen, warum ein Schauspieler den Vorschlag, an diese Bühne überzutreten, wenn ihm eine entsprechende materielle Stellung gesichert wird, zurückweisen sollte. Ja, wenn uns Burckhard die schmerzlich vermißte Nachfolgerin der seligen Wessely entdeckt hätte — das hätte man als eine Leistung bezeichnen können. So aber kann er höchstens beim Engagement Mitterwurzers ein wahrhaftes Verdienst in Anspruch nehmen. Denn nur hier gab es eine wirkliche Schwierigkeit zu überwinden, die in des Künstlers unstätem Wandertriebe gelegen war. Inwieweit der Direktor beitrug, dieselbe zu bannen, ist mir nicht bekannt.

Wer nennt uns aber auch nur eine einzige junge Kraft, deren künstlerische Erziehung Burckhard sich anrechnen dürfte?

Halt. Der Name einer jungen Kraft zeigt sich fast auf jeder Seite des Repertoires. Die Rollen, an denen sich die genialsten Schauspielerinnen nicht genügen konnten, mutet man ihr und das Genießen ihres kaum befriedigenden Spieles fast tagtäglich dem Publikum zu. Fräulein Kallina — so heißt dieses von Burckhard um jeden Preis entdeckte Genie — besitzt ja ein durch vieljähriges Bühnenspiel von Kindesbeinen an geschultes Talent; sie mag ja vielleicht eine Zukunft haben. Aber in ersten Rollen — das kann man schon heute sagen — dürfte diese Zukunft wohl kaum bestehen. Dazu fehlt ihr zu sehr jede Genialität, jede Eigenart der Auffassung.

Während also Burckhard dieses sein „Erziehungssubstrat“ — um einen Ausdruck Fritz Reuters zu gebrauchen — mit Rollen geradezu überladet, läßt er solche Mitglieder, die bereits an anderen Bühnen hervorragend beschäftigt waren, gänzlich abseits stehen. Es sei nur an Herrn Kutschera und Fräulein Schönchen erinnert, von denen man oft schier vergißt, daß sie Burgtheater-Mitglieder sind. Entweder sind sie notwendig für die Bühne — oder sie sind überzählig. In beiden Fällen heißt es aber dann die Konsequenzen ziehen; und es ist gewissenlos, einen temperamentvollen Schauspieler, eine hervorragende Schauspielerin zu engagieren, um sie dann zum toten Liegenlassen ihres Talentes zu verurteilen.

Burckhard giebt dies theoretisch auch selbst zu, wenn er in seiner Abhandlung „Das Recht der Schauspieler“*) erklärt: „Ein Unternehmer, der in der glücklichen Lage ist, nicht allzu ängstlich mit

*) „Neue Freie Presse“ vom 15. Jänner 1896.

dem Gelde rechnen zu müssen, kann ein Mitglied, dem er aus irgend einem Grunde — und es giebt da gelegentlich ganz seltsame Gründe — aufsässig ist, geradezu in seiner künstlerischen Zukunft vernichten. Er braucht dem Schauspieler nur seine Gage zu zahlen: auftreten braucht er ihn überhaupt nicht zu lassen, davon steht . . . nichts in den Verträgen; und doch muß der Schauspieler, den der Direktor „kaltgestellt" hat, wie der technische Ausdruck lautet, dem so alle Möglichkeit benommen ist, seine künstlerischen Anlagen zu pflegen, zu entwickeln, ja nur zu erhalten, in dem Engagement ausharren."

Wie vermag nun der Mann, der solches Vorgehen in der Öffentlichkeit verurteilt, sein eigenes gegenüber manchem der ihm unterstehenden Künstler zu rechtfertigen? —

Laubes Erziehung bethätigte sich vor allem bei den Proben — obwohl er es oft auch an stundenlangem Studieren und Repetieren mit einem einzelnen Schauspieler nicht fehlen ließ. Er fand, daß das Amt des Direktors in erster Linie dasjenige eines Psychologen sei. Das offenbarte er in seiner Beurteilung der Schauspieler wie auch des Publikums und der aufzuführenden Werke.

Über Laubes Wirksamkeit bei Proben sagt Eduard Devrient*):

„Wie die Richtung seiner dramatischen Dichtungen erwarten ließ, griff er seine Aufgabe in ihrem Kerne an, er trat mitten in die künstlerische Arbeit der Proben, ging in Spannung und Anstrengung allen voran, er berichtigte, leitete, befeuerte mit andauernder Energie, oft weidmännisch rauh, rücksichtslos, wohl auch grob, aber das Ensemble gewann wieder das alte Leben, die Periode der Abspannung war überstanden."

Zur Leitung der Proben hielt Laube ausschließlich den Direktor berufen, der freilich nach seiner Ansicht selbst Dramatiker sein muß, um das echte dramatisch-künstlerische Leben auf der Bühne hervorrufen zu können. Wie er sich diese Aufgabe durchgeführt denkt, und welchen hohen Genuß er einer tüchtigen Durchprobierung zuschreibt, spricht er in den Worten aus**):

„Das Eingehen in alle Fugen einer guten dichterischen Arbeit, welches die Inscenesetzung mit sich bringt, trägt auch einen dichterischen Lohn in sich. Man bereichert, man erhebt sich selbst und die Schauspieler, und der ärgerliche, oft so niedrige Alltagskram des Komödianten-Wesens sinkt wie Nebel unter die Bergeshöhen, auf denen man wandelt.

*) „Geschichte der deutschen Schauspielkunst" 5. Band, Leipzig 1874, S. 144.
**) „Das Burgtheater", cap. XXXII.

Deshalb ist es für die Schauspieler so wichtig, daß sie alljährlich einigemale an ein höheres Einstudieren gelangen, und daß sie dabei geführt werden auf den Proben wie von einem Priester ihrer Kunst, der das poetische Heiligtum zu erklären versucht. Dadurch nur wird der Schauspieler sich eines höheren Künstlertums bewußt und ist tags darauf in einer gewöhnlichen Komödie ein edlerer Mensch, gefeit gegen die Gefahr, dem Alltagswesen zu verfallen, wohl gar der Gemeinheit."

Der gegenwärtige Direktor des Burgtheaters soll dem Vernehmen nach allerdings ebenfalls oft persönlich in den Gang der Proben eingreifen. Unverbürgte Gerüchte wollen wissen, daß auch er häufig „weidmännisch rauh", sogar gegen hervorragende, altbewährte Künstler, aufzutreten imstande ist. Dies mag denn als Durchführung jenes Grundsatzes, den er in dem bereits citierten Aufsatze „Das Recht der Schauspieler" ausspricht, gelten: „Daß für Laune und subjektives Belieben der Mitglieder kein Spielraum sein dürfe." Immerhin muß aber der Direktor, der sich solches Auftreten gestatten darf, selbst eine bedeutende und überragende künstlerische Persönlichkeit sein, was wir Herrn Dr. Burckhard entschieden abstreiten.

Auch lassen manche Anzeichen — freilich oft nur dem aufmerksamsten Auge und Ohre bemerkbar — diesen Mangel künstlerischer Tiefe deutlich erkennen. Einzelnen sonst bedeutenden Schauspielern hat auch die „Rauheit" des Direktors das undeutliche Sprechen, das Verschlingen der Worte im Affekt, den singenden Tonfall nicht abzugewöhnen vermocht. Auch Deklamationsfehler werden nicht ausgemerzt. So z. B. kann man einen Darsteller des Faust mit großem, aber unwahrem Pathos sprechen hören:

„Das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind",

anstatt wie nach dem vorhergehenden

„Die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube",

einzig und allein richtig betont werden darf:

„Das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind."

Einen ähnlichen Fehler begeht in Feuillets „Ein verarmter Edelmann" der Darsteller des Odiot. Als ihn im 3. Aufzuge Marguérite nicht um Verzeihung bitten will, hält er ihr vor: „Sie sind reich, glücklich . . . Sie können mich um Verzeihung bitten. Ich kann es nicht." Hier giebt es nur zwei richtige, von dem Gegensatze gebieterisch geforderte Möglichkeiten der Betonung des Schlußsatzes: „Ich kann es nicht" — oder „Ich — kann es nicht" (mit stärkerem Tone auf „kann"). Der gedachte Darsteller wählte das Dritte, Unmögliche: „Ich kann es

nicht“ (ohne Ton auf „ich“) und verpuffte damit die ganze Pointe dieser Stelle.

Solche Feinheiten dürfen einem gründlichen, sensiblen Probenleiter nicht entgehen, ebensowenig als er den stümperhaften Sonnenaufgang im letzten Akte der „Versunkenen Glocke“ dulden dürfte, bei dem nach langer Finsternis plötzlich ohne Übergang elektrisches Licht auf die Bühne hereinstrahlte — ebenso unnatürlich, wie stimmungslos.

Wenn wir noch hinzufügen, daß auch von einem teilnehmenden, menschlich warmen Verhältnisse zwischen dem Direktor und den Schauspielern nichts zu bemerken ist, daß er im Gegenteile zum Beispiel Frau Röckel nach sechsundzwanzigjähriger Dienstzeit und vier Jahre, bevor sie pensionsfähig wurde, vor die Thüre setzte, und daß er fast zugleich den verwendbaren Arnau plötzlich ohne zwingenden Grund entließ, so zeigt sich auch das innere Leben jenes Bühnen-Organismus, die familiäre Seite desselben, unerfreulich.

Wer möchte vor diesem Bilde direktorlicher Thätigkeit stehend nicht Goethes Worte an Eckermann nachsprechen:

„Die falsche Tendenz ist nicht produktiv, und wenn sie es ist, so ist das Hervorgebrachte von keinem Wert.“ —

Unerfreulich ist auch das Verhältnis Burckhards zur dramatischen Produktion der Gegenwart.

Laube vertrat in dieser Beziehung den Standpunkt:

„Man soll, unbekümmert um den Erfolg, immer und überall die Pforten öffnen für die dramatische Produktion und soll hinter den Pforten Preis und Ruhm in Aussicht stellen . . . Denn das Entgegenkommen ist fördersam für jede schöpferische Thätigkeit.“ *)

Auf diesem idealen Boden stehend förderte Laube jene Werke, in denen er Talent fand, mit Freude und Ausdauer, selbst ohne Rücksicht auf den Kassenerfolg. Er setzte die Aufführungen solcher Werke unentwegt fort und zwang dadurch oft das Publikum zuletzt zur besseren Einsicht. So war es seine Beharrlichkeit, die Otto Ludwigs „Erbförster“, den er keineswegs in allem und jedem gutthieß, zu dauernder Geltung brachte.

Wie warm und belebend muß solches Wohlwollen, solch teilnehmendes Verständnis auf ein junges Talent wirken! Wenn nicht bei einer Bühne, die auf den rein pekuniären Erfolg nicht angewiesen ist, sondern die in freierer Bewegung rein künstlerischen Idealen

*) „Das Burgtheater“, cap. XIV.

nachstreben darf, wo anders sollte die Stelle sein, um frische Kräfte in die Welt einzuführen, um manche edle Richtung, die den Geschäftsbühnen zu wenig abzuwerfen scheint, zu Ansehen zu bringen, um die Erkenntnis von Schönheiten, die nur durch ausgezeichnete Schauspielkräfte vollkommen vermittelt werden können, zu verbreiten?

Eben weil dies die hervorragende Aufgabe einer solchen Bühne ist, darum muß an ihrer Spitze eine Künstlernatur stehen.

Direktor Burckhard hat keine Ideale. Darin liegt das ganze Geheimnis des Niederganges unserer Hofbühne. Er hat es einem dramatischen Autor, der so naiv war, bei ihm Förderung zu suchen, offen gesagt: „Für mich ist nichts maßgebend, als der Erfolg. Glaube ich, daß ein Stück Erfolg haben wird, dann nehme ich es an. Sonst nicht. Es ist also, aufrichtig gestanden, ganz gemeiner Egoismus, der hier den Ausschlag giebt."

Noch tiefer aber stand die Äußerung, die er demselben Autor gegenüber vor mehreren Jahren that: „Heutzutage müssen Sie ein Bombenstück geschrieben haben, oder Sie müssen Verwandte oder Bekannte beim Theater haben — sonst kommen Sie nicht an. — Die Anwesenden natürlich ausgenommen," setzte er korrekt zum Schlusse hinzu und erzählte dann dem Verblüfften, der sich den Leiter eines ersten Kunst-Institutes ein wenig anders gedacht hatte, eine Anekdote aus den „Fliegenden Blättern", der zufolge die Bewerber um eine Beamtenstelle von dem Personalreferenten so lange hinauskomplimentiert wurden, bis endlich einer kam, dessen Tante die Exzellenz-Geheimrätin von X. war, und als „der Richtige" bezeichnet wurde.

Verlangt man noch weitere Parallelen zwischen Burgtheater-Einst und -Jetzt? Man sollte denken, es seien der Vergleichungspunkte genug, und es sei ganz überflüssig, noch darauf hinzuweisen, daß unter jenem Direktor, dem „der Erfolg einzig maßgebend" ist, das Defizit des Burgtheaters, das einstmals mit namhaften Gebahrungsüberschüssen arbeitete, enorm gewachsen ist.

Keine kleinlichen Mittel werden diesem materiellen Defizit ein Ende bereiten, werden das herannahende künstlerische Defizit hintanhalten. Geist muß wieder in die Theater-Leitung kommen, künstlerischer Schwung muß ihre Unternehmungen beseelen, Leben und rastlose Strebsamkeit in allen Adern des Burgtheater-Organismus pulsieren. Eine Kraft muß an die Spitze gestellt werden, die sich mit Begeisterung und ausschließlich ihrem künstlerischen Berufe hingiebt. Denn man

kann der geistreichste Jurist, der gewandteste Büreaukrat, der bissigste Schriftsteller sein und dennoch gar nicht, ja gerade um so weniger das Zeug zur Leitung einer großen künstlerischen Anstalt in sich haben.

Mit Betrübnis sehen alle Kunstfreunde den Verfall vor sich, der durch das Standhalten der alten Schauspielkräfte und durch die Gewinnung einzelner Stars nicht abzuwehren ist, sondern nur durch ein unverdrossenes, auf Grundsätzen beruhendes System. Freilich dürften diese Grundsätze nicht diejenigen eines Simon Thums sein, sondern nur die eines ernsten, litterarisch erfahrenen Mannes mit Theaterblut im Leibe und mit Beruf zur Kunst.

Ein Sturm der Entrüstung ging durch das Publikum, als man dem genialen Laube den unverdienten Abschied gab.

Herr Dr. Burckhard würde wahrscheinlich der Kunst, den Schauspielern und dem Publikum den ersten wahren Dienst in seinem Leben erweisen, wenn er eine ähnliche Würdigung seiner Verdienste nicht erst abwarten würde.





Der dritte soziologische Kongress in Paris.

Von Dr. Félicie Nossig-Prochnik.

(Paris.)

Auch Wissenschaften haben ihre Schicksale. Die Soziologie, eine der jüngsten in der Reihe wissenschaftlicher Disziplinen, hat auch schon ihre nicht uninteressante Geschichte. Ihre Wurzeln sind im grauen Altertum, in Platos Idealstaat und in der Aristotelischen Bezeichnung des Menschen als eines, auf gesellschaftliches Zusammenleben angewiesenen Tieres zu suchen. Ihre erste methodologische und sozialphilosophische Bearbeitung findet sich in dem berühmten, im Jahre 1725 erschienenen Buche des italienischen Gelehrten Giambattista Vico „Die neue Wissenschaft“, ihren wissenschaftlichen Ritterschlag erhielt sie aber erst um das Jahr 1850, durch die von Auguste Comte festgestellte Thatsache von der Gesetzmäßigkeit alles Geschehens, und der Einheit und Unwandelbarkeit der Naturgesetze. Dies stempelte sie erst zur exakten Wissenschaft, welche dort beginnt, wo sich Gesetze auffinden lassen. Außer diesen, hier in gedrängter Kürze dargestellten Hauptetappen ihrer historischen Entwicklung, hat aber die Soziologie auch schon eine Geschichte der Verfolgungen aufzuweisen. Denn, wie entmutigend es auch klingen mag, auch in den erhabenen, angeblich von reinstem Wahrheitsdrange erfüllten Regionen der Wissenschaft, herrschen Kastengeist und Hochmut, und es ist einer emporstrebenden Wissenschaft ebenso schwer, sich im Kreise ihrer älteren Kolleginnen, den ihr gebührenden Rang zu erobern, als es z. B. einem jungen Gelehrten schwer fällt, in die festgeschlossenen Reihen anerkannter Größen einzudringen. — Während der Veteran der Soziologie, Hermann Spencer, das 50jährige Jubiläum seiner soziologischen Thätigkeit feiert, wird von Seite mancher Gelehrten noch die Frage erhoben, ob die Soziologie überhaupt eine Wissenschaft sei oder zu werden berechtigte Hoffnung besitze. Den schärfsten Angriff richtete Wilhelm Dilthey gegen die Soziologie. Das letzte Ziel der Soziologie, sagt er in seiner „Einleitung in die Geisteswissenschaft“, die Geschichte zu zwingen, ihr letztes Geheimnis zu enthüllen, ist so abenteuerlich, wie nur je der Traum eines Alchimisten. Andere Forscher wollen, in Anbetracht der großen Schwierigkeiten, die sich der Soziologie in den Weg stellen, ihr günstigsten Falles nur den Rang einer Kunst, nicht aber einer Wissenschaft zugestehen. Dagegen hebt Dr. Stein in seinem neuesten Werke: „Die Soziologie im Lichte der Philosophie“ ganz richtig hervor, daß die Schwierigkeit eines Problems kein Argument für die Unmöglichkeit seiner wissenschaftlichen Behandlung ist. „Mit wachsender Kompliciertheit einer Wissenschaft steigern sich auch die Hilfsmittel zu deren Bewältigung. So hat es schon eine Astronomie gegeben, bevor das Teleskop erfunden war. Ist erst eine Soziologie geschaffen, dann

wird der menschliche Erfindungsgeist, der heute schon in der Statistik ein specifisches Hilfsmittel der Soziologie besitzt, sich noch eine Reihe anderer Hilfsmittel zu ihrer Förderung schaffen."

Während nun die Gelehrten über die Existenzberechtigung der Soziologie streiten, geht diese ruhig ihren Gang fort, vertieft ihre Forschungsweise, erweitert ihr Gebiet und zieht aus der Reihe der ernstesten Gelehrten immer neue in ihren Bann, beweist also damit aufs beste ihre Lebensfähigkeit. Im Jahre 1894 wurden in Paris das Internationale soziologische Institut und die Internationale soziologische Revue gegründet, beide unter der energischen und ersprießlichen Leitung von René Worms. Die bisher zerstreuten Leistungen einzelner Forscher wurde auf diese Weise gleichsam centralisirt und die Möglichkeit einer wissenschaftlichen Verständigung über die zu erstrebenden Ziele und anzuwendenden Methoden geschaffen. Seit Anfang des Jahres 1897 besteht auch in Paris ein „Musée social", das, obwohl erst in den Anfängen seiner Entwicklung, doch schon viel Sehenswertes und eine Bibliothek von 7000 erlesensten Werken besitzt. Noch im Jahre seines Entstehens (1894) veranstaltete das soziologische Institut seinen ersten internationalen Kongreß, dessen Leitung der englische Forscher John Lubbock übernommen hatte. Es beteiligten sich bei diesem Kongresse die deutschen Soziologen: Lilienfeld, Schäffle, Gumplowicz und Tönnies, die französischen: Fouillé, Tarde, Dürckheim und Worms, der Belgier De Greef, der Italiener Ferri, und die Russen Nowikow und Kowalewski. Im Jahre 1895 fand der zweite soziologische Kongreß statt, und diesmal präsidierte der russische Gelehrte Maxime Kowalewski. Alle in den beiden ersten Kongressen zum Vortrag gebrachten Wandlungen und die daran sich knüpfenden Diskussionen wurden in den 2 Bänden der „Annales sociologiques" vom Sekretär des Kongresses René Worms herausgegeben und dem weiteren Publikum zugänglich gemacht. Am 21. Juli l. J. wurde der dritte soziologische Kongreß eröffnet, und seine Sitzungen nahmen 4 Tage in Anspruch. Den Vorsitz führte H. Paul Lilienfeld, ein russischer Senator und früherer Gouverneur von Kronland, bekannt durch seine soziologischen Arbeiten. Er wurde vom Sekretär Worms mit einer Wärme begrüßt, die sich bis zu dem bedenklichen Grade einer Verherrlichung seines russischen Vaterlandes verstieg, eine wissenschaftliche Anomalie, deren Ursachen, wohl in der tropischen Temperatur der gegenwärtigen russisch-französischen Freundschaft zu finden sind. Zum Vice-Präsidenten wurde H. Espinas, Professor an der Sorbonne ernannt, das Sekretariat übernahm wie alljährlich H. Worms, das leitende „Bureau" vervollständigten die HH. Nowikow aus Odessa, und G. Tarde, Chef der Statistik im französischen Ministerium. Schon der Umstand, daß die Sorbonne, dieser Tempel der Wissenschaft par excellence, einen ihrer Säle dem soziologischen Kongreß zur Verfügung gestellt hatte, beweist, daß die Soziologie in der Eroberung des Vertrauens und der Anerkennung kompetenter Beurteiler bedeutende Fortschritte zu verzeichnen hat. Der hohe, geräumige Chemiesaal vereinigte auf seinen amphitheatralisch aufgebauten Sitzen 2—300 Zuhörer, die Elite der Intelligenz. Wir wollen es als willkommenes Zeichen der Zeit begrüßen, daß das Publikum zur Hälfte ungefähr aus Frauen bestand. Junge Mädchen und bejahrte Matronen verfolgten mit gleich großem Interesse und unermüdlicher Ausdauer — trotz der drückenden Hitze — die durch und durch ernst gehaltene, ja oftmals tiefes Nachdenken erfordernde Entwicklung der verschiedenartigsten Probleme.

Wir würden die Grenzen dieses Berichtes bedeutend überschreiten, wollten wir

alle die wissenschaftliches Interesse bietenden Verhandlungen Schritt für Schritt verfolgen; wir müssen uns darauf beschränken nur diejenigen hervorzuheben, denen entweder eine allgemeine Bedeutung zukommt, oder an die sich eine lebhafte Diskussion knüpfte.*) Zu diesen gehört, der chronologischen Ordnung der Vorträge gemäß, in erster Reihe der Vortrag des Bar. Garofalo, eines italienischen Soziologen und Rechtsgelehrten, „Ueber das soziale und das individuelle Gehirn." Garofalo geht von der Behauptung aus, daß die allgemein verbreitete Ansicht, der Regierungskörper einer Gesellschaft sei, seiner funktionellen Bedeutung nach, mit dem Gehirne in einem Organismus zu vergleichen, auf falschen Voraussetzungen beruhe. Während das Centralnervensystem eines Organismus, und speziell dessen Centrum, das Gehirn in der That die höchste Stufe physiologischer Entwicklung der Rasse und des Individuums darstellt, und daher die Ausübung der leitenden Funktionen seinerseits zum Wohle des Organismus ausfallen muß, so ist der gesellschaftliche Regierungsapparat meistens unfähig, den Bedürfnissen des gesellschaftlichen Körpers zu entsprechen, da er nicht das intellektuelle Centrum des sozialen Bewußtseins bildet. Die Ursache davon sieht Garofalo darin, daß die Regierung, nach der jetzt vorherrschenden Tendenz die Volksmassen repräsentieren und von ihnen gewählt sein müsse. Dies ließe sich populär durch den Satz ausdrücken „Diejenigen, die nicht wissen, wählen diejenigen, die wissen." Eine Hauptbedingung zur ersprießlichen Leitung einer Gesellschaft ist nach Garofalo das soziale Gedächtnis, das durch eine rasche Zusammenstellung und Vergleichung der vergangenen und gegenwärtigen Lage, in jedem einzelnen Falle, die richtige Direktive für die Zukunft zu ergreifen ermöglicht. Die Volksmassen jedoch besitzen kein soziales Gedächtnis, deshalb könne der Repräsentativkörper mit dem Volkswillen und dem Volksbewußtsein nicht immer Hand in Hand gehen. Aber auch die geistige Elite besitze selten in gehörigem Maße das soziale Gedächtnis; diese Fähigkeit müsse entwickelt werden. Daher proponiert Redner die Einführung einer höheren politischen Kultur, ein nationales Institut der hohen Politik mit einem geregelten Prüfungssystem. Nur examinierten und als regierungsfähig anerkannten Doktoren der Soziologie sollte die Regierung einer Gesellschaft anvertraut werden.

Die Ausführungen dieses Gelehrten erregten einen vielfachen, lebhaften Widerspruch. Zunächst drängte sich die Frage auf, wer denn die Kompetenz besitzen würde, die Regierungsfähigkeit eines Individuums zu beurteilen; die Prüfungskommission müßte ja auch von jemand eingesetzt werden, und dies könnte ebenfalls nur nach dem Grundsatze geschehen: Die Unwissenden wählen die Wissenden. Sehr richtig hat der soziologische Publizist de Krauz (Pole) hervorgehoben, daß auch ohne soziales Gedächtnis und ohne fachmännisches, legislatorisches Wissen, das Volk in der Lage sei, die geeignetsten Vertreter zu wählen, und die echten Volksvertreter am geeignetsten

*) Zur Vervollständigung hier die Liste der Vorträge: Dallemagne: Über die Therapeutik der Degenerierung. Dorado: Das Verschwinden der Kriminal-Justiz in Zukunft. Garofalo, Das soziale und das individuelle Gehirn. Giner de Los Rios: Die Wissenschaft als soziale Funktion. Letourneau: Die Entwicklung der Erziehung. Lilienfeld: Die graphische Methode in der Soziologie. Limousin: Die religiösen Anfänge der Sprache und der Schrift. Loria: Die soziologische Wichtigkeit ökonomischer Studien über die Kolonien. Nowikow, Tarde und Krauz: Die organische Theorie von der Gesellschaft. Starke: Die Gesetze der politischen Entwicklung. Stein: Die historische und vergleichende Methode in der Soziologie. Steinmetz: Die individuelle Zuchtwahl. Lester Ward: Die Ökonomie des Schmerzes und der Freude. Worms: Die Experimentierung in der Soziologie.

sind, die Interessen des Volkes zu wahren, denn hier handle es sich nicht um die Verfassung absolut idealer Gesetze, sondern nur um solche, die dem jeweiligen Bedürfnisse des Volkes am besten entsprechen. H. Limousin führte aus, daß, wenn das allgemeine Wahlrecht auch gewiß seine Mängel aufweise, es doch verhältnismäßig als das beste unter allen geschichtlich erprobten Systemen zu betrachten sei und durch kein besseres im gegenwärtigen Stande der menschlichen Kultur ersetzt werden könnte. Die offizielle Gelehrtenherrschaft würde, wie dies in China thatsächlich geschieht, ein Mandarinentum und einen verknöcherten Pedantismus unabweisbar nach sich ziehen.

In der zweiten Sitzung des Kongresses kam die Abhandlung des H. Lester Ward, Professor an der Washingtoner Universität zum Vortrag: „Die Ökonomie des Schmerzes und die Ökonomie der Freude." Nach der Ansicht des gelehrten Zoologen hat die soziale Wissenschaft zwei nacheinanderfolgende Arten von sozialer Ökonomie zu untersuchen. Die erste, die bis zum Ende des 18. Jahrhunderts reicht, war die Ökonomie des Schmerzes; die Menschen trachten, dieser Theorie zufolge nur nach Erhaltung des Lebens und Vermeidung aller Leiden. Ihre Bestrebungen haben einen durchaus negativen Charakter; diese Ökonomie ist die Ökonomie der Einschränkung und die daraus fließende Moral eine egoistische. Die jetzt herrschende Ökonomie der Freude strebt dagegen nach dem positiven Ziele, den Menschen das Glück und die Freude zu sichern, ihre Moral ist eine altruistische. Diese Theorie wurde von H. Ward durch zahlreiche Beispiele aus der Tierwelt illustriert.

Es folgte darauf in derselben Sitzung ein Vortrag des H. Loria: Ueber die soziologische Wichtigkeit ökonomischer Studien über die Kolonien. Die von europäischen Völkern gegründeten Kolonien geben uns das Bild der verschiedenen soziologischen Zustände, die jene Völker im Laufe der Jahrhunderte durchwanderten. Zur Stunde befinden sich unsere Kolonien, nachdem sie kaum erst die Sklaverei abgestreift, im Stadium des Mittelalters. Vergleichende Studien zwischen dem gegenwärtigen Zustande der europäischen Völker und demjenigen ihrer Kolonien könnten von größtem Interesse sein.

Das Hauptinteresse des Kongresses konzentrierte sich um die Frage der Berechtigung der sogenannten organischen oder biologischen Methode in der Soziologie. Die Hälfte der für den Kongreß anberaumten Zeit (der 2. und 3. Tag) und auch das größte Ausmaß überzeugungstreuer Energie und wissenschaftlicher Beredsamkeit entfielen auf die Verhandlungen über diesen Gegenstand. Das Publikum genoß das interessante und anregende Schauspiel einer wissenschaftlichen Schlacht. Die äußerlich in freundnachbarlichen Fauteuils verteilten Gelehrten bildeten doch ihrer wissenschaftlichen Ueberzeugung nach zwei streng gesonderte Lager der sog Organisisten und Anti-Organisisten. Die Schlacht wurde nach römischer Art in einzelnen Zweikämpfen geliefert, hatte aber doch von Beginn bis Ende einen strategisch regelrechten Verlauf. Die öffentliche Kriegserklärung und die Entwerfung des Kriegsplans wurde von dem Berner Universitätsprofessor Dr. Ludwig Stein ausgeführt, der erst jüngst durch sein bereits erwähntes Werk: „Die Soziologie im Lichte der Philosophie" die ziemlich geringe Schar deutscher Soziologen rühmlichst vermehrte. Er gab zuerst die historische Entwicklung der organischen Methode, welche darin besteht, für alle sozialen Erscheinungen entsprechende ähnliche im individuellen Organismus aufzufinden, die beiden Reihen von Erscheinungen von gleichen biologischen Gesetzen abzuleiten und demgemäß für beide gleiche Folgerungen zu ziehen. Diese biologischen Analogien finden wir bei Plato erst angedeutet, bei Aristoteles

schon deutlich präzisiert, bei Spencer sind sie in ein ganzes enggeschlossenes und allumfassendes System gebracht, das von ihm als das einzig anwendbare für die Behandlung sozialer Erscheinungen empfohlen wird, und die neuesten Soziologen, wie Schäffle, Lilienfeld, Worms gehen in der Fortbildung dieser Methode so weit, daß sie statt der vorher geltenden Analogie, eine Identität zwischen sozialem und individuellem Organismus annehmen. In diesen zwei letzten Stadien ihrer Entwicklung, d. h. ihrer ausschließlichen Giltigkeit und der Annahme der Identität an Stelle der Analogie, ist die organische Methode entschieden zu bekämpfen. — Es hat auch von beiden Seiten nicht an fanatischen Vorkämpfern der Idee gefehlt. Die Organisisten wurden am energischsten von Lilienfeld, Worms, Nowikow und Espinas vertreten. Lilienfeld gab in einem längeren Vortrag eine Darstellung der organischen Methode und eine neue Erleichterung der soziologischen Forschung durch den von ihm ersonnenen Organograph. Worms führte in einer warmen Verteidigung der organischen Methode die verschiedenartigsten Ähnlichkeiten zwischen den biologischen Organismen und den Gesellschaften aus. Espinas betont, daß die in dieser Frage herrschende Konfusion vor allem darauf zurückzuführen sei, daß die Bedeutnng des Wortes „Organismus" nicht genau präzisiert werde. Von einem neuen Gesichtspunkte aus verteidigt Nowikow die organische Theorie. Indem er an die Märtyrer religiöser Intoleranz erinnert, hebt er hervor, daß dergleichen Grausamkeiten nicht möglich gewesen wären, wenn schon zu jener Zeit die Ueberzeugung Verbreitung gefunden hätte, daß es keine absolute Wahrheit gebe, weil die Gesellschaft ein lebender Körper sei, der sich entwickle und daher unaufhörlichen Veränderungen unterworfen sei.

Ein Kämpe des gegnerischen Lagers, bewies Krauz, gestützt auf die soziologischen Arbeiten des Polen Krusinski, daß schon deshalb von einer prinzipiellen Analogie zwischen dem Entwicklungsgange der Gesellschaft und des Organismus nicht die Rede sein könne, weil es in dem letzteren keine Spur von Klassenkämpfen gebe, während diese doch eine charakteristische Eigentümlichkeit des gesellschaftlichen Entwicklungsganges bilden. Auch die deutschen Gelehrten, Starke und Steinmetz bekämpften die organische Theorie, der erste im Namen des ökonomischen Materialismus, der zweite im Namen der historischen Methode. Auch Prof. Stein will für die Soziologie hauptsächlich die historisch-vergleichende Methode angewendet wissen und bezeichnet als wichtigstes Behandlungsobjekt derselben die gesellschaftlichen Institutionen, weil in diesen das Denken des Gesamtgeistes krystallisiert erscheint. — Mit flammendem Auge, nervösen Gesten, und dem Ausdrucke fanatischen Eifers in den geistreichen Zügen, zog H. Tarde in einer $1^1/_2$ Stunden dauernden, schwungvollen Rede gegen die Organisisten los. Den ins Unendliche gehenden Analogien zwischen Organismus und Gesellschaft, setzte er eine ebenso nicht enden wollende Reihe von Unterschieden entgegen, die schon an jener Grenze auftreten, wo das Tier aufhört und der Mensch beginnt. Die menschliche Persönlichkeit ist eine Kraft, die der Tendenz, den Menschen zur Rolle einer organischen Zelle zu verurteilen, mächtig entgegenarbeitet. — Von so vielen und siegreichen Angriffen wurden die Organisisten so sehr in die Enge getrieben, daß H. Worms sich schließlich auf den äußersten Punkt der ganz schemenhaften Behauptung zurückziehen mußte: „Gesellschaft und Organismus repräsentieren jedenfalls beide ein „Sein" (être). Dieser Augenblick der Schwäche ließ der Feind nicht unbenutzt vorübergehen. Mit einer geistreichen Wendung ins Metaphysische, bemerkte Prof. Stein, das wesenlose Sein sei nach Hegel mit dem Nicht-Sein identisch.

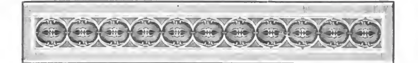
Dieses Bon-mot bewies nebst manchen früheren Bemerkungen dieses Redners, die mit rauschendem Beifall aufgenommen wurden, daß der vielgerühmte französische Esprit auch bei einem Deutschen sich vorfinden könne. Zum Schlusse erklärte H. Stein, als Herold der Antiorganisisten die antiorganische Schlacht für gewonnen, und diesem Urteile mußte sich auch die Mehrheit der Zuhörer anschließen.

Der übrige Verlauf der Verhandlungen bot nur noch wenig von allgemeinem Interesse. Hervorzuheben wären doch noch die Vorträge der HH. Dorado und Worms. H. Dorado, Professor des Strafrechts an der Universität von Salamanca, sprach über die zukünftige Rolle der Kriminal-Justiz und gelangte zu dem Schlusse, daß die Zahl der Verbrecher sich wohl stufenweise vermindern, das Verbrechen jedoch nie vollständig verschwinden werde. Die Rolle der Justiz sei in Zukunft mit derjenigen einer Mutter zu vergleichen, die ihre Kinder beaufsichtigt, mehr um das Übel zu verhüten, als es gut zu machen. — In seinem Vortrage über die soziale Experimentierung fordert H. Worms für die sozialen Übel eine soziale Therapeutik. Als Heilmethoden empfiehlt er vorerst die natürliche Heilkraft der Nation, in zweiter Reihe aber die experimentale Heilmethode, in deren Ausübung der Gesetzgeber, als sozialer Arzt, alle Reformmaßregeln zuerst nur auf einem beschränkten Terrain und für beschränkte Zeitdauer anzuwenden habe. Als ein derartiges soziales Experiment wird vom Redner das Sozialistengesetz in Deutschland bezeichnet. Wenn dieses Gesetz auch, nach der Absicht seiner Initiatoren, nicht in die Reihe therapeutischer Versuche gehört, so können doch die objektiven Beobachter, da sonst alle Bedingungen eines sozialen Experiments vorhanden waren, ihre vergleichenden Schlüsse daraus ziehen.

Fragt man nun nach dem allgemeinen Eindrucke, den diese gelehrte Konferenz hervorgebracht, so muß allerdings das Urteil eher negativ ausfallen. So zweifellos es prinzipiell feststeht, daß die Soziologie die Wissenschaft der Zukunft ist, daß sie berufen erscheint, die fortschrittliche soziale Wirksamkeit durch Schaffung einer wissenschaftlichen Grundlage zu festigen und zu fördern, so bestimmt muß es andererseits hervorgehoben werden, daß sie in ihren ersten, täppischen Gehversuchen diese allein richtige Bahn noch nicht betreten hat. Man fühlte sich beinahe versucht, hinter all diesen, mit üppigem — westeuropäischem Haarwuchs oder ehrfurchtgebietender Glatze geschmückten Köpfen der Kongreßmitglieder den hängenden Zopf zu suchen.

Und noch eine zweite Betrachtung. Die Frage der Methode ist wohl für die günstige Entwickelung einer Wissenschaft von eminenter Bedeutung, wäre es aber nicht angemessener, dieselbe in der Stille wissenschaftlicher Laboratorien zu erproben und vor das Forum der Öffentlichkeit mit einer fertigen Ansicht zu treten? Das Publikum — mag es noch so gebildet sein, wird sich wohl kaum für Methodenfragen ernstlich erwärmen. Es kommt zu einem soziologischen Kongresse, weil es von ihm die wissenschaftliche Entscheidung über wichtige soziale Fragen erwartet. Wenn der soziologische Kongreß alljährlich auch nur einer praktisch sich durchkämpfenden Wahrheit die wissenschaftliche Weihe erteilen, auch nur einen sozialen Irtum zu beseitigen helfen würde, dann erst könnte man ihm einen soziologischen Wert zugestehen, dann erst würde die „Wissenschaft der Gesellschaft" ihren Namen rechtfertigen.





Kritik.

Romane und Novellen.

Die Juden von Zirndorf. Roman von Jakob Wassermann. München, Albert Langen.

Theater. Roman von Hermann Bahr. Berlin, S. Fischer.

Im Banne der Hypnose. Roman von Wilhelm Walloth. Jena, H. Costenoble.

Totentanz und andere Novellen. Von J. L. Windholz. Leipzig, Georg Heinrich Meyer.

Vermächtnis eines armen Mädchens. Lebensroman einer Bergmannstochter. Von Ernst Volkmann. Leipzig, Karl Güttich.

„Nein, dieser Jakob Wassermann!" rief eine sensitive Leserin, die sich in seine dichterische Art verschossen. „In seinem ersten Roman, in der furchtbar ergreifenden Melusine, schlich er sich scheu wie ein Traumwandler durch die Mondscheingärten, selbst wie ein verirrter Strahl von einem himmlischen Poesiestern — und in diesem zweiten Roman, diesen gräßlichen unglückseligen Juden von Zirndorf bei Fürth, bricht er wie ein angeschossener Eber durch den Novemberwald. Angst und bange könnt' einem werden. Nein, dieser Jakob Wassermann! Wie wird er uns das nächstemal kommen?" Das bleibe abzuwarten, erwiderte ich, da gäbe es noch keinen sicheren Falb. „Am Ende gar als hitziger Zionist mit Nordau'scher Suada?" Und sie bebte ordentlich, als kriegte sie alle Zustände. Ich legte sie vorsichtig in Bahrs geräumiges Theater-Bett und deckte sie mit Walloths Patent-Hypnose zu. Im Traume konnte sie meinetwegen dann Windholzens Totentanz und andere Novellen tanzen und, wenn die Krisis vorüber, sich am Vermächtnis eines armen Mädchen vollends ernüchtern. Vorausgesetzt, daß ihr dieser Jakob Wassermann bis zum nächsten Morgen nicht seinen dritten Roman in den Schoß wirft. Ich glaube nämlich, daß dieser Dichter sehr fruchtbar ist. Ich halte ihn für den Passioniertesten unter den jungen neuidealistischen oder renaissance-romantischen, oder griechisch-germanisch-zionistischen Produktivgenossenschaftern unserer Simplizissimus-Litteratur demokratisch-kommunistisch-anarchistischer Observanz, mit einem Stich in die reine Aesthesie der l'art pour l'art-Gottesgnadentümler, oder, um mit Wilhem dem Eroberer zu reden — oder war's ein anderer Großer? — „Wat ik mir dafor koofe!" Das ist nun einmal so. Und nur der Glaube an den heiligen Darwin kann uns Trost und Halt in dieser entwicklungskonfusen Welt des Scheins und der ewigen Verstellung geben. Selbst der hirn- und handfeste Liebeskonzilvater Panizza kennt sich bald nicht mehr aus und traut sogar in Tirol, dem glaubenseinigen, seinem Steckbrief nicht mehr. „Ein höllischer Spuk!" brüllt Joseph Ruederer und stürzt sich mit seinem Taxil ins Tinten-

faß, wo der Lenbach am tiefsten ist. So kommt die Litteratur, die unsere Philister koffeehausversumpft wähnten, ollmählich ins Rollen. Max Halde legt sich mit seiner Frou Meseck der Länge nach ouf die Mutter Erde und strampelt mit seinen siegesstarken Jugend-Beinen dis zur nächsten Litterotur- und Lebenswende, während Ernst v. Wolzogen seinen Berlinern die neuesten afrikanischen Kolonialschwankdiolekte einüdt und Korl Peters dem adsterdenden Reichstog mit einer englischen Predigt über Koloniolpolitikersolge die letzte Ölung spendet, „aber ohne Schmerzempfindung“, wie die moulschelliertesten Kasernenhofblütler und die ausgepeitschtesten Pfandweider auf ihren Diensteid oussagen.

Jowohl. „Ein höllischer Spuk.“ Ruederer hot als heimtückisch vernogelter Kunstschreider den Glospalost auf den Kopf getroffen. Keine Perspektive kann uns retten. Nur die Respektive-Retrospektive. Dos empfonden auch die Juden von Zirndorf. Drum ließ Jakod Wassermonn, ihr Lokaldichter, ihren Roman mit einem Vorspiel ons der Zeit des falschen Messias-Umsturzes, so um die Gegend von 1000 bis 1500 herum, deginnen und mit der Königskotastrophe im Stornberger See 1886 endigen. Die Technik ist ungloudlich, aber prodot. Sie mocht den aufmerksamsten Leser in zehn Minuten verrückt. Ein Monstrekonzert mit Triangeln und Pauken und Schoforhörnern und Harfen und elektrischen Klavieren, worauf sechstousend Takte in der Minute gespielt werden, und immer mit gütiger Mitwirkung des Pedols. Die handelnden Personen werden davon notürlich gonz taud, sie kommen, ohne doß sie gerusen werden, und dleiden, wenn mon sie gehen heißt, sie schweigen, wo sie reden sollten, und reden, wenn man sie längst nicht mehr versteht. Aber die Luft ist erfüllt von Poesie wie von Kuchendüften, wenn der Sobbath naht, und durch die Seelen geht eine ergreifende Bewegung wie ein ewiges Geheimnis, das sich Himmel und Hölle zuflüstern voll Schauer. Und dazwischen fallen Weisheitssprüche ins Dunkel der Geschichte gleich dlendenden Blitzen. Jokod Wassermann gebietet üder Stimmungen, üder Feuer und Flammen wie ein echter Dichter, ober seine Erzählungstechnik ist trostlos. Die Juden von Zirndorf wissen ein Lied dovon zu singen. Er hat die ormen Leute meschugge gemocht, unheilbar meschugge. Und ich wiederhole: Jokod Wossermonn ist eine große, wirkliche Dichterseele von einer prachtvollen orientalischen Glut und Schwere der Empfindung. Nur seine Augen und Hände sind ungeschickt und täppisch, sie haben keinen Ordnungssinn. Und er ist ein großer, wirklicher Charokter: er hat den Mut zu seinem Judentum, zur Verwegenheit und zum Üderschwong seiner Rasse.

Hermonn Bahr ist die Klarheit. Sein „Theoter“ ist Goethe, im Schouplotz und Vorgang. Auf die Wiener dorf man nicht hören. Die sind klatschsüchtig und wittern in allem den Schlüsselroman. Dos ist ihre Art, alles Große klein und das Obere von unten zu nehmen, nichts sachlich, alles persönlich. Dennoch lieden sie ihren Bahr und schwören nicht höher ols bëi feiner Stirnlocke. Und was dei ihnen gelten soll, dos muß den warmen Abglanz seines zauderischen Wesens zeigen. Korl Lueger und Hermonn Bohr sind mit dem steinalten gothischen Steffel die onerkonnt höchsten Spitzen Wiens. Also sein Roman „Theater“ soll ein Schlüsselroman sein, wie sein Stück „Tschaperl“ ein Schlüsselstück. Sagen die Wiener. Und dorin allein finden sie den Reiz der dichterischen Produktion Bahrs, und sonst interessiert er sie nur als tiefsinnig drolliger kritischer Plouderer und litterorischer Lehrlingszüchter. Alles was mit Tintenklecksen om Finger in Wien derühmt werden will, muß sich's von Bahr ottestieren und adstempeln lassen. Das ist Goethe.

Echter alter Goethe. Und hier sitzt das Malheur: Sturm und Drang und Jugendfrische sind zum Teufel. Bahr ist eingezogen ins vollkommene Bonzentum. Damit hat er seinen Wiener Ruhm bezahlt. Unter uns: viel zu teuer bezahlt. Hat er darum den weiten Entwicklungsbogen beschrieben und den Umweg über alle Sterne und Weltteile gemacht, um den Wienern den alten Goethe vorzuspielen? Hat er darum alle Schulen lächerlich gemacht und alle Schulmeister geprügelt, um in Wien selber eine Schule aufzuthun und mit Magisterunfehlbarkeit weise Sprüche zu reden und den Bakel zu schwingen? Bis ihm eines Tages seine Schuljungen aufs Katheder steigen und ihn herabwerfen und Sophisten schelten. „Bahr, der alte Sophist!" Wird er diesen Hohn überleben? Ethos anthropon daimon. Ist es so, dann ist nichts zu machen. Jeglichem kommt sein Tag.

Wilhelm Walloth ist den berühmten deutschen Dichter- und Denkervölkern und Hurrah-Unterthanen Wilhelms II. bekanntlich erst durch seine Milchflasche im Leipziger Realistenprozeß interessant geworden. Seitdem hat sich dieser seelenvolle Milchtrinker durch alle Gifte hindurchgearbeitet und die tödlichsten Denkungsarten riskiert. Seine suggestive Kraft ist erstaunlich. Das ist zugleich seine Gefahr für willensschwache Leser. Er unterjocht sie, er flößt ihnen sein Gift ein, bis sie starr sind, er verführt sie lächelnd zu allen Todsünden. Sie glauben ihm schließlich alles, selbst das Unwahrscheinlichste, sogar den fabelhaften Ulk mit dem sechshundert Mark-Korallenschmuck und der greulichen Abmurkserei im „Bann der Hypnose." Ich glaube, Walloth glaubt's selber, wenn er sich gedruckt liest, er, das naive Genie, wird sein eigenes Opfer, das Opfer seiner schriftstellerischen Raffiniertheit. Sein Hypnosen-Bannbuch sei dem Dehmel-Denunzianten Referendar Münchhausen angelegentlich empfohlen. Es läßt sich hier Gefährlicheres herausfingern als eine poetische Gotteslästerung.

Was soll ich noch über den „Totentanz" von Windholz, dem melancholischen mährischen Bruder, sagen? Wer seine lyrisch-epischen „Fragmente" und seinen genialen dramatischen Hexentanz „Ritter, Tod und Teufel" gelesen, wird auch nach dieser lugubren Musik die Ohren spitzen. Der geneigte Leser mag sich selbst strapazieren. Ich bin müde, ihm heute noch kritisch aufzuspielen.

Mit Ernst Volkmann sind wir glücklicherweise über alle moderne Kunstlitteratur hinaus. Sein „Vermächtnis eines armen Mädchens" ist das ewige Leben der gemeinen Leibes- und Seelennotdurft aller braven Leute, die wahrhaft nach einem göttlichen Ebenbild geschaffen und darum so tief leidend sind auf dieser entgötterten Erde. Die Briefe dieser liebenden Bergmannstochter sind ergreifende documents humains, wirkliche Briefe eines wirklichen Dienstmädchens, ohne schriftstellerische Appretur. Diese Aufzeichnungen einer Leidenden, Dahinsiechenden aus dem allergewöhnlichsten Kampfleben des Alltags quellen förmlich über von innigster Seelenkraft, von natürlichem Geist und Witz, von ungesuchter Poesie. Ja, was wollen sie denn alle, diese genialen Schreiber von Beruf und Geschichtenersinner, diese Bahr und Walloth und Wassermann und Windholz und ihre tausend Kollegen und Kolleginnen vom Fach, wenn ein einfaches Dienstmädchen als Heldin der Feder sich aufthut, mit einfachen Aufzeichnungen, die keine litterarischen Erzeugnisse, aber etwas nicht weniger Wertvolleres sind: Das arme, böse, gefahrvolle Leben in seiner unmittelbaren Frische, Wahrheit und Schönheit? Das ist keine reimende Johanna Ambrosius, die frühzeitig auf allerlei Umwegen druckschwärzlichen Litteraturgeist infiltriert bekommen hat, das ist ein litterarisch vollkommen unbescholtenes Menschenkind.

Und hinsichtlich interessanter Enthüllungen und anregender Aufschlüsse aus ihrer Lebenssphäre nimmt sie es mit allen unsern papiernen, akademisch gedrillten Litteraten auf. Der Wilhelm Walloth mit seinen hypnotischen Verbrechern kann uns allerdings gruseln machen, der Bahr mit seinem vornehm lüderlichen Theatervolk uns wollüstige Schauer über die Nerven jagen, der Wassermann mit seiner tiefgründigen Analyse des jüdischen Urwesens charakterologische und ethnographische Erkenntniswonnen bereiten: aber greifen sie uns ans Herz mit dem mystischen Druck, der sich unmittelbar aus dem geheimnisreichen Empfindungskomplex, aus dem tiefsten Triebleben der Volksseele löst? Im Kolorit der Schilderung, im Schwung der Rethorik, in der Schärfe des Charakterbildes sind sie groß, aber ihr Thema ist es nicht: Kulturlumperei? M. G. C.

Entgleist und andere Geschichten von Karl Hauer. Verlag Hugo Steinitz, Berlin.

Die vorliegende Sammlung enthält Skizzen aus dem Wiener Leben, welche von einer scharfen Beobachtungsgabe des Autors Zeugnis geben. Hauer ist stark angekränkelt von jener pathologischen Sucht nach pikanten Sujets, welche der Decadence eigen und bei einigen hervorragenden Vertretern dieser Richtung geradezu zu einer Monomanie geworden ist. Nicht die Großstadt mit ihren krassen sozialen Gegensätzen, mit ihren gewaltigen, alle menschlichen Leidenschaften aufrührenden Kämpfen tritt uns in diesen Erzählungen entgegen, sondern der Dichter führt uns in jenen Gesellschaftskreis, dessen einziger Lebensinhalt die Liebe, allerdings eine Liebe ohne Leidenschaft ist. Café chantants und andere Vergnügungslokale, deren Hauptzweck die Gelegenheitsmacherei ist, bilden den Hintergrund. Und alle diese leichtfertigen Persönchen, Halbweltdamen, Verkäuferinnen etc. mit dem müden Lächeln auf den blassen Gesichtern, genußsüchtig und doch bar jeder wahren Lebensfreude — man muß sie kennen, um zu beurteilen, wie naturwahr sie in diesen Erzählungen geschildert sind. Freilich so manchem wird dieses Milieu nicht behagen und er wird sich die Frage vorlegen, ob dergleichen Stoffe überhaupt einer dichterischen Gestaltung würdig sind.

Für den Rezensenten allerdings kommt dieser Standpunkt nicht in Betracht, denn der Stoff an und für sich bildet kein Kriterium für den künstlerischen Wert einer Dichtung. Immerhin wäre es zu wünschen, wenn Hauer sein schönes Talent nicht an solche Sujets verschwenden würde. Ein Fortschreiten auf der einmal betretenen Bahn müßte eine Einseitigkeit in seinem dichterischen Schaffen bedingen, welche die Möglichkeit einer weiteren Entwickelung einfach abschneiden würde. Und das wäre zu bedauern. Hauer ist auch ein vortrefflicher Stilist; sein auch äußerlich geschmackvoll ausgestattetes Buch kann bestens empfohlen werden.

Josef Schmid-Braunfels.

Bunte Märchen. Von Hanna Schomacker. Leipzig. Gustav Fock.

Es ist eine Reihe anspruchsloser, kleiner Erzählungen in echtem, innigem Kinderton, welche im heitern Fantasiespiel Wirklichkeit und Einbildung vermischen, den leblosen Dingen in naiver Weise ein dem menschlichen ähnliches Leben einhauchen und die Natur, sowie das enge, bescheidne Heim mit reizvoller, traulich anheimelnder Märchenstimmung erfüllen. Nur in der einen Geschichte: „Die Milchstraße" ist die Verfasserin nicht glücklich gewesen; das hier weiter ausgeführte Bild von der „Milch der friedlichen Denkungsart" ist nach meinem Empfinden etwas zu sehr gekünstelt, was dem Wesen des Märchens mit seiner Vorliebe für das Unmittelbare und Sinnfällige zuwiderläuft. P. Ss.

Die Sünderin und andere Novellen

von Victor Krawani, Leipzig, Lit. Anstalt August Schulze 1897.

Die Menschen dieser „Novellen" sind einfach und schlicht, ohne jedes Pathos. Das wirkt. Grade das sind die echten Wiener-Geschichten mit ihrer stillen Gemütlichkeit. Darum lieben wir auch diesen Dichter der „Sünderin" und erwarten noch viel von seinem reichen Talent.

Adolf Donath.

Lyrik und Epos.

Die Nachtviole. Ein Sonnwendsang von Elsa Kolb. Leipzig, Friedrich Fleischer.

Daß Bücher in Goldschnitt und elegantem Einband inhaltlich nichts taugen, ist kein Vorurteil mehr, sondern ein empirisches Gesetz von einer fast gleichen Giltigkeit wie die Fallgesetze, ein trauriges aber sehr treffendes Wahrzeichen unserer Zeit. Auch der Sonnwendsang, den Elsa Kolb für die deutsche Familie, insbesondere deren halbreife Töchter fabriziert hat, bringt nur eine neue Bestätigung. Für den Litteraturkenner ist es ein sehr interessantes Buch. Man glaubt kaum, wo überall die Verfasserin Anleihen gemacht hat. Die Motive stammen in der Hauptsache aus Haushofers „Verbannt" und Fouqués „Undine", sind aber natürlich auf den moralischen Ton der Verfasserin umgestimmt und haben, nachdem alle Poesie und Natur mit Hebeln ausgetrieben worden ist, noch einen historischen Grundton erhalten, um die schreienden Dissonanzen zu mildern. Von historischem Kolorit und Verständnis selbstverständlich keine Spur! Die armen höheren Töchter!

Helldunkle Lieder. Gedichte von Bodo Wildberg. Dresden, Leipzig und Wien, E. Pierson.

Auch wenn man Bodo Wildberg den neuen Unterhaltungsredakteur der „Deutschen Wacht", nicht schon aus den Wegwarten als einen Freund Rilkes kennte, würde man die Verwandtschaft beider Dichter bald aus wenigen Proben des vorliegendes Bandes ersehen können. Der Inhalt ist im einzelnen sehr ungleich. Einige Gedichte sind noch ganz unreif und scheinen aus den jugendlichsten Jugendjahren des Dichters zu stammen. In anderen zeigt sich hervorragend der Rilke'sche Einfluß und seine Neigung zum Gesuchten, insbesondere im bildlichen Ausdruck, wie andeutungsweise schon im Titel des Buches. Schließlich findet sich auch eine kleine Anzahl, die ausgereift selbst der strengen Kritik Beifall abnötigt, und die uns von diesem Dichter bei gehöriger Vertiefung, die auch seine Aufsätzen bisweilen noch vermissen lassen, für die Zukunft noch Besseres erwarten läßt.

Gegend Abend ... von Fritz Stern Genf. H. Robert.

Ich war lange in Zweifel, ob hinter dem trivialen Blödsinne dieser Verse nicht doch mehr zu suchen sei, als die himmlische Einfalt eines Dichterlings, vielleicht etwa eine Parodie auf eine heute schon glücklich beseitigte, von Heine angekränkelte Art unserer Lyrik. Denn heinische Reminiscenzen, aber durchweg der dümmsten Sorte, finden sich auf jeder Seite des Buches; aber wenn dem wirklich eine bewußte Absicht zu Grunde gelegen hätte, wäre es eine ziemlich geistlose und heute überflüssige Spielerei. So glaube ich denn lieber an eine neue Offenbarung der ewigen Einfalt.

K. Cr.

Das Lied der Menschheit. Ein Epos in 24 Dichtungen. Von Heinrich Hart. Dritter Band: Mose. Großenhain, Baumert & Ronge.

Moses — und ein Michelangelo. Wenn sich so zwei Große zusammenfinden, der große Stoff und der große Gestalter, dann feiert die Kunst einen herrlichen Sieg. Heinrich Hart bei diesem Werk zu sehen, ist immerhin ein Schauspiel, das dem Künstler und seiner Zeit zur Ehre gereicht. Die Moderne, so viel verlästert, kann mit Stolz auf diesen Wagemut weisen, selbst

wenn die Leistung kein Wurf für die Ewigkeit bliebe. Wieviel aus der dichterischen Eigenentwicklung der realistischen Epoche, wieviel aus der individuellen Sonderart des Dichters in dem Hart'schen Epos zur Erscheinung gelangt, mögen spätere Scheidekünstler kritisch nachweisen. Wir Mitlebende und Mitschaffende wollen uns durch keine voreilige Schulfuchserei und Superklugheit die Freude an der Leistung des modernen Epikers trüben lassen. Heinrich Hart hat mit seinem „Lied der Menschheit" in der deutschen Litteratur sich glänzend eingeschrieben. Es ist nach Gehalt und Verstechnik den besten Epen der vorausgegangenen Epoche mindestens ebenbürtig. Wie hat man Robert Hamerlings „Ahasver in Rom" gefeiert! Wie hat man Alfred Meißners „Ziska" gepriesen! Feiern und preisen wir auch Heinrich Harts „Moses" ohne grämliche Hintergedanken. Es ist ein repräsentatives Werk unseres epischen Könnens nicht allein, sondern unserer poetischen Kultur am Ausgange des Jahrhunderts. Gelingt es dem Dichter, seinen Plan bis zum Schlusse auszuführen und seinen Cyklus, mit einem auch stofflich modernen Hochgesang zu vollenden, Heil ihm! M. G. C.

Dramen.

Oskar Weilhart und Josef Hafner: Keine Sühne. Schauspiel in fünf Akten. Dresden, E. Pierson.

Josef Hafner und Oskar Weilhart: Der Frauenkongreß. Schauspiel in fünf Akten. Dresden, E. Pierson.

Man wird klug thun, die Autornamen Weilhart und Hafner sich einzuprägen. Es sind zwei junge Österreicher, die ihrem Deutschtum Ehre machen. Numro eins: sie haben ein gesundes Talent Numro zwei: sie bleiben bei ihrer Art, sind keine Ausreißer und Nachläufer. Numro drei: sie verstehen mit neuen Gedanken ein Stück auf die Beine zu stellen, das zu marschieren weiß. Numro vier: die neuen Gedanken sind aus dem Kampfgewühl des Tages aufgefangen, ohne daß sie bunt oder unreif wirken. Das erste Stück ist das schwächere. Es hat schlotterige Stellen im Dialog, einige Ungelenkigkeiten in der szenischen Konstruktion. Der Schluß müßte umgebaut oder besser vorbereitet werden. Jetzt wirkt er wie eine dramatische Charade, nicht wie das letzte Wort einer Charakterentwickelung. Das zweite Stück kann vom Blatte weggespielt werden. Man merke sich die neuen Autornamen — man wird sie noch lange nicht auf den Theaterzetteln finden — und werfe sie den Leuten ins Gesicht, die über die Unfruchtbarkeit unserer Zeit an guten, brauchbaren neuen Stücken jammern.

X. Y. Z.

Im Blütenschnee. Dramatische Szene von Paul Langenscheidt. Berlin, P. Langenscheidt.

Gegen den Strom. Schauspiel in drei Akten. Berlin, P. Langenscheidt.

Das kleine Versdrama dürfte kaum nach dem Geschmack der Anspruchsvolleren sein. Solche altjüngferlich pathetischen Bühnenscherze muß man Paul Heyse und seinen Leuten überlassen Dagegen hat Langenscheidt, bei strengerer Selbstprüfung und Erwägung der modernen Kunstbegriffe, sicher nichts einzuwenden, wenn wir seinen „Blütenschnee" kurzer Hand ablehnen. Denn er verrät sich in seinem Schauspiel „Gegen den Strom" selbst als Einer, der dem alten, überlebten Zeug herzlich gram ist. Er ist seinem Temperament und seiner Leistungsfähigkeit nach ein richtiger Moderner. Er hat sich nur in der Hand zu behalten, scharf auf sich acht zu geben. „Gegen den Strom" ist ein tüchtiges Soldatenstück mit famos behandeltem Milieu. Was konventionell in der Charakterschilderung anspricht, ist echt: die Kerls sind so. Bühnentechnisch eine saubere Arbeit, dramatisch frisch und effektvoll: wo haben unsere Bühnenleiter

denn ihre Augen, daß sie so selten nach dem Rechten greifen? X. Y. Z

Litteraturgeschichte.

Goethe am Ausgang des Jahrhunderts. Von Franz Servaes. Berlin, S. Fischer.

Bei der Besprechung dieses sehr empfehlenswerten Sonderabdrucks aus der „Neuen deutschen Rundschau" haben verschiedene kritische Leute erstaunt gethan, daß sich die Jungen wieder mehr und mehr Goethe zuwenden. Selbst Adolf Bartels erachtet es als ein gutes Zeichen, daß Goethe für die Modernen heute wieder ein Problem sei, mit dem man sich angelegentlich beschäftige — und sagt dann wörtlich: „Vor zehn Jahren glaubte man ihn einfach ignorieren zu können — abgethan für immer!" Wahrhaftig, ich traue meinen Augen kaum, wenn ich solche Sprüche in ernsthaften Blättern finde. „Man" glaubte, „man" ignorierte, „man" hielt für abgethan — ja, wer denn und wo denn? Man schlage doch einmal die „Gesellschaft" auf! Goethe war für uns nie abgethan. Wer wird denn überhaupt so absurd sein, eine deutsche Entwicklungsperiode anzunehmen, für die ein Goethe nicht vorhanden, nicht eine höchste Angelegenheit des Nachdenkens und Nacheiferns wäre? Hat man die wundervollen Strophen an Goethe übersehen können, die Detlev v. Liliencron zuerst in der „Gesellschaft" veröffentlichte? Sind wir nicht in der Kritik den Spuren der Goethe-Litteratur stets treulich gefolgt? Hat nicht Otto Erich Hartleben vor Jahren dem deutschen Volk das entzückende „Goethe-Brevier" auf den Tisch gelegt? Heißt das „ignorieren"' heißt das „abthun"? Wer das Schriftchen von Servaes mit ruhigem Nachdenken liest, wird zu dem Schlusse kommen, daß dergleichen heute gar nicht geschrieben werden könnte, wenn Goethe einmal aufgehört hätte, uns ein Problem zu sein — und ein deutsches Wunder! M. G. C.

Litterarische Begegnungen. Zehn Dichterprofile in Pastellmanier von Alfred Beetschen. Leipzig und Zürich, Th. Schröter.

Ein ehrlich gemeintes, naiv persönliches Werk, das der junge schweizer Poet unternommen, uns einen Blick in die Gallerie seiner litterarischen Lieblinge thun zu lassen. Zieht man seine leicht erkennlichen Schwärmereien und verhimmelnden Lobpreisungen ab, so bleibt noch mancherlei, aus dem sich ein positiver Zuwachs in moderner Litteratur-Erkenntnis ziehen läßt. Namentlich die Skizzen über die schweizer Dichter Spitteler, Joachim, Draumor, Meinrad Lienert und Widmann sind beachtenswert. Ein großer Kritiker vor dem Herrn ist Alfred Beetschen nicht. Das Wehthun liegt ihm nicht. Das Vivisezieren ist nicht seine starke Seite Er bleibt daher bei der leichten Pastellmanier, von der niemand verlangt, daß sie Abgründe der Seele entschleiere und Höllenbreugheleien verübe. Meist sieht er die Litteratur an wie ein Hochzeitreisender die Landschaft. Diese Liebenswürdigkeit! Man vergißt fast, daß die moderne Schriftstellerei ein verwegenes Waffenhandwerk und eine todbringende Kunst ist. M. G. C.

Kritische Studien zur Psychologie der Litteratur. Von Rudolf Lothar. Breslau, S. Schottlaender.

Ein sehr wissenschaftliches und sehr vorsichtiges Buch. Zum größten Teil aus Beiträgen für die Wiener Freie Presse entstanden. Was Lothar vorbringt, ist wertvoll, weil fein erwogen, was er verschweigt, sinkt dadurch nicht im Werte; nur verlieren seine kritischen Studien dadurch an Wirklichkeit und geschichtlicher Bedeutung, sie geben kein rundes Bild, nur klug gewählte Ausschnitte. Der Verfasser ist mehr Diplomat als Historiker.

M. G. C.

Buch der Hoffnung Neue Folge der gesammelten Essays aus Litteratur, Pädagogik und öffentlichem Leben von Otto Ernst. In zwei Bänden. Erster Band: Litteratur. Hamburg. C. Kloß

Im Gegensatz zu Rudolpf Lothar ist Otto Ernst gar nicht Diplomat. Ihm springt alles frisch aus dem Herzen, unbekümmert um „Schriftleitung“ oder „Leserkreis“. Er ist der durchaus freie Meinungsmensch, und wenn er seine Reden — denn alles Geschriebene wirkt bei Otto Ernst wie lebendige, scharf pointierte Rede — „Buch der Hoffnung“ betitelt, so fühlt man sofort, daß er nicht an den Abonnentenstamm irgend einer spekulativen Zeitung, sondern an freie, strebende, heißblütige Menschen als Leser und Zuhörer denkt Und wer die Otto Ernst'schen Aufsätze über „die Scheu vor der Tendenzdichtung“ oder über „das Banausentum in der Litteratur“ (der vorliegende Band enthält noch sechs solcher Prachtstücke) zu sich genommen und nicht die wonnige Empfindung hat: „Standpunkt her, Standpunkt hin, das kann nur ein Numro Eins-Mann zuweg bringen“, an dem ist überhaupt alle Kunst des Schreibens und Lesens verloren. Habeat sibi! Zur Wertung des Geistes, der in unserer viel und unsinnig verlästerten modernen Litteratur das Feuer der neuen Ideale ausbläst, enthält das „Buch der Hoffnung“ die wichtigsten Unterlagen. Ein Wink für Kulturgeschichtschreiber, die es nicht à la Otto Henne am Rhyn treiben wollen.

M. G. C

Byron der Übermensch, sein Leben und sein Dichten. Von Karl Bleibtreu. Jena, Hermann Constenoble.

Wenn man die armselige Phrase liest, mit der im letzten Bande seiner Kulturgeschichte Otto Henne am Rhyn einen Genius wie unsern Karl Bleibtreu glaubt ungestraft abfertigen zu dürfen, kann man sich eines tiefen Ekels über unsere schriftstellerischen Zustände im Lande der Dichter und Denker nicht erwehren. An Gelehrsamkeit und meisterlicher Beherrschung des gesamten Materials kann es Karl Bleibtreu getrost mit jedem Fachprofessor der Litteraturgeschichte aufnehmen; in der Ausspürung der psychologischen und dichterischen Probleme wie in der Kunst hoheitsvoller Darstellung ist er allen akademischen Litteraturgeschichtschreibern überlegen. Selbst in der Schärfe seiner Abrechnung mit deutschen Dichtgenossen, wie hier in diesem klassischen Byronbuch mit Goethe, ist Bleibtreu von unnachahmlicher natürlicher Vornehmheit. Die gewaltige Subjektivität Bleibtreus bricht auch in der Schilderung seines englischen „Übermenschen“ glänzend durch. Sie hat nichts von der pedantischen Unfehlbarkeitsdünkelei und nüchternen Allerweltsgescheitigkeit, die uns selbst bei Taine oft so unleiblich berührt. Bleibtreu hat seinen Helden mit voller Seele erfaßt. Wo und wieweit die objektive Wahrheit dabei benachteiligt sei, daß Byron als Dichter und Mensch in die leuchtendste Höhe erhoben wird, mögen die Advokaten der Streitsteile diesseits und und jenseits des Kanals untereinander ausmachen. Wer ungeblendet vom feurigen Glanze schärfer hinsieht, wird leicht merken, daß Bleibtreu keinen kritiklosen Panegyrikus verübt hat. Die Abschätzung der einzelnen Werke Byrons nach ihrem litterarischen Werte gehört vielleicht zu den feinsten Partien dieses Standardwork.

M. G. C.

Paul Remer: Theodor Storm als norddeutscher Dichter. (Berlin, 1897. Schuster & Löffler. 54. S)

Otto von Leixner. Eine Studie von Karl Stork. (Berlin, Schall und Grund. 72 S.)

Der Reinertrag des Stormbüchleins ist für das Theodor-Storm-Denkmal in Husum bestimmt. Es sind dem-

selben aber nicht bloß des guten Zweckes wegen recht viele Leser zu wünschen. Es ist herrlich geschrieben — in seiner Art läßt sich nichts Besseres denken —, in einem Ton, der von Herzen kommt, und mit einem intimen Verständnis, dessen Wärme ganz Liebe und Dankbarkeit ist. Doch hält sich Paul Remer durchaus von jeder Verhimmelung und Lobhudelei fern. Er giebt dem Dichter, was recht ist, aber mehr nicht. Er nennt Storm einen „Heimatsdichter", dem er das Genie als Weltdichter überordnet. In Storms Werken sei das Gemütsleben, der Charakter des Norddeutschen rein und vollkommen zu Poesie geworden. Remer unterscheidet zwei Schaffensperioden des Husumer Dichters, in denen im Großen und Ganzen auch die beiden, scheinbar unvereinbaren, aber der dortigen Natur des Flachlandes und des Meeres entsprechenden Seiten der nordischen Seele nach einander zum Ausdruck gekommen seien: die weiche, träumerische Ruhe, in der die Kraft schlummert, einerseits; während die andere Seite dieser nordischen Menschen sich in ihrem Wahlspruch „Lewwer duad üs Slav" deutlich ausgeprägt hat. Natur und Mensch haben dieselben Stimmungen, beide gleichsam eine Seele. Aus der pantheistischen, im Glück und Unglück schwermütigen Dämmer-Ruhe der ersten Lyrik und Novellistik Storms entwickelt sich allmählich ein „kampffroher Individualismus" von Stufe zu Stufe im politischen Lied und der Novelle bis zum „Schimmelreiter", seinem letzten und gewaltigsten Werke. Freilich noch einmal nach dem Tode seiner ersten Frau hatte er die weiche, melancholische Melodie seiner alten Entsagungslyrik wieder angestimmt. — Das Buch, von dem Verleger würdig ausgestattet, ist Liliencron gewidmet, mit Liliencrons Gedicht „An Theodor Storm" eingeleitet, und mit einer Huldigung Liliencrons schließt es. — Remers Definition der Lyrik als der Kunst des Verschleierns, der Andeutung ist doch zu eng und nur zu Gunsten Storms und Seinesgleichen bemessen. Lyrik ist auch dionysische Kunst, die Poesie des Rausches, Glut und Glück der überschäumenden Seele, Siegesbrunst und Triumphstimmung; nicht bloß die Sehnsucht, traumhafte Erinnerung, der Schmerz des Entsagens zwingen den Dichter „sein Gefühlsleben in der drangvollen Enge des Liedes auszuleben". —

Wenn ich mich nun der Studie über Leixner zuwende, muß ich mein Bedauern darüber aussprechen, obwohl einem ja der ganze Leixner nichts angeht, und seine Bedeutung für Poesie und Weltanschauung, euphemistisch geredet, nicht weit her ist, daß er zur Feier seines 50. Geburtstages an solch einen täppischen, taktlosen frechen Interpreten geraten ist, dessen miserables Werk ihn eher blamiert als feiert. Schon die Einleitung muß auch einen Freund L.'s anwidern. Es ist salbungsvolles Gewäsch, ein kindisches Gesalbader Man sieht ein Gesicht dahinter, das einer gewissen Sorte pfäffischer Edelmenschen und Tugendbonzen eigentümlich ist, die aber auch gottseidank bisweilen die glückliche Gabe haben, unfreiwillig komisch zu sein Wie die Einleitung so das ganze Machwerk. Die albernen Gedanken derselben kehren gleichsam als lächerliches Leitmotiv, oft sogar mit denselben Worten, meist am Schluß der einzelnen Abschnitte immerfort wieder. Jedesmal nach oder vor der Besprechung eines Leixner'schen Werkes stimmt er mit konstanter Idiotie dieselbe Klage über den geringen Erfolg L.'s an und ergeht sich in sowohl unverschämten als komischen Lamentationen über die „Jungen" und „Jüngsten". Ich gebe hier einige Proben. Von der „Erträumten Liebe", einen Roman in Liedern, meint er Seite 34: „Einen lärmenden Erfolg wird es nicht haben, dazu ist es zu gut, zu sehr für alle Zeiten geschrieben". Ferner S.

36 und 37 gelegentlich der „Dämmerungen“, die er das psychologische Epos der Gegenwart nennt: „— und die in Psychologie machenden „Jüngsten“ werden staunen, daß der Schöpfer dieses Werkes jener ist, über den sie so oft hergefallen sind, obwohl er ihnen wohlwollend, wie kaum einer, entgegen kam, wenn er auch manchem das künstlich verwilderte Haar zauste“ — und dann wieder: „Der Dichter ist sich wohl bewußt, keines jener Werke geschaffen zu haben, denen ein lärmender Erfolg beschieden ist.“ Seite 45: „Es haben unsere „Jungen“ so oft mit ihren sozialen Gedichten geprahlt . . . Aber wahr sind diese Lieder (Leixners im II. Buch der Dämmerungen); man merkt, daß der Dichter mit den Armen fühlt — sie vor allem auch kennt, während man bei so manchem der jungen Heuler die Empfindung nicht los wird, wie diesen mürben Schreiberknochen die Feder entfiele, wenn eine schwielige Arbeitshand sie drückte.“ Diese Frechheit und diesen Blödsinn noch weiter zu charakterisieren ist überflüssig. Dieser Herr Karl Storck ist überhaupt nicht ernst zu nehmen. Man höre: Seite 35. „Bei den Gedankendichtungen wird man oft an den Alt- und Allmeister Goethe denken, . . weil man den Hauch des Kongenialen spürt: dieselbe Klarheit, dieselbe Schönheit, dieselbe Erhabenheit über das gewöhnliche Erdengezücht . . Es sind nur wenig Spitzen, die in jene Olympierhöhe reichen, wo die Götterluft reiner Poesie weht.“ Also Otto Leixner ein Olympier!

W. Lentrodt.

Neue Beiträge zu Heinrich Leutholds Dichterporträt. Gesammelt und herausgegeben von Adolf Wilhelm Ernst. Hamburg, Conrad Kloß.

Dem schweizer Dichter Heinrich Leuthold hat bekanntlich der Hamburger Schriftsteller Adolf Wilhelm Ernst eine ganz besondere Liebe und Aufmerksamkeit gewidmet und zuerst seine Studien in seiner Schrift „Heinrich Leuthold, ein Dichterporträt“, niedergelegt. Die „neuen Beiträge“ heute sind nur ein Nachtrag dazu und geben in zwei Aufsätzen ein Bild von dem vermittelnden, nachschöpferischen Heinrich Leuthold, von seiner Thätigkeit als Übersetzer und Essagist. Ernst ist in diesem Buche mehr Herausgeber als Verfasser; er nimmt nur das Wort, wo es zur Orientierung nötig ist, vor allem im zweiten Teile. Beide Teile hängen übrigens eng zusammen, da das Feld von Leutholds Thätigkeit beidemal die Lyrik, speziell die neue französische Lyrik ist. Mit Recht hat Ernst zum allgemeinen Verständnis die Übersetzungen vorangestellt. Wertvoller noch als die Mitteilung von 49 Originalübersetzungen ist der daran angeknüpfte Versuch, den Anteil Leutholds an der mit Geibel gemeinsam veranstalteten Antologie der französischen Lyrik zu bestimmen; die Entscheidung fällt überraschend zu Gunsten Leutholds aus. Den zweiten Teil füllen Aufsätze, die Leuthold seinerzeit in größeren, vorwiegend süddeutschen Zeitungen über einzelne französische Lyriker veröffentlichte. Ernst hat möglichste Vollständigkeit angestrebt und nicht nur dem Dichter und seinen Freunden, sondern überhaupt der deutschen Litteraturgeschte einen Dienst geleistet. K. G.

Kleists Amphitryon. Eine Studie von Dr. Wilhelm Ruland. Berlin 1897. Verlag von J. Harrwitz Nachfolger (Th. Kehrbach), Litterarisches Bureau des deutschen Schriftstellerverbandes.

Das der Amphitryonmythe zu Grunde liegende heikle Motiv konnte nur zu einer Zeit lustspielmäßig verwandt werden, als die Alten aufgehört hatten, mit dem Schauer der Ehrfurcht zu ihren Göttern emporzublicken, und man das in den Sagen enthaltene Menschliche, was man einst naiv und gläubig hingenommen, vergröberte und damit seinen Spaß trieb. Man freute sich darüber, den Vater der Götter und

Menschen in einer sehr merkwürdigen Situation zu sehen, in die er bei einer der häufigen „Gastrollen“ auf Erden geraten war, und lachte über die tollen, derbkomischen, possenartigen Zwischenfälle und Verwechselungen, aber man übersah gänzlich das Grausame und peinlich Berührende des Stückes, das nie einer wahren, harmonischen Lösung fähig ist, weil der falsche Amphitryon als Gott in einer höhern, unerreichbaren Sphäre steht, und ihm gegenüber der wahre Amphitryon ohnmächtig ist und klein beigeben muß. Als nun Molière den Stoff zur Behandlung aufgriff, da schlug er denselben Weg ein wie seine Vorgänger: er legte das Hauptgewicht auf das Komische der Handlung und bemühte sich, das Ernste, ja Tragische des Gegenstands zu verdecken. Und wenn er somit auch kein tiefes, auf Ergründung eines seelischen Problems gerichtetes Werk schuf, so bot er wenigstens ein im Aufbau und im Gesamtton durchaus einheitliches, übermütiges, aber sehr ergötzliches Bühnenstück, das zudem durch die wunderbare Musik seiner Verse einen stets andauernden Reiz ausübt. Die Gesinnung, welche das Stück durchzieht, ist charakteristisch für jene Zeit und Welt. Der geprellte Amphitryon hält eine Teilung seiner Eherechte mit Jupiter durchaus nicht für etwas Unehrenhaftes; er gleicht darin ganz den Höflingen von Molières Epoche, die ja voll übermäßiger Bewunderung zu dem „Sonnenkönig“ emporblickten, und sich womöglich gar alle Mühe gaben, ihre Weiber oder Töchter zu Mätressen des „Jupiters dieser niedern Atmosphäre“, wie ihn Lafontaine einmal nennt, zu machen.

Wenn nun eine so tief angelegte, nach den höchsten Zielen der Kunst ringende Natur wie Kleist denselben Stoff behandelte, so ist man von vorherein sicher, daß er diesen in seinem vollen Umfange zu erfassen suchte. Er hat die komische, wie auch die tragische Seite des Gegenstandes weiter ausgebildet und zugleich verschärft und damit die Unlösbarkeit des Problems jedem mit schneidender Schärfe bemerkbar gemacht. Zudem hat er ein romantisch-mystisches, christliches Element mit dem heidnischen, antiken zu vereinigen gesucht und sein Drama zu einem Loblied auf das keusche Weib gestaltet, das von den Himmlischen zur Herasgebärerin erkoren worden, wie Maria nach der christlichen Kirchenlehre zur Gottesmutter. Daß ihn dabei frühere christlich gefärbte Bearbeitungen des Amphitryon beeinflußt hätten, ist wohl kaum nötig anzunehmen; bietet doch schon der heidnische Mythus mit der christlichen Erzählung in den Hauptpunkten soviel Gemeinsames, daß eine völlige Verschmelzung gar nicht so fern liegt.

Man wird gern zugeben, daß das Drama Kleists reich an charakteristischen Einzelschönheiten ist, daß sämtliche Gestalten prächtig gezeichnet sind, und daß der Dichter in seiner Alkmene ein Weib von echt fraulicher Scheu, Innigkeit, Reinheit, Frömmigkeit, Gattenliebe und -treue geschildert hat, wie man in der deutschen Litteratur kaum ein zweites finden wird. Aber ein wahres, einheitlich in sich geschlossenes, harmonisches Kunstwerk, wie es Molière bietet, hat Kleist trotz all seiner krampfhaften Bemühungen nicht zu schaffen vermocht.

Rolands Studie ist eine gute wissenschaftliche Einzelarbeit, deren Hauptvorzug in dem peinlich gewissenhaften Zusammentragen und Sichten des Materials besteht. Der Verfasser untersucht eingehend, wie sich die Bearbeitung des deutschen Dichters zu seinem französischen Vorbild verhält, und liefert manchen neuen Beitrag zur Beurteilung des vielumstrittenen Bühnenwerks, das wie kein zweites ein charakteristischer Ausdruck von dem genialen, aber zwiespältigen, unharmonische Wesen Kleists ist. P. Ss.

Kunstwissenschaft.

Die unsinnige Richtung der modernen Bildermalerei und

wirkliche Kunst. Für ernste Kunstfreunde und Maler. Von C. Kerstan, Historienmaler. 55 Seiten. (1897. Verlag von Th. Schröter, Leipzig und Zürich.)

Um über den Wert und die Tendenz des Buches von vornherein keinen Zweifel zu lassen, brauche ich weiter nichts zu verraten, als daß der Verfasser unter „wirklicher Kunst" die Gemälde eines Defregger, Grützner, Werner, Knaus, Bautier, H. Kaufmann, Wereschagin versteht, welchen letzteren er einen Künstler ersten Ranges nennt, während er von den Meisterwerken der Renaissance in Ausdrücken wie „gemalter Unsinn", Kindischer Inhalt", „malerische Denkmale geistiger Unreife" redet. Originell ist, daß er auch Lenbach nicht gelten läßt und nur verächtlich über dessen Porträts urteilt. Selbst Menzel imponiert ihm nicht. Die Schale seines Zornes gießt er aber über Stuck und Segantini aus, die er von den Ausstellungen im Wiener Künstlerhause her kennt. An Stucks „Krieg" rügt er vor allem, daß der Kerl auf dem Pferde nackt ist, denn „von nackten Kriegern weißer Hautfarbe wisse doch niemand etwas". Originell ist auch, daß dieser Herr Historienmaler die Kunst mit Philosophie kurieren will. Die Maler können nicht denken, und was die Kardinalsünde des Geistes sei, sie haben keine klaren Begriffe. Und diese ihnen und jenen „ernsthaften Kunstfreunden" beizubringen, das hält er für seine Pflicht, dazu fühlt er sich berufen. Hat er doch schon ein „Kurzgefaßtes Manuskript" liegen: „Anregung oder Bruchstücke zu einer Begriffewissenschaft", für das er wohl keine Leser finden würde, wie er meint, „auch wenn er die Druckkosten riskieren wollte". Die Proben seiner Begriffewissenschaft in dem uns vorliegenden Buche sind nun mehr als kläglich, so daß man ihn zu jener vorsichtigen Erkenntnis beglückwünschen kann. Als Wende aller Not und als Wissenschaft der Zukunft, die dem Umsturz auf allen Gebieten, also nicht bloß auf dem der Kunst, Einhalt thun wird, erscheint ihm diese „Begriffewissenschaft und ein damit verbundenes, hierarchisch angelegtes Begriffelexikon, von einen „Übermenschen" — jedoch nicht von einem „Nietzsche'schen Narren —" verfaßt. Charakteristisch ist es auch für den Geist des Herrn Kerstan, daß er die Ungerechtigkeiten der Aufnahme-Jury, die Cliquenwirtschaft im Ausstellungswesen auf die Weise beseitigen will, indem er verlangt: jeder Maler muß der Genossenschaft beitreten und dann auch eo ipso das Recht haben, wenigstens ein Bild ausstellen zu dürfen, wenn es nicht gegen die allgemeinen bürgerlichen Gesetze verstößt. Als persönliche Kuriositäten von ihm will ich noch anführen, daß er als Maler sich seiner Unbekanntschaft in Malerkreisen rühmt, daß er es ganz unschuldig eingesteht, nicht einmal die Namen der hervorragenden modernen Künstler zu wissen (thatsächlich spricht er nur von Stuck und Segantini), daß er vollständig frei ist von dem übel geleumundeten Künstlerhochmut, weil er der Konzeption eines Künstlers an sich geringeren Wert beilegt als der des Erfinders. Wenn man dazu noch seine Wut auf die Jury und die Kritiker berücksichtigt, so könnte man wohl auf den Gedanken kommen, seine Kunst gliche darin dem Veilchen, daß sie im Verborenen blühe; ja wenn man von seiner unabhängigen Lebensstellung hört, was doch wohl soviel heißt als „er habe es nicht nötig", so liegt die Annahme nicht gar so weit, daß er die Kunst an den Nagel gehängt habe, seitdem er das philosophische Genie in sich entdeckt, und daß er deshalb auf sie nicht gut zu sprechen sei. Zum Schluß noch ein paar Sätze als Stilproben aus der Einleitung, in der er eindrücklich schildert, wie die Welt aus den Fugen geraten sei: „Umsturz auf allen Gebieten . . der unwiderstehliche Zwang befreit Verbrecher . . der Erziehungsstock von tausend Generation gilt als Ent-

würdigung .. Schein ersetzt die Wirklichkeit .. das Zeitungsleser-Geschlecht fordert Kürze Wenige Druckseiten und halb umsonst ist Bedingung für alles Lehrhafte, das nicht von Professoren dem Publikum geboten wird. Also ad rem! Umsturz überall!" Schade, daß man nicht noch mehr zitieren kann. Denn dieser Historienmaler und seine Begriffewissenschaft steht mit den Begriffen auf sehr gespanntem Fuße. W. Lentrodt.

Erziehungswissenschaft.

Jugendschriften-Warte. Organ der vereinigten deutschen Prüfungsausschüsse für Jugendschriften. Verantwortlicher Redakteur Heinrich Wolgast. Hamburg. Jährlich 12 Nummern. Preis Mk. 1,20.

Von Hamburg geht seit Jahren eine stetig wachsende geistige Bewegung aus, die sich die Förderung der ästhetischen Bildung im weitesten Umfange zum Ziele nimmt. Kunstgelehrte, Schulmänner, Dichter, Politiker, Kunst- und Litteratur-Freunde reichen sich die Hand, um mit vereinten Kräften für die Reform des Volkserziehungswesens im Sinne gesunder Schönheit und natürlicher Wahrheit zu wirken. Einen wichtigen Teil dieser Aufgabe sucht die im 5. Jahrgang stehende „Jugendschriften-Warte" erfüllen zu helfen. Die Art, wie in diesem Blatte die einschlägigen Probleme behandelt werden, ist in hohem Maße interessant. Der Kreis der Mitarbeiter umschließt Köpfe ersten Ranges, von einer herzerfreuenden Frische und idealen Geistigkeit. Das Blatt ist geradezu ein Unikum auf deutschem Boden, wo die sterilste Scholastik bekanntlich immer noch von den staatlich patentierten Drillmeistern als die alleinseligmachende moderne Erziehungskunst in Kraft und Ansehen erhalten werden möchte. Das an pädagogischen Anregungen und kritischen Meisterleistungen überreiche Blatt sei unsern Freunden allerwärts angelegentlich empfohlen!

Encyklopädisches Handbuch der Pädagogik. Herausgegeben von W. Rein in Jena. Langensalza, Hermann Beyer & Söhne.

Das monumentale Werk, das in keinem anderen Kulturlande kaum seines Gleichen haben dürfte, ist bis zur ersten Hälfte des 4. Bandes gediehen. Dieser Halbband beginnt mit Immanuel Kant (Leben, philosophische Anschauungen, pädagogische Anschauungen) und schließt mit dem Lehrlingswesen. Neben anderen, besonders für die soziale und wirtschaftliche Seite der Volkserziehung bedeutsamen Hauptstücken (Handfertigkeitsunterricht für Knaben und Mädchen, Handelsschulen u. s. w.) enthält der vorausgegangene Halbband hervorragend gut abgefaßte Abhandlungen über Hegel und Herbart, über das Gymnasium rc.

M. G. C.

Untersuchungen über die Kindheit. Psychologische Abhandlungen für Lehrer und gebildete Eltern von Dr. James Sully. Aus dem Englischen übertragen und mit Anmerkungen versehen von Dr. J. Stimpfl, Lehrer am K. Schullehrerseminar zu Bamberg. Mit 121 Abbildungen im Text. 23 Bogen. Preis Mk. 4. Leipzig, Ernst Wunderlich.

Ich fürchte, daß wir in der wissenschaftlichen Pflege alles dessen, was zum Auf- und Ausbau einer richtigen modernen Kinderpsychologie gehört, gegen Engländer und Amerikaner im Rückstande sind. So bahnbrechend unsere deutschen Forscher und Erzieher auf anderen Gebieten der Pädagogik, Methodik und Psychologie anerkanntermaßen gewirkt haben, auf dem der Kinderpsychologie (Seelenkunde des vorschulpflichtigen Alters) ist meines Wissens in deutschen Ländern außer dem klassischen Buche von Wilhelm Preyer „Die Seele des Kindes" nichts von der Bedeutung und in dem Umfange publiziert worden, wie in der einschlägigen

Litteratur der Engländer und Amerikaner. Ja, die hervorragenden kinderpsychologischen Arbeiten eines Mark Baldwin, eines Stanley Hall haben noch nicht einmal einen deutschen Übersetzer gefunden, und es ist doch kaum anzunehmen, daß die Originalwerke in ihrer Ursprache besonders da verbreitet worden sein sollten, wo ihre Kenntnis am wünschenswertesten wäre: in den Kreisen der deutschen Volksschullehrer, Kindergärtnerinnen und Privatlehrer. Es ist einfach rätselhaft, daß gerade in Deutschland, wo die leibliche und geistige Pflege des Kindes so feierlich ernst genommen und die Bedeutung des Jugendlebens mit so großem Aufwande tönender moralischer Phrasen verkündigt wird, die Forschung so gleichgiltig am Seelenleben des Kindes vorübergeht, daß nicht einmal Psychologen vom Range eines James Sully in der deutschen Pädagogik die gebührende Würdigung gefunden haben. Hier füllt nun in der That der Seminarlehrer Dr. Stimpfl mit seiner vortrefflichen Verdeutschung der Sully'schen „Untersuchungen über die Kindheit" eine wesentliche Lücke aus. Hoffentlich findet das wertvolle Buch rasche Verbreitung und giebt auch in Deutschland den Anstoß zu gründlichen Beobachtungen und Beschreibungen des Seelenlebens im vorschulpflichtigen Alter. Wir geben an anderer Stelle einen Abschnitt aus Sully-Stimpfls Werk.

Grundzüge einer Sozialpolitik. Von Prof. Dr. Karl Fischer. Anhang. Kulturentwickelung und Erziehungsaufgaben. Ein Epilog als Prolog. Inhaltsverzeichnis zum ganzen Werk. Eisenach, M. Wilkens. Preis des Anhangs 75 Pf., Preis des Hauptwerks 5 Mk.

Wir haben seinerzeit von dem Hauptwerke mit der aufrichtigsten Bewunderung gesprochen. Der vorliegende Anhang versucht mit der gleichen Tüchtigkeit, Klarheit und Entschiedenheit, die jenes auszeichnen, einige wichtige Gesichtspunkte dem gemeinen Verständnisse noch näher zu bringen. Man merkt, dem Verfasser ist seine soziale Pädagogik mehr als Beruf und Apostelamt, sie ist ihm lebendigste Herzenssache. M. G. C.

Vermischte Schriften.

Dr. phil. Eduard Loewenthal: System und Geschichte des Naturalismus oder die Wahrheit über die Entstehung der Weltkörper und ihrer Lebewesen. VI. Aufl. (Berlin, Verlag von S. Calvary & Co., 1897.) Preis 3 Mk.

Hätte der Verfasser dieser Schrift als Titel für dieselbe gewählt: „Der Naturalismus als Negation der Philosophie" oder „der Naturalismus als Plattitüde," so würde man ihm das Zeugnis nicht verweigern können, einen glänzenden Beweis für die im Titel ausgesprochenen Behauptungen geliefert zu haben. Aber die Schrift ist leider anders gemeint. Der von seiner erhabenen Mission fest überzeugte Verfasser lebt der Gewißheit, daß er mit diesem Werk eine Philosophie begründet habe, die nicht bloß „eine Reformation des 19. Jahrhunderts" bedeute, sondern auch eine „Kulturepoche" einleite, „wie sie in der Geschichte des jetzt in Entwickelung begriffenen Menschengeschlechtes oder in dem, was man irriger Weise Weltgeschichte überhaupt zu nennen pflegt, noch nie Platz gegriffen hat." Ob er hat für seine Philosophie und die mit ihr anhebende Menschheitsepoche eine Reihe Ephitheta ornantia bereit, die ihn durchaus nicht des Lasters der Bescheidenheit bezichtigen. Aber was bringt uns nun dieser neue Messias und Menschenheiland — pardon, Herr Dr. Loewenthal! ich wollte sagen: Der Messias, der Heiland κατ᾽ἐξοχήν der zu sein, Sie ja behaupten? Was ist das Erhabene, Beglückende seiner Philosophie, „seiner Religion der Zukunft", des „Cogigantentums" — so soll nämlich die

neue Religion heißen; ich fände das Wort „Loewentum“ angemessen oder für die Bekenner der neuen Religion ganz einfach als Sammelnamen die Bezeichnung „Loewenthäler“ —, was, frage ich, an Welt- und Menschenerkenntnis wird uns geschenkt, mit dieser auf den Namen „Naturalismus“ willkürlich getauften Philosophie, die sich dadurch von der spekulativen Philosophie unterscheiden soll, daß sie sich „vorwiegend auf thatsächliches Beweismaterial stützt.“ Dieses „vorwiegend“ ist köstlich; ach, der arme Kerl hat dies Wort so nötig wie das liebe Brot — schon gleich bei seiner Kosmogonie, deren „thatsächliches Material“ doch sehr wenig „vorwiegend“ ist, wenn er die Erstentstehung des Lebens aus den Verdichtungsprozessen und elektrischen Spannungen der „Ur-Substanz, die der absolut freie, neutrale Stoff (-Äther, -Geist(!))“ ist, herleitet, wenn er behauptet, daß „der Selbstbelebungsmoment eines Sonnenorganismus auch zum Werde-Moment der mikrokosmischen Lebewesen wird“ (ganz abgesehen von seinen Behauptungen über die Nachwirkung der „sphärischen Molekularbewegung zur Zeit des Erst-Entstehungsprozesses des Sonnenorganismus auf die Weltkörper und Lebewesen“ und über „die mit Notwendigkeit unter dem Einflusse der positiv- und negativ-elektrischen Wechselströme erfolgte zweifache Geschlechtsbildung“). Also seine Kosmogonie baut sich auf Hypothesen auf, an die keine exakten Beweise hinanreichen. Sie ist übrigens das Interessanteste (wenn auch im wesentlichen nichts Neues) in Loewenthals Philosophie. Sehr schwach ist „die Entstehung des Intellekts“; die Entstehung der Sinne fehlt ganz. Aber nun zu unserer Frage zurück: was ist die gewaltige, weltüberwindende Kraft des Kogigantentums, was ist das Fundament, auf dem sich der Tempel jener Zukunftsreligion erheben soll? Ist es des Verfassers Glaube an den „Gottwerdungsprozeß“ des Menschen (natürlich vorwiegend auf thatsächlichem Beweismaterial beruhend!), und daß „sich in dem irdischen Wesen des Menschen ein überirdisches embryonal entwickle, um dann in einer entsprechenden Stoff- (Äther- oder Geist-) Region weiter zu existieren“? Das mögen die Götter wissen, die wir einst sein werden. Seine Ästhetik ist ein Klingeln mit längst abgegriffenen Pfennigen und längst entwerteten Spielmünzen. Sie sagt gar nichts, wenn sie z. B. schön mit normal harmonisch definiert. Ja zum Teufel, was heißt denn „normal harmonisch“?! Und natürlich keine Spur, auch nicht mal ein Ansatz zu einer psychologisch oder besser physiologisch begründeten Ästhetik. Blechgeklingel — das ist alles. Aber seine Ethik! Vielleicht sproßt aus ihr die Panacée, von der eine allgemeine dauernde Gesundung und blühende Entwickelung auf Erden zu datieren ist. Die Ethik in einer Philosophie soll ja soviel bedeuten wie das dominierende Weib in einem Roman, d. h. sie ist der Prüfstein für den Wert der betreffenden Welt- und Menschenausdeutung. Also die Ethik Loewenthals: Auf welchen neuen Erkenntnisse, auf welchem „vorwiegend thatsächlichen Beweismaterial“ baut sie sich auf, welches Menschenideal hat sie im Auge, was für eine Volksbeschaffenheit (nach Leib und Seele) setzt sie voraus, — kurz welcher Art ist diese Ethik? Sie ist (deutlich geantwortet) pure, rite jener Quark, den man unermüdlich von Sokrates bis Kant und den Seinigen in den Jahrhunderten mit mehr oder weniger Variation bis zum Überdruß breitgetreten hat: ein auf der Tugend- und Pflichtenlehre beruhender platter seichter Eudämonismus, um den sich kein mächtiger, von einem starken Willen, von Lebens- und Schaffenslust erfüllter Mensch je gekümmert hat; eine Moral, die nur den satten Spießbürger, welcher sein Schäfchen im Trocknen hat, den

Schwächling und Feigling, der vor dem Kampf des Lebens, vor allen Unbilden und Schrecknissen zittert, und ein an Gestaltungskraft und Machttrieben bankrottes Volk, das in einem möglichst langen Frieden bloß noch genießen will, voraussetzt. Und die „wissenschaftliche Grundlage", das „thatsächliche Beweismaterial" —? Nun, die Geschichte und die Natur reden wahrhaftig eine andere Sprache als diese sogenannten Philosophen von ihrem Schreibtisch her. Das Leben läßt sich nicht in ein paar Moralbegriffe einfangen und von ihnen meistern. Die Entwicklungsgeschichte der Welt, jedes Volkes, Staats und jedes großen Menschen beweist das. Das allgemeine Ziel für Volk und Individuum ist die Vollendung in sich, die höchste Fülle an Kraft und Macht, sich ausleben zu können, die günstigen Bedingungen, den breitesten Raum zu gewinnen, sich möglichst ungehindert entfalten zu können, der Macht seines Geistes und Willens froh zu werden. Aber der Messias des Cogigantentums verbietet nicht bloß jedem einzelnen Menschen, sondern sogar auch jedem Volke „die eigenmächtige Selbsthilfe unter allen Umständen, selbst im Falle innerer Unruhen," und verlangt unbedingte Unterwerfung unter die Entscheidungen einer zu errichtenden obligatorischen Friedensjustiz". Mein lieber Herr Doktor, man unterwirft sich nur aus Schwäche; wer sich stark fühlt, trotzt der Welt sogar bis in den Tod; ein Christ demütigt sich, aber nur zur Ehre Gottes. — Zum Schluß möchte ich noch unsern Psychologen auf ein sehr zeitgemäßes, unterhaltsames und lustiges Studium aufmerksam machen. Wie denken Sie über das Thema „Moderne Messiasse" oder „die psychophysiologische Disposition der Heilandsmanie" oder „Zur Psychologie des Volksbeglückers".? — W. Lentrodt.

Dr. Paul Flechsig, o. ö. Professor der Psychiatrie: Die Grenzen geistiger Gesundheit und Krankheit. 2. Abdruck (Leipzig, Verlag von Veit & Comp., 1896) Preis 1 M.

Die Schrift hat es hauptsächlich mit einer Zurückweisung der bekannten Lombroso'schen Theorie von der Verwandtschaft des Genies, des Wahnsinnigen und des Verbrechers zu thun. Der Verfasser nennt die Theorie unwissenschaftlich und die Behandlung wissenschaftlicher Fragen in der Art und Weise Lombrosos Atavismus, indem er mit diesem Ausdruck auf jene bedeutsame Behauptung Lombrosos anspielt; der Typus des geborenen Verbrechers (Delinquente nato) sei als ein Rückfall auf niedere Entwicklungsstufen zu bezeichnen. Flechsig geht von der für ihn als Ergebnis seiner Hirnanatomie feststehenden Thatsache aus, es gebe sowohl ein Charaktercentrum als auch ein Centrum des Intellekts, und diese beiden Centren seien von einander unabhängig, woraus folgt, daß der Intellekt keinen Einfluß auf den Charakter (die Moral 2c.) haben kann und umgekehrt. Er weist auch darauf hin, daß die größten Genies niemals wahnsinnig gewesen sind, daß zwischen genialer, schöpferischer und pathologischer Geistesproduktion keinerlei Wesensgleichheit besteht, daß mit dem Auftreten des Wahnsinnes die Schaffenskraft nicht zu, sondern rapid abnimmt. Die Thatsache, daß viele bedeutende Menschen wahnsinnig geworden, hat also nicht ihre Ursache in der über andere hervorragenden Geistesgröße, sondern in physiologischen Erscheinungen und Einflüssen, denen auch der geistig mittelmäßig Veranlagte erliegen kann. Dasselbe gilt auch in puncto Verbrechen und Genie. Die sittlichen Defekte großer Männer finden sich in gleicher Weise auch bei Millionen von Mittelmäßigen. Der Verfasser kommt zu dem Schluß: „Das Genie ist nicht Entartung nach abwärts, sondern, wie insbesondere die Ana-

tomie (Vergrößerung der Denkorgane) klar und deutlich zeigt, Fortschritt zu einem höheren Typus." Ob Lombrosos Theorie, welche ein Attentat auf den Optimismus ist und eine tragische Weltanschauung verlangt, durch Flechsig ganz widerlegt ist, können wir in der Kürze hier nicht entscheiden. W. L.

Trunksucht und Unzucht. Ein offenes Wort für die gebildete Männerwelt von Dr. Wilhelm Martius. Zeitfragen des christlichen Volkslebens Bd. XXI, H. 4. (Stuttgart, Druck und Verlag der Chr. Belser'schen Verlagsbuchhandlung. 1896.)

Die Schrift ist mit Geschick und ihrem christlichen Zwecke gemäß geschrieben, bringt aber nichts wesentlich Neues. Sie konstatiert das Überhandnehmen von Trunksucht und Unzucht und daß das eine meist andere Laster im Gefolge habe. Eine alte Geschichte: wo Bacchus weilt, stellt sich auch gern Frau Venus ein, und selten ist's wohl die Urania. Der Herr Verfasser verlangt Ausrottung der Prostitution, neue Sittengesetze gegen Trunksucht und Unzucht. Zum Schluß giebt er eine Übersicht über die Bestrebungen der christlichen Vereine, welche den Kampf gegen diese Laster führen. Und man muß sagen, der Kampf ist mit Aufbietung aller Kräfte und auf der ganzen Linie eingeleitet. — Vom Standpunkt seiner widernatürlichen Moral hält selbstverständlich der Verfassen jeden außerehelichen Geschlechtsverkehr für Unzucht. Selige Liliencron'sche Nächte sind für ihn Sünde. Wenn ein Bursche zu seinem Mädchen steigt, so nennt er das auch Unzucht. Und wenn eine Frau, die in unglücklicher Ehe lebt, sich aus wahrer leidenschaftlicher Liebe einem andern Manne hingiebt, so wird er ohne weiteres für diesen Fall noch mit mehr Nachdruck und Abscheu den Namen Unzucht gebrauchen. — Seine christliche Moral, deren strikte Befolgung nach all ihren Grundsätzen und Geboten übrigens jedes Kulturstaatsleben unmöglich machen würde, verlegt dem Herrn Verfasser die Erkenntnis, daß die gesetzliche Beseitigung der Prostitution kein Glück sondern ein schweres Unglück für die menschliche Gesellschaft der großen Städte bedeuten würde. Allein auf dem Boden dieser Erkenntnis muß der Staat oder, anders ausgedrückt, der Arzt und die Polizei nach Mitteln suchen, um den ekelhaften, gefährlichen Begleit- und Folgeerscheinungen der Prostitution mit erfolgreichem Kampf begegnen zu können. — Hieran will ich gleich einige Bemerkungen über noch drei andere Hefte der „Zeitfragen des christlichen Volkslebens" anschließen, deren Titel folgendermaßen lauten: „A. Schopenhauer, ein Zeuge biblisch-evangelischer Wahrheit" von K. Thiemann, ferner Philipp Melanchthon und seine Wirksamkeit in der Reformation" von Spanuth-Pöhlin endlich „Über die Wirren im Orient" von Jacob Ernst.

Für den Kenner war es längst eine Thatsache, daß die Schopenhauer'sche Philosophie in den Grundanschauungen und deren Folge, ihrer asketischen Ethik, mit den Hauptlehren der christlichen Religion als einer pessimistischen Ausdeutung der sinnlichen Welt und des Menschen-Daseins fast vollständig übereinstimmte, aber es ist doch nun interessant zu sehen, wie der Verfasser der uns vorliegenden Schrift, anscheinend ein protestantischer, theologisch positiv gerichteter Pfarrer, zu dieser Einsicht gekommen ist und den sonst von Christen arg verlästerten Schopenhauer sogar als einen „Zeugen biblisch-evangelischer Wahrheit" ausruft. Dies Werkchen, übrigens harmlos und durchaus nicht mit einem Überfluß an Geist geschrieben, würde auch unsern Nietzsche interessiert haben. — Die zweite der oben angeführten Broschüren ist eine

Festschrift zum 400jährigen Geburtstage Melanchthons, jenes Mitreformators, den Luther als seinen Temperamentsantipoden und als seine glückliche Ergänzung mit einem Paar Worte unübertrefflich charakterisiert hat: „Ich bin, so schreibt Luther, dazu geboren, daß ich mit den Ratten und Teufeln muß kriegen und zu Felde liegen; darum meine Bücher viel stürmisch und kriegerisch sind. Ich muß die Stämme und Klötze ausreuten, Dornen und Hecken weghauen, die Pfützen ausfüllen, und bin der grobe Waldrechter, der Bahn brechen und zurichten muß. Aber Magister Philipp fährt säuberlich und stille daher, bauet und pflanzet, säet und begeußt mit Lust, nachdem Gott ihm hat gegeben seine Gaben reichlich." — Von Melanchthon bis zu den „Wirren im Orient" ist fast soweit wie von hier bis zum Monde. Der Verfasser der Schrift kommt natürlich zu keinem positiven Resultat. Er sagt ungefähr das, was tausend andere auch schon gesagt haben. Im wesentlichen thut er weiter nichts als zu konstatieren, daß die Zustände so verfilzt sind wie im Weichselzopf. Die Schuld an den Aufständen und Metzeleien in Constantinopel und in Armenien schiebt er der englischen Regierung, die den Lärm im Vordergrunde zu einer ergiebigen Ernte im Hintergrunde, nämlich in Ostasien, zu benutzen wünschte, und den Juden zu, welche die Armenier vernichten wollten, weil diese den Handel in der Türkei in den Händen haben. Von dem griechisch-russischen Kriege weiß er noch nichts, da die Schrift schon 1896 erschienen ist.

W. Lentrodt.

Das Christentum und Nietzsches Herrenmoral. Ein Vortrag, gehalten im Berliner Zweigverein des Evangelischen Bundes von D. Julius Kaftan, ord. Prof. der Theologie an der Univ. Berlin. — Berlin. 1897. Georg Nauck (Fritz Rühe).

Ich gestehe es frei, daß ich mit dem denkbar größten Vorurteil an das Lesen dieses Vortrags heranging und davon nicht mehr als eine parteiisch verzerrte Darstellung der Lehre Nietzsches mit den üblichen Entrüstungsrufen und dem gewöhnlichen feierlichen Anathem erwartete. Um so freudiger gebe ich zu, daß ich mich in dieser Hinsicht gründlich getäuscht habe. In rein sachlicher Weise, durchaus im Sinne Nietzsches wird die „Herrenmoral" in diesem Vortrage erläutert. Der Persönlichkeit des modernen Dichterphilosophen steht der Verfasser sehr sympathisch gegenüber; allerdings faßt er ihn nicht so sehr als ringenden Geisteshelden auf, sondern mehr als körperlich und seelisch leidenden Menschen, dessen tragisches Geschick darin bestanden habe, daß er Gott verloren, auf den er gewiesen und in dem allein er das reiche, in ihm quellende Leben zu einer harmonischen, großen Lebensform hätte gestalten können. Seine Lehre glaubt er infolgedessen nicht ernst nehmen zu müssen; sie dünkt ihm eine pathologische Erscheinung, welche man lediglich aus der Entwicklung ihres Urhebers zu erklären brauche. Bei seinen Jüngern seien es viel Großmannssucht und überreizte Nerven, viel Phantastik und irregeleitetes religiöses Bedürfnis, was sie zur Annahme der Lehre von der Herrenmoral treibe. Daß die Philosophie Nietzsches einen mächtigen Rückschlag gegen die alles verflachende und nivellierende demokratische und altruistische Anschauung bedeutet, ein scharfes Betonen der Persönlichkeit mit ihrem ureigensten, innerlichsten Leben, ein energisches Frontmachen gegen die starren, kategorischen, jede freie Entwicklung hemmenden moralischen Satzungen: dies zu würdigen, vermag der Verfasser nicht, der ja im Christentum die höchste und letzte Stufe, die Fülle und Vollendung aller irdischen Daseinsgestaltung erblickt. Venedus.

Geschichte der englischen Litte-

ratur von ihren Anfängen bis auf die neuste Zeit. Von Eduard Engel. Vierte, völlig neubearbeitete Auflage. Leipzig. J. Baedecker. 1897. Lieferung 1.

Über diese Neubearbeitung gedenke ich ausführlicher zu sprechen, wenn mir das Werk in seiner Vollendung vorliegt; auf Grund des ersten Heftes, welches in der Hauptsache die angelsächsische und altenglische Zeit behandelt und somit außer dem Beowulfliede und Chaucers Canterburygeschichten nur noch wenig allgemein Interessantes bietet, wird man billiger Weise kein Urteil verlangen können. Nur möchte ich auch hier auf etwas hinweisen, was ich bereits bei der frühern Besprechung des Handbüchleins über Shakespeare erwähnen wollte, aber leider vergaß! Wenn Engel die Philologen so von Herzensgrund haßt, so möchte er doch lieber einmal seinem Gefühle recht vollen, freien Lauf lassen, und alles aussprechen, was ihn ärgert, aber nicht immer und immer wieder, bei jeder nur möglichen Gelegenheit, über seine Feinde mit stichelnden Bemerkungen herfallen, die auf den Unbefangnen den Eindruck der Kleinlichkeit machen und ihn beim Lesen des anziehend geschriebenen Buches recht empfindlich stören. P. Ss.

Bibliographie.

Im Monat September sind folgende Schriften bei der Redaktion eingelaufen:

Arthur Achleitner: Der Hirsch von Eßlingen. Roman. — Berlin, Schall & Grund. Herzogl. Bayerische Hofbuchhändler. Verein der Bücherfreunde. — Preis Mk. 4.—.

Dr. Ludwig Adam: Homer, der Erzieher der Griechen. Ein Beitrag zur Einführung in das Verständnis des erziehlichen Wertes seiner Werke. — Paderborn, Druck und Verlag von Ferdinand Schöningh. 1897.

Max Beyer: Fräulein Gsne. Tragikomödie in einem Aufzuge nebst Prolog und Epilog: „Die Nachbarn" — Leipzig, Verlag von P. Friesenhahn 1897.

Ludwig Diehl: Acht Soldatengeschichten. Ernstes und Heiteres aus dem Soldatenleben. — Stuttgart, Verlag von Strecker & Moser. — Preis Mk. 1,60.

M. von Egidy: Gedanken über Erziehung. (Sammlung pädagogischer Vorträge, herausgeg. von W. Meyer-Markau. X. Bd., Heft 6). — Bonn, Berlin, Leipzig, F. Soenneckens Verlag. — Preis 50 Pfg.

Ekkehard I, Gedicht von Walter und Hildegund, übersetzt von Dr. Paul von Winterfeld. — Innsbruck, Verlag der Wagner'schen Universitäts-Buchhandlung. 1897. — Preis 80 Pfg.

Die friedliche soziale Revolution am Anfange des zwanzigsten Jahrhunderts. Ein Zukunftsbild von einem Menschenfreund. 2. Aufl. — München und Leipzig, August Schupp. —

August Gotthard: Juliana oder die Macht der Liebe. Trauerspiel in einem Aufzug. — Dresden, Leipzig und Wien, E. Piersons Verlag. 1897. —

L. B. Hellenbach: Geburt und Tod als Wechsel der Anschauungsform oder die Doppel-Natur des Menschen. Zweite Auflage. — Leipzig, Verlag von Oswald Mutze 1897. — Preis Mk. 6.—.

Bernhard Herrmann: Jaczo Billung. Tragödie in fünf Akten. — Königsberg i./Pr., Verlag von Braun & Weber. 1897.

Ludwig Ilmen: Lyrische Blätter. Lieder und Dichtungen aus dem Französischen. — Leipzig, Verlag von Gustav Fock. — Preis Mk. 1,50.

Dr. Georg von Langsdorff: Die Schutzgeister und eine vergleichende Übersicht der Erscheinungen des Lebensmagetismus, durch ein Medium erhalten. — Leipzig, Druck und Verlag von Oswald Mutze. — Preis Mk. 5.—.

Jacques Lourbet: Die Frau vor der Wissenschaft. Einzige autorisierte, mit Anmerkungen versehene Übersetzung von Dora Landé. — München, Leipzig, August Schupp.

Dr. Wilhelm Martius: Die erweckliche Predigt, eine Bedürfnis der Zeit. (Zeitfragen d. christl. Volkslebens, herausgeg. v. E. Frhr. von Ungern-Sternberg und Pfr. Th. Wahl, Heft 165). — Stuttgart, Chr. Belser'sche Verlagsbuchhandlung. — Preis 80 Pfg.

Franz Mehring: Geschichte der Deutschen Sozialdemokratie. Erster Teil. Von der Julirevolution bis zum preußischen Verfassungsstreite. 1830

bis 1863. — Stuttgart, Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. 1857.

Dr. J. W. Nagl und Jakob Zeidler: Deutsch-Österreichische Litteraturgeschichte (4. Lieferung). — Wien, k. u. k. Hofbuchdruckerei und Verlagshandlung Carl Fromme. — Preis pro Lieferung: 1 Mark.

Karl Rewefely und Anton Renk: Pax vobiscum! — Minden und Leipzig, August Schupp.

Prof. Dr. Julian Ochorowicz: Magnetismus und Hypnotismus. Autorisierte Übersetzung aus dem Polnischen von Feilgenhauer. — Leipzig, Verlag von Oswald Mutze. — Preis 3 Mark.

Dr. Naum Reichesberg: Die Arbeiterfrage einst und jetzt. Ein akademischer Vortrag. — Leipzig, Georg H. Wigands Verlag 1897. — Preis 50 Pfg.

Erich Rother: Der Industriestaat und die arbeitenden Klassen. — Berlin 1897. Verlag von Joh. Sassenbach. — Preis 15 Pfg.

Wilhelm Rudeck: Geschichte der öffentlichen Sittlichkeit in Deutschland. Moralhistorische Studien. Mit 33 historischen Abbildungen. — Jena, Hermann Costenoble, 1897.

Josef Ruederer: Höllischer Spuk. Ein Münchner Erlebnis. — Berlin, Verlag von Georg Bondi. —

Sonnenblumen: Herausgegeben von Karl Henckell. — II. Jahrg. N. 17—20. — Zürich und Leipzig, Karl Henckell & Cie. — Preis pro Nummer 10 Pfg.

Dr. F. Staudinger: Beiträge zur Volkspädagogik. (Ethisch-sozialwissenschaftliche Vortragskurse, herausgegb. v. d. Schweizerischen Gesellschaft für ethische Kultur; Bd. VI). — Bern, Verlag von Steiger & Ci. (vorm. A. Siebert) 1897. — Preis 60 Pfg.

Dr. Otto Stock: Lebenszweck und Lebensauffassung. Greifswald, Verlag von Julius Abel. — Preis Mk. 3.50.

Prof. Dr. Friedrich Vogt und Prof. Dr. Max Koch: Geschichte der Deutschen Litteratur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. (Lieferung 10—14). — Leipzig und Wien: Verlag des Bibliographischen Instituts. 1897. — Preis pro Lieferung: Mk. 1.

Wilhelm Walloth; Im Banne der Hypnose. Psychologischer Roman. — Jena, Hermann Costenoble, 1897. — Preis Mk. 3.

K. A. Walter: Sonettenkranz berühmter Männer und vermischte Gedichte, gewidmet der denkenden Jugend. — Bern, Selbstverlag des Herausgebers.

U. C. Woerner: Gerhart Hauptmann. (Forschungen zur neuen Litteraturgeschichte. Herausgg. von Dr. Franz Munker. IV). — München, Carl Haushalter, Verlagsbuchhandlung. — Preis Mk. 1.80.

Emanuel Zaeslin: Die Juvalta. Der Tragödie zweiter Teil. — Berlin, Verlag von Richard Zaendler.

Wir bitten, sämtliche Manuskripte, Bücher- 2c. Sendungen ausschließlich an

Herrn Hans Merian, Schriftleitung der „Gesellschaft“
in Leipzig, Inselstraße 7

zu richten.

Schriftleitung und Verlag der „Gesellschaft“.

Verantwortlicher Leiter: Hans Merian in Leipzig.
Verlag von Hermann Haacke in Leipzig. — Druck von Gottfr. Pätz in Naumburg a. S.



Der höhere Schwindel.

Von M. G. Conrad.

(München-Partenkirchen.)

Und Serenissimus sprach:

„Daß der Luxus seine Apologeten nötig habe, so gut wie die Askese, ist ein schönes Argument für die armen Leute, die durchaus an das böse Gewissen und die ursprüngliche Güte des menschlichen Herzens glauben wollen. Der Luxus! Wenn irgend etwas, so hat er das Zeug, sich selbst zu empfehlen und sich selbst zu verteidigen. Man denke doch: die schönen Künste, die gelehrten Wissenschaften über das kleine Einmaleins und den kleinen Katechismus hinaus, die Variététheater, die Prunkmanöver, die Fürsten-Paraden, die Barrisons, die Kirchenfeste und Seligsprechungen, der unfehlbare Papst in seinem grandiosen Vatikan, die Börse, die Marine, die große Tugend, die große öffentliche und heimliche Liebe, die Wohlthätigkeit, die Presse, der Parlamentarismus, der Sport, die Kunstausstellungen, die Weltausstellungen, der Himmel mit der ewigen Seligkeit, die Hölle mit der ewigen Verdammnis, kurz all diese riesigen Halluzinationen und Visionen des nimmer rastenden, nie zu befriedigenden Menschengeistes, der ganze höhere Schwindel der dithyrambisch besungenen Kultur und Kulturkämpfe: wie wollt Ihr das aufrecht erhalten in imposanten Institutionen mit historischer Kontinuität ohne den unerhörtesten und raffiniertesten Luxus im Aufwand von Geld, Blut, Gehirn, Nerven und allen Heroismen der Lüge und Frechheit? Das ganze Fest des Lebens basiert auf Luxus. Wer die Freude und den Glanz des Daseins bejahen will, muß dem Luxus das Wort reden,

und wer den Willen zum Leben überhaupt verneinen will, theoretisch oder praktisch, muß im Genießen oder Denken sehr viel vor sich gebracht haben, um sich — auch diesen Luxus der Verneinung erlauben zu können. Zarathustra ist ein Luxusprodukt, und die Sprüche Salomonis mit ihrer ewig jungen Weisheit hatten den Tausendweiber-Harem wie das ausschweifend gelebte Hohelied zur Voraussetzung — und je stärker dieser Luxus mit geistiger Befreiung prunkt, desto unausweichlicher führt er in letzter Linie zur allgemeinen geistigen Sklaverei.

„Wie wollt Ihr dem Anwachsen des National-Reichtums und der Ausnützung aller menschlichen und irdischen Kräfte und Arbeitsschätze das Wort reden, ohne dem stärksten Reizmittel für Arme, Geplagte, Gedrückte, Ausgebeutete: Reichtum als Luxusermöglichung? Erst das Überflüssige gewährt das Notwendige. Emporwachsen im Luxus, das ist das höchste heimliche Ideal aller sozialen Bewegungen und Revolutionen. Der soziale Ausgleich in der Maske der Gerechtigkeit ist ein idealistischer Faschingsscherz. Alles Höhere ist zugleich höherer Schwindel. Davon läßt sich nichts abhandeln.

„Mit Entsagung, Bescheidung, Volkskunst, idyllischer Dichtung und Philosophie, Neidlosigkeit, Konkurrenz-Beseitigung und flötenspielerischen Gefühlen werfen wir den modernen Staat, die moderne Kultur-Internationale, die Übermenschen-Religion und die ganze Historie über den Haufen. Das wäre ja schrecklich. Die ganze Menschheit käme ins Krachen. Aber es ist dafür gesorgt, daß wir das nicht thun. Die Frömmsten und Besten sind die treuesten Mitarbeiter am höheren Schwindel, die Freiesten und Ungebundensten sind die tapfersten und ehrenfestesten Schildknechte der Reaktion und Versklavung, die Weichmütigsten sind die bravsten Mordgesellen, die Zufriedensten reizen am giftigsten zur Unzufriedenheit und Begehrlichkeit, die Lustigsten helfen am eifrigsten die allgemeine Unlust wecken und fördern.

„Der Luxusmensch ist der wahre Mensch, der Luxuskünstler ist der wahre Künstler, der geübte Sekttrinker hat die feinste Zunge, Machiavell ist der einzig richtige Staatsmann, der grundsätzliche Lügner der effektvollste Wahrheitsverkündiger und Schauspieler — was darunter oder dazwischen liegt, ist Stümperei.

„Was verlangen die Herrschenden von der Kunst, der Wissenschaft, der Religion? Daß sie verherrlichen, beschwichtigen, betäuben soll. Und was preisen die Beherrschten als die angenehmsten Wirkungen der Kunst, der Wissenschaft, der Religion? Das Nämliche! Alles zu Ehren des höheren Schwindels, zur Rechtfertigung des Rausches im Luxus.

„Worauf zielen die Tugend- und Sittlichkeitsbündler ab? Sich die Gefühle und Genüsse der Masse zu unterwerfen, sich zu Richtern über die Lebensführung der Unmündigen und Bevormundeten aufzuwerfen, die Vorkoster und Vorkäuer in allen vorzüglichen Dingen zu spielen. Das „Volk“ soll unterthänig, soll unmündig und nachkäuerisch bleiben — das ist die Luxusforderung seiner tugend- und sittenbündlerischen Freunde, und würde ihnen das versagt, so pfeifen sie auf Tugend, Sittlichkeit und Volk, denn sie hätten keinen Genuß davon, die erhabenen Luxusmenschen und Schwindelbolde. Ihr Wille zur Macht, ihre Gier nach Herrschaft kleidet sich in das Gewand der Entsagungsgebote und der sittlichen Unterwerfung: Du sollst nicht ...! Ihr unverschämtestes Opfer bringen sie der Erziehung zum Gehorsam. Und was will der Staat mit seinen prahlerischen Kulturforderungen? Den souveränen Menschen etwa, das selbstherrliche Individuum, die bessere Qualität der Rasse? Weit gefehlt! Die leistungsfähigere, gefügigere Masse, den wohlgedrillten imposanten Haufen, der ihm die Schlachten schlägt und die Kassen füllt und die Gloire besorgt. Und in sothaner Gottesgnadentümlichkeit genießt er den höchsten Luxus seiner Macht.

„Ihr sucht die Wahrheit? Der Weisheit letzten Schluß? Ihr sucht und findet sie nicht? Höherer Schwindel!“

Also geruhte Serenissimus zu sprechen, als er mit mir in seinem Jagdhause allein war. Draußen heulte der Sturm durch die Winternacht und donnernd rollten die Lawinen von den Bergen.

Es war seine längste und ernsthafteste Rede. Ich schrieb sie mit Geduld in Treuen nieder zu seinem ehrenden Gedächtnis.





Die nationalökonomische Stellung der Frau.

Von Ida Barber.

(Wien.)

Während frühere Jahrhunderte die Frau da in ihrem höchsten Glanze sahen, wo Liebe und Verehrung ihr pflichtschuldigst entboten wurden, scheint es ein schönes Vorrecht unseres Jahrhunderts zu sein, der Frau einen Wirkungskreis in sozialer und nationalökonomischer Beziehung zu sichern, sie als Mitarbeiterin in allen wichtigen Fragen, die den Fortschritt des Menschengeschlechtes betreffen, heranzuziehen, ihren Einfluß, ihre Thätigkeit nutzbar und sie selbst dadurch zu einem einflußreichen Faktor zu machen, ohne dessen Mitwirkung eine prompte, ununterbrochene Fortentwicklung der menschlichen Gesellschaft kaum denkbar ist. Die Frau ist, wie Lorenz v. Stein treffend sagt, „Gegenstand jener Wissenschaft geworden, die vom nationalökonomischen Standpunkte aus es für ihre Pflicht hält, kein nutzbringendes Element brach liegen zu lassen.“ Man hat umfangreiche Werke geschrieben, die die Stellung der Frau in dieser Hinsicht fixieren, man hat Nationalökonomie als Lehrobjekt in unseren Töchterschulen eingeführt, man pfropfte das Hirn der jungen Mädchen voll mit abstrakten Vorstellungen, die im wirklichen Leben wohl selten Anwendung finden, man glaubte Klarheit darüber verbreitet, die Thatsache den Frauen zum Bewußtsein gebracht zu haben, daß eine neue Ära beginne, daß jede einzelne Frau, indem sie als Vorsteherin ihres Hauses Ausgaben und Einnahmen durch ihre Hände gehen läßt, vom volkswirtschaftlichen Standpunkte aus eine Macht vertrete — gedankenloses Dahinleben charakterisiert trotz alledem die große Menge; der liebe alte Schlendrian, der von Mutter und Großmutterzeiten her üblich war, ist noch am Ruder, und das Schifflein des Lebens steuert gar oft nur deshalb dem sicheren Untergange zu, weil die das Steuer führende Hand in Unkenntnis darüber ist, wie man den feindlichen Mächten zu begegnen habe.

Was nützt es, daß Eltern ihren Töchtern oft eine noch so beträchtliche Mitgift mitgeben, wenn sie verabsäumten, sie in den Elementen einer jeden Wirtschaftsführung, im Berechnen, Abwägen, Vergleichen, Kalkulieren, Sparen, Einteilen zu unterrichten! In gebildeten Kreisen wird es durchaus als selbstverständlich gelten, wenn jedes die Schule verlassende Mädchen mit 16 Jahren die Frage beantworten kann, wie viel Sauerstoff und Stickstoff in Brot und Fleisch, Rüben und Zucker sei, aber daß sie auch zu berechnen verstehe, wie viel eine Familie wohl durchschnittlich auf den Mittagstisch, auf den Kaffee, auf Butter verwenden kann, wenn der Mann etwa tausend, fünfzehnhundert oder zweitausend Gulden Einkommen hat, möchte gar oft in Zweifel gezogen werden; man hält es der Wissenschaft nicht würdig, so triviale Dinge in ihren Bereich zu ziehen, und doch ist die Kenntnis und Erkenntnis derselben oft wichtiger als der noch so meisterhafte Vortrag einer Chopin'schen Etude, als die größte Belesenheit in schönwissenschaftlichen Werken.

Das lebendige Bewußtsein von der Pflicht, einzuteilen, Haus zu halten, zu verwerten, fehlt unendlich vielen Frauen, und solange diese Zustände nicht gehoben sind, kann von einem gedeihlichen Umschwung der Volkswirtschaft nicht die Rede sein. Ziffern pflegen am besten zu beweisen, welche Summen erhalten oder verschwendet werden können, je nachdem man spart oder vergeudet, vorsorglich einteilt, jeden Posten, der in der Haushaltungsrechnung aufzählt, erwägt oder gedankenlos unwichtige Dinge wie Hauptziffern belastet und die wichtigen leer ausgehen läßt.

Ist der Mann die erwerbende, so ist die Frau die erhaltende Kraft und als solche von höchstem Einfluß auf den Wohlstand der Familie und auf die Gesamtheit des Volkes. Die unmeßbaren wirtschaftlichen Kräfte, welche eine höhere Ordnung den unermüdlichen Händen der Frau überantwortet hat, sind leider allzu lange unterschätzt, ja oft mißachtet worden. Die Mission der Frau ist aber nicht allein, zu erhalten, indem sie spart, unsere moderne Auffassung hat sie auch als mitschaffende, miterwerbende, in vielen Zweigen gleichberechtigte Kraft ins Leben eingeführt. Wo sie etwas leisten kann, da suche sie sich zu verwerten! Es ist eine grundlose und falsche Befürchtung, daß die mitschaffende Frau ihre häuslichen Pflichten notwendigerweise vernachlässigen, dadurch ihrem Gatten gleichgiltig werden müsse. Wie oft ist er selbst bei bestem Willen und Können nicht in der Lage, für die Existenz der Familie einzustehen!

Wer wüßte nicht, wie materielle Sorgen leider nur zu häufig

der Tod jedes früher noch so ungetrübten Glückes, jeder seligen Gefühlswallung sind? Liebe und Freude schwinden gar oft, wenn die Sorge ihre kalte Hand zentnerschwer auf die Häupter der vergeblich nach einer geeigneten Existenz Ringenden legt; da ist es dann ein doppelt großes Unglück, wenn die Frau sich in Klagen und Jammer gefällt, ohne die Kraft in sich zu spüren, selbst den feindlichen Mächten zu begegnen. So sehr auch die Thätigkeit des Weibes als Hausfrau und Mutter zu schätzen ist, sie darf ihre Zeit nicht ganz absorbieren, wenn die Notwendigkeit da ist, daß sie schaffend und erwerbend dem Manne zur Seite stehe. Das Sprichwort: „Zeit ist Geld!" müßte von den Frauen viel eingehender beherzigt werden. Gar viele denken ihre Pflicht erfüllt zu haben, wenn sie ihre Zeit bei Koch-, Wasch- und Scheuertöpfen, bei Schere, und Nähnadel verbringen. Eine praktische Frau, die die nötige Übersicht hat und die wichtige Kunst der Zeiteinteilung versteht, hat ihre Wirtschaft schon, wenn sie von 6—9 Uhr morgens mit einer tüchtigen Magd gearbeitet hat, so weit im Zuge, wie eine unpraktische Frau noch nicht in den Nachmittagsstunden. Das Wirtschaften mit Zeit und Geld ist eine Kunst, die erlernt sein will; es giebt Frauen, die für alles Zeit haben, für ihre Wirtschaft, ihre Kinder, ihren Gatten, für Litteratur, Kunst und gemeinnütziges Wirken, Frauen, die man überall hilfsbereit und thätig findet, die eingehendes Verständnis für die Fragen und Bestrebungen der Zeit haben, wieder andere, die unter der Last ihrer Wirtschaftsplagen seufzen, die nicht dazu kommen, ihrem Gatten oder ihren Kindern eine Stunde gemütlichen Gedankenaustausches zu gönnen, die, sollen sie gar helfend dem Manne zur Seite stehen, die unglücklichsten, bemitleidenswertesten Geschöpfe sind.

Lehrt eure Töchter den Wert einer richtigen Zeiteinteilung kennen, und ihr sichert ihnen ein Vermögen! Man wundert sich über den Aufschwung, den Frankreich ungeachtet der vielen Milliarden Kriegssteuer, die es an Deutschland zu zahlen hatte, genommen; Frankreich hat eine industrielle Bevölkerung, die Mann und Frau gemeinsam einstehen läßt, wo es gilt, die eigene und somit die Volkswohlfahrt zu sichern. Bei uns herrscht ein vollständig unbegründetes Vorurteil gegen Französinnen; wir halten sie für eitle, putzsüchtige Geschöpfe, die weder Sinn noch Verständnis für ernste Bestrebungen haben. Weit gefehlt! Die französische Frau ist zumeist die treueste Gehilfin ihres Gatten, die Seele seiner Unternehmungen; ihr spekulativer Geist sucht in alles einzudringen, ihre persönliche Liebenswürdigkeit und Klugheit sichert dem Geschäft, dem sie mitangehört, Freunde und Gönner. Die Frau des Mittelstandes würde

es zumeist für ganz vernunftwidrig halten, sich von ihrem Manne ernähren zu lassen; sie hilft mit, sei es nun, daß sie an der Kasse sitzt und mit prüfendem Blick alles überwacht, oder indem sie selbst mitthut, so weit sie es vermag. Ein nach Millionen zu beziffernder Nutzen kommt durch diese Teilnahme der Frau an den Bestrebungen des Mannes dem Nationalvermögen zu gute. Höher noch als ihre Mitwirkung im schaffenden Sinne möchte ich ihre Kenntnis der finanziellen Lage ihres Gatten veranschlagen. Wie oft hören wir bei uns, Frau U. oder Frau Z. lebt weit über ihre Verhältnisse hinaus, sie ist schuld an der schlechten Geschäftslage ihres Gatten. Frau U. oder Frau Z. ist aber, näher besehen, ein ganz harmloses, nichts ahnendes Frauchen, das von ihrem guten Mann ein bestimmtes Wirtschaftsgeld erhält und es für ihre Pflicht als Hausfrau erachtet, dasselbe für den Haushalt zu verausgaben. Sie hat keinen Einblick in seine Geschäfts- oder Vermögenslage, er hält es auch für kaum nötig, ihr einen solchen zu geben, weshalb auch ihr ahnungsloses Gemüt mit der unangenehmen Gewißheit belasten, daß es „schlecht“ stehe. Wäre Frau U. oder Z. aber die mitthätige Gehilfin ihres Gatten, mit der er Ausgaben und Einnahmen, Gewinn und Verlust berechnen kann, sie würde gar bald sehen, wie es um ihre finanzielle Existenz steht, sie würde suchen zu sparen, zu erhalten, zu erwerben und jene falsche Rücksicht, die die Männer abhält, ihren Frauen Klarheit über ihre Vermögenslage zu geben, verurteilen. Wie soll der Wohlstand der Familien und der der großen Familie, die wir Volk nennen, gedeihen, wenn die Frauen, durch deren Hand ja, indem sie den Haushalt bestreiten, ein guter Teil des Vermögens und Einkommens des Mannes geht, in Unkenntnis darüber gehalten werden, wie es um dieses Vermögen und Einkommen zumeist bestellt ist? Die Ehe, dieses innigste äußere wie innere Band zwischen Mann und Frau, das das ganze Leben umfaßt, muß auch jenes Leben, das wir das Güterleben in Produktion, Konsumtion und Reproduktion nennen, mit umfassen, weil jede gute Wirtschaft auf einem geregelten Verhältnis von Einnahmen und Ausgaben beruht, und die dem Erwerb entsprechende Verbrauchssumme der die Wirtschaft leidenden Frau bekannt sein muß. Zwar läßt sich auch leben, indem man die Monats- und Jahresrechnungen anwachsen läßt und in unverzeihlichem Leichtsinn Schulden auf Schulden häuft, aber — die Nemesis bleibt selten aus; jene wirtschaftliche Unnatur bringt üble Folgen und rächt sich zumeist intensiver an der Frau, die den Einsturz ihres häuslichen Glücks und ihrer gewohnten Lebensweise gewöhnlich tiefer beklagt, als der Mann.

Um aber all solchen Fatalitäten und Schicksalsschlägen zu entgehen, ist es Pflicht jedes verständigen Mannes, seiner Frau seine Vermögensverhältnisse schmucklos und in nüchternster Prosa wahrheitsgemäß klarzulegen und sie dafür verantwortlich zu machen, daß von ihrer Seite kein wirtschaftlicher Fehler geschehe. Jener große abstrakte Grundsatz, daß die Summe der Ausgaben von der der Einnahmen bedingt sein soll, muß in jeder geordneten Wirtschaft seinen Ausdruck dadurch empfangen, daß das klare Bild der Ausgaben und Einnahmen auch der Frau vorliege, und daß das, was für das Haus verständigerweise bestimmt werden kann, gemeinschaftlich beraten werde. In dieser Teilnahme an der Feststellung des allgemeinen wirtschaftlichen Planes für den Haushalt erstarkt das Interesse der Frau an ihrer wirtschaftlichen Aufgabe. Die Summe, die sie zu verwalten hat, soll sie sich selber mitbestimmen. Die Gefahr, die in der Überschreitung dieser Summe liegt, soll sie wissen und als eigene Gefahr fühlen und vor Augen haben.

Ist ein richtiger Haushaltungsetat festgestellt, so kommt es nun viel auf die richtige Gliederung, die Einteilung in den verschiedenen Ressorts an. Den einen dieser Teile erfordert die Wohnung, den zweiten fordern die stehenden häuslichen Bedürfnisse, Kleidung, Licht, Feuerung, Dienstboten, den dritten soll man für außerordentliche Ausgaben reservieren, für Krankheiten, Todesfälle, Versicherungen, Verluste, den vierten womöglich gar nicht berühren, sondern als Reserve betrachten; er ist die Sparkasse der Familie, und jedem kommt ein Augenblick, wo ihm hundert Gulden dreihundert wert sind; dieser Reservefond soll aus einem Jahre in das zweite, dritte und so fort übertragen werden und zuletzt das Angebinde der Kinder sein. Die vernünftige Frau, die sich die Bedeutung, welche ihr Wirken vom nationalökonomischen Standpunkte hat, klar macht, wird leicht eine richtige Einteilung treffen können; es ist für sie leicht, zu sparen ohne zu entbehren, genießen ohne zu vergeuden, doch wie vielen ist noch kein Licht über diese Dinge aufgegangen! Sie tappen und wirtschaften im Finsteren herum, wissen nicht, daß der Wohlstand und die Zukunft der Familie zumeist von ihnen abhängt; denn nicht kann eine echte Hausfrau unendlich viel erhalten, sie vermag auch den oft zu leichten Ausgaben geneigten Mann zu einem verünftigen Sparsystem zurückzuführen. Indem der Mann sieht, wie die Frau durch weise Ökonomie aus Kleinem Großes schafft, wie ihre Sparkreuzer zu Spargulden werden und diese im Laufe der Jahre zu einem Kapital anwachsen, von dessen Zinsen sie sich manchen Genuß schaffen kann, kommt auch er zu dem Bewußtsein, daß jedes Vermögen sich aus kleinen Anfängen aufbaut, daß Sparen

und Erhalten oft der erste, sicherste Verdienst und allen gewagten Spekulationen vorzuziehen ist.

Dies ist der erziehliche Einfluß, den die Frau, der ein Verständnis ihrer nationalökonomischen Aufgabe geworden, auf Mann und Kinder auszuüben imstande ist. Nicht minder hoch möchte ich die ethische Einwirkung anschlagen, die sie in treuer Sorge, ihr Haus in Ordnung zu erhalten, jederzeit übt. Sie erst macht das Haus zum Mittelpunkt des geistigen und gemütlichen Lebens, sie giebt ihm jene höhere Weihe, die ein so köstlicher Schatz der deutschen Familie ist.





Johannes Schlaf.

Von Arthur Moeller-Bruck.

(Charlottenburg.)

Es ist sehr eigentümlich: die Deutschen, dieses sonst so versonnene, verträumte, in Märchen befangene Volk, — die Deutschen haben das französisch-skandinavische Dogma von einer naturalistischen Kunst für die Litteraturgeschichte dadurch überwunden, daß sie es, in dem Bestreben es zu erweitern und zu vertiefen, rein logisch bis zu einer absoluten Unmöglichkeit ausdachten; und man wird, wie bekannt, um dieses so ganz unbeabsichtigten und infolgedessen etwas zweifelhaften Verdienstes willen zwei Namen zu nennen haben: Arno Holz und Johannes Schlaf! Sie waren die ersten, die da erkannten, daß die oft genannte und bis dahin mustergiltige Formel Zolas, nach der die Kunst nichts als ein durch ein Temperament gesehenes Stück Natur, im Grunde noch ganz unnaturalistisch sei; wofern nämlich dieser Naturalismus nicht nur eine neue Kunst„form", sondern ein neues Kunst„prinzip" überhaupt sein wollte, das den beiden bis dahin gekannten Prinzipien, Realismus und Idealismus — resp. deren beider Verschmelzung, ebenbürtig zuzureihen sei! Ihre sehr korrekte Logik aber forderte nun, daß man das Temperament fallen lassen müsse. Dem Kunstwerk war also somit Wesen und Wirkung etwa eines Kinematographen zugedacht. Hierin liegt das, was ich oben mit einer absoluten Unmöglichkeit bezeichnete, weil die Kunst nunmehr eine Sache bloß des Gehirns und nicht der Seele, eine nüchterne Rechenaufgabe und kein zu lösendes Rätsel mehr war. Jeder persönliche Empfindungs- und Erkenntnisausdruck blieb ausgeschlossen. Denn das Leben war ja zu reproduzieren, wie es sich rein äußerlich dem Auge darbot: Geschöpf neben Geschöpf, fremd nebeneinander gestellt, ohne inneres Band und Beziehung, ohne Verhältnis von Mensch zu Mensch. Das Intuitive, das in der Seele des Künstlers allein ein

visionär-ekstatisches Auge zu öffnen vermag, fähig, jedes einzelne Individuum wie alles Sein überhaupt in dem innersten Sinn zu erfassen und in den Beziehungen zu deuten, das Intuitive, dieses Bindeglied zwischen dem Dichter in dem Künstler und der Ewigkeit, war ja verbannt!

Daß eine solche Auffassung, die allen den Gesetzen widersprach, die noch eine jede Kunstepoche gelehrt, einer entwicklungsstarken Generation, wie der modernen, auf die Dauer wertlos sein mußte, war ganz notwendig: reichere weitere Erkenntnisse mußten erblühen, von der Art etwa, wie sie in Frankreich ein K. J. Huysmanns fand, in einer Zeit, als man sich dort bereits zu schämen begann, das Wort „Naturalismus" in einem Atemzuge mit Kunst zu nennen. Wie sagte dieser Autor doch so sehr aktuell in dem ersten Kapitel seines Là-Bas: „Quelle théorie de cerveau mal famé, quel miteux et étroit système! Vouloir se confiner dans les buanderies de la chair, rejeter le suprasensible, dénier le rêve, ne pas même comprendre que la curiosité de l'art commence là où les sens cessent de servir!"

Und nun, heute, da eine neue starke Kunst mit dem Anschluß an die Größe solcher Worte den Naturalismus überholt hat . . . da ein paar Menschen ein paar Werke mit dem Anrecht auf Unvergänglichkeit geschaffen: heute kann man Wert und Unwert jener Holz-Schlaf'schen Bestrebungen so recht ermessen. Und man wird finden, daß die eventuellen Verdienste höchstens technischer, formaler Art gewesen sind, daß der Naturalismus als solcher also nur den Wert eines Mittels zum Zweck — wie etwa Symbol, Allegorie u. s. w. — haben kann, aber niemals Selbstzweck ist. Denn worauf es ja doch schließlich ankam: Eine „neue" Kulturperspektive zu eröffnen, die allein den „neuen" Stil und damit die Möglichkeit „neuen" Kunstgenusses vermittelt hätte, ließ sich auf diese Weise keines Falls bewerkstelligen.

Das hat auch der eine von den beiden, von dessen späterer und siegreicherer Entwicklung hier die Rede sein soll — das hat Johannes Schlaf zur rechten Zeit sehr wohl eingesehen: jedes Werk, das er seit seiner Loslösung von dem heute noch fest überzeugten Holz herausgebracht, beweist es.

Man nehme gleich seine erste selbständige Schöpfung, zugleich diejenige, die erklärlicher Weise noch am stärksten mit naturalistischen Mitteln gearbeitet erscheint: das Verbrecherdrama vom „Meister Ölze"*)!

*) Berlin 1894, Verlag von S. Fischer.

Was mir an dieser Dichtung — zunächst einmal mehr von artistischen Standpunkte gesprochen — vor allem auffiel, das war die erstaunliche Konzentration der Handlung, durch die die Lebenstragödien all der in Betracht kommenden Menschen in einen so äußerst knappen Zeitraum von wenigen Tagen zusammengedrängt und gleichzeitig zu ihrer endlichen Katastrophe gesteigert erschienen. Und zwar so — es war das für mich das Wesentliche! — daß sich nicht nur die nackten äußerlichen Aktereignisse jener „wenigen Tage" darstellten, sich vielmehr die ganze Vergangenheit der betreffenden, diese „Ereignisse" bedingenden Individuen mit all den ineinandergreifenden, sich anziehenden und abstoßenden und allmählich aber unabwendbar zur Auslösung drängenden Kräften offenbarte. Da war es endlich einmal wieder gelungen, das Schicksal zu geben — dieses Schicksal mit seiner schauerlichen Notwendigkeit alles dessen, was kommt; und somit ein Stück Leben, nicht wahllos herausgerissen aus der großen Fülle der Erscheinungen, ein Stück Leben vielmehr, gesehen als Spiegel der Erscheinungen überhaupt — und zugleich im Spiegel derselben.

Nur durch ein solches Ineinanderarbeiten, nur dadurch, daß jedem einzelnen Individuum sein spezifischer Individualwert, seine Seele, oder äußerlich, vom Standpunkte der Wirkung aus, seine besondere Stimmung mitgegeben wurde, konnte Schlaf eine nicht nur an sich, sondern auch in sich wahre Handlung, die Einheit der Handlung, wenn man will, die große, mächtige, durchwogende Stimmung erreichen und so seinen Stoff thatsächlich erschöpfen.

Nun wird man vielleicht einwenden, es bedeuteten solche Vorzüge im Grunde doch nur eine neue Erfüllung jener dramaturgischen Traditionen, die uns die Klassiker der Bühnendichtung überliefert haben. Ich gebe zu, daß in diesem Falle der „Meister Ölze" nur den Wert einer — natürlich unbewußten — litterarischen Opposition gegen das zwar „neue" aber absolut undramatische enge System seines Freundes Holz haben würde. Nun, auch das wäre schließlich nicht gerade wenig! Aber es scheint mir noch ein viel wertvolleres, weil weittragenderes Moment in dieser Tragödie zu liegen, ein Moment, das sie Ausdruck ihrer Zeit und somit nicht nur, wie ich vordem zu zeigen versuchte, Kunstwerk, sondern auch Dichtung werden läßt. Und zwar Persönlichkeits- nicht Epigonendichtung. Was ich meine, ist die sehr bezeichnende Geistesrichtung, die sich in der Wahl des Stoffes bekundet, und in Verbindung damit die besondere Art, diesen Stoff „modern", d. h. von unserem vorgeschrittenen Standpunkte moralfreier psychophysiologischer Menschenbetrach-

tung aus zu erfassen. Es ist ja doch schließlich nicht mehr zu leugnen: weder Wissenschaft noch Kunst haben heute noch mit den moralischen, von der christlichen Weltanschauung her resultierenden Auffassungswerten einer für sie vergangenen Zeit zu rechnen. Freilich ist die Überwindung solcher Werte nicht Verdienst lediglich unserer Epoche. Im Gegenteil, es darf wohl gesagt sein, daß die intuitive Erkenntnis von der Notwendigkeit, wieder über sie hinauszugelangen, gerade so alt ist, wie die Auffassungen selbst sind, d. h, von dem Augenblicke an datiert, in dem sie Weltanschauung wurden. Im Zeitalter der Renaissance erreichte sie dann ihren historisch stärksten, wenn auch noch eigentlich unbewußten Ausdruck. Und zwar nicht nur in Philosophie, Dichtung u. s. w., sondern vor allem durch die eigen große Weise, mit der das Durchleben des nun einmal geschenkten Daseins aus dem Gefühle heraus, es durchleben zu müssen, zur starken, durch keine „moralischen“ Bedenken abgeschwächten Lebenskunst erhoben wurde. Unserer modernen Gegenwart, der Zeit schwächerer weil zersplitterterer Kulturform aber stärkeren Intellektes, ward die bewußte, exakt wissenschaftliche Äußerung derartiger intuitiver Erkenntnisse vorbehalten. Ich denke hier vor allem an die Naturlehre eines Darwin und deren Umsetzung, die Morallehre eines Nietzsche, die beide mit ihren Erklärungen alles Seins aus sich heraus jede übersinnliche Anschauung des Weltbaus vermöge ihrer vernichtenden Methode einfach unmöglich machten. Aber auch die Kunst ist wiederum nicht zurückgeblieben. Ihr, die in ihrem Bestreben, jeder Außenerscheinung das Correlat des Innengrundes zu geben, die eigentliche Deuterin der Entwicklungswerte einer Zeit ist, — ihr hat man im letzten Grunde sogar zu verdanken, daß die Möglichkeitsperspektive einer Umwandlung der angedeuteten rein menschlichen Erkenntnisse in ein Kulturweltbild sich eröffnete. Ob man ihr trauen darf? doch wohl! sie, die Kunst, hat sich ja in dieser Zeit so durchaus nackt, unverhüllt, unmittelbar und damit auch groß gezeigt, daß man ihr schon aus diesem Grunde keine „kleine“ Ergänzung durch das Leben prophezeien kann. Man wird verstehen, daß ich da nicht etwa an ein Übermenschendrama wie die das Problem zu sehr theoretisierend erfassende „versunkene Glocke“ denke. Um nur ein paar andere Schöpfungen zu nennen: ein Raskolnikow, ein Zarathustra, ein homo sapiens, Dehmels so sehr menschliche Gedichte kommen dem, was not thut, unendlich näher. Und nur solchen Werken möchte ich seiner Art nach den „Meister Ölze“ zuzählen, die erste Dichtung, in der es gelungen ist, die neue Tragik dramatisch zu verwerten — diese neue Tragik, die nicht mehr mit selbstherrlichen Willens-, nur mit

Triebäußerungen des Menschen rechnen darf, die kein Gutes und kein Böses, und infolgedessen auch kein Verdienst und keine Schuld, keine Belohnung und keine Sühne kennt. Mit der Entwicklung dieses Begriffes ist dann auch die eigentliche Aufgabe der Gegenwartskunst in wenn auch sehr weiter, so doch scharf gezogener Begrenzung gegeben. Es sind ihre Probleme eben die, welche der Kampf der beiden Welten, der christlich moralischen und der modern fatalistischen heutzutage aufwirft, d. h. es muß der nicht moralische, der moderne, unzeitgemäße Mensch in seinem Streben gezeigt werden, über den moralischen der Gegenwart, also den zeitgemäßen hinauszuwachsen; mag es nun der moderne Mensch sein, der infolge Erziehung, Beispiel u. s. w. wohl von dem bewußten „Gut und Böse" weiß und sich in seinen Instinkten doch „jenseits" fühlt — oder mag es umgekehrt der Mensch sein, der gehirnlich vollbewußt „jenseits" steht und dieses jenseits doch mit seinen ererbten Instinkten nicht vereinbaren kann. In beiden Fällen aber besteht die Erweiterung, die der oben entwickelte Begriff der neuen Tragik erfährt, in der Analysierung eines Gewissensproblems — mag dieses Gewissen nun primärer oder sekundärer Natur sein. Der ersteren Spezies wäre also eine Verbrechernatur wie die des Meister Ölze zuzuzählen, in der sich der Instinkttrieb natürlich nur mit einer sich nicht bewußten, brutalen aber desto ursprünglicheren Kraft äußern kann — aber doch einer Kraft, die auch von jenem mächtigen Kräfteherd stammt, die jede starke Daseinsäußerung, die hohe wie die niedere, die ästhetische wie die unästhetische verursacht. Ich meine die elementare, reine, durch keinen „Vorsehungs"-begriff mißdeutete Natur, die da das Schicksal ist. Man sieht, ich komme bei der Deutung des dichterisch-stofflichen gerade so wie vorher bei der des künstlerisch-schaffenden Elementes immer nur zu dem einen Resultat, daß es Schlaf in seinem „Meister Ölze" gelungen ist, Schicksal, d. h. eine evolutionistische Weltanschauung, menschlich zu geben. Mit ihrer kosmischen Gestaltung beschäftigt sich des Dichters Kunst in der nun folgenden Entwicklungsphase. —

Tiefschmerzlich hatte Schlaf wohl einsehen müssen, daß dieser so unzweifelhaft richtig empfundenen Weltanschauung eine Welt, wie gesagt, noch nicht entsprach; und quälend oft mag er sich gefragt haben, ob sie denn durch nichts, durch gar nichts ergänzt werden könne. Bis er denn endlich auf den Gedanken kam, auf ihre eigentliche Basis, die homologe Naturanschauung zurückzugehen. In ihr fand die Sehnsucht seiner Seele ja in etwas wenigstens Erfüllung. Mußte er auch freilich auf das eigentlich Künstlerische verzichten, wenn er Begriffe wie Werden,

Entwicklung, Ewigkeit nicht an einem stofflichen Beispiel deuten, resp. durch ein solches symbolisieren wollte, er es vielmehr unternahm, sie in ihrem innersten kosmischen Wesen zu erfassen und so eine gleichartige Kunst zu schaffen! Ich meine das Verhältnis von seinem dichterischen Ich zur Menschheit. Seine Umgebung mit all ihrer Lust, all ihrem Schmerz durfte ihm von jetzt ab nicht mehr sein, als jede Erscheinungsform, in die sich die Natur ergießt, das Zittern des Grashalms im Winde etwa oder nächtliches Flimmern der Sterne. Daß ein solches Verzichtleisten auf das rein Stoffliche im Grunde eine Flucht von diesem Stoffe weg, ein Zeichen von Schwäche dem Irdischen gegenüber ist, gebe ich rückhaltlos zu. Aber da sie nun einmal in der Entwicklung, die die Persönlichkeit Schlaf genommen, in die Erscheinung getreten ist und somit eine notwendige Ergänzung für ihn bedeutete, muß man ihr wohl zugestehen, daß sie ihre Rechtfertigung in sich selbst trägt — zumal es ihm auch jetzt wieder gelungen ist, für seinen Stoff, der doch in letzter Linie ein Vorwurf für den Philosophen, den Dichterpropheten ist, eine entsprechende, erschöpfende und damit auch wiederum künstlerische Form zu finden.

Übrigens ist der Übergang kein jäher, unvorbereiteter: zwischen dem „Meister Ölze" und der Dichtung „Frühling", die ich vorher im Sinne hatte, liegt noch die Skizzensammlung „In Dingsda",*) in der das Irdische wie das Überirdische, das Augenblickliche wie das Ewige betont wird — und zwar noch in den Verhältnissen zum Irdischen, zum Augenblicklichen. Leider sind diese Proportionen zu primitiv, zu klein gesehen. Das Buch ist zu ausgeglichen im schlechten Sinne. Kein größerer Wert hebt sich hoch, um den kleineren als solchen empfinden zu lassen — es stehen zu viel Harmlosigkeiten in ihm, als daß es zu einer Größenwirkung gelangen könnte. Das einzigste, was schließlich an „In Dingsda" reizt, ist wiederum die Art, in der Schlaf seine kleinen Stoffe künstlerisch bezwungen hat. Von diesem eingeschränkteren Standpunkte aus sind die Skizzen allerdings ganz einzig, ganz köstlich, und in ihrer Wirkung das beste und kühnste vielleicht, was der moderne Impressionismus in der Litteratur geschaffen hat. Diese Bedeutung wird das Buch wohl auch immer behalten. . und dann die andere eben, daß es, wie bereits erwähnt, den Übergang zu dem ungleich wertvolleren „Frühling"**) darstellt.

Frühling —! In der Bedeutung dieser Naturerscheinung für die

*) Berlin 1895, Verlag von S. Fischer.

**) Leipzig 1896, Verlag Kreisende Ringe.

Natur selbst hatte Schlaf das große Symbol, in das er jenen tiefsten Trieb seiner Persönlichkeit verallgemeinern konnte, der ihn mit heftiger ungestümer Begierde immer und immer wieder zwang, zwischen allem, was er an Sinnlichem wie an Übersinnlichem wahrnahm, die Zusammenhänge aufzudecken und, sich einwühlend in die Geheimnisse der Erscheinungsformen, diesen das eigentlich Geheimnisvolle dadurch zu nehmen, daß er ihnen das so selbstverständlich Natürliche gab. Denn in der Erscheinung des Frühlings offenbarte sich ihm ja der Urgrund für die jährliche ewige Wiederholung dieser nackten Natur selbst; in ihm war die letzte Veranlassung gefunden und das äußere Zeichen der steten Wiedergeburt allen Seins, die keinem anderen Gesetze gehorcht, als jenem einen, das in der großen, lächerlich einfachen Wahrheit beschlossen ruht, nach der jedes Ding seine Ursache in seiner Vergangenheit hat und nur aus Vergangenheitskräften seine Zukunft wirkt.

Sinnbild ewiger Erneuerung und damit der Ewigkeit selbst erschien also der Frühling — dieser Durchgangspunkt, in dem sich die Entwicklungsbedingungen des großen Mysteriums „Sein" am sichtbarsten verkündeten! Ganz notwendig also, daß Schlaf das Augenblickliche, den einzelnen Frühling etwa, von dem er gerade ausging, nur in seinem Verhältnis zum Ewigen ansah; nicht umgekehrt, wie vorher im „Meister Ölze" und, nur weit weniger betont, auch in „In Dingsda"! Stellen, die die Proportion, wenn sie richtig sein soll, notwendig ergänzen müssen, sind natürlich auszunehmen; doch darf man in ihnen immer nur ein Mittel sehen, um den abstrakten Endzweck durch einen konkreten Untergrund zu erfüllen. An den Eingang denke ich hier beispielsweise, der die äußere Naturerscheinung des Frühlings noch ohne jeden Ausblick, rein nachschaffend wiedergiebt . . nebenbei bemerkt in einer so völligen und dabei überaus orginalen Erfassung des uralten Dichterstoffes, daß es wohl sehr schwer sein würde, in irgend einer Litteratur eine innerlich ähnliche Parallelstelle zu finden. Er erzählt da mit einer nervischen Deutlichkeit, wie er draußen am Hinterdeich tief im Gras liegt und in der hellen Sonne, daß der weite weiße Frühlingsfrieden mit seinen blassen Farben, seinen Düften, leisen Tönen wie eine zweite sichtbare und organische Welt zwischen Buch und Auge ersteht; während primitiveren Dichtern im besten Falle nur gegeben war, diesen ihren Stoff der Phantasie im Eindruck zu überliefern, gelang es Schlaf dadurch, daß er bewußt impressionistisch auf den Eindruck hin schuf, die Einbildungskraft zu einem Grade zu steigern, der auch nicht Dargestelltes wahrnimmt. Und dann kommen die Träume, diese wissenden Träume,

die Verstandes- und Empfindungssache zugleich sind und ihre starken, innerlich gefühlten Wahrheiten in sich tragen. Denn er ist ja nicht der einfache Mensch, der Bauernbub etwa, der alles vergessen kann, wenn ihn die liebe Sonne bescheint. Er — das moderne differenzierte Individuum, das er nun einmal ist — er vermag seine „Gedanken“ unter einem blauen Frühlingshimmel zu haben, vermag in ihn hinein zu „simulieren“. Ein Spiel, köstlich naiv und raffiniert zugleich ist dieses Träumen zunächst noch: bald ist er ein alter Mann, der über achtzig solcher Frühlinge gesehen hat — bald ein Kind, das noch mit staunenden Augen in das umgebende helle Leben schaut; und im Grunde sind sie doch beide gleich, der Greis und das Kind, denn in sich tragen sie die selbe Herkunft, die selbe Bestimmung, und sind beide nur ein armes Stück bewußt gewordenen Stoffs. Doch schließlich: bewußt? unbewußt? wo steckt der Wert des Unterschiedes? Giebt es nicht auch einen Standpunkt, von dem aus Greis und Kind nichts anders sind, als der Käfer, dem sein Schilfgras die selben Endlosigkeiten bedeutet, wie dem Menschen Himmel und Sterne? Gewiß — — — und trotzdem nein!!! Ein Stolz des Bewußtseins reckt sich in dem Dichter hoch, ein Stolz, dasselbe wohl, aber auch noch etwas anderes zugleich zu sein. Und seine Augen weiten sich zu erschauender Helle: ein Seher, ein Prophet will er sein, der all dieser Endlosigkeiten Urgrund enthüllt. Das wäre dann ja schon das Unterscheidende! Und so singt er denn in machtvoll tönendem Dithyrambenstil das Lied aller Einheit — singt es aus dem tiefen Empfinden heraus, in dieser Einheit ein sehr besonderes Glied zu sein. Und wie sich das Sonderempfinden des sich „Ich“ fühlenden Menschen in Wertbewußtsein umsetzt, ersteht damit zugleich die Sehnsucht nach einer Gemeinde solcher Menschen überhaupt — nach einer Welt, die aus dem „Ewig-Frühlingwerden“ selbst ein ewiger Frühling geworden ist. Sehr wohl weiß Schlaf, daß es Träume sind, daß die Entwicklungsmöglichkeiten, die sein modernes, naturgeschichtliches Wissen aus der Erkenntnis der großen, unaufhaltsam vorwärts treibenden Kraft im Werden folgert, eben nur Möglichkeiten sind. Aber schließlich: warum soll er dieser Kraft nicht bis in Unendlichkeiten vertrauen? Und so tönt ihm denn aus ihrem Wandel und Wechsel mit neuer ungestümer Lebenslust „das alte, wildfreudige Zornwort: ça ira! ça ira!“ — übertragen auf eine Revolution der ganzen Menschheit.

Es kommt hier Schlaf, wie wohl mehr oder weniger fast jede zeitgenössische Individualität, die ihre Entwicklung und innere Erziehung von der größten Errungenschaft dieses Jahrhundertendes, der modernen

Naturwissenschaft, herleitet, schließlich doch wieder zu jener schon erwähnten Sehnsucht zurück, die, vertrauend auf Entwicklungs möglichkeiten, eine Übermenschengeneration träumend erhofft und an die Realisierbarkeit dieser Hoffnung auch thatsächlich glaubt.

Aber Träume, mögen sie noch so erlebt sein, noch so tief die Psyche des betreffenden Individuums durchdrungen haben — sie bleiben Träume; und schließlich giebt es doch immer eine Stunde, in der die Nacht weicht, die sie gütig beschert hat, und der Tag mit seinen Wahrheiten graut. Es muß sich das Individuum wieder als Mensch, als Glied der Menschheit erkennen, muß erfahren, daß es gezwungen ist, sich zwischen gleichartigen und mehr oder weniger gleichwertigen Wesen zu bewegen, daß es wie diese Sympathien und Antipathien hat und schließlich doch nur zwischen Endlichkeiten, die zwei Grenzen Geburt und Tod, gestellt ist. So ist es in seiner Wiederholung in gewissem Sinne zwar ewig, als Erscheinung aber nur einmalig, einzeln und — hier schließt sich der Ring — soweit doch wieder nichts anderes als jener winzige Käfer im Schilfgras.

Nun giebt es einen Ausgleich zwischen den beiden Welten, der wirklichen und der erträumten: er ist bedingt durch ein organisches Ausheilen des von Erfahrung und Erkenntnis geschwächten und so im letzten Grunde zerstörten Ichs, und ich glaube, daß alle die Psychen, in denen sich dieser Prozeß vollzieht, die siegreichen und für die aufsteigende Generation charakteristischen sein werden. Man wird dann gelernt haben, die dunkle Gewalt des Fatalismus mit den einzelnen, ihm unterworfenen Lebewesen dadurch auszugleichen, daß man diese innere Zusammengehörigkeit nicht mehr als etwas Schreckhaftes sondern eben ganz Natürliches empfindet: oder, um das Bild auszuführen, das Schlaf durch seinen „Frühling" nahelegt: man wird den Frühling und den Sommer wieder lieben lernen, trotzdem man weiß, daß einmal ein Herbst und ein Winter darauf folgt; ja man wird in diesen wieder Schönheit und Größe entdecken! Einen Augenblick schien es, als gehöre Schlaf selbst zu jenen kommenden Menschen: sein Frühling klingt in einem Ton aus, der der Ton des mit dem Leben wieder ausgesöhnten Menschen ist. Ich meine den wundervollen Akkord reinen Menschenglückes, das da aus dem Aufgehen des Individuums im Individuum, specieller: des Mannes im Weibe erblüht. Aber der Ton war nicht ächt; zu sehr war er der Ton der theoretischen nicht der praktischen Überwindung jener pessimistischen Weltanschauung, die die Grundstimmung unserer Zeit ausmacht. Von einer spontanen Glücküberrumpelung mochte er herrühren, die ihn mit

dem Ausblick auf Größe täuschte und dann hinterher um so bitterer enttäuschte.

Wenigstens zeigt der auf den „Frühling" folgende Novellenband, vorläufig Schlafs letzte Publikation, und darin vor allem die Titelnovelle „Sommertod",*) selbst, daß für den Dichter das Leben nur als solches, als Erscheinung, und damit lediglich objektiv wieder Wert gewonnen hat. Sich abwendend von der kosmischen Betrachtung der Dinge, sieht er es noch einmal mehr auf seine Stoffe hin an. Jedoch gelingt es ihm nicht, sein „Ich" in diesen Stoffen zu finden und es herrschend über dieselben zu stellen. Natürlich ist ein solches Urteil auch hier wiederum nur menschlich, nicht künstlerisch zu nehmen, da es lediglich zu zeigen bezweckt, inwiefern sich das zerstörte Ichbewußtsein in Schlaf der erwähnten Ausheilung verschließt und selbst in seinen Versuchen, einen realen Kontakt mit dem Leben zu gewinnen, immer nur Dokumente der Seelenspaltung produziert. Daß sie zum erstenmale in der zeitgenössischen Litteratur eine Entwicklungsphase des modernen Individuums bezeichnen, die auf das mißlungene Experiment einer Aussöhnung zwischen Ich und Welt folgt, das ist das so außerordentlich Interessante an ihnen. Und speziell ist gerade der „Sommertod" deshalb so bezeichnend, weil sich in ihm die Zerstörung im Sexualleben darstellt — derjenigen menschlichen Empfindungssphäre, in der sich im „Frühling" die Hoffnung auf Gesundung zu ihrem zukunftfreudigsten Ausdruck emporrang, emporkrampfte.

Es ist diese Dichtung wie keine andere die Tragödie vom zerstörten Willen, der zerstörter Trieb ist, deshalb, weil in ihr der „Wille" — das Wort hier natürlich psychologisch, als Ausdruck des seelischen Phänomens der Selbstbezweckung genommen — in seiner gradlinigen Äußerung von vornherein als vernichtet angenommen ist: der Verlauf des geschilderten Stückes Menschenleben wird bedingt von Triebsplittern, die ziellos die Gehirn- und Empfindungspartien durchirren und denn auch den Ausgang schließlich demgemäß herbeiführen.

Es handelt sich also, wie zuvor angedeutet, um ein Individuum, das den Ausgleich mit dem Leben einmal dadurch hat kennen gelernt, daß es ein Weib fand, durch das sich die Erfüllung seines Lebens, des sexuellen zunächst, aber dann des Lebens überhaupt, zu vollziehen schien. Aber die beiden Menschenseelen, die sich eine Zeitlang bereits vereint hatten, glitten wieder von einander ab — wodurch? In diesem Falle

*) Leipzig 1897, Verlag Kreisende Ringe.

durch das rein äußerliche Faktum des Todes: das Weib starb. Aber ich glaube, man muß das Wort „Tod" wohl symbolisch nehmen und so diesem Einzelfalle eine viel weitreichendere Bedeutung zumessen, indem man von ihm sagt, daß in ihm jedes Auseinandergehen eines monogamen Verhältnisses zu fassen sei; mögen die Gründe nun äußerlicher oder innerlicher Art sein! Die große Hauptsache ist das Zerrissenwerden der Beziehungen — pardon: der monogamen Beziehungen. Denn nur unter diesem kulturverfeintesten Gesichtspunkte sieht ja die moderne Kunst das Verhältnis des Menschenmännchens zum Menschenweibchen an; selbstverständlich darf dem Begriffe „monogam" kein einseitig dogmatischer oder gar moralischer Nebensinn gegeben, mit ihm vielmehr nur ein Standpunkt betont werden, der in dem Weibe des Mannes materielle wie immaterielle Ergänzung sehen will. Diese hohe Auffassung der Liebe ist es eigentlich auch, die Schlafs „Sommertod" so unendlich tragisch erscheinen läßt: Der Verlust des Weibes bedingt mit grausamer Notwendigkeit den Verlust des Gleichgewichtes mit dem Dasein; es vermag das betreffende Individuum nicht mehr zu „leben", weil es in sich keinen Lebens„zweck" mehr fühlt. Die uralte Stürmer- und Drängerfrage taucht hier wieder auf: warum? wozu? aber sie taucht auf bei einem Menschen, der diese Kinderkrankheit persönlicher Entwicklung schon einmal überwunden hatte; und deshalb geht er nicht hin und erschießt sich — ringt vielmehr, kämpft. Aber es geht nicht. Er kann und kann über das einmal Dagewesene nicht hinweg. Und so zerstört es ihm denn den Lebenswillen, diese einzige Ermöglichung des Lebens. Und braut ihm aus Monomanien schließlich den Untergang im Wahnsinn. Die Darstellung dieses letzteren — und sie ist künstlerisch vollendet — ist dann der eigentliche Inhalt der Novelle. Seinem Gehalte aber kann man vielleicht eine noch weit größere Bedeutung zumessen, wenn man das speziell sexuelle Moment einmal wegläßt und von dem Untergange des Menschen sagt, er sei typisch für jene ganz bestimmte Spezies des modernen Menschen, der das Leben schon bezwungen zu haben glaubt, und den das Leben hernach doch wieder über Bord warf. So klänge denn auch aus dem „Sommertod" jener Grundakkord Schlaf'scher Dichtung wieder, die da das Lied des Schicksals singt — jenes Schicksals, dessen alle, auch die „über" den „Menschen" stehenden, gewiß sind. Daß man ihm trotzdem „gewachsen" sein kann, um ein Wort Dehmels zu gebrauchen, der diesen Begriff der modernen Menschheit zuerst wieder offenbarte — das ist ein Standpunkt, zu dem sich Schlaf seither nicht aufzuschwingen vermochte . . . Ob er es jemals können wird?

Aber das ist ja schließlich eine müßige Frage, die die Bedeutung dessen, was Schlaf bis zu diesem Gegenwartsaugenblicke zu schaffen vergönnt war, nicht beeinträchtigen soll und darf. Ihre Beantwortung mag der Zukunft vorbehalten bleiben — derselben Zukunft, die, wenn sie einmal von einer Entfernungsperspektive aus ihre schön und ordentlich rubricierende Litteraturgeschichte treibt, sich gezwungen sehen wird, einen „Meister Ölze", einen „Frühling" und einen „Sommertod" um der in diesen Schöpfungen enthaltenen, teils künstlerischen, teils dichterisch-philosophischen Werte willen, nicht zu übergehen, ihren Schöpfer vielmehr als ein organisches und damit notwendiges Glied in die Entwicklungslinie einzureihen, die die „modern" genannte Kunst unserer Zeit darstellt: Mag die große Menge auch heutzutage noch so ablehnend die Achseln zucken, ja! sogar mitleidig bedauernd lächeln: einen von ihr unverstandenen und darum unzeitgemäßen, seltsam fremde Wege gehenden Menschen, wie eben Schlaf ist, wird sie sein kostbarstes nicht nehmen können: Das Gefühl kultureller Berechtigung. Und die besteht nicht darin, daß man äußere zeitgemäße Kultur einfach zeitgemäß abzuschreiben sich erlaubt, — um auf den Punkt hier wieder zurückzukommen, von dem ich zu Anfang so eingehend deshalb sprach, weil er der absolute Gegenpol von Schlafs litterarischer Bedeutung ist. Viel eher — oder nur — hat man sie in der so außerordentlich seltsamen Gabe zu suchen, auch noch hinter diese Kultur blicken und deren Beziehungen zu anderen, vergangenen wie kommenden, Kulturen entwickeln zu können. Und das war ja schließlich der Zweck dieser Zeilen: zu zeigen, inwiefern und mit welchem künstlerisch erschöpfenden Gelingen Schlaf diese Dichtergabe in sich und aus sich heraus entwickelte.





Selbstbiographisches.

Von Johannes Schlaf.

(Magdeburg.)

Am 21. Juni 1862 wurde ich in dem Kreisstädtchen Querfurt, Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Merseburg geboren, als der dritte Sohn eines Kaufmannes. Bis zu meinem 13. Jahre genoß ich Unterricht in der dortigen Bürgerschule. 1874 siedelten meine Eltern nach Magdeburg über, und Ostern 75 brachte mich mein Vater auf das dortige Domgymnasium, das ich bis Michaelis 84 besuchte. In diesem Jahre ging ich nach absolvierter Maturitätsprüfung nach Halle, um dort Theologie und Philologie zu studieren. Im zweiten Semester gab ich das Studium der Theologie auf. — Die „Couleur" zog mich in ihren Bann, der aber am Schluß dieser Zeit seine Macht gründlich verlor. — Ich ging 85 nach Berlin, und befaßte mich dort mit Philosophie, alten Sprachen und Germanistik, einem Brotstudium, dem ich indessen nur mit geteiltem Interesse oblag, ein Interesse, das mir meine Armut ebenso aufnötigte, wie andrerseits in Gemeinschaft mit meinen zwingenden schriftstellerischen Neigungen erschwerte. — Mein Zustand war damals ein schier unerträglicher. Ich wundere mich, daß ich in dieser Zeit nicht zu Grunde gegangen bin. —

Meine schriftstellerischen und poetischen Bestrebungen datieren seit meinem 12. Lebensjahr. Früher bereits im dritten, und eigentlich noch unmittelbarer, erwachte ein Trieb zum Zeichnen, dem ich mit einem großen Eifer oblag. In meinem 12. Jahr hatte ich es in dieser Zeichnerei so weit gebracht, daß meine Angehörigen erwogen, ob sie mich auf eine Akademie thun sollten. Aber die Geldmittel fehlten. — Der Trieb blieb unausgebildet und verlor mit der Zeit seine ursprüngliche Kraft. — Im 12. Jahr also verfaßte ich zum erstenmal Gedichte und Dramen; den Stoff zu den letzteren boten mir die Hausmärchen der Brüder Grimm und die historischen Aufsätze und Balladen in

meinen Schullesebüchern. — Aber auch diese Ansätze blieben ungepflegt. Erst auf dem Gymnasium, von den Sekunden ab, fing ich wieder an zu schreiben, Gedichte, Dramen Novellen. Als ich die Prima besuchte, kam unsre neue litterarische Bewegung an mich heran, während die moderne kritische Geistesbewegung bereits seit der Sekunda von der Lektüre des David Friedrich Strauß ab, namentlich seines „Alten und neuen Glaubens," mein Gedanken- und Empfindungsleben zu revolutionieren begonnen hatte. — In Berlin schrieb ich dann einige Skizzen und einen Roman, Arbeiten, die in „Schorers Familienblatt" veröffentlicht wurden. Andere Versuche erschienen in dem von Hermann Conradi und Johannes Bohne herausgegebenen „Faschingsbrevier für 1885". Ich war dabei, einen zweiten Roman zu schreiben, zu dem mir meine Hallenser Erlebnisse Stoff gaben, als ich 87 mit Arno Holz zu gemeinsamer Arbeit zusammentrat, mit dem ich bereits 85 in einen näheren und freundschaftlichen Verkehr gekommen, ein Verkehr, der für mich ein außerordentlich fruchtbarer wurde und mich bestimmte, endgültig mein Brotstudium, das mir nachgerade nur noch eine schwere Bürde war, aufzugeben. Über dies Zusammenarbeiten hat Arno Holz im 1. Teil seiner „Kunst" einiges mitgeteilt . . . Die Novellensammlung „Papa Hamlet" kam zu Stande. Das weitere Resultat dieser gemeinschaftlichen Arbeit war „Die Familie Selike", eine dramatisch-novellistische Studie, „Die papierne Passion" und einiges andere derart, was in dem Sammelband „Neue Gleise" (F. Fontane & Co., Berlin.) zu finden ist. Im gleichen Verlag erschien ein Band Federzeichnungen, „Der geschundene Pegasus" mit Versen von Arno Holz. Diese gemeinschaftliche Arbeit fand 90 ihren Abschluß. In den beiden nächsten Jahren entstanden die Sammlung „In Dingsda" und das Drama „Meister Ölze". — Ende 92 verfiel ich in eine Nervenkrankheit, die mir die letzten Jahre viel zu schaffen gemacht. — Neuerdings sind erschienen: die lyrische Sammlung „Frühling," und die novellistisch-lyrische „Sommertod". Im Begriff zu erscheinen sind: ein Bändchen Essays „Walt Whitman", eine Sammlung „Gedichte" und ein neues Drama „Gertrud". — In Vorbereitung ist neben anderen Arbeiten ein Band „Neues aus Dingsda".



Unser Dichteralbum.

Helden.

Der grimme Hagen,
Der dunkle Nibelungensohn:
Vor dem Palast seh ich lehnen,
Am Pfosten,
Im Drachenhelm,
In blutiger Brünne,
Vorm Saal der Toten.

Müde vom Harst,
Vom Ruch der Leichen,
In der Nachtkühle,
Vorm Saal der Toten.

Durch die Mondlichter,
In dem Schatten
Des weitstillen Hofes
Naht, lauert der Tod. —

Aber unverzagt warten
Unter den Brauen
Seine ruhigen Augen
Und düsterfroh
In der Mannesfreude
Seines stillwachen Kampfgrimms.

Die Faust am braven Stahl
Lehnt er und lauscht.

Aber Herr Volker,
Bein über Bein,
Sinnenden Auges
Fiedelt er dem Freunde
Ein Liedlein . . .

Sünde.

Durch die Kornfelder schritten wir Hand in Hand.
Weit gebreitet lag das abendliche Land.

Im süßen Banne heimlich eins, im Schreiten,
Träumten wir nur so, verloren, Korngold und die dämmernden Weiten.

Da sahen wir das Dorf. Vom Turme klangen
Die Abendglocken. Und da kam ein Bangen.

Leise löste sich Deine Hand.
Und ich verstand. —

Verbotener Liebe heimliche Wege: nicht? —
Trüb und finster ward mein Gesicht.

„Ist Dir was?“ — „Nein!“
Und morgen wird's wie heute sein . . .

Magdeburg. Johannes Schlaf.

Lautlos.

Tief aus der Tiefe Deine Liebe rang
Angstvoll vergebens sich empor.
Und doch kein Seufzer in die Höhe drang,
Kein Schmerzschrei mehr schlug an mein Ohr.

Was stört's mich, daß ich wußte, Du schriest,
Und daß ich dort Dich leiden sah?!
Ich hörte Dich ja nicht —
Im Klang nur brannte die Seele heiß genug.
Ich hörte Dich ja nicht
Und höher, ferner spannt' ich da
Den Flug.

München. Wilhelm von Scholz.

Herbstzeitlosen.

I.

Da liegt die Stadt. Der Atem der Kamine
Schwebt über ihr gleich einem düstern Flor;
Und unten schnaubt's und lärmt's in wirrem Chor —
Das Lied der Zeit, der auch ich Schwacher diene.

Dort schafft ein Sklaventroß mit finst'rer Miene,
Manch schweres Stöhnen preßt die Brust hervor —
Flucht lieber! Hier hört Euch kein fühlend' Ohr!
Erbarmungslos nur hämmert die Maschine.

Ein rauher Windstoß fährt durchs dürre Laub,
Und jaget wild der Nebel graue Herde;
Die Lenzesblüte sank verdorrt zu Staub.

Wir flehten, daß es Völkerfrühling werde —
Und wieder war der Allerhörer taub — —
In eis'gem Hauche stirbt die stumme Erde.

II.

Nun heult der Herbststurm schon die ersten Takte
Der schauerlichen Grabesmelodie;
Kahl liegt die Trift, zum Stalle trieb das Vieh,
Des Bergwalds Zinnen grauer Nebel flaggte.

Sonst hört' ich nur, was die Natur mir klagte —
Heut, wie ein Volk an meiner Seite schrie,
Dem die Verzweiflung grelle Laute lieh,
Die auch der Sturm nicht zu ersticken wagte.

Sonst fühlt' ich nur der Erde Grabesweh'n,
Sah nur ihr Antlitz sich im Tod verfärben —
Heut seh' ich Tausende, die bei mir steh'n.

Die über Dornen wankten, über Scherben,
Die keinen Frühlingsmorgen dämmern seh'n,
Die leben — um zu hungern und zu sterben.

Leipzig. Ernst Gystrow.

Gebet.

Die Du in stiller, einsamer Stunde
Freundlich Dich neigest Deinen Jüngern
Hohe, Erhabene, höre mein Fleh'n.

Noch brennt auf meiner bebenden Stirn,
Die Deine reinen Lippen berührt,
Wie feurige Gluten der Kuß Deiner Weihe.

Du hast mich berufen; mit milder Hand
Nahmst Du von meinen Augen die Binde,
Daß ich erkenne Dein göttliches Licht.

Und ich erblicke den Wundergarten
Hehrer Kunst, wo die Doppelquellen
Wahrheit und Schönheit zusammenfließen.

Wo entrückt der irdischen Schwere,
Von Dir geleitet, ich traumhaft durchschreite
Zauberhaft schöne, sel'ge Gefilde.

Nun führe Du mich den Weg meines Lebens
Unaufhaltsam dem Ziele zu,
Dem großen, wunderbar leuchtenden Ziele.

Ob sich der Pfad auf steinigem Wege
Hinzieht oder durch Dornenhecken,
Niemals soll rasten mein strebender Fuß.

Rein sei der Mund, dem die Lieder entquellen,
Rein sei die Hand, die Dein Banner entfaltet,
Rein sei das Herz, das Dein Feuer durchglüht.

Fache den Funken, den Du entzündet,
Fache ihn an zur flammenden Lohe,
Fache ihn an zur göttlichen That.

Hohe, Erhabene, segne mein Wirken,
Dir nur geweiht mit all meinem Streben
Laß mich vollbringen, was Du mir gebeutst.

Halle a. S. Max Petzold.

Konvenienzehe.

Jung bin ich und schön und heiß ist mein Blut,
Mein Leib erlechzt nach der Liebesflut,
Nach brünstigen Küssen und leisem Kosen
Nach Nachtviolen und Tuberosen.

Und o wie so lind und so mild ist die Nacht,
Wie ganz zur süßesten Wonne gemacht.
Mir fiebert die Stirn, die Pulse hämmern . . .
Wann wird nur endlich der Morgen dämmern?

Was nützt mir die Nacht, was mein junger Leib!
O wie beneid' ich das ärmlichste Weib,
Das an die Brust ihres Mannes sich schmiegt,
Oder im Arme ihr Kindlein wiegt.

Mir schnarcht zur Seite ein dicker Gauch
Mit wulstigen Lippen und Hängebauch,
Ihm glänzen die Wangen vor feistem Behagen
Sein Gott ist sein Ich, sein Geld und sein Magen.

Was kümmert's ihn, wer ihm zur Seite sich streckt,
Wenn er selber fein sorgsam nur zugedeckt,
Wenn er im Traum nur vermeint zu schnüffeln,
Pastetendüfte und leckere Trüffeln.



Schnarch nur, Du Tölpel! Ich liege wach
Und sinne der künftigen Rache nach.
Zieh nur die Schlafmütze über die Ohren,
Du bist so recht zum Hahnrei geboren!

Dich sollt' ich lieben? — O pfui, wie so kalt
Ist doch Dein Leib, Deine Züge wie alt!
Verfettet die Stimme und watschelnd Dein Gang.
Und Dein sollt' ich sein — mein Lebelang.

Doch brech ich den Zwang und der Sitte Band,
Wenn nur mein Herz erst die Zukunft fand.
Wann wird mir strahlen das Glück, das Rechte
Die jubelnde Liebe, die heiße — die Echte?

Wann wird er kommen der junge Tag,
Da ich nicht einsam mehr liegen mag;
Wo brennende Sehnsucht und heißes Verlangen,
Mich nicht nur im Traume bräutlich umfangen,

Wo Längerjelieber und süßer Jasmin
Sich rankend auch durch mein Leben ziehn,
Wo ich im Schweigen der Nacht' werd lüstern,
Trunken vor Wonne, von Liebe flüstern?

Dämmert noch immer der Morgen nicht?
Übernächtigt und bleich ist mein Angesicht.
Stumm starr' und heischend ich in die Weite,
Fühllos schläft mir der Gatte zur Seite.

Schwarz wie mein Haar ist mein wilder Sinn,
Macht er mich selbst doch zur Buhlerin.
Will mit der Locken züngelnden Schlangen,
Mir schon bald einen Liebsten fangen.

Jung bin ich und schön, und heiß ist mein Blut,
Mein Leib erlechzt nach der Liebesflut,
Nach brünstigen Küssen und leisem Kosen,
Nach Nachtviolen und Tuberosen!

Berlin. Kurt Holm.

Weitfort!

Gieb mir Deine Hand!
So. Nun will ich führen
Dich weitfort, wo hinter goldenen Thüren
Lacht das Sehnsuchtsland.

Wo uns wohlig wiegt
Wonniges Vergessen,
Wo im kühlen Schatten der Cypressen
Groß das Schweigen liegt.

Laß den bunten Tand!
So. Nun will ich führen
Dich weitfort, wo hinter goldenen Thüren
Ich den Frieden fand.

Böhme bei Rethem a. d. Aller. Carl von Arnswaldt.

Genug!

Ich ging mit Dir durch alles Elends Tiefen,
Geknechtet Volk, durch einen Pfuhl der Schmach;
Die Stimmen hört' ich, die nach Freiheit riefen,
Und meine Seele hallte zitternd nach.
Ich schlief mit Dir in Deiner Armut Hütten,
In die kein Mondlicht mild verklärend scheint —
All Deinen Jammer hab ich durchgelitten,
All Deine Thränen hab ich mitgeweint!

Ich frohnt' wie Du dem Sausen der Maschine
Im grauen Tagewerk voll Staub und Dunst;
Mit Deinen Töchtern ging ich, daß ich diene —
Um trocken Brot verkauft' ich Geist und Gunst.
Ich ballt' die Faust — und doch: das Joch zu tragen,
Beugt ich die Stirne vor des Schicksals Fluch —
Und Deine Zähne hört' ich knirschend schlagen,
Und knirscht' mit Dir ein trotziges: Genug!

Genug des Knechttums und genug der Qualen! —
Der Gott des Zorns, den Deine Sehnsucht träumt,
Geht durch die Welt. — Und wenn aus seinen Schalen
Der erste Tropfen brausend überschäumt,
Dann weh dem Götzen, der auf ehrnen Achsen
Die Saat zerstampft, von Deinem Schweiß beträuft:
— Aus Deinen Thränen wird die Sturmflut wachsen,
Die seine goldne Herrlichkeit ersäuft!

Denn aus den Himmeln fällt der Wahrheit Feuer
In Deine Nacht, das einst Prometheus stahl —
An ihrem Brand entzündet sich ein neuer:
Ein Sonnwendfeur, ein Weltbefreiungsstrahl!

Lichttrunken will ich dann die Arme heben
Und jauchzen in den glühen Glanz hinein — —
Und wenn des Liedes Gabe mir gegeben,
Laß mich die Stimme Deiner Freiheit sein!

Colberg. Clara Müller.

Heidemärchen.

Nun naht, ein Prinz im Purpurkleide,
Der Sommerabend meiner Heide
Und legt dem braunen Bettelweib
Den Königsmantel um den Leib . . .

Sie glüht im goldnen Brautgeschmeide;
Und alles glänzt in Samt und Seide;
Die Grille geigt das Hochzeitslied,
Die Frösche dudeln fern im Ried.

Die Sterne in die Höhe steigen,
Sie tanzen einen Fackelreigen;
Der Mond glotzt um den grauen Berg
Neugierig auf das Feuerwerk —

Bis aus dem königlichen Schlosse
Frau Nacht erscheint auf schwarzem Rosse
Und all das süße Spiel verscheucht . . .
Und meine Heide still erbleicht . . .

Berlin. Hans Benzmann.

Stücke von Richard Dehmel.

Musik und Gräber.

Aus einem Roman in Balladen „Zwei Menschen."

Aus erleuchteten Fensterräumen
tönt in die Nacht Musik und Tanz;
jenseit der Straße verschwimmt der Glanz
unter dunkeln Trauerbäumen.
Ein Kirchhof steht da, Grab an Grab;
das Licht prallt von den Leichensteinen,
die schwarz und weiß zu huschen scheinen,
zwei Menschen wandeln auf und ab.
Am winterlich durchnäßten Zanne
tönt eines Weibes tief Geraune:

Schon einmal wollte bei solchen Klängen
sich Einer in mein Innres drängen,
ich hatt' ihn Jahr und Tag gekannt.
Wenn er in meiner Nähe stand,
ging mir das Blut in Feuerflüssen;
als er mich endlich wollte küssen,
war Alles in mir abgebrannt.
Ich hörte nur die Tanzmusik;
was er wie Sphärenklang empfand,
war mir Gedudel und Gequiek,
ich konnte mir nit ein Wort abringen.
Jetzt hör ich Engelsharfen klingen.

Von den goldig flimmernden Lettern
der Gräber scheinen Funken zu blättern,
das Licht spielt um die feuchten Gitter,
ein Mann gesteht, fast mit Gezitter:

Wir haben einander sehr ähnlich gelebt.
Unsre Liebe tanzt auf Leichen,
die keine fromme Hand begräbt.
Noch gestern sah ich ein Gesicht erbleichen:
sie will vom Leben nichts als mich,
ich konnt' ihr nichts als Mitleid reichen,
in das sich noch Verachtung schlich.
Ich liebe dich.

Das Licht lacht auf den blanken Steinen;
zwei Menschen möchten gerne weinen.

Aus einem apokryphen Evangelium.

Kapitel 32.

Zweite Offenbarung Jesu vor Maria Magdalena.

Vers 26 u. ff. Es kam aber der Sabbath nach der Auferstehung, und Maria ging in den Garten, wo Jesus ihr erschienen war zum ersten Male und hatte sie gefragt: Weib, was weinst Du? Sie aber hatte ihn erkannt.

Und sie sehnte sich nach ihm, und redete mich selber, und sprach abermals: Rabbüni, d. h. mein Meister!

Tritt Jesus zu ihr aus den Bäumen, und hat ein weißes Kleid an, und seine Schritte waren sanft. Und sie entsetzte sich vor Freude und griff nach ihm.

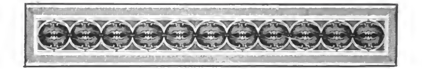
Jesus aber wehrte ihr und sprach: Rühre mich nicht an, das Himmelreich ist nah. Doch sie verstand nicht, was er redete.

Spricht Jesus abermals: Rühre mich nicht an, Dein Wille geschehe! Und küßte ihre Augen, daß sie sehend wurden, und zeigte auf das Wundmal seines Leibes, und sein Kleid ward voll Blutflecken.

Da trat sie von ihm, und er blutete nicht mehr.

Berlin-Pankow. Richard Dehmel.





Leonore.

Novelle von Johannes Schlaf.

(Magdeburg)

I.

Ein grelles, hellgoldgleißendes Schmettern!! . . .

Ah! —

Nein! Das Posthorn!

Nun mußten sie bald durch den alten dunklen Thorgang fahren.

Trinken! — Ja, trinken . . . Und . . . Und hatte er denn — sein Kofferchen? . . . . . In einer Verwirrung richtete er sich in die Höhe und tastete.

Nein! — Hier! — Ja, im Netz! — Gewiß! — Alles soweit in Ordnung . . .

Er keuchte . . .

Dunkel! . . . Hell! . . . Die Chaise, die jetzt langsam fuhr, hatte den Thorgang passiert.

Er stieg aus und taumelte mit seinem Kofferchen die Treppe zur Postwirtschaft hinauf. Mit heiserer Stimme bestellte er ein Zimmer, verlangte nach Cognac und stürzte einige Gläser hinunter.

Bald darauf schlenderte er die Gasse hinauf.

Und nun begann etwas in ihm frei zu werden, gleich wie mit einem innerlichen leisen Schluchzen.

O, wie wohlthuend! Wie unsagbar wohlthuend! Dieses unwillkürliche innere Weinen, das ihm bis in die Augen kam und sie ein wenig, ein ganz klein wenig feuchtete . . .

Und in dieser herzhaft müden Rührung begannen seine Blicke an den kleinen buntgetünchten Häusern hinzuschweifen, wie er auf dem alten Fahrdamm vorwärtsstolperte. — Groß wie ein Riese kam er sich vor, er, der so lange die große Stadt mit ihren mächtigen Bauten gewohnt gewesen und das endlose Treiben dazwischen, in dem man verschwindet.

Aber alles das . . .

Vor Erregung weitete er die Lungen und zerrte den Mund breit.

Der Marktplatz!

Hm! — Er spürte nun nicht mehr so sehr das dumpfe, stickige Gefühl auf der Brust, das ihn immer so drückte, wie der ewige Alp einer zurückgedämmten Qual.

Eh! — Ja, der Marktplatz . . .

Er blieb stehn . . . Hustete . . .

Ja, da unten lugten die Felder mit der goldenen Pracht ihrer Reife über die roten Dächer herein und das ferne, vertraute Grün der Waldungen . . .

Aber — ja ja! — Er mußte — doch — noch ein wenig — Halt machen . . .

Er taumelte auf das Rathausthor zu, an den alten Turm heran.

Hier! In den kühlen Gang!

Seine Blicke gingen über den Platz. —

Er war toteinsam. Nur die Spatzen lärmten drüberhin. Und das Flügelklatschen der Tauben um den alten Röhrenbrunnen mit seiner Säule. Und drüben, vor dem Kramladen, stand der junge Mann in der offenen Ladenthür und schüttelte frischgebrannten Kaffee in einem Siebe. Der schöne Duft wehte bis zu ihm herüber.

Aber plötzlich spürte er den Alkoholdunst seines Atems und fühlte, wie ihm das Blut so in den Adern tobte. Und da, mit einem Mal, packte ihn der böse Gedanke, und rieselte ihm mit eisigen Schauern den Rücken hinab, daß das, was da in ihm so erlösend geweint hatte, nicht die wohlthuende Macht der Erinnerung gewesen sei, sondern nur so eine Art Stimmung, die er dem hastigen Genuß des vielen Alkohols vorhin verdankte. Und durch den Dunst eines plötzlich empfundenen Rausches sah er plötzlich die Öde seines Innern. Und da heulte eine wirre Geburt zerstörter Ideale, in wüster Verzweiflung hingelebter Jahre und der rasende Hunger eines wütenden ungestillten Glücksbedürfnisses.

Aber da entbrannte in ihm ein Kampf. In seinem Gehirn wachte plötzlich zornig eine verzweifelte scheidende Energie. —

Nein! Auch Hoffnung, Leben war noch da! — Gleichsam einen winzigen ungeheuer konzentrierten Reaktionspunkt glaubte er in sich zu gewahren, eine verborgene Reaktion gegen dieses wirre Hasten und Stürmen, das ihn wie eine tödliche Krankheit zu zerstören drohte. Wie etwas in unverwüstlicher Fröhlichkeit Hin- und Widerflackerndes nahm es sich aus. Und das war Leben und Hoffnung und zornig strebender

Gesundheitstrieb. Von da aus mußte Wiedergeburt kommen und Ruhe. Ruhe! . . .

Und Sie! Sie! . . .

Er knirschte die Zähne auf einander und grimmte in sich hinein. Weil dennoch wieder der Zweifel da war.

Seine Jahre! O, alle diese Jahre! . . .

Er taumelte gegen das Gemäuer.

Laut, laut wollte er's aus sich herausbrüllen, und es trieb ihn, in wahnsinniger Hast zu rennen, bis er irgendwo zusammenbräche.

Aber — er bezwang sich.

Natürlich! . . .

O, wie er sich in der Gewalt hatte!

Nein, nicht er: Es! — Es hatte ihn in der Gewalt! . . . Es! . . . Die Welt rings um ihn her; die Häuser, der Platz, da drüben der Commis mit seiner grünen Schürze, der da so unschuldig sein Kaffeesieb schwenkte. Es! — Wunderbar hatte es ihn in der Gewalt! — Immer schlich diese heulende, strebende Verzweiflung in ihm zwischen alledem hin, wie eine dressierte Bestie, die dem Wärter aufs Wort pariert . . .

Wie harmlos er plaudern konnte, wenn er mit Menschen in Berührung kam! — Mit wie zauberhafter Gewandtheit jonglierte er an ihnen hin! Als ob nichts wäre; nichts, nichts wäre! . . .

Was war es nur? — War's ein unbewußter Stolz in ihm, eine heimliche Vornehmheit, die gewohnt ist, sich unwillkürlich durch andre zu zähmen, die nichts derangieren mag? Oder war's eine Feigheit, die sich nicht anzuvertrauen wagt? Oder was? — Oder was?!! — Daß es sich nur einmal Freiheit schaffen durfte?! — O Himmel! Wahnsinn! — Was für ein . . . O Himmelsgüte!! Erlösung!! . . . .

Und so bannte es ihn auch jetzt auf die Stelle unter dem dunklen, alten Thorgang, und nur ein leises gepreßtes Ächzen ging über seine Lippen.

In diesem Augenblick schlug die Glocke über ihm an. — Die mächtigen Schläge schütterten ihm durch den Körper.

Vier Uhr! . . .

Weiter! — Weiter! — Nur noch Sie! . . .

Hinter der Kirche! Hinter der Kirche! . . . .

* * *

Aber nun schlich er sich doch wie ein Dieb, dicht an der Kirche entlang, an dem Haus drüben vorbei. Mit einem verstohlenen Seitenblick, keuchender Brust vorbei. —

Nein: Die hohen Fenster — spiegelten so . . .

Nein! Er konnte immer noch nicht nübergehn . . . .

Feigheit? So ein peinigendes Gefühl von irgend einem moralischen — Lumpentum? — Und — und — so ein dummer Trotz, daß er sich Ihr doch gar zu sehr unterlegen fühlte . . . Oh!!! . . . .

So lief er, mit wankenden Knien in der heißen Sonne mehrmals um die Kirche herum, und einmal wäre er fast wieder zur Stadt und zur Post zurückgerannt. Lief mit schwankenden Entschlüssen . . .

O, unerträglich!! — Sein Kopf glühte und brannte wie Feuer. Schließlich spürte er nur noch das instinktive Bedürfnis, daß er irgendwo ruhen müsse, sei's wo's sei . . . Und da trieb es ihn schließlich verwunderlich über den gelben Kiesweg quer über den kleinen Anger auf das Haus zu, wo er in halber Ohnmacht die Glocke zog.

Ein sauberes Hausmädchen öffnete.

Ob Madame zu sprechen sei!

Ja, und wen sie melden solle?!

Wie im Traum gab er ihr die Karte und schritt hinter ihr her durch den kühlen Schatten des Flures. — Hinten blickte Gartengrün freundlich unter der bunten Querscheibe oben zur weit geöffneten Thür herein.

Das Mädchen nötigte ihn in ein Zimmer zur Rechten und lud ihn ein, hier auf Madame zu warten.

Zögernd tritt er in das feine Dämmern des Zimmers. Gegen eine helle Tapete gewahrt er die vornehme Schlichtheit dunkler Möbel.

Er sinkt in einen Sessel . . .

Und sitzt . . .

Endlich entringt sich ihm ein tiefer Atemzug.

Also, er ist bei Leonore . . . Und mit einem Male beteuert er sich, daß er sie liebe.

Er wird außerordentlich unruhig . . . Was sagt er sich da? . . . daß er sie — liebe? . . . . . .

Ein eisiger Schauer läuft über seinen Rücken. Er fährt nach vorn, starrt und ächzt, als ob er die Fratze eines grausigen Zweifels anstarre.

Und nun beginnt seine Phantasie ein wirres, heißes Spiel.

Denn, daß er sie liebe . . . Nein! . . . hähähä! . . . O Gott, daß er sie liebe, liebe . . . Oh!! . . .

Nein, aber wie . . . hm! . . . Wie?! . . . Ja, was er nur thun soll . . . hähä! . . .

Ah ja! — Jetzt sieht er ihre Gestalt vor sich, deutlich ihre Gestalt. Er stürzt ihr zu Füßen. Er hört sich heiße Liebesbeteurungen stammeln. —

Aber nein! — Was thut er da nur? — Seine Hand streicht über die Stirne. Er sieht sich um, lächelt. — Wie eigen fein und vornehm ihn diese Umgebung bannt.

Aber . . . ihm ist so wirr!! . . .

Er muß sein Gesicht sehn.

Behutsam geht er über den weichen Teppich zum Spiegel hin, leicht errötend und mit einem innersten Spannen nach jedem Laut draußen.

Er sieht ein verzerrtes Gesicht mit stieren Augen.

Der Anblick trifft ihn. Er regelt seine Gesichtszüge. Es ist ihm, als nähme er eine Maske vor und als ob sie ihm den inneren Aufruhr niederzwänge.

Er weilt noch.

Ja, immer noch das blonde Knabengesicht von früher, auf dem schmächtig-feinen, geschmeidigen Körper, trotz des aufgewirbelten Schnurrbartes, der die hübschen runden Weiberlippen nicht verbergen kann. Nur die Stirn ist breit und trotzig gewölbt.

Seine Blicke gleiten an seinem Körper entlang, an dem eleganten Schnitt seines dunklen Sommeranzuges, gegen den die krausblonden Haare so fein kontrastieren; und das alles suggeriert ihm einige Haltung.

Mit gefaßten gemessenen Bewegungen wendet er sich elastisch und äußerlich völlig ruhig zum Sessel zurück. Aber kalt, ohne Gedanken; mit einer übernatürlichen inneren Kühle.

Leicht auf die Lehne gestützt steht er da und mustert nur immer diese ihm so fremde Umgebung in ihrer vornehmen Stille, sieht sie und sieht sie nicht, fühlt sie . . .

Ah! — Endlich! —

Seine Augen haben sich gekniffen.

Schritte . . . . . .

Eine Stimme . . . Ihre volle runde Pracht macht ihn einen Augenblick erbeben.

Daneben ein helles, bittendes Stimmchen, dem sanft abgewehrt wird.

Seine Finger krümmen sich in den Sammet des Sessels.

Gewissensbisse über die langen Jahre selbstverschuldeter Trennung, Reue, Scham und, wie er nun doch, ohne Sie, so gar nichts mehr vermag: was sich ihm alles beim Klang dieses Stimmchens im Gehirn

aufwühlt. Aber es zwingt ihn doch auch wieder in eine trotzige Reserve hinein, als es sich in ihm regen will wie ein verzweifeltes, ohnmächtiges Weinen . . .

Er kneift die Lippen zusammen.

Weinend verliert sich das Stimmchen hinten im Garten.

Bei alledem hat er immer auf ihre Stimme geachtet. Jedes Wort, jeden Laut, jede Nüance hat er mit seinen fieberhaft geschärften Sinnen wahrgenommen.

Wie eine tiefinnerste Erregung hat es in ihren Worten vibriert.

Ja, wie eine . . .

Still! —

Mit leichten und doch bebenden Schritten naht es! . . . Ein leises feinstes Rauschen . . . An der Thür . . .

Still! —

Sie faßt sich . . . Die Hand — behutsam — auf den Thürdrücker . . . Ein feines, zögerndes Knacken; . . . Und nun — ein fester entschiedener Druck: Die Thür geht auf . . .

* * *

„Günther . . .“

Eine mittelgroße Dame in der vollentfalteten Pracht weiblicher Schönheit steht in der Thür. Ein lichtgelbes Sommerkleid. Die Fülle schwarzer Haare hinten aufgeknotet.

Völlig — ruhig? . . . Völlig — gefaßt? . . .

Nein! . . . Um die Lippen — einen Moment — wie ein leises Beben . . .

Auge gegen Auge . . .

Aber doch . . . Wie eine leise magnetische Übertragung . . .

Ein leises zauderndes Beben in ihr. Sie rückt den Fuß . . .

Aber nun kann er aus diesem Bann. Verwirrt geht er auf sie zu und hält ihr die Hand entgegen. Er bewegt die Lippen, aber keinen Laut kann er hervorbringen. Denn: wie sie sich verändert hat! . . . .

Hand in Hand! . . . Fein und kühl in seiner heißen die ihre, daß er es nicht wagt, sie mit dem ungestümen Impuls zu drücken, der ihm sonst beim Handgeben zu eigen . . .

O Qual!

Aber da spricht sie schon.

„Was für eine — Überraschung . . .“

Sie hat leise gesprochen. — Und: sicher! ja! ein wenig bebend ... Aber befremdet, nicht? Ja — befremdet ...

Immer noch steht er da. In diesem qualvollen Bann ... Endlich hat sie sich befreit ... Mit einem feinen Wehen ist sie an ihm vorübergeschwebt, zu dem andern Sessel drüben beim Fenster.

Er ist nur stumm dagestanden. Es ist ihm gewesen, als wenn sie bei ihm hätte stehn bleiben wollen, und als hätten sich ihre Lippen ein wenig geöffnet. Hat es wahrgenommen mit einem blöden Lächeln.

Einen kurzen Augenblick hat sie gezaudert. Dann hat sie sich niedergelassen. Es war gewesen, als hätte sie eine Handbewegung gegen ihn machen wollen.

Mechanisch läßt er sich nieder.

Sie sitzt da, mit halbgeöffneten Lippen, mit gradem Oberkörper, die Augen auf die Hand gesenkt, die mit feinen, halben Bewegungen über die Seitenlehne des Sessels hinstreicht. — — —

— „Ja ... hehe ..."

Mit einem raschen Blick und einem halben Lächeln sieht sie zu ihm hin.

„Ich habe ... hehe ..."

Sie sieht zur Seite, immer noch mit diesem Lächeln; aber es wird starr, und sie macht kaum bemerkbar, auf dem Sessel eine unruhige Bewegung.

Eine starre Pause. — Kein Wort kommt über seine Lippen ...

— „Ach, ich — vergesse ... Eine Erfrischung ..."

Mit einer hastigen Bewegung hat sie sich erhoben.

Wie sie mit leichten, bebenden Schritten durch das Zimmer an ihm vorübergehuscht ist, hat er wieder für einen Augenblick so etwas wie ein Verweilenwollen gespürt. Aber noch immer findet er kein Wort, nicht eine einzige, arme Silbe.

Es ist physisch! ... Rein physisch! ..... O Qual! —

Die Thür schließt sich.

O Pein! —

Wieder hat er es wie einen leisen, warmen Gruß gespürt in der Art, wie sie die Thür zugedrückt.

Mit einem Stöhnen sinkt er zusammen.

Eine Zeit geht hin ...

Aber da, mit einem Mal, fühlt er es ganz naiv als eine Ruhe, wie er so dasitzt in dem Polster, wie ein Ausruhen nach einer langen Wanderung, die ihn physisch aufs äußerste angestrengt hat.

Er kann sich dehnen ... Sieht sich um ... Als wär' er zu Hause ...

Nur ... he! ...

Wie? . . . Wie denn? . . . Und nun quält er sich, sich in eine jener Erinnerungen hineinzuringen, eine Erinnerung an eine jener so unsagbar beseligten Stunden, und sucht sie mit einer krampfhaften Energieanstrengung an die Gegenwart zu fügen.

Aber diese Müdigkeit in ihm! . . . Diese verdammte Taubheit! . . .

Eine Aussprache! Gewiß! Das fühlt er! — Eine Aussprache! . . .

Nun nun! — Jaja, irgend etwas muß er jetzt reden . . . . Irgend etwas . . . Reden, reden, reden! . . . Und dann — gewiß! — wird alles ins rechte Gleis kommen . . .

O, dieses unbeschreibliche Zudrücken der Thür . . .

O Gott! Mein Gott! . . .

Die Jahre, die langen, langen bösen Jahre! —

Jedenfalls: reden . . .

Er rüttelt sich zusammen. Und dann zwingt er sich, um sich aufzuhelfen, irgend so eine Gemeinheit herbei.

Hu! — was war denn! — Weshalb imponierte sie ihm denn so sehr? Wie hatte er sich all diese Zeit in wütenden inneren Kämpfen hingeschunden! — Und Sie — sie hatte hier in ihrem Behagen und in all der Sauberkeit ihres inneren und äußeren Lebens dahingelebt!

* * *

Endlich kam sie und stellte ein Tablett mit einem Getränk und etwas Bisquit vor ihn hin.

„Willst Du Dich — bedienen? . . .“

Mit einem dankenden Kopfnicken hatte er sich vorgebeugt und war dabei, wie sie das Tablett niedersetzte, leicht mit ihrer Hand in Berührung gekommen. Es war ihm so, als hätte er diese Berührung gesucht, und wie er nun in einem leisen Schreck lächelnd zu ihr aufblickte, sah er gesenkte Lider.

Einen Augenblick. Und dann wandte sie sich, ohne ihn anzusehen, von ihm fort, mit einer unbeschreiblichen Biegung ihres Körpers, die er fühlte, und schritt langsam wieder auf ihren Sessel zu, auf dessen Kante sie sich gesenkten Blickes niederließ.

Er hatte ihr nur immer nachgesehen.

Aber nun öffneten sich ihre Lippen wieder in dieser stummen Verlegenheit.

Nein . . . Ja . . . Hähä! — Reden! —

„Äh . . ." rang er sich seine Worte los — „also nun bin ich wieder mal in der Heimat! — So ganz unver . . ."

Er stockte. Was redete er da für ein idiotisches Zeug hin! —

Sie schwieg.

„Heimat," zog er das Wort nach, schlaff, müde. Indessen, er mußte weiterreden. Er nippte am Glas.

„Die Häuser sind immer noch so klein, und das alte brave Schulhaus hat inzwischen noch nicht mal einen neuen Anstrich bekommen." — Er lachte. — „Und doch — hat sich — so vieles geändert . . ."

Er hatte zuletzt ganz leise gesprochen. Vor Scham, weil er nicht ein Wort, kein einziges armes lebendiges Wörtchen finden wollte.

Er hatte gesehen, wie ihr Blick ihren Zeigefinger verfolgte, der zögernd über den Sammet hinstrich. Bei seinen letzten Worten hatte sie sich gerührt, und es schien, als wolle sie etwas sagen, aber sie schwieg.

„Hm! — Wieviel Jahre . . . sind . . . es . . ."

Er weinte in sich vor Ohnmacht.

Nein, sie — half ihm nicht aus? . . .

„Fünf . . . fünfzehn Jahre! — Weiß der Teufel! Schon fünfzehn Jahre!"

Mein Gott, was schwatzte er nur hin?! . . .

Er lachte, wie um sich zu entschuldigen.

Ein leises „Ja".

Er zuckte auf und sah zu ihr hin, in seinen Augen ein hoffendes Leuchten.

Aber nun hatte sie sich erhoben und hatte aus irgend einem Grunde den Vorhang zurückgenommen,

Und wieder der böse Zweifel und der Bann . .

Er sah vor sich hin.

Aber nein! — Ja nicht mehr diese Starre . . . Nicht so stumm. Immer reden. Aber dabei wunderte er sich mit einem Mal über eine seltsame Empfindung. Es war ihm, als würde er gleich anfangen, mit der Tischdecke zu spielen, wie ein Kind. Es würde nur noch fehlen, daß er anfinge, eine Melodie zu pfeifen.

„Ja! — hä! — ich hätte nicht geglaubt, das Nest noch mal zu sehn! — Aber es ist doch wirklich ein Bann! Die Heimat . . ."

Aber dabei hatte er sie nur immer beobachtet: wie sie sich nun wieder niedergelassen hatte, und — und — wie ihre Brust ging . . . die Augen so niedergewandt . . . und wie — ihre Brust so ging . . .

Er grinste.

„So — so — eine Anwandlung," riß er sich jedes Wort los. „Denn — eigentlich ist mir doch alles hier weggestorben . . ."

Eine zweite Person in ihm, die immer nur noch ihr Atmen sah und ihren Blick, wollte aufspringen, ihren Namen rufen, ihr zu Füßen stürzen, ihren Kleidsaum küssen und schluchzen, schluchzen, schluchzen . . . Aber nun sank sie wieder zusammen.

„Nun . . . Und . . . Und — Du?"

„O, von mir — von mir ist . . . Nun, ich habe nicht viel zu erzählen! . . . Der Haushalt — das — Kind . . . .

„Ja," machte er mechanisch.

Aber dann stand er auf und griff mit einem Mal nach seinem Hute.

„Ja . . . Also . . ."

Sie steht auf und sieht ihn mit einem erstaunten, ungewissen Blick an.

„Du — willst gehn?!"

„Gehn . . ."

Er sieht zur Seite.

Sie steht da und kneift die Lippe ein.

„So schnell? — Warum bist Du denn eigentlich gekommen?"

Er legt den Hut wieder beiseite.

Er hat gemerkt, wie flüchtig zwischen ihren Brauen ein Fältchen entstanden ist, das ein feines Lächeln der Lippen aber sofort wieder glättet.

„Hast Du mir denn gar nichts zu erzählen?"

Er horcht auf. Sie hat das so eigentümlich gesagt; so gepreßt, mit Mühe . . .

Er wird rot . . .

„Ich meine, daß Du in den Jahren viel erlebt und erfahren hast?"

Sie ist beim Sessel, hat das Kleid mit einem kurzen Griff beiseite gerafft und sich niedergelassen.

Diese kurze, schroffe — Bewegung? . . .

„Erfahren . . ."

Langsam, das Gesicht auf den Sessel gewandt, scheint er sich zu besinnen, ob er sich wieder niederlassen soll. Aber dann tritt er auf das Fenster zu und nimmt die Vorhänge auseinander, daß das Licht breit in das Zimmer dringt.

„Ah! — Wie wohlthuend!"

Die Bewegung der Arme und das freie Dehnen der Muskeln meinte er aber eigentlich.

Sie hatte ihn angesehen, hatte wohl so irgendwie — gelächelt?

und kramte nun in einer so sonderbar — müden? Weise zwischen den Nippes auf dem Spiegelkonsol umher.

Die Fäuste in den Jackettaschen tritt er mit etwas steifen Beinen zu ihr hin und hat so etwas wie eine flüchtige Freude an dem zierlichen Kram.

„Eh . . . Eigentümlich, diese kleinen Sachen . . .“

Aber eigentlich interessiert ihn das Spiel ihrer Finger.

„Ach! Inwiefern?“

Sie ordnet weiter und — lächelt . . .

„Hm . . . O, ich meine, wie einen dergleichen — eh — rangiert und — im Zaum hält.“

Er weiß kaum, was er spricht. Es war irgend so eine flüchtige unwillkürliche Empfindung.

„Ach! — Ich — verstehe nicht?“

Sie blickt ihn an.

„Ja, eigentlich . . . hm! . . . Na, alles in dieser sauberen Ordnung! — Diese zierlichen Dinger,“ monologisiert er so weiter, und hat im stillen so eine Art Gefühl, wie ihre Wesenheit mit all diesen Sachen hier verknüpft ist.

„Ich habe an mir oft die Betrachtung gemacht . . . Mein Gott! —“

Er macht eine abwehrende Handbewegung.

Wieder steht er am Fenster.

O Herr! Herr!! Unerträglich, diese innere Starre!!

Es ist die Reue über all die Jahre. Und — und dieses demütigenden Gefühls, daß er sie — braucht?

Sie hält eine der Figuren in der Hand und betrachtet sie mit großen verlorenen Augen.

„Erfahren . . . Ja! — Lieber Gott; die Großstadt! — Hm! —“

In ihm wirbelt alles in einem rasenden Hin und Her. Er will fort, fort, fort!! . . . Aber er ist so sonderbar gefesselt. Es ist ihm fast, als ob sich etwas in ihm wundere, daß er — aus seinem eigenen Hause wegrennen wolle. — Aus seinem . . . Ah, verdammt!! . . .

„Nun ja! Ich meinte vorhin mit den Sachen . . . Mein Gott, es ist — eigentlich“ — o mein Gott! er kaut ordentlich an den Worten; aber er rafft sich zusammen — „so furchtbar trivial, wie man's sagen kann! — Sage mir, was Du um Dich hast, und . . . Mein Gott! — Nicht wahr?“

„Ah so . . . Ja . . .“

„Nur, was es dann — hehe — hm! — immer wieder für die

Empfindung ist! — Das will immer wieder neu und intimer gesagt sein!"

Sie sehen sich an.

Mit erhöhter Unruhe weicht er aber ihrem Blick aus und sieht nach dem Hute hin.

„Ja, aber — wie würde man's denn nun — intimer sagen?"

In den Sessel zurückgelehnt, die Ellbogen gegen den Körper gepreßt und die Hände unter der Brust gefaltet, sieht sie ihn mit großen, tiefnachtdunklen Augen an.

Er sieht's! Stammelt . . . .

„Ja — wie gleich . . ." Er stockt.

„Willst Du Dich nicht wieder setzen?"

Sie hat es hastig gesprochen, mit einer schnellen Handbewegung gegen seinen Sessel hin.

Wirklich! — Er gehorcht! —

„Nun ja! . . . Hä!! — Wie ich — vorhin eintrat — ein wenig müde von der Reise . . ."

„Ach ja! Du bist heute den ganzen Tag gefahren!"

Wieder so schnell. Beinahe scharf.

Endlich ist er's imstande.

Er fährt auf, greift mit einer entschlossenen Handbewegung nach dem Hute.

Er ist wahnsinnig. — Er muß fort! . . .

Er geht auf sie zu, reicht ihr die Hand.

„Günther . . ."

Sie ist in die Höhe.

Er grinst. — — — —

II.

„Freunde!" — Wie denn?! Hatte sie da zuletzt nicht noch etwas gesagt?! Freunde und Freundschaft?! — Ja wohl?! Ja! — Jaja!... Freunde! Mitleid, dämmerte etwas in seinem Schädel.

Natürlich! Es konnte nur Mitleid sein.

Mit stierem Blick, das Wort gleichsam in sich fixierend, ohne imstande zu sein, irgend etwas damit anfangen zu können, stürmt er in den Abend hinein.

Hä! — Es hat ihn plötzlich getroffen.

Leute . . .

Vor den Thüren . . .

Einsamkeit! — Einsamkeit! —

Gleich darauf findet er sich auf dem Hügelland, das sich hinter dem Städtchen ausdehnt. Mit weiten Schritten eilt er vorwärts, dem winselnden Höhenwind entgegen.

Und da, mit einem Mal, schlägt alles in ihm verwunderlich in eine wirre wilde Freude um. Es ist die Energie, mit der die langen, weißen Windblumen in ungeheuren schiefen Streifen über das abendliche Himmelsblau hinschießen. Dies Blau ist sein weites leeres Starren. — Aber dies Vorwärtstaumeln, als wenn ihn eine geheime Gewalt jagt und in seine Starre eine mächtige Bewegung hineintreibt, diese Bewegung, wie er, den Blick halb nach oben, die Hügel um sich her mit weitgedehnten Wellenlinien wallen und wallen sieht. — Und hinauf und hinunter. — Und im Laufschritt mit übernatürlicher Lungenkraft einen Hügel hinauf. Oben brüllt er, als wolle ihm eine Todessehnsucht, ein Etwas, eine Kraft, die Lungen auseinandersprengen, brüllt in dunkler Lust in das Windgeknatter hinein.

Rennen, rennen, rennen!! . . .

* * *

Endlich schleppt er sich mit schweren Schenkeln.

Aber weiter, weiter . . . .

Hahahaha! . . .

Seine Kniee schwanken, knicken, er sinkt, stürzt auf die Kniee, mitten auf die Fläche einer kleinen, freien Bergwiese.

In dieser Stellung bleibt er und starrt auf die Sternchen der weißen und roten Marienblümchen, die in zahlloser Menge auf dem kurzen krausen Grün emporsprießen. Und wie er kniet, fühlt er, wie das Abenddämmern aus der weitweiten Einsamkeit ihn allmählich umhüllt.

Er taumelt auf den Grund, lang ins Gras. Auf den Rücken. Fühlt, wie seine Glieder zucken und sich recken, wie in einem epileptischen Krampf.

Und nun ist ihm, als wolle er müde werden.

Aber nein! — Plötzlich hat es ihn getroffen wie mit einem feinen elektrischen Strahl.

Das Sternlein, das da oben hoch über ihm aufzuckt im dunkelnden Blau.

Er stößt einen Laut des Entzückens aus. Automatisch besinnt sich

sein Gehirn, wie man, wenn man so ins Blaue starrt, ihrer noch mehrere finden kann . . .

Wirklich! — dort! — Noch eins! — Taucht hervor! . . . Flinkert auf . . . Und da und dort! . . .

Das Märchen von den Sternthalern.

Von den Sternthalern . . . O, die Sternthaler! . . .

Ein sonderbares hysterisches Lachen durchschüttert seinen Körper.

Aber was denn nur?!

Hä! . . .

Er grinst und streicht sich über die Stirn. Auf die Faust gestemmt, halb aufgerichtet . . .

Mit offnem Mund und weitaufgerissenen Augen sieht er sich um. Und ist da in einem leisen langsamen stockenden unendlich linden Sausen . . Jetzt! — Alles muß stillstehen, schwinden . . .

Nein! — Still!! — Jetzt wird es so ein sonderbares heimliches Pfeifen, in seiner Nähe, aus dem dunklen . . . .

Blitzschnell fährt er herum.

Der Wind! . . . Fängt sich in den kleinen Tannen der Schonung, die den Berg heraufkommt.

Wie schwarz sie sind! . . .

Und plötzlich fängt er an zu halluzinieren.

Aber er weiß noch: das sind die Tännlein da . . . Nur: sie haben so wunderliche Gestalten; hocken und lugen und flüstern und wispern mit einem so eigenen Leben.

Aber dort?!! — Wo sich's wirrt?! — Dazwischen?! — Ah! Interferenzen . . . .

Nein!! — Es bewegt sich dazwischen! — Hin und her! —

Gesichter!! . . .

Sagen . . . . Das kreisende Laternchen hier draußen. Die Feuerkugel, die aus den Kalkbrüchen den Hang hinabrollt. Die Nonne, von der Burg her in die nächtliche Einsamkeit des Berglands hinein.

Er steht auf den Füßen . . . Fiebert . ...

Das Licht!! — Da!! —

Aber — eh! — Donnerwetter! — Nein, das ist ja das Dorf dort! — Richtig! — Da! — Der Schattenriß des Kirchturms . . . Helle Fenster . . . Windvertragenes Gekläff . . .

Ach! — Ein schlaffes Gähnen — — —

Und nun? — Zurück . . .

* * *

Müde schleppt er sich durch die Nacht in langer Wanderung in das Städtchen zurück.

Die Gassen und Straßen sind todstill und dunkel. Der Schein eines hellen Fensters auf dem Pflaster. Das weite Funkeln der Sterne.

Zur Post! — Und — natürlich! — morgen früh der erste Wagen . . .

Ah, goddam! — In die Stadt zurück! —

Er knirscht.

— — — In halber Ohnmacht zieht er seine zitternden Glieder am Geländer die schmale Holztreppe hinauf und tritt in sein Zimmerchen.

Ach!

Er bleibt stehn und lächelt.

Das ganze niedrige Stübchen dämmert so eigen heimisch in dem milden Sternlicht. Zwischen den kleinen Gardinen weitet sich draußen die schöne helle Nacht und atmet so köstlich frisch zu dem geöffneten Fensterchen herein. Seine weißlackierten Ruten leuchten ordentlich! — Und das sauber aufgedeckte Bett mit seinen schwellenden Kissen! — Und die lichten Tapeten! — Das runde Tischchen mit der bunten Decke. Das hochlehnige Sopha dahinter, und der runde Spiegel, und die beiden braven Öldrucke. Das Bildchen überm Bett: ein kolorierter Kupferstich: eine junge Mutter mit ihrem Kind und zu ihren Füßen ein weißvließiges Lämmchen. — Der Blumenstrauß auf dem Tisch, und auf dem Nachttischchen am Kopfende des Bettes der Handleuchter aus gelbem Messing mit der weißen Sterarinkerze drin! —

Ah! Und die Nachtstille! — Die herrliche Nachtstille! . . .

Heimat! —

Tiefberuhigt spricht er in sich das geliebte Wort . . .

Der Länge nach streckt er sich auf das Hochlehnige und hat seine heimliche Belustigung, wie gar unbequem es ist mit seinen steifen Seitenlehnen.

Fort?! — Morgen fort?! . . .

Wie die Hunde bellen, draußen in der Nacht!

Fort?!

Und wie er in der Dunkelheit auf dem alten höckrigen Pflaster gestolpert ist.

Fort! . .

Eine jagende Unruhe überkommt ihn.

Allerdings! Und — goddam! — wann wird er zusammen knacken?! . . .

Er steht am Fenster, starrt in die Nacht.

Ah! Muß da drüben nicht die Zuckerfabrik liegen? — Gewiß! — Da sieht er ja den Schornstein! — Hm, ja! — Und dort hinter den Bäumen, die dunkle Masse des Hospitals mit der Kapelle daneben. — Wie sich die Kuppe ihres Türmchens in die Sterne hineinwölbt! . . .

Aber nun fängt er an, das Leben seiner Glieder zu spüren. Ach, ist das nicht alles, alles der jagende Wechsel der Stimmungen um ihn, immer um dieselbe treibende Unrast herum, die in ihm keine Ruhe findet? — Nie?! — In keinem Augenblick! —

Todmüde sinkt er in einen Stuhl.

Ah! Taumeln zwischen Leben und Tod zum einen untauglich wie zum andern, ohne Ziel, ohne Thätigkeit, ohne Illusion, ohne Selbstvertrauen, stets der quälendste aller Zweifel mit dem Wahnwitz seines Ja und Nein!? Der Zweifel an sich selbst! . . .

Mit zitternden Händen langt er sein Etui hervor, zündet sich eine Cigarre an, und dampft und dampft im Auf und Ab durch das Zimmer . . .

Ah! — Er weiß nicht mehr — wohin??!!!

Er krallt die Finger in die Schenkel, weil er nicht laut aufheulen will.

Aber plötzlich wird er weich.

Wie schön sie geworden ist . . . Wie herrlich! . . . Und so fein . . . Und — und so — stark in sich selbst! . . . So reif und vollkommen! . . .

„Freunde . . .“

Er lächelt bitter und — sehnend . . . .

Ja ja! Aber das war es! . . . Dieses Wesen in der Reinheit seines Vollkommenseins hat ihn, der ihr so fremd geworden, mit einem instinktiven Grauen von sich abgewehrt, ihn, den Taumelnden, Schwankenden, zwischen den Trümmern seiner Illusionen lebendig-tot Hin- und Widerirrenden . . . . Auch ein fertiger Kerl! — Well! — Hä! —

Ja, sie hat einen über alles geliebten Mann verloren, über den sie ihn längst, längst vergessen hat . . . .

Wie vornehm sie war! . . .

Ja ja, so macht einen nur ein tiefer, edler Schmerz. Um etwas überaus Geliebtes, das einem das Leben genommen . . .

Ha! — Verdammt! — Nun, da hat er sich aber mal ertappt! — Sentimental! . . .

Hahahaha!! . . .

Die Hände tief in die Hosentaschen gestopft, mit cynisch herabgezerrten Mundwinkeln an seiner Cigarre paffend, die Kiefern gemein nach vorn geschoben, rennt er auf und ab.

Also, Schluß! Das komplette Weib hat den bankrotten Kerl in ihm eben instinktiv von sich abgewehrt. — Nein, eine andere Auffassung konnte es doch gar nicht geben. — Ja, und dennoch war in ihm so ein wunderlicher Zweifel . . .

Aber nun . . . Verdammt! — Was nun! — Irgendwas! . . .

Was?! . . . Was?! . . .

Saufen! Saufen! . . .

Er zischt ein Lied durch die Zähne und sieht nach der Uhr. Unten sind immer noch Gäste im Restaurationszimmer . . .

III.

Am andern Morgen erwacht er aus einem unbändigen Rausch in den hellen Sonnenschein hinein.

Mit wirrem Haar und gedunsenem Gesichte sitzt er im Bett und glotzt . . .

Neben ihm, auf dem Tischchen, pickert die Uhr.

Wetter!!! — Weiß Gott, er hat die Zeit verschlafen! — Die erste Post ist längst abgegangen.

Aber merkwürdigerweise ist es ihm nicht besonders fatal . . .

Donnerwetter! Er hat es gestern abend doch gründlich niedergesoffen! — Sein Schädel ist wie eine Bombe, und am ganzen Körper ist er ein einziges Zucken und Vibrieren.

Hm! — Jedenfalls . . .

Er streicht sich über die Haare — Au! — und überlegt.

Hm! — Also: auf — eh — sprach der Fuchs zum Hasen . . . Hörst Du nicht den Jäger blasen? . . .

„Aber" — er ist aufgestanden — „was für ein" — fährt mit dem einen Bein graziös in die Hose — „harmonisierter" — nun dito ins andere Hosenbein — „harmonisierter Kerl er ist," denkt es in ihm, während seine Nervenerregung eine kunstvoll tremolierende Melodie geworden ist, die er vor sich hinpfeift.

Fortwährend pfeifend, im Oberhemd, mit herabhängenden Hosenträgern, stelzt er auf den Waschtisch zu, im Vorbei einen flüchtigen Blick zum Fenster hinausschickend in die — äh! — Himmeldonnerprächtige — Mo'jensonne!! . . .

Den Kopf ins kalte, wunderschön kalt — hal — ti — ge — brrr! — Quellwasser hinein.

Und dann — mit der Gewandtheit eines Equilibristen die Etceteras der Toilette.

Ah, die lieben Nerven! — Wie sie — pa — rieren! . . .

Fix und fertig!

Breitbeinig steht er da und prüft, die Blicke auf die blitzblanken Stiefelspitzen gesenkt.

Richtig! — Ein prachtvoll enormer Kater! — Dieses Wurmen in den Magentiefen! Dieser Brummschädel! Aber vor allem dieser — eh! — Schüttelfrost durch alle Nerven, und — e, dieser leichte, diskrete Anflug von Tremtrem, der ihn wie in einen ätherischen Nebel hüllt! — Ah, dieser Nebel! — — — — —

— Eh, dieweil wir also noch das liebe, liebe Leben haben . . . Er klemmt die Unterlippe ein . . . „Überlegt" einen Augenblick. —

„Flügel," sagt er sinnlos vor sich hin. — Aus dem „ü"-Vokal wird eine hübsche, diesmal sehr gefühlvoll tremolierende Melodie.

Er wendet sich gegen die Thür und balanciert all seine körperlichen Kalamitäten höchst elegant die schmalen Stufen hinunter.

* * *

Der Kaffee geht ihm belebend wie Feuer durch den Körper und dämpft das Übelkeitsgefühl im Magen.

Es macht ihm eine so unsagbare Freude, wie „famos" er die Tasse zum Munde führt, und wie sein Wille das Zittern seiner Hand bändigt.

Als er sich vom Tisch erhebt, spürt er einen intensiven Kopfschmerz und Schwindelgefühl. — Aber im nächsten Augenblick hat er's schon unten. Der Wirt redet ihn an, mit dem er gestern abend gezecht.

Das unwillkürliche Bedürfnis, den dicken Philister, mit dem er sich gestern vielleicht ein wenig kompromittiert hat, in Distanz zu halten, macht seine Willenskräfte sofort wieder rege. Zwar hat seine Stimme unwillkürlich ein etwas knarriges Staffatotempo, indessen, es hilft ihm, mit dem Manne fertig zu werden.

Aber nun! Bis zur nächsten Post! . . . Verzweiflung! . . .

Wie denn? — Bis — zur nächsten — Post??! — Hm! — Was denn nur? —

Langsam, automatisch nimmt er seinen Hut von der Knagge, müde,

todmatt mit einem Mal, wie durch einen unsichtbaren Bann, der ihn, den Widerstrebenden, wunderlich zu umspinnen beginnt.

„Der Fluch der bösen That," hört er tief in sich etwas — nun! etwas — Schulmeisterliches? Neckisches?

Er lächelt müde über diese dunkle Stimme, und weil er dies Lächeln als etwas empfindet, das dem dicken Wirt in seiner Nähe unnormal vorkommen könnte, hat er's halb, als so eine Art wohlwollenden Abschiedsgruß, dem Manne zugewandt.

„Spaziergang machen, Herr Doktor?" ruft der ihm, hinter seinem Schanktisch vor, freundlich zu.

„Ja!"

Er hat den harmlosen Mann, der ihn von der Zecherei gestern abend liebgewonnen, starr angesehen. Denn mit einem Mal war's ihm, als läge in seinen Worten eine heimliche Beziehung. Als hörte er irgendwie in ihnen, wie von fern, eine ganz andere Stimme.

Wie denn?! ... Immer noch starrt er den Mann an ... hört ...

Aber nun wird er verlegen und lacht.

„Ja, was bleibt einem übrig bis zur nächsten Post?! — Übrigens, sehr gesund so ein Spaziergang! Hahaha!"

„Hahaha!" schallt es herzhaft hinter ihm her.

* * *

Diese letzte sonderbare Wahrnehmung mit der Stimme zitterte noch in ihm nach ...

Aber, ah! Diese herrliche Morgenluft! ...

Ein paar Stunden läuft er über Stock und Stein durch den frischen Morgenwind, bis er sein Übelbefinden endlich unter hat. Nur dieses unsagbar feine Reagieren der durch den Alkohol aufgeregten Nerven ist geblieben. Aber es lenkt ihn von sich fort, aus sich heraus, und hat ihn genötigt, seiner Umgebung eine rege, unausgesetzte Aufmerksamkeit zuzuwenden. Alles wirkt mit ungeheurer Intensität auf seine Sinne. Seine Blicke gleiten mit einem automatischen Staunen, wie in einem somnambulistischen Lustgefühl über die sanften Wellenlinien der Hügel, und ihr krauses Rasengrün leuchtet in tieferen Tönen als er sie je gesehn ...

Es war gegen elf Uhr, als er wieder in das Stadtthor einbog,

durch das er in die Nähe der Kirche gelangen mußte. Und da war es, daß er zum erstenmal den Rausch und alles wieder bewußt auf seine Ursache zurückzuführen vermochte.

Er geriet in eine derartige Verwirrung, daß er ein starkes Herzklopfen bekam.

Richtig, und nun wollte es doch wieder wie gestern werden . . .

Aber, er brachte sich vorbei. — Brachte sich — vorbei . . .



Mein Kopf schlug gegen die Bettkante. Der Schmerz brachte mich zu mir. Ruhig sah ich die Hände, die das gräßliche Kratzen eingestellt hatten. — Gott sei Dank. —

Ich stand auf, sonst wäre es wiedergekommen.

An der Wand lehnte eine Leinwand. Gedankenlos drehte ich sie herum. Mein letztes Bild, die Farben noch naß. Ein wirrer Kopf, die Lolotte. Eine müde Stirn über gierigen Augen. Tieraugen in Brunst in verblüffender Echtheit, — und todtraurige ungeküßte Lippen. In der Ecke ein Wort wie ein Schrei: „Nie!"

Mechanisch ordnete ich die verstaubten Studien. Jedes Blatt zeigte ehrliches, grades Können. Nichts Verschwommenes, nichts mystisch Zerfahrnes. Gedanken in Fleisch und Blut und Probleme mit schmerzhafter Gewissenhaftigkeit gelöst. In markigen Strichen eine Passionsgeschichte. — Dort drüben das stille Gesicht. Was mußte das Weib gelitten haben, um so sein Weh auszuschreien. Nun zerbrochen wie ein wertloser Halm.

Mich fror. Ich wollte fort in die Nacht. Aber mein Wort. Ich gehörte nicht mir, noch nicht. Widerwillig schob ich mich an den Schreibtisch. Und stierte darauf und wühlte den Kopf in die Hände. Es widerte mich an wie Tempelschändung. Warum wollte sie das? Warum mir das aufzwingen? Eine Ungeheuerlichkeit wie freiwillige Prostitution. Ich hatte sie heilig und unantastbar geglaubt. Das sollte nicht wahr sein? Und wenn . . . was ging's mich an?

Eine hartnäckige, eine feige Wut saß in mir und schäumte. Ich hatte Angst. Ich wollte das Nackte nicht. Meine Augen schmerzten, mein Mund war bitter. Ich war so sicher gewesen, so sicher. Dann biß ich die Zähne zusammen und nahm und las. —

* * *

— — — „Die Menschen wissen wohl, warum sie nicht nackt gehen. Sie sind so häßlich und haben Angst. Verrücktes Geschlecht. Sie schämen sich und sind schamlos. Sie sind närrisch eitel und halten sich die Augen zu. Aber nicht ganz. Sie schielen nach den anderen, um den Effekt zu beobachten. Der Effekt, — darum leben sie. Das heißt, darum schminken sie sich und lächeln und sind geistreich, oder roh, oder fromm, — darum patriotisch, vorurteils-, nicht vorteilslos. Je nach Bedürfnis. Das Repertoire ist reich. Das Repertoire der Staats-



Geschlecht störte mich wenig. Es war mir fast unbewußt. Liebe, persönliche Leidenschaft interessierten mich als seltsame Erscheinungen an anderen. Meine Sinne schliefen. Ich hatte dank scharfer Arbeit nichts entbehrt und kannte nur eine Sehnsucht: die Kunst. Den Künstler kannte er. Das Weib blieb ihm fremd. Vielleicht liebt er es. Vielleicht weil er es durch Schleier sieht. Seine Augen sind nicht mutig. Er denkt hoch von mir und meiner Reinheit.

Rein, das ist für ihn: unbegehrt und nicht begehrend.

Ich begehrte und wurde begehrt.

Das schlägt ihm ins Gesicht. Aber ich will, daß er sehen lernt. Ein Künstler soll er werden, ein rechtschaffner. Er darf sich keine Nüancen entgehen lassen, nicht durch kleine, scheinbare Harmonieen verwöhnen. Ich fürchte, er wird zu kurzsichtig für die Größe, die Wahrheit, die kein Grauen, kein Entzücken kennt, keine Anklage und kein Verzeihen.

Rein. Jungfrauenweiber giebt es, die mit geflügelten Füßen durch den heißesten Brand der Leidenschaften gehen und rein genießen. Heiß und keusch. Wie glühender Schnee von schwerduftigem Nordwind geküßt.

Jungfrauen giebt es, die nie ein Mann berührt, und deren Sinne im Kote schleifen.

Rein. Wenn Reinheit Unwissenheit, gewollte oder anerzogene wäre . . . Beides gleich schlimm, weil unnatürlich. Und die Konsequenzen: Heuchelei oder Mißbrauch. Nichts widriger als ein Mensch, der lügt, nichts thörichter als sich von andern kneten lassen. Die Sinne sind in uns. Daß sie begehren ist natürlich wie das Arbeiten des Gehirns. Läßt Du sie unbefriedigt, giebt es einen Krüppel.

Ein vollsaftiges Menschenkind, ob Mann oder Weib, wird und muß sich seiner Sinne bewußt werden. Früher oder später. Weiß Gott, ihre Befriedigung ist nicht einfach wie die des Magens, sicher eben so nötig.

Es giebt immer noch Leute, die nicht begreifen, daß Hunger weh thut. Daß man drum stiehlt, daß das natürlich ist.

Aber die Moral! Ja ihr moralisch Entrüsteten, schnallt euch mal euren Sittlichkeitskodex auf den Leib. Seht zu, ob das die Verdauung befördert.

Mit ihrer Befriedigung an sich hat Liebe nichts zu thun. Rechtschaffne Liebe ohne Sinnlichkeit ist undenkbar. Rotgierige Sinnlichkeit ohne Liebe macht sich breit genug, um sich selber zu bestätigen. Sie ohne weiteres verdammen? Warum? Ich fühle mich nicht berufen und

habe gefunden, daß Anatheme nichts Fruchtbares wirken, nie einen naturerhaltenden Trieb aus der Welt schaffen.

Die weitmündigen, dünn verdauenden Moralisten sind wie Blindekuhspieler. Nur mit dem Unterschied: Letztere treffen wohl mal den Topf, der Tugendprügel aber schlägt immer vorbei.

Schlagt und lästert. Gott und Teufel leben lustig weiter.

Sinnlichkeit ist ein Zeichen von Gesundheit; volle, frische Liebessinnlichkeit ist höchste Lebensbethätigung.

Als ob ich damit Bordell und Prostitutionswesen auf den Schild heben wollte oder Wollüstlingspropaganda machen! Gleich widerlich sind mir Phrynen und Kastraten.

Doch diese beiden im Verein . . . Lust und Liebe . . .

Ja — die Liebe. — —

Ein Wort von meiner Kindheit. Mein Vater war ein hochgestellter Beamter, wie sein Vater, Groß- und Urgroßvater gewesen waren. Meine Mutter entstammte einer adligen Familie. Meine Brüder wurden Offiziere, meine Schwestern machten gute Partieen. Ich schlug aus Art und Tradition. Ich war so wenig vorschriftsmäßig. Handküssen war mir ein Greul, und als gar die Malpassion über mich kam, war es aus. Wäre ich bei Tellern und Fächern geblieben! Aber ein Studium draus machen? — Mit mir war eben nichts anzufangen. Durch Vermittlung eines feinsinnigen alten Freundes ließ man mich nach unendlichen Nörgeleien als unverbesserlich gehen. Nach München, zu meinem geliebten, verehrten Meister.

Die wunderschönen Lehrjahre! Korsett aus und Kittel an! So viel Sonne und Freilicht! — Sich ausleben, arbeiten, lernen — lernen!

Und ich lernte. Nicht nur malen, — vergleichen, urteilen, und der bisher instinktive Widerstand wurde zum prinzipiellen Kampf gegen alles Geschraubte, Unnatürliche.

Selten kam ich heim. Ging ich, atmeten wir alle auf. Man entbehrte mich nicht, und ich entbehrte dort alles: Liebe, Vertrauen, Gleichgesinntheit. — Ob meine Mutter im Grunde mich liebte? Sie war immer auf der Hut mit mir und hat mir bitter weh gethan. Arme Mutter! Später gab ich ihr's heim und liebte sie doch. Aber ich konnte es ihr nicht ersparen. Ihr nicht und mir nicht.

Auf Anraten des Meisters ging ich nach Paris, wo ich treue Freunde und Kameraden fand — schaffte und lebte. Meine Arbeiten wurden gesucht. Was mir mehr war, ich fühlte mich wachsen und wurde

mir meines Strebens und Könnens bewußt. Von zu Hause selten ein Wort. Dann kam — aber die Liebe.

Eines Tages sah ich bei einem Kollegen die Lolotte. Ein bildschönes Weib mit Bestienaugen und wunderbarem Leib. Ein Weib wie Henner sie malt, auf rote Kissen gewühlt, üppig schlank, von matter, wollüstiger Weiße, mit knisternden Haarmassen. Ein Atmen nach Luft. Wilder Trunk der Duft dieser Blumen. Sie gehören in indische Nächte.

Sie war schwer käuflich — für Malerinnen — aber sie stand mir doch. Ich malte sie als satte Lust auf zertretenen Rosen. Mir zum Verhängnis.

Bald darauf lernte ich ihn kennen. Es war ein junger Morgen, duftig und keusch. Ich kam vom Blumenmarkt und wollte über die Brücken heim. Die Pfeiler hatten einen violetten Schleierhauch dicht über dem Wasser, und auf den grauen Quadern lag es wie rosiger Atem, wie schämiges Traumerinnern. So ein Tag, wo man das liebe Leben im ganzen Körper fühlt, und das Blut lacht. Mich zog's hinunter aufs Wasser. Die Seine gings abwärts wie ein gleitender Traum. St. Cloud. Hinauf in den Wald uns ins Gras gereckt bis in den hohen Mittag hinein, bis so ein Menschenkind ganz trunken ist von Sonne und Einsamkeit.

Im hohen Mittag. Da zittert's in der Luft wie warme, kreisende Wellen, und durch die geschlossenen Lider dringen Lichtkörper tief hinein in die Seele.

Da kamen zwei durchs Farrenfeld. Ein Freund, ein prächtiger lieber Mensch und ein andrer mit breiten Schultern und frei aufgesetztem Kopf. Mit der verträumten Sonneneinsamkeit war's aus; aber sie störten mich nicht, die beiden.

Der Mittagszauber thats uns an, und wir genossen ihn, wir frohen, glücklichen, bewußten Menschen. Wir freuten uns an einander.

Als wir Abends heimkehrten, war mir etwas Köstliches in die Seele geglitten, und eine große, weiche Liebkosung hüllte mich ein.

Die Tage vergingen, und wir sahen uns bei Freunden, im Louvre, im Atelier. Dann plauderten wir oder sprachen ernsthaft oder träumten. In mir löste sich etwas.

Fühlen und Sein waren wie in leuchtender Kraft neu geboren. In stolzer, glücklicher Freiheit schlugen die Pulse. Nie war mir die Arbeit lieberes Bedürfnis.

Ein sonnengetränkter Waldwinkel und in hohen Farren ein Glück. Die zitternde Hochmittagsstimmung floß drüber.

Dabei sang seine Geige bis die Thränen im sonnigen Schmerz aus den Augen sprangen.

Ein Tag kam, ich war allein. Mit dem Bild. Ich fühlte, daß es fertig war an dem wohligen Nachlassen der intensiven Spannung. Durch das weite Fenster drang die Abendluft.

Die Thüre war nicht gegangen. Aber er war da. Ich fühlte ihn hinter mir, und er legte die Arme um mich.

Die Schatten verdunkelten sich. Wir merkten es nicht.

Hochmittag. — —

Die Zeit ging über uns hin. Wir hatten das Glück und verbargen nicht unsern lauten starken Herzschlag. Volles, reines Aufgehen ist die Liebe, strömendes Geben und Nehmen ohne Grenzen, ohne Fordern, — dann hat sie Blut und Seele, dann ist sie der starke Hauch, der Gruß des Ewigen, des Lebens.

Die Offenbarung kam. Ich hatte jauchzendes Leben mit beiden Armen gefangen. Nun keimte es. Mir war es ein Wunder, ein warmes, seliges. Und ich staunte in den Abendschein, als ob es von dorther gekommen sei, von weither hinter den Sternen. Eine Nacht trug ich's für mich mit bebendem Stolz. Der Morgen kam strahlend. Die Luft ging auf Lerchenflügeln, und mich trug das Glück, unser Glück zu ihm.

Es war still da oben.

Er schlief wohl und ahnte noch nicht . . .

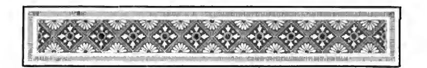
Ich schlug die Vorhänge zurück: Die Lust, die Dirne in meinem Heiligtume! — —

Ich ging heim. Kein Schmerz, kein gekränkter Stolz, keine Verzweiflung: In mir nur Tod. Die Rosen zertreten und das Kind tot. — —

Ich arbeitete weiter, betäubt und rastlos. Nur nicht feige sein. Wehren wollte ich mich.

Aber die Nächte, die weißen Nächte. Und der Flieder unterm Fenster. Und der Schrei nach Liebe draußen und drinnen. Ich stand qualvoll.

Da kam mir Hilfe. Eines Nachts hörte ich Stöhnen durch die Wand, einen dumpfen Fall und dann nichts. Ich ging hinüber. Auf der Erde lag jemand in tiefer Ohnmacht. Ich bettete ihn und pflegte ihn lange Wochen. Es war eine Wohlthat für mich; es schützte mich. Er wurde gesund und war Jahre hindurch mein Bruder. Er ist das letzte, was mich liebt, und er sei gesegnet dafür. —



Hiep-Hioup.

Eine vlämische Geschichte von Georges Eekhoud.

(Brüssel.)

Autorisierte Übersetzung von Alfred Götze.

Der Pachthof „Boschhof“ oder das „Forsthaus“ liegt zwischen Wortel und Ippenroy.

Es ist ein ödes, weltvergessenes Stück Erde, wenn auch der Landschaft in hohem Grade zu eigen ist, was man in der Sprache der Landschaftsmaler ausgeprägte charakteristische Stimmung zu nennen pflegt. Rostfarbiges Heidekraut, dunkle schwarzgrüne Tannen, goldgelber Ginster, dazwischen schimmert hier und dort das starre, meergrüne Wasserauge eines jener mit Wachholdersträuchern umsäumten Tümpel, die im Munde der Einheimischen „Vennen“ heißen. Selten, daß der unbegrenzt ins Weite schweifende Blick auf ein paar Eichenbäumchen fällt, seltener noch, daß man ein Stück bebautes Ackerland zu Gesicht bekommt. Ganz hinten am Horizont recken sich drei oder vier Kirchtürme in die Luft, die aussehen, als wollten sie über die Heide hin Zeichen miteinander austauschen. Das Ganze überwölbt ein grauflockiger, wolkenbedeckter Himmel, dessen beständige Unruhe und heftige Bewegung in vollem Gegensatz zu dem stillen Kirchhofsfrieden der Ebene steht, die sich starr und leblos unter ihm ausbreitet.

Das Widerspruchsvolle, das in der Natur so stark zum Ausdruck kommt, erstreckt sich auch auf die Menschen, die die Gegend bewohnen. Neben dem festen Stamm der seßhaften Bevölkerung, die sich aus einer Anzahl von fleißigen und gottergebenen Leuten zusammensetzt, hat sich im Laufe der Zeit ein starkes Häuflein lichtscheuen Gesindels eingenistet. Die unmittelbare Nachbarschaft der holländischen Grenze und die Nähe des Armenhauses von Hoogstraaten tragen die Hauptschuld daran, daß sich hier allerlei zweideutiges, heruntergekommenes Volk an-

sammelt, das von Schmuggel, Wilddieberei und gelegentlichen Raubzügen lebt.

Die Overmaats, die Bewohner des „Boschhofs", waren seit Alters Pächter und Förster der Grafen de Thyme, eines angesehenen niederländischen Adelsgeschlechts, das heute erloschen ist, und gehörten zu den Wohlhabendsten unter den Landleuten der Gegend. Die Gutspacht und die damit verbundene Stelle eines gräflichen Försters hatten sich in der Familie Overmaat, so lange man denken konnte, stets vom Vater auf den Sohn vererbt.

Jakké Overmaat, der zur Zeit unserer Geschichte auf dem „Boschhof" saß, war ein strammer Bursche von fünfundzwanzig Jahren. „Stark wie die Eiche, schlank wie die Tanne und gesund wie das Heidekraut" pflegt man da unten von Leuten seines Schlages zu sagen. Wie die Mehrzahl der jüngeren Bauernsöhne war auch Jakké von Haus aus für den geistlichen Stand bestimmt worden; nachdem indessen der Vater und der ältere Bruder, der Amt und Wirtschaft dereinst übernehmen sollte, rasch hintereinander gestorben waren, hatte er sich wider Erwarten genötigt gesehen, das Studium aufzugeben, um die väterliche Erbschaft anzutreten. Jakké hatte sich im Priesterseminar zu einem sanften, nachgiebigen Menschen herausgebildet, auch hatte das Studium der gelehrten Bücher sein Teil dazu beigetragen, den Hang zum Wunderbaren und Außergewöhnlichen, der in der Seele des vlämischen Landsvolks als keimkräftiges Samenkorn schlummert, bei ihm üppig in die Halme schießen zu lassen.

Ernst und bedächtig wie er war, galt der junge Förster den Leuten als eine Art Dorforakel, und wenn noch etwas dazu beitragen konnte, sein Ansehen zu erhöhen, so war es der Umstand, daß er nahe daran gewesen war, den Priesterrock anzulegen. Selbst in den Kreisen der Strolche und Vagabunden, die mit den Vertretern der gesetzlichen Gewalt auf beständigem Kriegsfuße lebten, rühmte man die Menschenfreundlichkeit und den strengrechtlichen Sinn des jungen Overmaats, der thatsächlich keinen Feind hatte, obwohl er es geflissentlich vermied, mit den Leuten in vertraulichen Verkehr zu treten. Kein Wunder, daß Jakké jeder Mutter als Schwiegersohn willkommen gewesen wäre! Es hätte im übrigen einem sehnlichen Herzenswunsch seiner alten Mutter entsprochen, wenn er sich nach einer Frau umgesehen hätte, allein der junge Mann, der im Verkehr mit anderen schüchtern und zurückhaltend war, hatte es nicht sonderlich eilig, überzeugt wie er war, daß er es nie und nirgends wieder so gut wie bei seinem Mütterchen haben könnte.

* * *

So ging alles seinen gewohnten guten Gang bis zu dem Tage, wo sich der Heerbann der Unregelmäßigen um zwei Landstreicherinnen vermehrte. Die beiden Weiber — es waren Mutter und Tochter — hatten sich bei dem gutherzigen Grafen de Thyme die Erlaubnis ausgewirkt, eine halbverfallene Hütte, die am Rande des auf der dem „Boschhof" entgegengesetzten Seite befindlichen Tannenwäldchens gelegen war, zu beziehen und sich dort häuslich einzurichten.

Wie ihresgleichen lebten beide von den geringen Almosen, die hier und da für sie abfielen, von ein wenig Arbeit, der Hauptsache nach aber vom Stehlen. Um der Sache indessen ein Ansehen zu geben und den Schein eines ehrlichen Lebenserwerbs thunlichst zu wahren, sammelten Mutter und Tochter Pilze und Bucheckern im Walde, auch beschäftigten sie sich gelegentlich zu Hause mit der Anfertigung von Strohmatten. Sie hatten des weiteren in ihrer erbärmlichen Hütte einen Schnapsausschank eröffnet, was der Alten Gelegenheit gab, ihre Kunst als Wahrsagerin bei der Kundschaft, die aus Strolchen und Bettlern bestand, zu bethätigen.

Die Tochter war ein langaufgeschossenes, mageres und schlampiges Weibsstück, dessen struppiges Krausshaar wie Kohle glänzte, und in dessen länglich geschnittenem Gesicht zwei gewitterschwüle Schwarzaugen leuchteten, die, wie die ganze Person dieser schlangengeschmeidigen Dirne, von der nie verlöschenden Glut eines inneren Feuers verzehrt zu werden schienen. Alles in allem waren die zweifelhaften Reize der jungen Landstreicherin kaum dazu angethan, Eindruck auf die biederen Bauernburschen der Gegend zu machen, die die drallen, behäbigen Körperformen der blondhaarigen Dorfschönen mehr nach ihrem Geschmack fanden. Gleichwohl fehlte es der Dirne nicht an Verehrern, die sich indessen ausschließlich aus den Reihen ortsfremder Tagelöhner, Hausierer, herumziehender Seiltänzer und Wilddiebe rekrutierten, welch letzteren der Schatz gleichzeitig als umsichtige Aufpasserin und fürsorgliche Hehlerin oft genug vortreffliche Dienste leistete. Aber auch diese armseligen Liebhaber hätte das Frauenzimmer nicht zu fesseln vermocht, wenn es sich ihnen nicht in widerlichster Weise aufgedrängt und angeboten hätte, denn soviel Schamgefühl hatte auch der Verworfenste dieser Elenden noch immer, um sich der Erfolge bei der Schönen nicht weiter zu rühmen.

Im übrigen war die Dirne nicht eben schlecht zu nennen. Wie alle Leute ihres Schlages hatte sie es einzig und allein auf die Vertreter der Behörde, die Amtsdiener, die Richter, auf die Reichen und ihre Angestellten abgesehen, kurz auf alle die Glücklichen, die die Erde

und das Geld im Besitz haben, wie auf die Hartherzigen, die die klägliche Schar der Hungerleider und Heimatlosen auf alle mögliche Art verfolgen und drangsalieren. Diese haßte sie dafür aber auch mit der ganzen unbändigen Kraft ihrer heißblütigen Natur, und wenn es galt, dieser verhaßten Gesellschaft einen Streich zu spielen, war sie stets und mit Freuden bereit, nach besten Kräften zum Gelingen beizutragen. Die Dorfbewohner hatten die Dirne „Hiep-Hioup“ getauft wegen des Lieblingsausrufs, den sie bei all und jeder Gelegenheit auszustoßen und mit einer tanzartigen Bewegung ihres geschmeidigen Körpers und einem lauten Fingerschnalzen zu begleiten pflegte. Seither war sie unter diesem Spitznamen in der Gegend weit und breit bekannt.

Es stand geschrieben, daß die verworfene Dirne im Leben Jakké Overmaats eine verhängnisvolle Rolle spielen sollte. Die Achtung und Sympathie, die auch der unverbesserlichste Taugenichts dem jungen Förster nicht versagte, waren für die Landstreicherin nur ein Grund mehr, dem Manne zu grollen. Sie konnte und wollte nicht einsehen, weshalb denn gerade diesem Uniformsträger eine Ausnahmestellung in der Schar der verhaßten Beamtenschaft, die ihr und ihresgleichen das Leben so sauer machte, eingeräumt werden sollte.

* * *

Eines Tages war die Dirne gerade dabei, mit ihrem Handbeil die Äste der im Revier des jungen Försters befindlichen Birken nach ihrer Art zu stutzen, als plötzlich Jakké vor der Forstfrevlerin stand. Statt erschreckt die Flucht zu ergreifen, fuhr sie mit der gleichmütigsten Miene von der Welt fort, die abgeschlagenen Zweige zusammenzulesen. Der junge Overmaat kanzelte sie in seiner ruhigen Art gehörig ab und gab ihr schließlich den wohlmeinenden Rat, sich in Zukunft das Holz, das sie brauchte, im „Boschhof“ zu holen. Die Schwarzhaarige sah dem Förster frech in die Augen und stieß, als er seine Predigt geendet hatte, ein höhnisches Lachen aus, das schrill und schneidend wie die Töne einer Querpfeife klang; dann machte sie kurz Kehrt und flüchtete in gewaltigen Sätzen durchs Gehölz, ihr Handbeil schwingend und unaufhörlich ihr gleichförmiges „Hiep-Hioup“ brüllend.

Vor dem gellenden Lachen der Dirne empfand der Förster ein mit Verlegenheit gepaartes Unbehagen, wie er es bis dahin nie gekannt hatte. Den ganzen Tag lang klang ihm noch der schrille Laut dieses

Lachens im Ohre nach, und zum erstenmale in seinem Leben war er unzufrieden mit sich selbst und hatte das peinigende Gefühl, seine Amtspflicht nicht gehörig genug wahrgenommen zu haben.

Jakké war seine mißvergnügte Stimmung noch nicht losgeworden, als er kurze Zeit nach der ersten Begegnung Hiep-Hioup wieder im Walde dabei betraf, wie sie die Fasanennester ihres Eiervorrats beraubte. Er freute sich fast der Begegnung, die ihm die willkommene Gelegenheit gab, das damals Versäumte nachzuholen und sich so wieder vor sich selbst zu rechtfertigen. In energischem Ton herrschte er die Dirne an und befahl ihr, die Taschen zu leeren und die dort versteckten Eier wieder in die Nester zurückzulegen, und als sie seinem Befehl nicht sofort nachkam, packte er sie mit festem Griff am Arm, um sie mit Gewalt zum Gehorsam zu zwingen. Das Frauenzimmer quietschte wie ein Maulwurf, den ein Hund mit den Zähnen bearbeitet, ließ die Eier, die sie in der Schürze hatte, zu Boden fallen und zerstampfte sie unter ihren Holzschuhen, dann riß sie sich mit rascher Bewegung los und lief was sie laufen konnte den Waldweg entlang, nicht ohne sich des öfteren umzudrehen und dem verblüfft nachschauenden Förster ihr höhnendes „Hiep-Hioup“ zurückzurufen.

Der junge Overmaat machte nicht einmal den schwachen Versuch, die Flüchtige einzufangen, um sie, wie es seine Pflicht gewesen, dem Amtsvorsteher vorzuführen, kaum daß er etwas von einer Strafanzeige in den Bart murmelte. Mit seinem Amtseifer und all den schönen Vorsätzen hatte es ein gar klägliches Ende genommen, und mehr als das erste Mal litt er heute unter dem quälenden Bewußtsein seiner unmännlichen Schwäche. Das leidenschaftglühende Gesicht und das ganze wilde herausfordernde Wesen Hiep-Hioups übten nun einmal auf den Förster eine sinnbethörende Wirkung, deren lähmendem Einfluß er sich beim besten Willen nicht zu entziehen vermochte. Bis in den Schlaf hinein verfolgten den Aufgeregten die flammensprühenden Augen und die rauhe, gellende Stimme der schwarzhaarigen Dirne.

Ermutigt durch die beiden Siege, die sie in dem Kleinkriege mit dem gräflich Thymeschen Förster davongetragen hatte, suchte die Landstreicherin jetzt mit Absicht eine Begegnung mit ihrem kleinmütigen Feinde herbeizuführen. Sie nahm sich garnicht mehr die Mühe, ihre gesetzwidrige Thätigkeit im geheimen auszuüben, nein, sie trieb sich jetzt im Gegenteil mit Vorliebe in der Nähe des „Boschhofs“ herum und setzte ihren Stolz darein, unter Jakkés Augen zu sündigen.

Diesem selbst war es dagegen bis zur Stunde noch immer nicht

gelungen, Ruhe und Frieden zu finden und sein inneres Gleichgewicht wiederherzustellen. Das klägliche Ergebnis seines Zweikampfs mit der gefährlichen Dirne hatte ihm die Lust völlig benommen, einen neuen Gang zu wagen, ja, schon der bloße Gedanke, sich ein drittes Mal mit „Hiep-Hioup“ messen zu müssen, versetzte ihn in eine wahre Höllenangst. Und deshalb ließ er es sich nach Kräften angelegen sein, der Dirne thunlichst aus dem Wege zu gehen, und sah er sie ja einmal von weitem, so wandte er die Blicke schleunigst nach der entgegengesetzten Richtung und machte unverweilt Kehrt, um die gefürchtete Begegnung zu vermeiden und nicht sehen zu müssen, was sie trieb. Trotzdem war es unvermeidlich, daß die beiden hier und da im Revier zusammentrafen. Bei solchen Gelegenheiten spielte der Förster eine gradezu gottesjämmerliche Rolle. Wie ein begossener Pudel drückte er sich scheu zur Seite, und sein Gesicht nahm dabei einen solch hülflosen und verbissenen Ausdruck an, er erwiderte den unverschämten Gruß der frechen Dirne so kleinlaut und verlegen, daß jeder, der nicht wußte, daß Jakké Overmaat der nüchternste Mensch von der Welt war, unbedingt auf den Gedanken kommen mußte, der Mann, der sich so sonderbar und auffallend gebärdete, habe zu tief ins Glas gesehen.

„Herr Gott, bin ich aber eine Gans!“ sagte sich die Dirne am Ende. „Der Gimpel ist ja bis über die Ohren in mich verliebt, das sieht ja ein Blinder!“

Und diese Entdeckung stimmte sie so heiter und steigerte ihren Übermut in solchem Grade, daß sie sich vor unbändiger Lustigkeit gar nicht mehr zu fassen wußte. Die Strolche, denen sie die große Neuigkeit unverweilt mitteilte, hielten die Sache zwar für nichts weiter als einen gelungenen Scherz, das war für sie aber kein Grund, die Geschichte nicht ausgezeichnet zu finden und zu ihrer Verbreitung nach Möglichkeit beizutragen.

* * *

Es war an einem Sonntage zur Zeit der Frühmesse, als Jakké Overmaat auf seinem dienstlichen Rundgange durchs Revier Hiep-Hioup bemerkte, die in der dem „Boschhof“ benachbarten Schonung mit ihrem Frettchen den wilden Kaninchen nachstellte.

Als sie den Förster daherkommen sah, pfiff sie dem Frettchen, ergriff das Tier, als es aus dem Erdgange herauskroch, beim Halse und steckte es, ohne sich im übrigen sonderlich zu beeilen, unter das zerschlissene Leibchen, das ihren Oberkörper notdürftig umhüllte. Dann

erwartete sie gelassen den Näherkommenden, der sie wieder einmal in ihrem Vergnügen gestört hatte.

Mit rascher Bewegung griff Jakké, ohne viel Federlesens zu machen, unter das Leibchen der Dirne, holte das zappelnde Frettchen aus seinem Versteck hervor und drehte ihm ohne weiteres den Hals um. Dann warf er den Tierkadaver weit von sich, schlenkerte die blutenden Finger, die das Opfer in der Todesangst tüchtig gebissen hatte, und erklärte die Dirne für verhaftet, fest entschlossen, seine Gefangene diesmal dem Amtsvorsteher von Wortel vorzuführen. Das alles hatte sich im Laufe einer Sekunde abgespielt. Hiep-Hioup glaubte ihren Augen nicht zu trauen. Man mußte ihr den allzeit gefälligen Overmaat unter den Händen vertauscht haben! Ihr Erstaunen steigerte sich noch, als sie sich von dem ersten Schreck einigermaßen erholt hatte und nun zu dem Versuch überging, durch die üblichen Mätzchen auf den Förster in gewohntem Sinne einzuwirken. Drohungen, unflätige Schimpfereien, trotziges Aufbäumen verfingen so wenig wie die gellenden Wutschreie und die flammenden Basiliskenblicke, vor denen der Beamte bisher stets klein beigegeben hatte. Es half alles nichts, und Hiep-Hioup mußte sich wohl oder übel entschließen, dem Förster zu folgen, der ihr unterwegs wieder eine seiner erbaulichen Moralpredigten hielt, was nur dazu beitrug, seiner Arrestantin die Laune vollends zu verderben.

Die unverbesserliche Forstfrevlerin war in diesem Falle von ihrem Naturinstinkt schlecht beraten. Es hätte ihrerseits nur eines guten Wortes bedurft, um die Entschlossenheit des Försters zum Wanken zu bringen und ihn zu bewegen, sie laufen zu lassen. Denn sie hatte sich das letzte Mal nicht getäuscht: Jakké liebte Hiep-Hioup mit der ganzen Heftigkeit seiner starken Natur.

Den braven, rechtschaffenen Burschen, dessen schwerfälliges Temperament den Blicken und Annäherungsversuchen der blauäugigen Dorfschönen gegenüber kalt wie Eis geblieben war, hatten die grobsinnlichen Firlefanzereien einer liederlichen Landstreicherin um Sinn und Verstand gebracht. Die Sache schien ihm selbst so ungeheuerlich und verwerflich, daß er nicht wagte, sich seine Liebe einzugestehen, und eher hätte er sich die Zunge abgebissen, als daß er gar einen andern zum Vertrauten seiner Herzenspein gemacht hätte. So oft indessen jetzt die Mutter, der sein unstetes, ruheloses Wesen auf die Dauer nicht entgangen war, in ihn drang, endlich einmal nach einer Frau Umschau zu halten, fuhr er sie hart an, und dabei nahm sein Gesicht einen solch finsteren Ausdruck an, daß die Alte ihren Sohn kaum wiedererkannte. Aus dieser ver-

grämten Gemütsstimmung erklärten sich auch seine Seelenkämpfe und Gewissensqualen, und auch die unverhoffte Energie, die er heute an den Tag legte, entsprang einzig und allein dem festen Willen, sich um jeden Preis zu einer Handlung aufzuraffen, die geeignet war, ihm die verlorene Selbstachtung wiederzugeben.

Aber in der Hoffnung, sich durch eine rasche That aus den Schlingen der schwarzhaarigen Hexe zu befreien, sah sich der Arme gründlich getäuscht. Gerade sein letztes Abenteuer trug nicht wenig dazu bei, ihn tiefer hineinzurudern und jeden festen Halt für immer verlieren zu lassen.

* * *

Nach aufgenommenem Protokoll wurde die Angelegenheit dem Friedensrichter überwiesen, vor dem sich Hiep-Hioup wegen Vergehens gegen das Forstpolizeigesetz zu verantworten hatte. Im Verhandlungstermin widerrief nun der als Zeuge aufgerufene Förster seine erste Aussage und gab sich erdenkliche Mühe, die Angeklagte weiß zu waschen. Seine beiden Aussagen waren indessen so unvereinbar mit einander und er verwickelte sich zudem bei dem Verhör in solche Widersprüche, daß er nahe daran war, sich selbst einem Strafverfahren auszusetzen, denn der Richter bezeigte nicht übel Lust, die Untersuchung gegen den der Teilnahme verdächtigen Beamten einzuleiten. Und die Leute von Ippenroy und Wortel, die der Verhandlung als Zuhörer beiwohnten, machten die Bemerkung, daß der Förster vom „Boschhof“ von Anfang an mehr den Eindruck eines Angeklagten als den eines Zeugen gemacht habe.

Trotz der Anstrengung des Denunzianten, der nichts unversucht ließ, seine Landstreicherin frei zu bekommen, wurde die vielfach vorbestrafte Angeklagte als rückfällige Forstfrevlerin zu der höchst zulässigen Strafe von vierzehn Tagen Gefängnis verurteilt, die sie im Arbeitshause von Hoogstraeten zu verbüßen hatte.

Erst im Verhandlungstermin hatte Jakké von der Höhe und Zahl der verschiedentlichen Verurteilungen Kenntnis erhalten, die Hiep-Hioup wegen Landstreicherei, Forstfrevels, Diebstahls, Sittenvergehen und anderer kleiner Sünden erlitten hatte. Das umfangreiche Strafregister der Dirne hätte jedem Mann, der noch etwas auf Ehre und Anstand hielt, die Augen öffnen und ihn von seiner krankhaften Leidenschaft gründlich kurieren müssen, auf Jakké Overmaat wirkten Hiep-Hioups verbrecherische Triebe im Gegenteil nur wie ein starkes Gewürz, das seinen Appetit

reizte und seine sinnliche Begierde aufstachelte. Er machte sich nach Verkündigung des Urteilsspruches die bittersten Vorwürfe darüber, daß er der „kollerigen Stute", wie sie der Richter nannte, diese neue Verdrießlichkeit aufgehalst hatte.

Hiep-Hioup selbst nahm die Sache dagegen von der heiteren Seite. Sie kannte das Gefängnis gut genug, als daß sie die Aussicht, es auf kurze Zeit wieder beziehen zu müssen, sonderlich hätte schrecken können. Jakkés reuiges und zerknirschtes Armesündergesicht hatte sie mehr als alles andere interessiert und belustigt. Sie wußte jetzt, daß sie ihren Mann völlig in der Hand hatte, und diese tröstliche Gewißheit machte in ihren Augen die Schande, eine neue Reise nach Hoogstraeten antreten zu müssen, mehr als wett. Nicht daß sie Jakké für die rührende Treue, die er ihr bezeigt hatte, den geringsten Dank gewußt hätte. Bewahre der Himmel! Nein, sie sah in dieser Gunstbezeugung nichts weiter als ein willkommenes Mittel, dem Förster seine Strafanzeige teuer bezahlen zu lassen und ihren unstillbaren Rachedurst zu befriedigen, der ebenso unerklärlich, aber gleichzeitig auch ebenso tief und leidenschaftlich wie Overmaats Liebestollheit war.

Auf dem Rückwege vom Gericht verfehlte die Bande der Landstreicher und Tagediebe, die ihrer Kumpanin das Ehrengeleit gab, nicht, jedem, der ihr in den Weg lief, ausführlichen Bericht der erbaulichen Verhandlung zu geben, und bald bildeten die Vorgänge, bei denen der Förster eine so zweideutige Rolle gespielt hatte, das ausschließliche Tagesgespräch in der Gegend.

Die Kerle, die bisher als verschämte, lichtscheue Liebhaber mit der Dirne nur ganz insgeheim intimen Umgang gepflogen hatten, setzten jetzt die Scheu beiseite und begannen auf ihre Eroberung fast stolz zu werden. Früher war die Landstreicherin aus einer Hand in die andere gegangen, ohne daß einer auf den andern neidisch und eifersüchtig gewesen wäre, sie wurde eben als ein Stück der gemeinsamen Beute betrachtet, die man als gute Kameraden am Rande des Straßengrabens teilte. Mit dem Augenblick aber, wo ein rechtschaffener Bursche das gering geachtete Wildpret aufs Korn nahm, änderte sich das Bild vollständig, und Hiep-Hioup erhob sich mit einem Schlage zum Range einer Liebsten, mit der man sich dreist öffentlich zeigen konnte.

So war es denn glücklich so weit gekommen, daß das Diebsgesindel den jungen Overmaat bereits als seinesgleichen und zur Zunft gehörig ansah. Nachdem Hiep-Hioup ihre Zeit in Hoogstraeten abgemacht hatte, war sie mit regem Eifer bestrebt, den Heerbann ihrer Verehrer zum



Widerstand gegen den Förster aufzustacheln. Überraschte Jakké die Rotte einmal in seinem Revier und drohte er mit der Strafanzeige, so rief man ihm hohnlachend zu: „Laß doch den faulen Zauber und erspar' Dir die Drohung mit der gerichtlichen Anzeige! Du fürchtest Dich ja vor dem Friedensrichter mehr als wir! Im übrigen thun wir nur, was Hiep=Hioup will, und wenn Dir die Sache nicht paßt, mußt Du Dich an sie wenden. Aber das wirst Du wohl hübsch bleiben lassen!"

Jakké gab sich über die schiefe Lage, in die er sich durch eigene Schuld gebracht, gar keiner Täuschung hin, und war sich ebenso klar darüber, daß er durch seine bisher bewiesene Nachgiebigkeit das Recht verwirkt hatte, der Gesellschaft gegenüber mit gehörigem Nachdruck aufzutreten.

Als er einmal einem gewerbsmäßigen Wilderer mit der Anzeige drohte, lauerten ihm des Abends vier dieser Strauchdiebe im Walde auf, überfielen den Ahnungslosen aus dem Hinterhalt, prügelten ihn windelweich, rissen ihm die Kleider vom Leibe und ließen ihm zum Schabernack nichts weiter als die goldverschnürte, mit dem gräflichen Wappenschilde geschmückte Dienstmütze. Dann banden sie den Splitternackten an einen Baum, steckten ihm die geladene Flinte zwischen die Beine und überließen ihn dann schutzlos den Unbillen der naßkalten Dezembernacht. Der Förster hatte am Morgen seine liebe Not, die argwöhnischen und vorsichtigen Bauern, die zum Markte in die Stadt fuhren, zu bewegen, sich seiner anzunehmen und ihn loszubinden. Obwohl er seine Angreifer unter dem Ruß, mit dem sie sich die Gesichter geschwärzt hatten, ganz gut erkannt hatte, nahm er zum nicht geringen Erstaunen der Leute nicht nur von einer Anzeige Abstand, sondern war auch nach Kräften bemüht, die Sache unter der Hand zu vertuschen. Hiep=Hioup war die letzte, die ihm seine schimpfliche Langmut irgendwie gedankt hätte, und die Strolche lachten ihm gradezu ins Gesicht und rühmten sich in der Dorfschenke in seiner Gegenwart des prächtigen Streichs, den sie ihm gespielt hatten.

Jakké ließ es sich im übrigen nach wie vor angelegen sein, der Landstreicherin aus dem Wege zu gehen, dafür aber beschäftigte er sich in Gedanken um so eifriger mit der Dirne. Und die Erinnerung an die Lektüre im Priesterseminar, an die „Heiligengeschichten", die er ehemals im Refektorium gelesen hatte, trug nur dazu bei, dem armen Burschen den Kopf vollends zu verdrehen. Es fehlte nicht viel, und er hätte sich allen Ernstes eingeredet, vom Teufel besessen zu sein.

Hiep=Hioup hatte geschworen, den blonden Träumer, dessen Leben

bis hierher so still und friedlich verlaufen war, zu Grunde zu richten. Fest entschlossen, ihm nie und nimmer anzugehören, setzte sie alles daran, ihn so weit herunterzubringen, daß er sich ihr auf Gnade und Ungnade ergab, und um seine Liebestollheit immer mehr aufzustacheln, um die verborgen glimmende Glut seiner Sinneslust zu hellen Flammen zu schüren, gab sie sich mit Vergnügen dem ersten besten, der ihr in den Weg lief, hin, wobei sie absichtlich dem Elendsten und Heruntergekommensten den Vorzug gab.

So oft Jakké der Dirne begegnete, fand er sie stets in Gesellschaft irgend eines zerlumpten Kerls, den sie mit widerlicher Zudringlichkeit umhalste und abküßte. Als der Förster wieder einmal ihren Weg kreuzte, sah er, wie der Strolch, der sich an dem Tage gerade ihrer Gunst erfreute, und an dem die geile Dirne in die Höhe züngelte wie die Flammen an einem dürren Ast, die Zudringliche mit roher Hand zurückstieß, wie einer, der übergenug gegessen hat und endlich seine Ruhe haben will. Vielleicht schämte sich der Lump auch, in Gesellschaft des berüchtigten Weibsstücks gesehen zu werden. Grade als der Förster eiligen Fußes an dem Paare vorüberging, hörte er wie „Hiep-Hioup" ihrem griesgrämigen Liebhaber ins Ohr tuschelte: „Der da würde was drum geben, wenn ich ihn so lieb hätte wie dich, Schatz!" Und mit ihrer schrillen rauhen Stimme schrie sie dem Davonschreitenden nach: „Heda, du Duckmäuser! Du würdest nicht nein sagen? Gelt?"

Jakké ging ohne sich umzusehen weiter und würdigte die Dirne nicht eines Wortes.

Aber er bezwang sich nur äußerlich, in seinem Innern kochte und schäumte eine unbändige Wut. Vor seinen Augen tanzten rotglühende Flammenfunken, und wilde Mordgedanken stiegen in seinem Hirn auf und trübten den sonst so klaren Blick des besonnenen Mannes. Ja, wahrhaftig er wollte den Kerl, dem sich Hiep-Hioup hingab, umbringen! Aber welchen denn? Den Geliebten von gestern oder den von morgen. Es waren ihrer ja unzählige. Und wenn er sie alle töten wollte, hätte er ein wahres Blutbad anrichten müssen, dem fast die gesamte männliche Bevölkerung des Dorfes zum Opfer gefallen wäre.

Kein Mensch hatte indessen eine Ahnung, was in der Seele des Unglücklichen vorging. Er verbarg seine krankhafte Leidenschaft vor den Augen der Leute wie ein ekles Gebrest, das man nicht zu nennen wagt, und mehr als je war er entschlossen zu schweigen und das Geheimnis seiner Liebe mit ins Grab zu nehmen.

Bis zur Stunde handelte es sich auch nur um ein Gerücht, für das

niemand einen thatsächlichen Beweis der Wahrheit erbringen konnte. Und wenn sich auch ein Paar Klatschbasen und Neidbolde des Orts den Anschein gaben, als wären sie über die Sache ganz genau unterrichtet, so hegten doch die verständigen Leute der Gegend starken Zweifel an der Wahrheit der ungeheuerlichen Geschichten, die ja auch in erster Linie nur von Hiep-Hioup und ihrer Sippe verbreitet wurden.

Eine mildherzige Nachbarin war die erste, die es für ihre heilige Pflicht hielt, Overmaats Mutter auf die Gerüchte, die über ihren Sohn in Umlauf waren, aufmerksam zu machen. Obwohl die Alte das veränderte Wesen ihres Jakkés wohl bemerkt hatte, war sie doch so weit entfernt, an die entehrende Liebe, von der man ihr da sprach, zu glauben, daß sie es nicht einmal der Mühe für wert hielt, ihn über die Angelegenheit zur Rede zu stellen. Sie fürchtete einzig und allein, die häßliche Geschichte, die zweifellos von böswilligen Neidern zu dem Zwecke erfunden worden war, den Sohn aus der Stellung zu bringen, könnte der „gnädigen Herrschaft" zu Ohren kommen.

* * *

Es war an einem Kirmeßsonntage, als der Förster wieder mit Hiep-Hioup bei der Tanzmusik in der Dorfschenke zusammentraf.

Die Dirne befand sich in Gesellschaft von drei mit Arbeiterblusen bekleideten Kerlen — es mochten Fuhrleute oder Tagelöhner sein — die sich in ihrem vertraulichen Verkehr mit der Schönen keinen Zwang anlegten. Sie tanzten abwechselnd mit der Schwarzhaarigen, die aus den Armen des einen in die des andern taumelte. Schließlich bestellte sich die Gesellschaft eine Quadrille, aber da sich selbverständlich unter den Anwesenden kein weibliches Wesen befand, das sich so weit vergessen hätte, mit der berüchtigten Landstreicherin in einem Carré zu tanzen, so sahen sich die beiden unbeschäftigten Ritter der Dame genötigt, als zweites Paar anzutreten. An dem geilen frechen Wesen ihrer Tänzerin entzündete sich die Sinnenbrunst der drei zu hellen Flammen: sie benutzten jede Gelegenheit die Dirne gehörig abzuknutschen, kniffen und pufften sie nach Herzenslust und umarmten die Kreischende mit schlüpfrigen Gebärden. Am Ende hantierten die drei mit ihrer lusttollen Tänzerin wie mit einem Stück zappelnden Fleisches, das man sich gegenseitig mit anstößigen Reden zuwarf. Die übrigen Tänzer, die ängstlich bemüht waren, sich in gehöriger Entfernung zu halten, überließen den vieren den Saal zu

freier Benutzung und bildeten einen Kreis neugieriger Zuschauer, die ihrer grenzenlosen Verachtung für das Lumpenpack unzweideutigen Ausdruck gaben, was sie indessen nicht hinderte, jede lüsterne Bewegung und jede Zote der vier Spaßmacher mit wiehernдem Gelächter zu begrüßen.

Als Hiep-Hioup den Förster in den Saal treten sah, steigerte sich ihre schamlose Tollheit zu brünstiger Raserei: sie warf die Beine hoch in die Luft, wand sich kreischend in den Armen ihrer frechen Kumpane, verdrehte die Augen und wälzte sich schließlich mit zitternden Gliedern in hysterischen Krämpfen wie eine Wahnsinnige am Boden.

Jakkés hatte ein Glas Wachholderbranntwein nach dem andern hinuntergestürzt, um die letzten Bedenken, die sich der Ausführung seines Vorhabens noch in den Weg stellten, hinweg zu spülen. Als die vier ihren Cancan beendet hatten, trat er entschlossen aus dem Kreise der Zuschauer heraus und schritt geradenwegs auf Hiep-Hioup zu, um sie zum Tanze aufzufordern, aber die verlegene Art, mit der er die Bitte, die nächste Polka mit ihm zu tanzen, herausstotterte, paßte verteufelt schlecht zu der ruhigen gleichmütigen Haltung, die er vor den Leuten zur Schau trug.

Der Zuschauer hatte sich bei dem unerhörten Vorgange eine gewaltige Aufregung bemächtigt, die sich in ironischen Bravorufen äußerte. Nie wäre es einem Burschen, der noch etwas auf sich hielt, auch nur in den Sinn gekommen, auf der Kirmeßmusik die verlorene Dirne zum Tanze aufzufordern, und nun mußten es die Leute erleben, daß sich gar der untadelige Jakkés Overmaat, der gräflich thymesche Förster, der unter den reichsten Mädchen des Dorfes seine Wahl treffen durfte, so weit vergaß und erniedrigte! Man stand vor einem Rätsel, das kein Mensch zu lösen vermochte! Und wenn auch der allgemeine Unwille in keinen lauten Worten zum Ausdruck kam, so konnte man doch an dem höhnischen Lachen und Beifallklatschen der Menge unschwer erkennen, wie man über das skandalöse Beginnen des Försters dachte.

Dieser selbst indessen scherte sich den Teufel um die Meinung der Leute. Schon drehte er sich mit Hiep-Hioup im Kreise herum, und sein Glück kannte im Augenblick keine Grenze mehr, glaubte er doch allen Ernstes der Erwählte zu sein, den die Dirne heute mit ihrer Gunst beglücken würde. In den Augen der letzteren war aber von Versöhnlichkeit und holder Gewährung nichts zu lesen; stolz und triumphierend ließ sie die Blicke in die Runde schweifen, froh, dem verhaßten Philistervolk ein Schnippchen zu schlagen und die tugendfesten, heiratslustigen Dorfschönen

einmal nach Herzenswunsch zu demütigen. Vor allem aber beglückte sie der Gedanke, den stolzen Obermaat zu Falle gebracht zu haben!

Und deshalb fand der Besiegte ihrerseits auch eine Behandlung, die man fast liebenswürdig nennen konnte. Nach beendetem Tanze ließ sie sich nicht nur dazu herbei, aus dem Glase ihres Tänzers zu trinken, sondern gab Jakké für den nächsten Walzer auch den Vorzug vor den drei Kerlen, die sich vorhin bei der Quadrille so trefflich bewährt hatten. Allerdings machte sie diese Gunstbezeugung von der grausamen Bedingung abhängig, daß sich ihr neuer Tänzer vorher mit jenen zu verständigen habe, eine Bedingung, zu deren Erfüllung sich der Glückliche nach kurzen Bedenken verstand. Die drei machten übrigens keine Schwierigkeiten, das Recht auf ihre Tänzerin an den Förster gegen Zahlung einiger Gläser Bier abzutreten, und man begab sich unverzüglich an den Schenktisch, um das Tauschgeschäft zum Abschluß zu bringen. Das saubere Kleeblatt, mit dem Jakké in kameradschaftlicher Weise verkehrte, bestand just aus den Strolchen, die dem Armen im vergangenen Winter so übel mitgespielt hatten. Mit einem ermunternden „Nichts für ungut!“ erhoben die drei Raufbolde in feuchtfröhlicher Stimmung ihre Biergläser, um mit ihrem gemütlichen Zechkumpan anzustoßen. Jakké würgte den aufsteigenden Groll herunter und gab sich rechtschaffene Mühe, ihre anzüglichen Späße nicht zu verstehen. Aber er mußte den Kelch bis zur Neige leeren, ehe die Dirne seine inständige Bitte erhörte und ihm die Erlaubnis gab, sie nach Hause zu begleiten.

Der Förster war fest entschlossen, sich unterwegs für all die Demütigungen, die er erlitten, schadlos zu halten. Kaum waren sie aus dem Bereich des Wirtshauses, als der stürmische Liebhaber auch schon versuchte, der Landstreicherin einen Kuß zu rauben. Der betäubende Heugeruch, der die Luft der gewitterschwülen Julinacht erfüllte, trug noch dazu bei, seine sinnliche Begierde zu reizen. Hiep-Hioup schlug den Zudringlichen tüchtig auf die Finger und gab ihm, als er seine Handgreiflichkeiten fortsetzte, eine schallende Maulschelle.

„Von jedem schmutzigen Bummler und Lausbuben läßt Du Dir doch, weiß Gott, ganz andere Sachen gefallen; warum darf ich Dich denn nicht einmal anfassen?“

Hiep-Hioups Wut war rasch wieder verraucht; sie hatte ihre gewohnte gute Laune wieder gefunden, als sie dem Eifersüchtigen im Tone trotziger Herausforderung antwortete:

„Sachte, sachte, Kleiner! Du sprichst von schmutzigen Bummlern und Lausbuben! Ein Glück für Dich, daß sie Dich nicht gehört haben!

Schämst Du Dich denn gar nicht, den armen Schluckern ihren einzigen Besitz streitig zu machen? Wenn Du sie so verachtest, wundert's mich nur, daß Du Dich mit mir abgiebst! Als wenn ich etwas Besseres wäre! Du spielst den Stolzen und darfst Dich nicht wundern, wenn ich Dich nicht heranlasse. Ich tröste die armen Kerle, die nichts weiter auf der Welt haben als mich. Was hängst Du Dich denn an mich? Lauf doch lieber hinter den hochnäsigen Dingern her, die uns von oben herab ansehen . . . Mir sind die strammen Jungens, mit denen ich verkehre, grade recht, und von ihren Peinigern will ich nichts wissen! Und deshalb wirst Du bei mir nie Glück haben! Verstehst Du mich? Niemals! Die armen Kerle liebe ich und gebe mich ihnen mit Lust hin, und Dich ihren Feind, spucke ich nur an!"

Der Förster hielt es nunmehr für angezeigt, seine Taktik zu ändern und sich so weit zu erniedrigen, seine sinnliche Verirrung hinter rührseligen Redensarten zu verstecken. Er erbot sich, sie immer und ewig zu lieben. Er wollte für ein anständiges Unterkommen sorgen und sie so stellen, daß sie sorgenlos leben könnte. Sie würde glücklich werden, sie sollte einmal sehen . . . Weshalb wollte sie es denn nicht wenigstens auf einen Versuch ankommen lassen? Je weicher und zärtlicher er wurde, desto lauter lachte sie auf, und desto übermütiger machte sie sich über ihren schmachtenden Liebhaber lustig.

Die Kerle mußten dem Paare gefolgt sein, denn so oft Jakké die Stimme ein wenig erhob, erschallte aus dem Gehölz zur Seite schlecht unterdrücktes Kichern und Tuscheln, das das schwache Echo zu der überlauten Heiterkeit der Dirne bildete. Es war wie ein unsichtbarer Chor, der das Höllenlachen der schwarzhaarigen Hexe beantwortete.

Schon näherten sich die beiden Hiep-Hioups elender Hütte. Mit jedem Schritt sah Jakké seine Hoffnungen mehr dahinschwinden und die lang ersehnte Gelegenheit seinen Händen entschlüpfen.

Seine unbezwingliche Sinnenlust ließ ihn einen letzten Versuch wagen. Mit einem raschen Griff hatte er Hiep-Hioup gepackt und zu Boden geworfen. Die Dirne schrie gellend um Hülfe, ohne indessen sonderliche Aufregung zu verraten. Auf ihr Geschrei sprangen die drei Tanzkumpane aus dem Gehölz, stürzten sich auf den verschmähten Liebhaber und hielten ihn fest, während sich die Dirne langsam vom Boden erhob. Der Förster wand sich wie in Krämpfen, und seinem verzerrten Munde entquoll blutiger Schaum, aber seine vergeblichen Anstrengungen, sich den Fäusten seiner Angreifer zu entwinden, trugen ihm nichts weiter als rohe Scherzworte ein. Die drei Kerle hätten ihren Feind sicher

nicht besser wie das erste Mal behandelt, wenn sie nicht ein Trupp Landleute, die des Weges daher kamen, verscheucht hätte. So begnügten sie sich damit, ihrem Opfer ein paar wuchtige Faustschläge zu versetzen, die den Förster besinnungslos in den Straßengraben kollern ließen.

Als er wieder zur Besinnung kam, hörte er das lustige Lachen der Dirne und ihrer sauberen Begleiter, deren Stimmen in der Ferne verhallten. Die drei begleiteten ihren Schatz nach der Hütte, deren erleuchtete Fensterluken schwach durch die Bäume hindurch schimmerten. Einen Augenblick dachte Jakké daran, ihnen nachzueilen und die vier in ihrer Lasterhöhle zu überfallen, aber er gab den Gedanken bald wieder auf. Übel zugerichtet, wie er war, durfte er in der That kaum daran denken, den ungleichen Kampf wieder aufzunehmen, die Kerle hätten ihn ohne weiteres kalt gemacht.

Da entschloß er sich denn, den Heimweg anzutreten. Auch im „Boschhof" war noch Licht. Zögernd öffnete er die Thür und trat über die Schwelle der geräumigen Stube. Seine Mutter war noch auf, sie kauerte fröstelnd im Großvaterstuhl neben dem erloschenen Herdfeuer. Die Alte war wohl über die skandalösen Vorgänge, die sich in der Schenke abgespielt hatten, unterrichtet, aber auf den Anblick, der sich ihren Augen hier bot, war sie denn doch nicht vorbereitet. War das wirklich ihr Jakké, der da mit zerrissenem Waffenrock, ohne Mütze, die Hosen in Fetzen, blutig, zerschunden und kotbespritzt als leibhaftiges Abbild entehrender Schmach und Verkommenheit vor ihr stand? Man hatte ihr von einem Unglück geredet, aber sie sah sich Schlimmerem gegenüber. Der Schuldbeladene las die Angst, den Vorwurf und das bange Entsetzen in den Augen der armen Frau. Er wagte nicht sich der Alten zu nähern, ohne ein Wort zu sagen schritt er scheu zur Thür hinaus, stieg zum Boden hinauf und warf sich dort, vor Wut und Schmerz laut aufschluchzend, ins Heu.

* * *

Es war aus und zu Ende! Er vermochte sich nicht mehr zu erheben und herauszuarbeiten. Das Geständnis seiner Schmach war ihm wahrlich schwer genug geworden, aber nachdem seinen Lippen einmal das verwerfliche Geständnis entschlüpft war, fühlte er sich im Augenblick fast glücklich in dem Gedanken, fortan nichts mehr verbergen zu brauchen.

Seine Mutter war weit davon entfernt, ihm Vorwürfe zu machen, und auch er selbst war bemüht, jedweder Auseinandersetzung aus dem

Wege zu gehen in der felsenfesten Überzeugung, daß auch die besten und stichhaltigsten Gründe von der Welt nichts dazu beitragen könnten, ihn zu retten.

Feige, wie er war, fand er den Weg zu der Dirne zurück, deren wildem Rachegefühl er beinahe zum Opfer gefallen wäre. Seine Bemühungen hatten indessen jetzt ebenso geringen Erfolg wie früher. Aber nichts vermochte ihn davon zurückzuhalten, Hiep-Hioup weiter mit Aufmerksamkeiten zu verfolgen, die von ihr nur als zudringliche Belästigungen empfunden wurden, und die, weit entfernt, sie zu rühren, ihre Grausamkeit nur steigern mußten.

Der alten Frau war der sittliche und seelische Niedergang des Sohnes ganz unverständlich. Ihrer Meinung nach ließ Jakkés schandbare Liebe nur die eine Erklärung zu, daß der Arme dem Teufelszauber der schwarzhaarigen Hexe erlegen war.

Angst wegen der Stellung und mütterliche Sorge für die Gesundheit ihres in Teufelskrallen schmachtenden Kindes gaben ihr den Mut, einen Schritt zu wagen, der ihr über die Maßen peinlich und schwer wurde. Ohne Wissen des Sohnes begab sie sich, sie, die angesehene und ehrenhafte Bäuerin, zu dem landfremden Gesindel, zu den Diebinnen und Hexen, um sie zu bitten, den Zauber von ihrem Kinde zu nehmen. Die beiden Weiber thaten nicht wenig entrüstet, daß man sie für Handlangerinnen des Teufels hielt; ohne sich auf weitere Erörterungen einzulassen, beförderten sie die Witwe Overmaat an die frische Luft und gaben ihr den guten Rat mit auf den Weg, ihren verrückten Jungen schleunigst in der Gheeler Irrenkolonie unterzubringen. Frau Overmaat glaubte mehr als je an die Höllenkünste der beiden Weiber, und einen Augenblick dachte die arme, gedemütigte und beschimpfte Bäuerin gar daran, die elende, gottverfluchte Baracke anzuzünden und die Satansbrut in ihrem Drecknest zu braten.

Wenige Monate später trat das unglückselige Ereignis ein, dem Frau Overmaat längst mit banger Sorge entgegengesehen hatte. Nachdem seine wiederholten dringenden Warnungen und Mahnungen unbeachtet geblieben waren, sah sich Graf de Thyme auf Grund der zahlreichen Beschwerden der Dorfbewohner genötigt, den Overmaats die Pacht zu kündigen und Jakké zugleich auch seiner Stelle als gräflicher Förster zu entheben. Bis zum Vierteljahrsersten durften sie noch auf dem „Boschhof" bleiben, in der Zwischenzeit hatten sie sich nach einer neuen Wohnung umzusehen.

Nun, diese Exmission war im Grunde nur ein Unglück von neben-

sächlicher Bedeutung. Die Overmaats waren noch lange keine Bettler, wenn ihnen auch die „gnädige Herrschaft“ ihr Vertrauen entzog und sie auf die Straße setzte. Frau Overmaat dachte schon gar nicht mehr an die Kündigung, ihr bangendes Mutterherz erfüllte allein noch die Sorge um die Gesundheit ihres Sohnes. Von Tag zu Tag wurde es schlimmer, den Appetit hatte er längst verloren und ebenso die Fähigkeit, sich zu irgend einer Beschäftigung aufzuraffen. Unthätig brachte er die Zeit hin und hing immer und ewig seinen düsteren Gedanken nach. Die Mutter, die ihr einziges Kind langsam zu Grunde gehen sah, konnte sich die Sache nicht länger mit ansehen und so entschloß sie sich zu dem schwersten Opfer, das sie ihrem geliebten Jakké bringen konnte. „Noch bleibt uns immer ein Mittel,“ wandte sie sich eines Tages an den Sohn, „Dich zu heilen und der Rachsüchtigen, die Dich langsam zu Tode quält, ihr Gift zu nehmen . . . Den Hof, auf dem alle Overmaats seit langen Jahren geboren und gestorben sind, müssen wir ja so wie so verlassen, das ist wohl am besten, wir wandern überhaupt aus — — —“

„Du wirst schon wieder gesund werden, Du bist ja noch jung, und mit der Zeit wird auch die Arbeitslust wiederkommen, sodaß Du Deine Erbschaft gar nicht einmal anzugreifen brauchst. Und wenn Du durchaus ohne diese Person nicht leben kannst, nun dann heirate sie. Sie wird sich mit der Zeit vielleicht bessern, und dann kennt man sie ja auch in der Fremde nicht weiter und weiß von ihrem Leben nichts. . . . Ich werde zwar darüber sterben, aber Du wirst wieder des Lebens froh werden, mein Junge, und das ist mir ja doch die Hauptsache . . .“

Jakké nahm sich gar nicht erst die Zeit, der heiligen Frau ein Wort des Dankes zu sagen. Er lief, was er laufen konnte, feldein.

Na, diesmal würde sie ihn schon erhören! Endlich hatte er die Dirne entdeckt, die langsamen Schritts über die Felder schlenderte. Sie nahm seinen unerhörten Antrag mit allen Zeichen gleichgültigster Gelassenheit auf, ohne auch nur mit der Wimper zu zucken, und nicht ein Zug in dem bleichen, verknöcherten Gesicht ließ darauf schließen, daß sie so etwas wie Schadenfreude oder Genugthuung empfinde. Als Jakké seine Rede geendet hatte, sah sie ihm einen Augenblick starr in die Augen, um dann in ein schrilles Gelächter auszubrechen und mit übermütigem Fingerschnalzen ihr gewohntes „Hiep-Hioup“ herauszubrüllen.

Und als er sie gar mit eindringlichen Worten beschwor, über seinen Antrag nachzudenken, bildete sie aus ihren Händen ein Sprachrohr und schrie über das Feld: „Heda, Ihr Leute, kommt doch einmal her und hört, was der Kerl hier von mir verlangt!“

Die Tagelöhner, die damit beschäftigt waren, das einige Meter entfernte Feld umzuackern, ließen Eggen und Spaten im Stich und eilten neugierig herbei.

„Wißt Ihr, was mir Jakké Overmaat eben allen Ernstes vorgeschlagen hat? Nein, Ihr könnt's nicht erraten, und wenn Ihr Euch noch so sehr die Köpfe zerbrecht! Er hat um meine Hand angehalten! Habt Ihr verstanden? Er will mich heiraten, und ich brauche nur ja zu sagen, um Frau Overmaat zu werden! Ja, ich, wie ich hier stehe! Ich, Hiep-Hioup, die Tochter der Hexe, die verkommene Landstreicherin, die Schande des Dorfes, ich, der Strohsack aller Wilddiebe und Überläufer, soll die Gattin des braven Burschen hier werden!"

Und als die Leute Jakkés mit teilnehmender Miene befragten, denn man hatte längst aufgehört, über ihn und seine Verirrung zu lachen, nickte dieser traurig mit dem Kopfe und bestätigte dadurch die Wahrheit der eben gesprochenen Worte.

„Und nun sagt einmal, ihr Leute, habt Ihr je in eurem Leben schon so etwas Schmutziges und Gemeines gehört?" ließ sich Hiep-Hioup weiter vernehmen. „Na, ich will wenigstens sauberer und anständiger als der Kerl hier sein! Und deshalb sage ich, daß ich nichts von ihm wissen will, daß ich ihn nicht zum Manne mag, auch nicht für einen einzigen Tag! Ich will ihn nicht heiraten, und wenn er auch in der nächsten Sekunde, nachdem uns der Pfarrer zusammengegeben, krepieren und mich von seiner widerwärtigen Person befreien würde!"

Die Umstehenden schwiegen bestürzt, ohne recht zu wissen, ob sie die bodenlose Nichtswürdigkeit der Dirne verdammen oder ihre beispiellose Uneigennützigkeit bewundern sollten. Und ebensowenig hätten sie im Augenblick zu sagen vermocht, wer von den beiden im Grunde der verrücktere wäre, der Bursche, der das lasterhafte Weibsstück zur Frau begehrte, oder die verkommene Hungerleiderin, die die unverhoffte Partie kurzer Hand ausschlug.

Aber der Dirne lag daran, ihrem Abscheu und ihrer Weigerung noch schärferen und verletzenderen Ausdruck zu geben. Sie ließ die Blicke prüfend in der Runde schweifen und suchte unter den umstehenden Landleuten einen, den sie, dem Förster zu Hohn und Spott, mit ihrer Liebesgunst beglücken wollte. Ihre Wahl fiel auf einen kleinen, pausbackigen Kuhjungen in Hemdsärmeln und buntscheckig geflickten Hosen, die von dem Bruchstück eines Hosenträgers schlecht und recht gehalten wurden. Der Junge wußte kaum, wie ihm geschah, als die Landstreicherin auf ihn lossprang, ihn leidenschaftlich umhalste und brünstig

abküßte. Nachdem dies geschehen, wandte Hiep-Hioup ihr lachendes Gesicht ihrem Todfeinde zu und rief triumphierend:

„Da, sieh her! . . . Eher will ich mich mit dem da herumfielen, als Dir als Frau angehören!"

Jakké taumelte wie ein Betrunkener, und wären nicht zwei Tagelöhner rasch zugesprungen, um den Schwankenden in ihren Armen aufzufangen, er wäre kraftlos zu Boden gesunken. Man führte den Kranken nach dem „Boschhof". Er ließ alles mit sich geschehen wie einer, der von schwindelnder Höhe abgestürzt ist, ohne zu wissen, was mit ihm vorgegangen ist. Frostgeschüttelt wälzte sich Jakké Overmaat in wilden Fieberdelirien in den Kissen. Drei Tage und drei Nächte wachte die schmerzgebeugte Mutter am Krankenbette des geliebten Sohnes. Am vierten Tage endlich schien die Gewalt des Fiebers gebrochen; der Kranke war ruhiger geworden und am Abend still eingeschlummert. Frau Overmaat, die die Sorgen und die Nachtwachen fast aufgerieben hatten, glaubte den Augenblick benutzen zu dürfen, um ihrem erschöpften Körper ein wenig Ruhe zu gönnen. Sie hatte sich im Alkoven nebenan aufs Bette geworfen und war im nächsten Augenblick schon fest eingeschlafen. In der Nacht wachte Jakké plötzlich auf. Es war vier Uhr morgens, die Zeit seines gewohnten Rundgangs durch sein Revier. Mit vorsichtig tastenden Bewegungen griff er nach seinen Sachen und zog sich rasch an, ängstlich bemüht, jedes Geräusch zu vermeiden, das die nebenan schlafende Mutter hätte aufwecken können. Dann nahm er die geladene Flinte vom Nagel und trat leise hinaus ins Freie. So leicht und frei wie heute hatte er sich schon lange nicht gefühlt. Er schien wieder ganz auf dem Posten zu sein, und die Erinnerung an sein Unglück war so vollständig in seinem Gehirn ausgelöscht, daß er von den Vorgängen, die ihn ins Verderben gestürzt, nicht viel mehr als die unklare Vorstellung hatte, die ein banger Alptraum im Gedächtnis zurückzulassen pflegt.

Aber unter der Einwirkung des frischen Morgenwindes, der den Sonnenaufgang verkündete, zerflatterten die Nebel, die ihre dichten Schleier über die Vergangenheit breiteten, mehr und mehr. Bei jedem Schritt, den Jakké nach vorwärts that, wurde es klarer und lichter in ihm. Und jetzt trat auch das Bild Hiep-Hioups scharf und deutlich aus dem dämmerigen Halbdunkel heraus. Das Bild wuchs und stieg in die Höhe wie dort hinten am Horizont der blutrote Feuerball, der langsam aus der krausen Wolkenhülle heraus kroch. Und damit erwachte auch die Erinnerung an die einzelnen Entwicklungsphasen, die seine unglück-

selige Liebe durchlaufen hatte, vorerst freilich nur an die weiter zurückliegenden, nicht an die der jüngsten Zeit, vor allem nicht an die schmachvolle Schlußszene, die ihn aufs Krankenlager geworfen hatte. Aber bald füllten sich auch die Lücken, und Jakké gedachte auch jetzt der Unterredung, die er mit seiner Mutter gehabt, ihrer Zustimmung zu seiner Heirat und des erbarmungswürdigen Bittgangs, zu dem sich die Mutter in seinem Interesse entschlossen hatte.

Der Lebensmut, den der erfrischende Hauch dieses Frühmorgens zu kräftigem Leben erweckt hatte, machte aber nur zu bald wieder der kleinmütigen Schwäche Platz, die mit jedem Schritt zunahm.

Ein verdächtiges Knacken und Rascheln im Unterholz ließ den in Gedanken Dahinschreitenden auffahren . . . Vermutlich ein Wilderer, der sich beim Herannahen des Försters aus dem Staube zu machen sucht. Jakké hatte das Gewehr von der Schulter gerissen und schritt, die Waffe schußbereit im Arm, der Richtung zu, von der das Geräusch kam.

Bei seinem Nahen sprangen zwei Schatten aus der Schonung und liefen der Lichtung zu. In dem zerlumpten Bürschchen, das in fliegender Eile über Stock und Stein wegsetzte, hatte Jakké sofort den kleinen Kuhjungen erkannt, den Hiep-Hioup letzthin zu ihrem Liebhaber erkoren hatte. Er brauchte gar nicht näher hinzusehen, um zu erraten, wer der zweite Schatten war. — —

Und in dem Augenblick stand ihm auch die Szene, die sich hier soeben abgespielt haben mochte, in handgreiflichster Deutlichkeit vor dem Auge.

„Halt!" stöhnte er keuchend.

Obgleich der Bengel seiner Liebsten weit voraus war, hielt es diese, der die Rettung ihres Schatzes vor allem am Herzen lag, doch für geboten, den Ausreißer durch ein ängstliches „Mach, daß Du fortkommst, Kleiner!" zur Eile anzuspornen.

Sie selbst dachte gar nicht daran, sich in Sicherheit zu bringen; sie hatte sich gleichmütig dem Förster zugewandt, und während sie mit der einen Hand ihre aufgelösten, bis zur Hüfte herabfallenden Haare zum Knoten aufsteckte, knöpfte sie mit der andern in aller Seelenruhe ihr Leibchen zu. Mit lüsternen, begehrlichen Blicken betrachtete Jakké den braunen Busen, der einen Augenblick sichtbar wurde.

Die Dirne, die da mit feuchtschimmernden Augen, in denen alle Flammen der schlechtbefriedigten Sinnenlust jäh aufzuckten, vor ihm stand,

schien die leibhaftige Verkörperung der sinnbethörenden Grausamkeit, der Jakké Overmaat zum Opfer gefallen war.

Jakké vergaß über dem Anblick den Flüchtling; im übrigen hatte er nur eine Kugel im Laufe, die den Jungen kaum noch erreicht hätte.

Der Dirne war es nur um die Rettung des verkommenen Schlingels zu thun, den sie sich aus irgend einem Straßengraben aufgelesen hatte. Nachdem sie ihn glücklich geborgen wußte, gewann der wilde Haß gegen den Förster wieder die Oberhand. Jakké kannte das schrille Lachen nur zu gut, das höhnend an sein Ohr schlug. Er riß die Flinte an die Backe und zielte.

Sie lachte noch immer, als sie, von der Kugel unter der linken Brustwarze getroffen, in die Höhe sprang, um im nächsten Augenblick zu Boden zu stürzen.

„Hiep," rang es sich lächelnd von den im Todeskampf verzerrten Lippen; aber das „Hioup" blieb der Sterbenden in der Kehle stecken.



Die Inseln der Verbannung.

Eindrücke von den Ponza-Inseln von Dr. Karl Graeser.

(München.)

I.

Selten hört man davon. Nur hie und da spricht einer von ihnen, unsicher, unbestimmt, wie man ein Wort gebraucht aus einer fremden Sprache. Wo liegen sie?

Da draußen, über dem spitzen Berg von Ischia hinaus; da draußen, und die weisende Hand macht eine verschwommene Bewegung über das weite Meer.

Die pontinischen Inseln. Es hat etwas Unheimliches und klingt so benachbart an pontinische Sümpfe; das löst das Bild von bleichen, traurigen Menschen aus, mit eingefallenen Wangen und hohlen Augen, aus denen das tückische Fieber glüht; von rauhen, unfruchtbaren Feldern, über welche schwüle, vergiftete Lüfte streichen, abends, wenn die Sonne die Steine vergoldet.

Ponza-Inseln, so düster, fast drohend fällt es auf die Seele, wie eine unbestimmte Gefahr — Inseln des Todes. Die Phantasie malt sie sich aus nach der Erinnerung an jenes seelendurchschauernde Bild von Böcklin: düstere, senkrechte Felsen mit starrenden Cypressen, eine gähnende, schwarze Öffnung in der Mitte, die alles Leben verschlingt, umgeben vom weitaus schimmernden Meere.

Immer waren sie gefürchtet. Dem grauen Altertum schon kamen diese Vulkaninseln mit ihren phantastischen Felsgebilden, auf denen Licht und Schatten in ihrem Wechsel wunderliche Gestalten entstehen und vergehen lassen, die Schreck und Schauer dem Nahenden einflößten, verderbenspendend vor. Unheilbringende Mächte läßt die Sage in diesen Gegenden hausen.

Ponza, das Strabo und Virgil die „Insel der Circe" nennen, soll das Aeaea Homers gewesen sein, auf dem die böse Zauberin Kirke herrschte, „die schöngelockte, die hehre melodische Göttin", wie sie der Dichter beschreibt. Die Gefährten des Odysseus lockte sie an

mit „pramnischem Wein", in den sie bethörende Säfte gemischt, und verwandelte sie in borstige Schweine.

Auf Ventotene bethörte den Schiffer der helle Gesang der vogelbeinigen Sirenen, der Dämonen der Verwesung, Sinnbilder wohl der erschlaffenden, lebenmordenden Schwüle des Scirocco —

„Die auf der Wiese sitzen, von aufgehäuftem Gebeine
Modernder Menschen umringt und ausgetrockneten Häuten."

Wer ihrer Stimme lauschte,

„dem wird zu Hause nimmer die
Gattin und unmündige Kinder mit freudigem Gruß begegnen,"

heißt es in der Odyssee. Der erfindungsreiche, edle Dulder Odysseus mußte seinen Gefährten die Ohren mit Wachs verkleben und sich an Händen und Füßen am Mast anbinden lassen, um dem verderblichen Zauber zu entgehen.

Und eine andere Erinnerung drängt sich durch, an kurze Sätze, an Schilderungen, die man in der Schule einst gelesen, auch in den alten Schriftstellern, in Sueton und Tacitus, über die „Pontiae insulae". Auch da tönt bloß Elend heraus und Hunger und Tod, aus den kurzen Sätzen, die kalt und hart klingen wie ein Polizeibericht: „Et judicatos hostes fame necavit, Neronem in Insula Pontia, Drusum in una parte Palatii." (Sueton.) Und schuldlos und unschuldig gemarterte Menschen füllen den Begriff.

Doch wenn die Seele hinüberschweift über das dämmerige Meer zu den dunkeln Punkten am Horizont, dann weiten sich die kurzen Sätze, und alle die Gestalten schweben heraus, die dort draußen gelitten haben und gestorben sind: des unglücklichen Germanicus Sohn Nero, und seine Mutter Agrippina, die des Kaiser Tiberius feige Furcht dem Hungertode preisgab, deren Asche dann Caligula, der Sohn und Bruder, mit kaiserlichem Gepränge herüberholte und mit unerhörtem Pomp im Familiengrab zu Rom beisetzen ließ, um später seine eigenen Schwestern dahin zu verbannen, aus der vergrößernden Angst der Caesaren und Tyrannen, daß sie ihm nach dem Leben trachteten; Julia, die Tochter des Augustus, die ihre Laster auf Pandataria verbüßen mußte; die arme Octavia, Kaiser Neros Gemahlin, welche auf Anstiften der verführerischen Buhlerin Poppaea auf die Inseln verbannt wurde und nach vergeblichem Versuch durch Gift sich ihrer zu entledigen unter gräßlichen Martern im heißen Bade erstickt ihr junges Leben endete. Die ganzen schwülen Verbrechen der römischen Verfallzeit ziehen herauf.

Dann kommen andere Gestalten, bleiche, abgehärmte, das begeisterungstrunkene Auge weltvergessen gen Himmel gerichtet gehen sie in den Tod, selig in ihrem neuen Glauben, unter Lobgesängen auf ihren gekreuzigten Heiland: von Domitilla an, der Nichte des Domitian, — welche als Santa Domitilla Schutzpatronin der Insel geworden ist —, eine ganze Schar christlicher Märtyrer, durch Hunger oder Gewalt auf den pontinischen Inseln den Opfertod erleidend, bis zum Papst Silverius, dem letzten christlichen Märtyrer, der von Justinian nach Palmarola verbannt wurde und Hungers starb. Jetzt betet das Volk zu ihm als seinem Schutzheiligen, dem Santo Pontefice.

Alle diese Opfergestalten steigen empor, wenn das Auge hinausschweift zu den dunkeln Punkten, den Toten-Inseln, am Rande des dämmrigen Meeres. Und die Neugier wird gereizt. Wie sie wohl aussehen, diese Inseln, auf denen der scheue Fluch lastet. Und man frägt diesen und jenen wieder.

Da ist nichts zu holen, meint der eine; Sie wollen wohl ins „domicilio coatto" oder gar auf das „Ergastolo", das „Bagno" von Santo Stefano, antwortet der andere, und ein zweifelhafter Blick trifft den Frager, der die Absicht ausgesprochen hat, nach den Inseln hinauszufahren, nach den Verbannungsinseln, auf denen doch eigentlich ein ordentlicher, vernünftiger Mensch nichts zu suchen hat. Solche Blicke und Bemerkungen sind Oel auf das Feuer der Phantasie, und das Auge sieht wieder jene grauen, dunkeln, unbekannten Punkte, die es von den Höhen von Capri am Rande der blauen Flut schwimmen sah oder von der Akropolis von Cumae und dem Epomeo auf Ischia. Wie „mouches volantes" huschen sie über das Meer der Erinnerung und regen den Wunsch an, diese „Gestade der Vergessenheit", isole della dimenticanza" nennt sie Boccaccio, weil sie „verderbenbringend Herz und Sinn bezaubern", zu ergründen, von denen seit Jahrhunderten der beklemmende Hauch von Tod und Verbannung, von Menschensehnen und Menschenelend herüberweht . . .

Ob der finstere Sohn des Erebos, der alte grimme Charon, mit dem dunklen Trauerkittel angethan, wohl die Überfahrt besorgt, der grämliche Hadesfährmann, dem der Lebendige den „goldenen Zweig" zeigen mußte, um das Land der Schatten betreten zu dürfen und für den dem Toten der Obolos als Fährgeld in den Mund gesteckt wurde bei den alten Griechen?

Fast schien es mir so als ich an Bord kam.

Der alte schmutzige Raddampfer, welcher zweimal wöchentlich von Neapel aus den Verkehr mit den Inseln besorgt, erlöst die Seele nicht von dem bangen Bilde des Styx-Bootes, und den kleinen, grauen Kapitän mit der gelben Glatze und dem mürrischen Gesicht, traurig schwarz gekleidet, ohne Goldstreifen, wie sonst die Kapitäne sie tragen, könnte man wohl als Hades-Fährmann kostümieren — wenn nur sein verfluchter neapolitanischer Dialekt nicht wäre, in dem er immer herumkreischt: „Oë! Pascà! Oë! Mannaggia chi t'ha figliato! Attacca bona 'sta fune!" *)

Ächzend und stöhnend keucht das Schiff durch die wellige See, schlägt mit den Rädern das Wasser und hebt und senkt sich wie ein flügellahmer Vogel, der gerne auffliegen möchte — hoffentlich gelingt es ihm nicht!

Auf dem Vorderdeck sitzen zwei Reihen nach den Inseln verbannter oder zu dem Bagno von Santo Stefano verurteilter Sträflinge, die Hände übereinander in die Eisenklammer geschraubt und mit einer dicken Kette gefesselt, einer an den andern.

Das sind die „Toten des Charon-Bootes.

Carabinieri begleiten sie.

Die hohen schlanken Gestalten der Carabinieri in den altmodischen, rotverbrämten Frackuniformen bilden einen kräftigen Gegensatz zu dem grauen Eindruck der Gefangenen, die stumpfsinnig teils vor sich hinstarren und mit wildem Fluch bloß grimmig auffahren, wenn die rasche Bewegung eines der Gefesselten die Kette spannt, teils lustig in die Welt hineinpfeifen oder sich in die Ohren zischeln, während die frechen Blicke die Umgebung mustern. Sie wissen ja, es lebt sich frei und lustig da draußen im „domicilio coatto", auf der Verbannungsinsel.

Die Bleichen und Finstern in der grauen Sträflingskleidung mit den braunen Streifen, zwei sizilianische Mörder, gehen einer traurigen Zukunft entgegen, dem Bagno auf Santo Stefano. Sieben Jahre Einzelhaft vorerst, ohne Beschäftigung, ohne einen Menschen zu sehen als den stummen Gefängniswärter, der das Essen bringt; sieben lange Jahre, bei schlechter Führung neun Jahre, in dem drei Meter breiten Mauergrab, in dem immer gleichmäßigen, lähmenden Schweigen — das

*) „Ohe! Pasquale! Ohe! Verdammt die dich geboren! Binde das Tau fest!" — Pasquale ist ein beliebter Vorname im Neapolitanischen. — Mannaggia = male abbia = maledetta, ist das beliebteste Fluchwort im neapolitanischen Dialekt, jedoch noch eins der mildesten, die anderen bewegen sich meist in unflätigen Vergleichen, die man nicht übersetzen kann.

ist mehr als Tod! Man begreift, wie manche den Schädel an der Mauer sich einzurennen versuchen oder sich erdrosseln mit einem zusammengedrehten Lappen ihres Hemdes, trotz aller Wachsamkeit.

„Donec sancta Themis scelerum tot monstra catenis,
Vincta tenet, stat res, stat tibi tuta domus."

steht über dem Eingang des Ergastolo, des Gefängnisses auf Santo Stefano.

Und doch habe ich einen gesehen, nachher im „domicilio coatto" von Ponza, der zweiundvierzig Jahre Bagno hinter sich hatte, neun Jahre Einzelhaft auf S. Stefano, die übrige Zeit in einem Arbeitsgefängnis. Körperlich war er gesund, aber halb blödsinnig strich er herum. Das Leben interessierte ihn nicht mehr, wie ein Blinder sah er die Menschen an . . .

Das ächzende Schifflein stampft weiter, aus dem Golf hinaus, an Procida vorbei, der grünen Insel mit dem „Schloß am Meer", und längs der fruchtbaren Gestade von Ischia, auf dessen steil aufragender Spitze, dem Epomeo, ein weißes Wölklein balanciert.

Die beiden Bagno-Sträflinge hatten losgelöst werden müssen von ihren Ketten. Bleich und jammernd liegen sie an Deck auf einem aus alten Kleidersäcken und alten Segeln improvisierten Lager, von der Seekrankheit bezwungen. Es berührte widerlich eigentümlich, diese beiden Blutgesellen, die erbarmungslos eine ganze Familie in tierisch roher Weise abgeschlachtet hatten, um einiger Lire halber, nun stöhnend und wehrlos sich winden zu sehen, weil der Magen etwas rebellierte. Die Carabinieri halfen ihnen freundlich und betteten sie um oder gaben ihnen zu trinken, wenn es sie dürstete.

Müde legt sich der Wind auf die glitzernde Flut zur Mittagsruhe; die breite Brust des mattblauen Meeres hebt sich leiser und leiser in schläfrigem Atem, um den ruhenden Aiolos nicht zu wecken, den „Schaffer der Winde".

Heiß brennt die Mittagssonne.

Alles schläft an Bord, nur die Gefangenen klirren manchmal mit den Ketten.

Es ist eine lange Fahrt, und man glaubt, sie nehme kein Ende, besonders wenn man das ungleiche Hasten der Räder hört, als ob sie, vom Schlaf aufgeschreckt, die letzten verzweifelten Drehungen machen wollten.

Um acht Uhr früh sind wir ausgefahren, und um sechs Uhr abends sollen wir in Ponza ankommen.

Endlich erscheint ein dunkler Fleck am Horizont, Santo Stefano, die erste der Inseln.

Dem Golfe von Gaeta vorgelagert, ragen die Ponza-Inseln in zwei Gruppen, wie zum Abschluß und zur Verteidigung des Golfes vorgeschobene Befestigungen, aus dem tyrrhenischen Meer heraus.

Santo Stefano und Ventotene, von Gaeta 36, von Neapel 54 Meilen (1 neapolitanische Meile = 1,85 Kilometer) entfernt, bilden die erste Gruppe, während die Hauptinsel Ponza mit Palmarola und Zanone (Entfernung von Terracina 18, von Neapel 76 Meilen) mehr nach Westen liegen.

Als ob Titanenhände in wildem Kampfe sie herausgeschmettert, starren längs der Küsten der Eilande einzelne Felsen, phantastisch zerklüftete Klippen oder kleine flache Inselchen aus dem Wasser, manchmal weit ab vom Lande. Acht Meilen von Ponza sticht unvermutet nochmals als Spitze eines unterseeischen Gebirgskammes der Fels „la Botte“ in die Luft wie ein schwarzer Riesenfinger.

Die Inseln sind vulkanischen Ursprunges, wie die liparischen Inseln, jedoch aus einer früheren Periode. Die Feuer sind erloschen seit undenklichen Zeiten, und nur das kundige Auge des Geologen kann noch die Reste alter Krater erkennen, zum Beispiel im Hafen von Ponza. Die buntfarbigen Lavagesteine aller Art, vom grünen, roten, schwarzen fettglänzenden Glasfluß des Pechsteines, durch alle Härtegrade und Formen bis zur weißen Asche, die als Trachit-Tuff ganze Berge bildet, aus denen die Inseln in bizarrem Gemisch sich aufbauen, machen sie dem Mineralogen vor allem interessant.

Doelter hat eine gute geologische Karte von den Ponza-Inseln aufgenommen.

Gleich dem brandenden Meer, das an ihren vorgeschobenen Küsten nagt, Berge unterwühlt und zusammenstürzen läßt, Felsen mit fortschwemmt und sie zerrieben an anderer Stelle wieder ans Land wirft, so sind die Wogen der Völkerbewegung, der Kriege und Kämpfe, welche in dem viel und von allen begehrten Becken des sonnigen Mittelmeeres besonders hoch gingen, auch über die Inseln weggegangen. Reich bevölkert bald und stolz bebaut, bald ausgeplündert und entvölkert, dann von der Kirche oder den viel wechselnden weltlichen Herrschern wieder kolonisiert — meist durch Verbannte und Sträflinge — tragen sie die Spuren dieser Stürme auf ihrem Antlitz.

Als die Phönizier auf ihren kühnen Seefahrten das ganze Mittelmeer durchfurchten und weit über die Säulen des Herkules hinaus schon

ihre Handelsprodukte tauschten, kamen sie auch nach den Oenotriden, wie die Inseln im Altertum hießen, und setzten sich dort fest. Aus ihrer Sprache stammt die Bezeichnung „Eea" (das homerische Aiaia) für Ponza. Von ihnen wurden wohl auch schon ein Teil der Grotten und Höhlenwohnungen angelegt, welche man auf den Inseln überall findet.

Wie auf den äolischen Eilanden folgten den Phöniziern dann griechische Kolonisten, die wieder von dem streitbaren Volke der Volsker unterworfen wurden, bis auch deren Macht nach langen Kämpfen der zähen Eroberungsenergie der Römer weichen mußte.

Der blühende Wohlstand der Inseln erstarb unter diesen Invasionen. Die Bevölkerung ward teils vernichtet, teils in die Sklaverei geführt. So fingen die Römer an, Verbannte und Verbrecher, alle jene hinzusenden, deren sie sich entledigen wollten.

Und diese traurige Bestimmung verblieb den Ponza-Inseln bis auf den heutigen Tag.

Erst wurden nur Angehörige reicher Familien hinverbannt — von denen noch jeder 20 Sklaven, und 50,000 Sesterzen seines Vermögens mitnehmen durfte — mißliebige oder verdächtige Mitglieder der Kaiserhäuser.

Aus dieser Zeit stammen wohl auch die meisten jener mächtigen Bauten, jene weiten Wasserreservoirs und die prächtigen in die Felsen eingehauenen Badeanlagen, über welche der Besucher heute noch bewundernd staunt.

Nur Zeiten mit Sklaven oder Aktiengesellschaften können solche Anlagen ausführen.

Später überließ man Verurteilte jeder Art auf der verwüsteten Insel dem Entbehrungstod; christliche Märtyrer wurden zu Hunderten hinüber geschafft und gingen elend zu Grunde. Wunder und Legenden knüpften sich an die Leiden dieser Opfer, und in späteren Zeiten waren die Inseln beliebte Wallfahrtsorte, zu denen die Gläubigen beten gingen und Reliquien sammelten von jenen, die für ihren Glauben in den Tod gegangen waren.

Jahrhunderte zogen darüber hin, Mauren und Türken hatten auf ihren Raubfahrten noch geraubt, was zu rauben war.

Die Inseln waren vergessen. Nur in den unaufhörlichen Kämpfen der umliegenden Staaten bildeten sie mit ihren guten Häfen manchmal Schutzpunkte für die Flotten; bis die Kirche sich ihrer erinnerte und der Papst sie in Besitz nahm. Mönche, die den Aufenthalt auf den

Inseln „come scala del Paradiso, als Leiter für den Himmel betrachteten, wie es in einer Chronik der Inseln heißt, kamen hin und bauten Klöster auf Palmarola, Ponza und Zannone, erst die Benediktiner, dann die Cistercienser. Aber auch sie wurden wieder vertrieben, teils durch Mangel, teils durch die unaufhörlichen Überfälle räuberischer Piraten. Die Inseln kamen an die Familie Farnese, dann an die Spanier — welche ein „Lazzaretto sporco", ein Asyl für Pestkranke auf Ponza errichteten — von diesen endlich an die Bourbonen. Diese führten Familien aus Ischia ein, später solche von Neapel und Torre del Greco, um die fruchtbare Vulkanerde wieder zu kolonisieren.

Am Anfang unseres Jahrhunderts schlugen die Napoleonischen Kriege ihre Wellen bis dahin. Franzosen und Engländer machten sich den Besitz streitig. Unter Napier, der darum den Titel conte di Ponza erhielt, behaupteten sich die Engländer und befestigten die Insel. Sie bauten auf allen hervorragenden Punkten Fortifikationen und auf einem Berge, der heute noch „campo inglese" heißt, ein großes befestigtes Krankenhaus.

Bei den Bewohnern stehen die „Inglesi" heute noch in gutem Andenken, weil sie mit ihren Schiffen damals pontinesische Fischer, die beim Korallenfang auf Palmarola von algerischen Seeräubern aufgehoben und in die Sklaverei geführt worden waren, befreiten und zurückbrachten.

Davon erzählen die Fischer einem stolz und begeistert. Die Herren Engländer werden aber wohl, wie man ihre Politik kennt, kaum der schönen Augen der Pontineserinnen halber diesen Rachezug unternommen haben.

Durch den Wiener Vertrag, 1815, fielen die vielgeprüften Inseln wieder an die Bourbonen zurück und blieben in ihren Händen — einen kleinen Putsch (Wetterleuchten, das dem Einigungsgewitter von Italien vorherging) ausgenommen, den im Jahre 1857 der spätere italienische Minister Nicotera unternahm, wobei er Ponza durch Überrumpelung auf kurze Tage in Gewalt bekam —, bis das geeinigte Italien der Herrschaft ein Ende machte.

Schon die Bourbonen hatten die Inseln wieder als Verbannungsplätze und Gefängnisse eingerichtet, und das befreite Italien setzte diese Gewohnheit fort.

Die frühere Geschichte war, was im Guten sonst nie geschieht, eine nur zu verführerische Lehrerin gewesen. Die weiten Keller, die mächtigen Grotten und Wasserreservoirs, welche die Römer und ihre Vorfahren

aus den Bergen ausgehöhlt hatten, bildeten vorzügliche Orte, in denen man politische Gefangene verschwinden lassen und langsam zu Tode martern konnte.

Von der Kirche beschützt und gesegnet, benützten die Bourbonen, die mit den „drei F", mit „forca, farina e feste", Galgen, Brot und Festen, regierten, die schöne Gelegenheit ausgiebig. Im modernen Italien, hauptsächlich im Süden, in welchem jeder frei ist, das heißt gerade so frei ist, als er es bezahlen kann, und die Gleichheit darin besteht, daß man ungestraft seinen Mist ablagern darf, wo es einem behagt, sind diese rohen Gewaltmaßregeln jetzt verpönt, und die Mittel, sich unbequemer oder gefährlicher Persönlichkeiten zu entledigen, unserer fortgeschrittenen Humanität entsprechend, verfeinert worden.

Die Inseln werden, wie die Liparischen und manch andere schöne Insel mehr, als „domicilio coatto" — Zwangsaufenthalt — benützt. Alle Gauner und Halunken, alles, was dem Präfekten oder der Polizei aus diesem oder einem anderen Grunde nicht behagt, wird dahin verschickt. Aber nicht in unterirdische Gewölbe, sondern in ganz nette Räume. Auf Ponza in die Kassematten, welche die Engländer einst erbaut haben. Darin wohnen die Verbannten zu zwei bis sechs je in einem Raume sehr behaglich, können den ganzen Tag, ohne an Arbeit denken zu müssen, in der prächtigen Landschaft herumfaulenzen und werden vom Staate fein säuberlich genährt und gekleidet, „wie die Lilien auf dem Felde."

Nun, die italienische Regierung kann ihre Spitzbuben behandeln, wie sie will, und es ist ja sehr christlich gehandelt, so man die segnet, die einem fluchen, — aber daß sie mit diesem für das Leben meist nutzlosen und verlorenen Gesindel, zu diesen mit allen Lastern befleckten Gewohnheits-Verbrechern alle zusammensperrt, welche sozialistisch oder anarchistisch verdächtig sind — ist zum mindesten unklug.

Man muß diese Märtyrer der neuen Lehren auf den Inseln gesehen und gesprochen haben, um zu begreifen, daß sie — mit Ausnahme weniger Fanatiker und Schwärmer — von den neuen Glückseligkeitslehren gerade so viel Ahnung haben als von den Ringen des Saturn.

Im „domicilio coatto" aber, im freien Verkehr unter sich und mit der Bevölkerung, wird Schule gemacht, Verbitterung und Rache geweckt, und von den Gewohnheits-Verbrechern werden die Wege gewiesen zur Ausführung.

Auf Lipari schon klagte man selbstverständlich über den verderblichen Einfluß dieser frei herumlaufenden Sträflinge auf die Bewohner,

vor allem auf die Jugend; in Ponza erzählte mir der Sindaco, daß die jungen Herrn Pontinesen am liebsten auf der Straße auf- und abflanieren und über unverdauten Anarchismus diskutieren. Das Üble solcher Zustände sehen sie schon ein, die „Stützen der Gesellschaft", aber für die Ausrottung einzutreten wäre doch zu unangenehm, damit ginge eben auch der schöne, mühelose tägliche Bargewinn verloren, den die „coatti" der Stadt bringen. Arbeit ist eben nicht überall des Bürgers Zierde, besonders nicht im molligen Süden, wo das „dolce far niente" zu Hause ist . . . .

Der dunkle Punkt am Horizont hat sich vergrößert zu einem viereckigen Klotz, dessen Kanten abgestumpft sind. Wie ein mächtiger gelbbrauner Säulenstumpf mit moosbewachsener Kuppe ragt Santo Stefano, die kleine, aus Trachit-Lava aufgebaute Felseninsel über den tiefblauen Teppich des Meeres heraus. Einer Krone gleich schimmert auf der Höhe das gelbe Gebäude des „Bagno".

Am Ende des vorigen Jahrhunderts wurde das runde, dreistöckige Zellengefängnis, das Platz für etwa 200 Sträflinge bietet, von den Bourbonen errichtet.

Ist es nicht eine boshafte Ironie des Geschickes, daß der Baumeister des raffiniert angelegten Zuchthauses, Francesco Carpo, wegen politischer Vergehen als Gefangener seine Tage dort beschließen mußte? Wie viele mögen in den hundert Jahren ihren letzten Seufzer hinter den gelben Mauern ausgehaucht haben? Wenige überstehen diese Einzelhaft; Schwindsucht, Blödsinn und andere chronische Krankheiten räumen hier auf. Jetzt sind es wenigstens richtige Verbrecher, welche die Gesellschaft im Bagno unschädlich macht; früher aber waren es bloß die anders dachten als die Herrschenden.

Wenn irgend, so passen über den Eingang zum Bagno auf der einsamen Felseninsel die viel zitierten Verse Dantes:

„Per me si va nell' eterno dolore
Per me si va tra la perduta gente."

Als das Boot mit den Carabinieri kam und die beiden Graugekleideten holte, meinte der alte Charon in gleichgültigem Tone: „Vanno morire, die geh'n zum Sterben!" Er muß wohl schon viele herübergeführt haben.

Durch einen schmalen Meeresarm von Santo Stefano getrennt, liegt die flache Insel Ventotene, deren höchste Erhebung am Monte dell' Arco 116 Meter beträgt, das alte Pandataria, meist aus gelbem Tuff bestehend, mit einer kleinen Ortschaft. Zur Römerzeit

schmachteten in weiten unterirdischen Gefängnissen Verbrecher und Verfolgte, die Köpfe halb geschoren und auf dem Körper von glühendem Eisen das Verbrecherzeichen aufgebrannt — heute spazieren hier sorglos 3—400 Verbannte des „domicilio coatto“, der italienischen Verbrecher-Akademie.

* * *

Die Sonne neigte sich zum Horizont, da näherten wir uns endlich der Küste von Ponza, der Hauptinsel, die zerklüftet und langgestreckt sich hinzieht.

Ein rosig-violetter Hauch umhüllte die Insel, in welchem schimmeriger Sonnenstaub schwamm und sich verklärend den Felsen und Zacken der Hügel anschmiegte; das Meer lag wie flüssige Goldbronze mit mattblauen Türkisflecken und hielt leise den Atem an.

Ich habe ein gutes Stück Erde gesehen, im Süden und Norden, in Ost und West, aber selten habe ich so märchenzaubernde Eindrücke erlebt, wie auf diesen buntfarbigen Vulkaninseln, deren steinerne Phantasien die Natur in ihrer tollsten Laune ausgeworfen hat.

Wie wenige kommen dahin, — zu vergessen und die Seele zu füllen!

Ein übermächtiger, schartiger, blutbefleckter Türkensäbel, so liegt die „Insel der Kirke“ auf dem schimmernden Teller des Meeres. Die schmale Landenge zwischen dem Hafen von Ponza und der Chiaia di Luna bildet den Handgriff, und die Kuppe des Monte di Guardi den Schwertknauf, wie aus mattgrünem Onyx geformt. Könnte man einen Schnitt machen zur Oberfläche des Meeres durch die Insel, wie jene kostbaren Waffen des Orients müßte das aussehen, wie jene Handschare aus Persien und dem Kaukasus, die schimmern von eingelegtem matten Gold und Silber und vielfarbigem Gestein.

Gleich die Einfahrt, der Hafen und die dem Berg angelehnte Stadt nehmen die Sinne schon gefangen, links außerhalb des Hafens, wie eine Torpedo-Flottille in Ausfahrt begriffen, kleine flache Inselchen, le Formiche; hinter ihnen wild zerrissene Klippen, in gelben, weißen, braunen Tönen, die sich zu einem weit vorragenden, trotzigen Felsen aufbauen. Schwarze Cypressen streben in die Luft zwischen marmornen Denkmälern und dem Kuppelturme einer Kapelle. Es ist der Kirchhof, überragt von dem weitschimmernden Leuchtturm.

Zuvorderst der Kirchhof — als Wappen des alten Fluches, der auf den Inseln lastet.

Das Bild der Toteninsel weckt das wieder auf und des grämlichen Fährmanns Charon. Aber das Leben erstickt es schnell. Die buntfarbigen Klippen und ragenden Felsen, die Wache stehen und sich flimmernd verdoppeln in dem krystallklaren Wasserspiegel vor dem weiten Becken des Hafens, hinter welchem grüne, fruchtbare Thalgelände, bedeckt mit schloßweißen Häuschen sich wohlig dehnen zwischen senkrechten, weißen Tuffwänden und buntfarbigen Trachitfelsen, all diese sprühende Natur, die warm und weich die letzten Strahlen der scheidenden Sonne ausatmet, — dazu die heisere Stimme des neapolitanischen Kapitäns mit der gelben Glatze, die wie ein Mond zwischen Kragen und Mütze aufgeht — „piano! mezza forz' — basta!“ All diese pulsierende Natur läßt kein Grübeln über Vergangenheit und Tod aufkommen.

Im Angesicht der Stadt werfen wir Anker, und das Ausschiffen beginnt, kreischend und lärmend, wie es im Süden 'mal nicht anders geht, obschon eigentlich nur Körbe und Kisten und einige Sträflinge mit den dazu gehörigen Carabinieri aussteigen.

Einige Häuserreihen in zwei Terrassen übereinander bilden den Ort; gegen Westen, wo der Kirchhof liegt, von der roten Rundkuppel der S. Silveriokirche abgeschlossen, gegen Osten sich langsam verlierend, dem Berghange längs, im Hintergrunde der weinbekränzte Anstieg zum Hauptgipfel der Insel, dem Monte della Guardia (280 Meter), auf dem wie ein Würfel das schwarz und weiß gefleckte Gebäude des Marinetelegraphen leuchtet.

Ich hatte mir wohlweislich eine gewichtige Empfehlung an den Sindaco von Ponza verschafft, da ich wußte, daß es auf der Insel kein Gasthaus gab, und man ohne auf Angst und Gegenseitigkeit gebaute Empfehlungen überhaupt nicht weit kommt in diesen Gegenden.

Ich fragte also nach dem Bürgermeister.

Der Sträfling, der mein Gepäck sich angeeignet hatte, guckte mich mit seinem schnellen, forschenden Blick an und wurde gleich dienstbeflissener. Die Wirkung des Wortes „Sindaco“ hatte ich bald los, und sowie etwas nicht recht klappen wollte, ließ ich es wie zufällig fallen. Es verfehlte seine Wirkung nie.

„Il Signor Cavaliere sta nella farmacia — der Herr Ritter sind in der Apotheke!

So, so, also Ritter, Apotheker und Bürgermeister. Es liegt Stimmung darin.

Für mich hatte das Wort „Ritter“ früher einen so feinen Klang gehabt, Mut und Schwertblitz tönte heraus und Minne und Heldentod.

In Italien haben sie ihm den ganzen Zauber genommen: jeder Krämer, jeder Schauspieler, jeder Gasthofhalter, der den Orden der italienischen Krone besitzt — und es muß einer schon ganz ehrlich und freundverlassen sein, wenn er ihm entgeht — nennt sich Ritter und wird nun sein liebes Leben lang „Ritter“ angeredet.

Mein Gott, ich habe ja nichts dagegen, gegen Orden und Ehrenzeichen, sie wirken ganz gut auf unserer armseligen, einfarbigen Kleidung, nur soll man mir den stolzen Begriff „Ritter“ nicht so meuchlings morden und mir komische Bilder aufzwingen: wie ein verwachsenes Männchen in stolzer Rüstung und flatterndem Helmschmuck für fünf Centesimi Bärenspeck verkauft oder Laussalbe reibt.

So schlimm war es nun beim „Cavaliere Sindaco“ nicht. Ein kräftiger, intelligent aussehender Mann trat mir entgegen, der auffallende Ähnlichkeit mit Crispi hatte. Früher soll es noch auffallender gewesen sein, seit der gewaltige Staatsmann aber gestürzt und in Anklagezustand versetzt ist, sucht er die Ähnlichkeit etwas zu verdecken.

Auf einen Wink von ihm — ich mußte immer an das Lied vom „Tyrannen von Mottenburg“ denken — räumte man mir in einem der saubersten Häuser das Staatszimmer mit dem Familienbett ein.

Es war ja etwas primitiv, aber die Leute meinten es gut und ekelten sich so wenig vor mir, daß sie nicht einmal die Bettwäsche wechselten und am Schlusse, als ich vier Lire für die Nacht etwas viel fand, ganz zutraulich meinten: es kämen so selten Fremde her, daß es doch eigentlich nur recht und billig sei, wenn ich für diese Rücksichtslosigkeit herhalten müsse, im Übrigen sei es ja auch garnicht das Zimmer, für was ich bezahle, sondern die gute Luft und die schöne Aussicht. Ich wunderte mich nur, daß ich nicht auch noch einen Jagdschein für die Flohfalle lösen mußte, welche sie in der Mitte des Zimmers auf den Boden stellten in der Nacht: einen Teller mit Öl und in der Mitte ein Lichtlein.

„Da springen die „polece“ hinein,“ meinte die alte Mutter schmunzelnd, als ich sie nach dem Zweck des geheimnisvollen Apparates gefragt hatte. Die „polece“ sprangen aber wo anders hin.

Gegen solche neapolitanische Logik kommt man nicht auf.

Die jetzige Bevölkerung von Ponza stammt meist aus der Provinz Neapel und hat alle schlechten Eigenschaften dieser eigentümlichen Mischrasse behalten und nur die guten, das prächtige Lachen und die kindliche Fröhlichkeit vergessen. Durch das entbehrungsreiche, rauhere Leben auf den einsamen Inseln sind die Menschen härter, schlanker, eckiger und

ernster geworden, aber der unangenehme, habsüchtige Charakter der Neapolitaner ist ihnen geblieben und auch der Pulcinell-Dialekt, den das närrische Volk in der Vesuv-Stadt spricht.

Etwas Unharmonisches, Zwiespältiges liegt dadurch in dem Charakter der Pontinesen, wie in einem Gesicht mit traurigen Augen und lachendem Mund.

Den tollen Aberglauben, den Glauben an Hexen, Geister und Gespenster, an den „bösen Blick" und die „Besprechung" haben sie unverkürzt mit herübergebracht, aus der alten Heimat, und die phantastische Natur der Insel verstärkt ihn noch. Jeder hat ein Amulett umhängen, und die kleinsten Kinderchen schon bekommen eine Schnur oder ein Kettchen um den Hals mit Fischzähnen, Korallen, Knöchelchen oder Samenknöllchen, von wunderthätigen Pflanzen, zur Abwendung all der bösen Zauber.

In der Johannisnacht hängen sie Säckchen mit Sand an die Innenseite der Fenster und Thüren, damit die Hexen, die in dieser Nacht umgehen und den Kindern das Blut aussaugen, „wodurch sie rhachitisch und skrophulos werden," nicht hineinkommen. Sie können die Sandkörner nicht zählen, glaubt das Volk, und verlieren so ihre Macht.

Nun trifft man viele rhachitische und skrophulöse Kinder auf Ponza. Die Ursache wird aber wohl in der schlechten Rasse liegen, die vom Festlande herüberverpflanzt wurde (in Neapel sind die betreffenden Krankheiten sehr heimisch) in ärmliche, rauhere Verhältnisse, zu schlechtem Zisternenwasser, das die chronischen, kräfteverzehrenden Darmkatarrhe erzeugt, an denen die Leute auf den Inseln so oft leiden.

Trotzdem ist die Sterblichkeit eine geringe; im letzten Jahre 50 Todesfälle gegen 155 Geburten, bei einer Bevölkerung von 4781 Seelen. Frühere Register waren mir nicht zugänglich. Der „Cavaliere Sindaco" versicherte mir jedoch, daß das Verhältnis mit geringen Schwankungen ziemlich das gleiche bleibe.

Auffallend wenig treten epidemische Krankheiten auf. Dagegen steht die Kurpfuscherei in großer Blüte, wie überall, wo die Leute viel auf Selbsthülfe angewiesen sind — und wo anders oft auch.

Es wachsen ziemlich viele Heilkräuter oder Kräuter, welche zum Heilen verwandt werden, auf den Inseln, zum Beispiel: Acanthus mollis, Bärenklau; Convolvulus soldanella, Meeresstrandwinde; Sedum, Mauerkraut; Polygonum persicaria, Flöhkraut; Mercurialis annua, Hundskohl; Artemisia vulgaris, Mutterkraut; Melissa nepeta, Katzenminze u. s. w. Vielleicht beruht darauf die Entstehung der Sage, daß die

Zauberin Kirke hier gehaust habe, die mit „bethörenden Säften" die Menschen verwandelte.

Natürlich sind es die Frauen, welche das Gewerbe der Kirke wieder aufgenommen haben und Papp und Tränklein kochen. Zwiebelsaft und Knoblauch (was auch die zünftigen Ärzte verwenden) gegen Würmer; zum Schwitzen Lattichsalat mit viel Essig, und die „indische Feige" gegen alles zusammen.

Schöne weibliche Erscheinungen wie auf den Liparischen Inseln, vor allem auf Salina, findet man hier wenige; in der Stadt noch eher als auf dem Lande, wo die Frauen die ganze schwere Land- und Weinbergarbeit besorgen müssen. Dadurch schrumpfen sie schnell ein zu runzeligen, braunen, reizlosen Lasttieren. Besonders die Weinbergarbeit auf den Höhen von Le Forne ist äußerst anstrengend. Überall an den Abhängen der Berge, wo nur ein Mäuerchen und einige Schollen Erde dahinter Platz finden können, sieht man Rebenpflanzungen terrassenförmig bis an die Gipfel manchmal sich hinaufziehen. Ehrlichen Schweiß kostet es, bis der dunkle, schwere Wein im Glase blinkt und zu 30—40 Cts. per Liter verkauft werden kann.

Auch zum Fischfang ziehen die Weiber aus, und weit draußen in der Nähe von Palmarola traf ich solche Fischerinnen, rudernd, so kräftig wie Männer, und die Körbe versenkend zum Seekrebsfang.

Ergiebig ist die Fischerei nicht in der Nähe der Inseln, auch sind die Transportverhältnisse schwierig und die Qualität wohl nicht besonders, denn ein pontinesisches Sprichwort sagt: „Vale più un pescicolo di Miseno che tutti i grossi pesci di Ponza e Ventotene," ein kleines Fischlein vom Kap Misen ist mehr wert als alle großen Fische von Ponza und Ventotene.

Die Männer ziehen im März meist hinaus nach Sardinien oder an die Küste von Frankreich, ja bis nach Afrika zum „Ragusten"- (Seekrebs-) und Korallenfang und kehren im Dezember erst wieder zurück — oder sie gehen nach Amerika, vor allem nach Argentinien, um Geld zu verdienen.

Etwas aber ziert die Frau von Ponza, sie ist reinlicher als die Neapolitanerin. Man sieht sie putzen und wischen, und die Schwellen und Wände der weißen Häuschen werden, glaube ich, jede Woche mit einem frischen Kalkstrich versehen; dadurch heben sich die weißen Flecken ab von den umgebenden weiß-rosig oder gelblich schimmernden Tuffflächen, wie weiße Spitzen auf zarter Haut.

Besonders am frühen Morgen, vor Sonnenaufgang ist die Wirkung feierlich, geheimnisvoll wie vor einem Ereignis.

Man hat schlecht geschlafen die Nacht. Die „Polece“-Falle hat versagt, die Moskitos gönnten dem müden Körper nur einen duseligen Halbschlummer mit abwehrenden Reflexbewegungen, durch den alle Viertelstunden der gedehnte, singende Wachruf der Schildwachen: All—erta sentinella! — Sto all—erta! All—ert—a—a wie eine Erinnerung an heimatliche Nachtwächtermelodien zum schläfrigen Bewußtsein dringt und sich einem Echo gleich in der Ferne verliert. Endlich rafft man sich ärgerlich auf und tritt auf den Balkon.

Weiße Stille. Die weißen Häuser der Stadt, unterbrochen nur manchmal von einem müden Violett, liegen so lautlos um den silbergrauen Hafen. Das rubinfarbene Licht vom roten Hafenleuchtturm wirft blutrote Flecken auf das silbergraue Wasser. Wie ein Rahmen von antiker Bronze hebt sich das Grün der Fruchtgärten von Santa Maria ab von dem stumpfen Grauweiß der zerklüfteten Tuff-Felsen, über welche der erste rosige Schimmer des Tages huscht. Dazwischen buntfarbige Klippen und Vorgebirge, die ganze langgestreckte Küste, immer wechselnd mit helleren Tönen, ein feines Mosaikgeschmeide auf perlgrauer Seide, vor dem weißgelben Vorhang des Himmels, der mit rosig umrahmten, silbrigen Wölkchen bestickt ist. Man möchte beten,

„Wenn beten heißt:
Zu Deiner lebensschaffenden Glutenliebe
Ein Ja und Amen jauchzen!“

* * *

Und nun ins Boot und all dieser Pracht entlang fahren, in die Buchten hinein und die Grotten. Deren sind so viele, jede anders, aber jede schön in ihrer Art, daß ich sie nicht schildern kann. Stumm und still in der Barke liegen, in diesen unterirdischen Palästen den Märchen lauschen aus „1001 Nacht“, oder mit Nixen und Najaden plätschern in der krystallklaren Flut, bis die Drachen und Ungetüme in den tiefen dunkeln Felsspalten dem armseligen Menschlein, das sich in ihr Bereich gewagt hat, mit dumpfem Grollen drohen, — das soll man . . .

„Wenn ihr nicht werdet wie die Kindlein, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen,“ spricht der Herr.

Die Schiffer erwarten mich schon. Der alte Padrone, der noch unter den Bourbonen gedient und gegen Garibaldi gefochten hat, was

er jetzt nur zögernd erzählt, setzt sich ans Steuer und wir plätschern hinaus.

„Aria pecorina fa scirocco o levantino“ meint er, sein struppiges Haupt wiegend und mit der violetten Nase gen Himmel weisend, nach den kleinen Schafwölklein, die der Sonne voranziehen. Seine Prophezeiung versagte aber schmählich; das Wetter blieb schön.

Zwischen Klippen hindurch, durch Felsthore, über smaragdgrünes Wasser, aus dessen Grunde Märchen erblühen, streichen wir langsam dahin. Jeden Augenblick verschieben sich die Coulissen zu neuen überwältigenden Bildern, zu neuen phantastischen Formen in allen Farben, bald Tiere, bald Menschen scheinen herauszusteigen zwischen bunten Palästen und bizarren Türmen.

Hier begreift man, wie die griechische Sage alles belebt hat, wie die Volkspoesie die ganze Natur personifizierte, klar und plastisch, wie Farbe und Licht hier leuchten, nicht verschwommen und unbestimmt, wie die Göttersage des nebligen Nordens uns überliefert ist. Beides ein Produkt des Klimas.

Und noch etwas geht einem auf.

Wie ein Blitz eine abenddämmrige Landschaft erhellt, so geht mit stockendem Atem das lebendige Verständnis auf für die Fabel- und Farbenwunder Böcklins und von Hofmanns, für Klinger und Brahms, für all jene Welten, die Gottbegnadete mit Pinsel und Griffel uns vorzaubern, in Töne und Verse bluten, vielleicht ohne je sie gesehen zu haben.

Woher kommen sie ihnen?

Welche Erinnerung schuf die Bilder in ihrer Seele?

Ja, sie haben sie gesehen und geben sie uns und zwingen uns, und all die Gestalten erscheinen, die der Dichter gemalt.

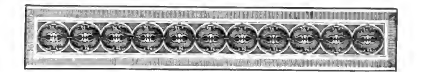
Wenn ich der unheimlichen, tiefen Felsspalten gedenke an der Nordseite von Palmarola, in deren blaues Dunkel das wellende Meer hinein sich schmiegt und drängt und brausend und rauschend mit weißem Gischte zurückströmt, über neue, alle Farben des Gesteins wiederspiegelnde Fluten, die nachdrängen, dann kommen die Gestalten, diese elementaren, halbwachen, brütenden Geschöpfe, etwas Tier, etwas Mensch, etwas Gott. Wer diese tiefe, volle Musik mit den weichen, singenden Obertönen gehört hat — einsam in der Barke —, dem erscheint auf einmal in der blauen Felsspalte eine schmiegsame Gestalt mit der Harfe; weich und

lässig greift sie in die Saiten und singt ihr Märchenlied hinaus in die schimmernde Weite — die „Meeresbrandung“ von Böcklin.

Überall erscheinen sie. An den roten „Faraglioni“, in der sonnigen Bucht „belle Fornelle“, wo die blauen Wellen über gelbe Felsen springen, jauchzen und tollen „Najaden“ und spielen schuppenglänzende Tritonen.

Da — seht ihr sie — da — dort!





Dresden, München, Berlin.

Ein Überblick über die Kunstausstellungen in Deutschland.

Von Annie Sommerfeld.

(Berlin.)

Die vielgeschmähte und vielverehrte moderne Strömung unseres Jahrhunderts hat vielleicht nirgends eine solche radikale Umwälzung zu Wege gebracht, wie auf dem Gebiete der Malerei. Die jugendlichen Stürmer aller Nationalitäten haben, nachdem sie halb höhnisch belächelt, halb achselzuckend bemitleidet worden sind, teilweise sogar vom rein pathologischen Gesichtspunkte aus Beurteilung fanden, ein Stückchen Welt erobert, die „kompakte Majorität" glänzend besiegt. Im Reiche der Musik war es ein einziger großer Herrscher, dessen Genius bahnbrechend gewirkt hat: Richard Wagner, der mit seinen allbekannten Worten: „Wenn Sie wollen, so haben Sie eine deutsche Kunst," den einzig richtigen Weg gewiesen. Die Deutschen sind ihrem erhabenen Führer fast ausnahmslos gefolgt, aber auch das Ausland hat sich angeschlossen, ganz besonders Frankreich, das in seiner Mitte demnächst ein Richard Wagnertheater entstehen sehen wird.

Warum soll nun das Assimilationsvermögen bildungsfähiger Fortschrittler sich nicht auch auf das Gebiet der Malerei erstrecken können? Unsere kleinen Winter-Kunst-Salons bei Schulte und Gurlitt haben sich nach dieser Richtung hin ein ganz besonderes Verdienst erworben. Ganz vereinzelt klopfte ein neuer Geist dort an, und schüchtern blickte er sich um in dieser fremden Welt, bis er Gesinnungsgenossen fand, immer mehr und mehr. Aus den „XIIern" wurden die „XXIVer" und heut: Wer zählt die Völker, kennt die Namen? . . . Wir haben im Jahre 1897 drei große, darunter zwei internationale Ausstellungen in Deutschland gehabt, die sehr beachtenswerte Kunsthalle auf der Leipziger Industrie-Ausstellung nicht mitgerechnet, und gelangen bei einem vergleichenden

Studium zu dem kläglichen Resultat, daß die Berliner Kunstausstellung in erschreckender Majorität wertlose Arbeiten, richtiger gesagt „Dutzend-Ware“ in ihrer Markthalle an die Öffentlichkeit gebracht hat, während man in München, mehr noch in Dresden, mit peinlicher Gewissenhaftigkeit sich streng auf das Tüchtigste beschränkt hat.

Unsere Reichshauptstadt, die es als höchstes Verdienst betrachtet, den sogenannten Ehrensaal im Ausstellungsgebäude patriotischer Kunst einzuräumen, ist mehr eine Stadt der Gunst, als der Kunst. Wenn es möglich wäre, daß das Kolossalgemälde von William Pape: Ein Reich, ein Volk, ein Gott! noch glatter, süßlicher und konventioneller gemalt sein könnte, es hätte doch im Ehrensaal seine Unterkunft gefunden, denn es verherrlicht den denkwürdigen 18. Januar 1896 im Berliner Schloß. Das Repräsentationsbild „Das Leichenbegängnis Wilhelm I.“ von August Westphalen giebt wenigstens eine gewisse düstere Stimmung überzeugend wieder, wenngleich das selbe Sujet in Bezug auf einen Mann aus dem Volke die Ehrensaal-Herberge niemals gefunden hätte. Nicht durch das Kunstwerk, das er geschaffen, genießt der Künstler den Vorzug, hier placiert zu sein, sondern auf die Rangordnung, die die gemalten Persönlichkeiten einnehmen, kommt es einzig und allein an. Die vielbesprochene „kaiserliche Staatsaktion“ bringt auch hier gewaltsam durch.

Ebensowenig wird man die pietätvolle Hochachtung vor Karl Beckers buntfarbiger und doch so eintöniger Kunst begreiflich finden, der man einen der größeren Mittelsäle einräumte. Seine Gemälde mit den stets wiederkehrenden Gesichtern, denselben Teppichen und Gefäßen, sagen uns nichts Neues mehr, sondern erinnern an einen Roman, dessen Reiz erschöpft ist, wenn man ihn zu Ende gelesen. Doch gönnen wir den Toten, besonders wenn sie noch unter den Lebenden weilen, ihre Ruhe. Wenden wir unseren Schritt lieber zu den Vertretern der lebensfreudigen Kunst. Schon die äußere Ausstattung der Sonderausstellung von Max Liebermann deutet auf den Wert, das Besondere seiner unvergleichlichen Kunst hin. Seine packende Realistik in der Pleinairmalerei hält den Beschauer gebannt, und die Urkraft seines schöpferischen Geistes bringt jetzt überall siegreich vor. Uber ihn ist das Urteil geschlossen. Im schärfsten Widerspruch zu diesem großen Naturalisten bewegt sich der Dichter und Symbolist Ludwig Dettmann. Wo Liebermann ins volle Menschenleben greift, uns in die Welt der Arbeit führt, ist Dettmanns Seelenregister stets auf einen lyrischen Grundton gestimmt. Jener zeigt die nackteste Wahrheit, dieser umgiebt sie liebevoll mit keuscher Poesie, wie z. B. in dem Gemälde „Unterm Hollunderbaum“,

dieses selige Mysterium blühender Liebe: ein in trunkener Selbstvergessenheit und Weltentrücktheit sich eng umschließendes Paar. Frei von jeder Phantasterei kommt Walter Leistikows seltene Begabung hier herrlich zur Geltung. Die Leuchtkraft seiner Landschaftsbilder hat etwas fascinierendes. Hier bemächtigt sich unser die weihevolle Stimmung, das andachtsvolle Staunen und Genießen, das eine bevorzugte Minderheit beim Anblick der Naturwunder, gleichsam wie ein Rausch, überkommt! Ein ihm in der Kunst der Koloristik verwandter aber nicht so feinnervöser Künstler ist Victor Freudemann, der in seinem Bilde „Palmen von Bordighera“ zeigt, welchen strotzenden lärmenden Farbenreichtum seine Palette besitzt. Nicht große aber stille Freuden bereitet uns Müller-Kurzwellys und Max Uths Kunst, deren Naturalismus einen lieblich zahmen Beigeschmack hat. Nicht unerwähnt soll Hans Baluscheks Eigenart bleiben, der mit naiv einfachen Mitteln Momenteindrücke in verblüffender Lebenstreue verewigt, so z. B. das famos erfaßte Bild „Kriegerverein Düppel“. Sein Freund und Studiengenosse Martin Brandenburg begiebt sich gern in das Reich der vierten Dimension. Er liebt es, die Sinne zu übersetzen. Aus Tönen, die sein Ohr vernimmt, entstehen vor seinem Auge Gestalten. In der Litteratur zeigt uns Huysmans Werk „A rebours“ diese übersinnliche und übermenschliche Fähigkeit. Brandenburg hat sich die Riesenaufgabe gestellt, seine Gedanken und Impressionen in Farben wiederzugeben, die in Vollkommenheit zu lösen, ihm kaum gelingen dürfte, wenngleich in seinen Bildern ein starkes Wollen zu Tage tritt. — Skarbina nahm vor einigen Jahren einen tollkühnen Anlauf, aber es scheint, als ob er vor dem letzten großen entscheidenden Sprung zurückgeschreckt wäre; er retiriert langsam und holt sich seine malerischen Anregungen aus den Tiefen, nicht der Seele, sondern der Gebäude. Einmal ist es der Glockenturm einer Kirche, der ihn gereizt hat, dann sind es Gräber in unterirdischen Gewölben. In seinem Bilde „Mondnacht“ kommt noch einmal so etwas wie Stimmung über ihn, die sich auch dem Beschauer mitteilt, während die anderen Arbeiten auf der diesjährigen Kunstausstellung keinen Zoll breit vom ausgetretenen Wege der Konvention abweichen. Gelange ich zu den Porträtmalern, so mache ich pflichtschuldigst zunächst vor Meister Lenbach meine Reverenz. Meister der Zeichnung! Ein einziger Streich schafft bei ihm ein wahres Wunderwerk, aber gegen seine gelb-grünen Fleischtöne muß ich immer wieder von neuem energisch Front machen. Die Hände an dem hier ausgestellten Bildnis von Prof. Begas z. B. gehören keinem lebenden

Menschen an! Ferner nenne ich Max Koner, der nicht gerade den genialen Funken besitzt, aber trotzdem er zum Majestätsmaler erhoben wurde, in die Reihe der hervorragendsten ernst strebenden Porträtmaler rangiert werden muß, und Julie Wolf Thorn, die als eine neue aparte Erscheinung in der Kunstwelt gelten kann. Ihre Bilder erzielen durch den bunt irisierenden Ton, gleichsam wie durch einen duftig-luftigen Regenbogen gesehen, einen sensationellen Effekt. — In heller Erwartungsfreude betreten wir die Säle, die der beglückenden Karlsruher Kunst geweiht sind. Schönleber, Pötzelberger, Carlos Grethe, H. v. Volkmann, Max Silber, von Ravenstein, Roman, Alfred Schmidt, Nagel — man achte auf diese Namen, und wo sie einem entgegenleuchten, mache man halt und erbaue sich an hoher, reiner Kunst. Schon lange haben die Karlsruher die Düsseldorfer in den Schatten gestellt, deren nüchterne, temperamentlose Malweise heut niemanden mehr zu fesseln vermag, wenngleich unter den Ausnahmen, die es ja überall giebt, Arthur Kampf in seinem Bild „1812“ („Mit Mann und Roß und Wagen hat sie der Herr geschlagen“) einen erfreulichen Beweis von der Fortschrittstheorie in Denken und Thun geliefert hat. — Der ausländischen Kunst hat man dieses Jahr nur wenig Raum gegönnt. Man fürchtete die Konkurrenz. Solange es noch einen Benlluire y Gil, Villegas, Gallegos, Serra, Jan Veth u. A. m. giebt, hat man vielleicht nicht unrecht. — Von den 2164 Gemälden, die in 67 Sälen untergebracht sind, habe ich möglicherweise ein oder das andere beachtenswerte übergangen, dafür sehe ich aber auch höflich schweigend über die Unzahl völlig wertloser Arbeiten hinweg und begebe mich in den Glaspalast nach München, wo mich eine ganz andere Luft umweht. Das imposante Vestibül bildet eine würdige Eingangspforte zu dem Kunstheiligtum des Inneren, dessen stilvolle Ausschmückung mit den dort ausgestellten Kunstwerken ein harmonisches Ganzes bildet. Wie wundervoll wirkt die große Gobelinhalle, wie genial hat Lenbach die an sich recht anfechtbare „Retrospektive Ausstellung“ arrangiert! Die Skulpturen schmücken einen prächtigen weiten Wintergarten. Aus langem, schweren Kampf gegen tief eingewurzelte Übel sind die tapferen Secessionisten mit ihren Ausstellungsprinzipien siegreich durchgedrungen. Von der Künstlergenossenschaft hat sich die Luitpold-Gruppe abgeschieden, die in eigene Räume mit eigener Jury ihren triumphatorischen Einzug hielt. Zu ihr gehören Männer des „gemäßigten Fortschritts“ wie Firle, Defregger, Palmié, Löfftz, Leibl, Harburger, Willroider u. a. Die Einteilung

der 76 Säle nach Nationalitäten hat sich als praktisch und übersichtlich erwiesen. Außer den drei Münchner Gruppen haben sich Deutschland, Frankreich, Spanien, Italien, Holland, Belgien, England, Schottland, Schweiz, Österreich, Ungarn, Rußland und Amerika zu einem mächtigen Bunde vereint. Hier giebt es keine Elite- oder Ehrensäle. So thront Arnold Böcklin als souveräner Herrscher in der Republik Schweiz unter seinen recht unbedeutenden Landsleuten; Ferdinand Hodler ausgenommen, dessen kühne Selbständigkeit höchstes Lob verdient. In Paris hat bereits Puvis de Chavanne auf ihn aufmerksam gemacht, als ein Maler des monumentalen Frescostiles. Sein hier ausgestelltes Bild „Die Nacht“ ermächtigt uns nicht, ein endgültiges Urteil auszusprechen; es geht ein großer Zug durch dieses Werk, das von einer fast brutalen Gier nach Wahrheit zeugt; mag man seine Kunst preisen oder verdammen, interessant bleibt sie immer. — In Italien ist Giovanni Segantini nicht nur der Held des Tages, sondern voraussichtlich auch der Zukunft. Ist er in seinen Münchner Werken noch der empfindungsreiche Naturschwärmer, der die frische Hochgebirgsluft in balsamisch reine Töne umzusetzen vermag, so wurde er in einigen seiner in Dresden ausgestellten Bildern, in erster Linie den „Kindesmörderinnen“ zum Symbolisten. Diese Wandlung suchte er in einem Brief an einen Freund in folgenden Worten zu erklären: „Ich suche immer der Farbe und der Form meinen Gedanken mitzuteilen, und alle Gegenstände, selbst die geringsten Einzelheiten, werden ihr Wort sprechen, und ihr Wort wird der erzeugenden Idee entsprechen“. Und weiterhin: „Die Kunst ist nichts anderes als die in Schönheit gekleidete Liebe“. — Am wenigsten kann ich mich mit Segantinis mosaikartiger Technik, die er auf einzelnen Bildern anwendet, befreunden. Diese stecknadelgroßen nebeneinander gesetzten Farbenklümpchen tragen durchaus nicht zur Erhöhung der Leuchtkraft bei und machen in der Nähe einen künstlichen, aber nicht künstlerischen Eindruck. — Unter den italienischen Porträtisten nimmt Grosso den ersten Platz ein. Auf den beiden hier ausgestellten Frauen-Bildnissen, lebensgroß, ganze Figur, feiert der Künstler wahre Farbenorgien. Sonnengelb, Gold und Kupfer geben einer echt italienischen Frauenerscheinung à la Duse, ein wundervolles Relief, und die ältere Dame im vornehmen schwarzen Kleid auf rotem Sammthintergrunde diskret abgetönt, ist von überwältigender Lebenswahrheit. In der spanischen Abteilung möchte ich ein Bild Sorollas „Das Segelflicken“ nicht unerwähnt lassen. Das sonnendurchleuchtete Segeltuch, grau in weiß gehalten, ist als Arbeit ein kleines Kabinetstück. Die herrlichsten, in

Frankreich erstandenen Werke stammen zum größten Teil wieder von Ausländern. Eine ganze Kolonie aus Amerika hat ihre künstlerische Begabung auf französischem Boden ausreifen lassen, unter ihnen Träger der glanzvollsten Namen wie: Harrison, Bisbing, Gari Melchers, Pearce, Hitchcock, Bridgeman und Weeks. In der französischen Abteilung befinden sich auch Antonio de la Gandara, wohl ein Spanier von Geburt. Welcher Nation er auch angehöre, er ist ein Poet der verfeinerten Kultur, voll Grazie, Chic und Esprit, und wenn er weiter nichts geschaffen hätte, als die zwei auf grauer Pappe leicht hingeworfenen Frauengestalten, an denen das einzige farbige ein himmelblaues und ein rosa Korset sind! Eine zitternde und doch diskrete Sinnlichkeit flirrt über diesen reizenden Kunstgebilden. Von den Franzosen pur sang seien die wertvollen Werke Besnards, Aman-Jeans, die vornehmen Porträts von Blanche und das stark sinnliche Bild „Die Liebe beim Mahl“ von Courtois hervorgehoben. Über die Ausstellungen der anderen Nationen kann ich mich kurz fassen. Die Holländische Schule ist ihrer alten Gewohnheit treu geblieben, sie ist von der Nervosität unseres Zeitalters verschont worden. Von den Belgiern sind die bedeutendsten in Dresden vertreten, die Schotten und Engländer sind des öfteren eingehend gewürdigt worden, die Österreicher und Russen zeichnen sich fast durchweg durch Unbedeutendheit aus, und über die ungarischen, brutalen Kolossalgemälde gehe ich lieber schweigend hinweg; denn mit unserer heutigen verfeinerten Kunst haben diese nichts mehr zu schaffen. Von den Münchnern nenne ich Erdtelt, Exter, Firle, Georgi, Defregger, Leibl, Hetze, von Habermann, Benno Becker, Samberger und Zügel, von denen jeder seine prächtige Eigenart aufs beste zur Geltung brachte. Fritz von Uhde ist mit einem unsterblichen Meisterwerk vertreten: „Christi Himmelfahrt“, Hierl-Deronco mit dem vielbesprochenen Bilde „Fandango“. Franz Stuck, dessen Genialität in der Begeisterung für Böcklin seinen Ursprung hat, ist hier mit sechs Werken, teils Porträts, teils symbolischen Arbeiten vertreten. — Werfen wir nun einen Blick auf die sogenannte „Kleinkunst“, die große Kunst in Zimmereinrichtungen zeigt. So gewann Emile Gallé (Glashütten, Nancy) zu den originellsten Camee-Vasen, Gläsern, Krügen u. s. w. seine Anregung bei hervorragenden Geistern der Feder Verlaine: „Pas la couleur, rien que la nuance“ M. D. Valmore „Parle-moi doucement, sans voix parle à mon âme.“ Marie d'Orleans: „Belle amie, ainsi est de nous: Ni vous sans moi, ni je sans vous.“

Victor Hugo: „Car l'âme à chaque pas trouve à faire son miel.“ Beaudelaire: Dans les solitudes profondes. Maeterlinck: „Des lis au fond des eaux lointaines.“ Das sind die „Stimmungen“, aus denen heraus ein Genius eigner Art die entzückendsten Dekorationsstücke schuf. Die Zimmereinrichtungen an sich sind bewunderungswürdig bis ins kleinste Detail, allein es fehlt die Seele des Persönlichen, ohne die das vollendetste Interieur etwas Kaltes, Lebloses bekommt.

In der Überschrift meiner Besprechung habe ich die Städte nach ihrer künstlerischen Rangordnung genannt, hier habe ich mir das Wertvollste für den Schluß aufgehoben.

Finis coronat opus! Die Inscenierung der Dresdener Ausstellung ist die denkbar ingeniöseste und glanzvollste, eine große That kunstbegeisterter Männer, an der Spitze Wörmann, der Direktor der Galerie, v. Seydlitz, die Leute vom „Kunstwart“ und andere, die neben dem ideellen auch einen unerwarteten großen praktischen Erfolg erzielten.

Außer den Dresdener Meistern wie Pietschmann, dem es wunderbar gelungen, in seinem Gemälde „Frühlingsabendsonne“ Motive aus der mythologischen Vergangenheit in die blühende, duftende Gegenwart zu verpflanzen, Georg Lührig, der durch seine treffliche Beobachtungsgabe einem scheinbaren Nichts eine künstlerische Darstellung zu geben weiß, und Gotthardt Kühl mit seinen landschaftlichen und sozialen Stimmungsbildern, den Vertretern der allegorisch-symbolischen Richtung, Sascha Schneider und Hans Unger, finden wir auch hier Werke von Böcklin, Lenbach, Uhde, Segantini, dessen Gemälde wir bereits oben erwähnten.

Wir kommen nun zu der kraftstrotzenden Künstlerindividualität, dem belgischen Maler und Bildhauer Constantin Meunier, dem in Dresden ein großer Saal eingeräumt wurde. Man kann diese Kollektion seiner Arbeiten als ein kulturhistorisches Studium betrachten. Er wählt seine Motive aus den Milieus der Arbeiter, Fabriken und Maschinen. Eine soziale oder sozialdemokratische Tendenz, die man Meunier leicht unterschieben könnte, liegt ihm gänzlich fern. Frei von jedem Gefühl, einzig und allein vom malerischen Gesichtspunkt geleitet, schafft dieser Künstler seine Werke. Jegliches Material, wie Öl, Aquarell, Pastell beherrscht er meisterlich. Mit der Plastik begann er, zu ihr kehrte er nach Jahren wieder zurück. Wie wir hören, soll die ganze Kollektion, über fünfzig Piecen, fast durchweg entwederin öffentlichen oder privaten Besitz übergehen. Unter den Malern ist ihm Liebermann entfernt, unter

den Dichtern Zola nah verwandt. — Eine zweite eigenartige Persönlichkeit unter den Belgiern ist Eugène Laermans. Auch er schöpft aus der Tiefe des Volkslebens. Seine mit scheinbar einfachen Mitteln erzielte scharfe Charakterisierungskunst und die krassen Farbenkontraste auf seinen Bildern üben eine suggestive Gewalt auf uns aus. Franz Melchers nenne ich pflichtschuldigst als dritten im Bunde, dessen Geist mir aber immer noch von des Gedankens Blässe angekränkelt erscheint. Dagegen stimme ich in allen Tonarten ein Loblied für die reizend kapriciöse Kunst des in Paris lebenden Italieners Boldini an. Der lebendige Ausdruck seiner Portraits, die fliegende Beweglichkeit der Linien verleihen seinen Kunstgebilden einen aparten prickelnden Reiz. Es geht immer ein gewisses Lüftchen über seine Bilder, das seinen Werken Lebensodem einflößt. So scheint die Dame aus der Oper uns wirklich entgegen zu kommen, so glaubt man Verdi selber sprechen zu hören. —

Es ist unmöglich, all die bedeutenden Werke, die wir hier vereinigt finden, einzeln zu besprechen, aber ich will des vielgepriesenen Meisters Max Klingers herrlichen weiblichen Akt nicht unerwähnt lassen, dessen Besitzer Wilhelm Weigand in München ist. Von den Berlinern treten hier Liebermann, Menzel, Koner, Leistikow, L. v. Hofmann, Freudemann, Skarbina, Stahl, Hans Hermann, Dettmann, Bracht und Vogel fast alle mit längst anerkannten Werken hervor. Von den Münchnern fehlt wohl niemand, ebenso beglückten die Karlsruher fast vollzählig die Dresdener Ausstellung mit ihrer Kunst. Die Österreicher strömen auch hier eine gähnende Langeweile aus. — In den Sälen der graphischen Künste haben wir eine freudige Begegnung mit den entzückenden Arbeiten der Franzosen Hellen und Blanche, den interessanten Portraits auf Stein des Holländers Jan Veth. Von hier aus gelangen wir zu dem herrlichen, der Kunstpause geweihten Platz, dem roten Salon. Von prachtvollem roten Damaststoff bespannte Wände — weiß-goldene Rokokomöbel — Sofas, Causeusen, Fauteuils in allen Größen laden zur Ruhe und Tageszeitungen und Zeitschriften bieten anregende Abwechslung. — Für die französischen Zimmereinrichtungen, die Berlin vor zwei Jahren zurückwies, trotzdem sie kostenlos angeboten waren, hat Dresden eine respektable Summe gezahlt. Über die raffiniertesten Farbenkombinationen allein geraten wir in helles Entzücken. S. Bing in Paris hat diese Wunderwerke gedichtet, die Wanddekorationen lieferte A. Besnard (Paris). Außerdem finden wir hier die kgl. sächsische Porzellanmanufaktur mit ihren Erzeugnissen von schier märchenhafter Pracht. Desgleichen die Kopenhagener. Wir sehen Glasgemälde von Josef Goller

in Dresden und zwanzig Goldbrochen nach Pflanzen und Blumen von Hermann Hirzel in Berlin ausgeführt. —

Die Dresdener Kunstausstellung, darüber herrscht überall die gleiche Meinung, hat nicht nur in Deutschland den Sieg davongetragen, auch bei denjenigen, die Gelegenheit hatten, die Pariser Salons und die Abteilung der beaux Arts in der Brüsseler „Weltausstellung" aufzusuchen, ist der Vergleich zu Gunsten Dresdens ausgefallen.

Möge vor allem unsere Reichshauptstadt daraus die Lehre ziehen, auch in der Kunst eine ihrer würdige Stellung einzunehmen. Da heißt's zunächst: mit alten Traditionen brechen!





Kritik.

Romane und Novellen.

Kajakmänner. Erzählungen grönländischer Seehundsfänger. Berlin, S. Fischer.

Das Schönste an den Kajakmännern ist ihr gefährliches Leben. Bei ihnen versteht die Welt keinen Spaß. Da ist alles äußerst ernsthaft. Immer muß gekämpft werden. Ueberall geht's bös zu, in Eis und Sturm. Lustig wie eine Kirchweih sind diese Begebenheiten nicht, jedoch viel interessanter. Die Kajakmänner haben ihr Buch selbst geschrieben. Wenn sie noch so Schreckliches erzählen, sie sind wirklich dabei gewesen. Man kann ihnen aufs Wort glauben. Die Kajakmänner sehen nicht aus wie Leute, die lügen mögen. Wer kein echter Seehundsfänger ist, kann nicht so erzählen. Das Buch ist so schön wie Robinson.

Erwin Conrad.

Stilpe. Ein Roman aus der Froschperspektive von Otto Julius Bierbaum. Mit dem Bildnisse des Verfassers von Felix Valloton. 1897. Berlin, Schuster u. Löffler.

Wir haben Rabelais, wir haben Swift, wir haben Thümmel, wir haben Claude Tillier, wir haben Henry Murger, wir haben Jean Paul, wir haben Moses und die Propheten — und nun haben wir auch Otto Julius Bierbaum. Seit dem Paradiese wachsen die lockendsten Früchte auf verbotenen Gottesbäumen, um deren Geäst sich die verführerischste Schlange ringelt, und die Stammbäume in der schönen Litteratur gehen bis zu jener märchenhaft fruchtbaren Zeit zurück, wo Gott-Vater, genau wie ihn Arnold Böcklin gemalt hat, den jungen Adam oder, so und so viel tausend Jahre, d. i. einen Augenblick später, dem jungen Willibald Stilpe den unbeschreiblich schönen Garten Eden zeigte und mit väterlichen Glossen und Denksprüchen, des größten Dichters würdig, zur Nutznießung überwies. Die Humoristen sind aber unter den Dichtern was der Gott-Vater Arnold Böcklins unter den Göttern ist: die tiefsinnigsten liebenswürdigsten, menschlichsten, rührendsten Weltphantasten und Menschenschöpfer und Herzensrichter. Die humoristischen Dichtungen sind alle aus der Froschperspektive, wie dieser wundervolle Bierbaum-Roman von Otto Julius, weil dies die einzige Perspektive ist, aus der man allem gerecht werden kann, was im Himmel und auf Erden fleucht und kreucht und auf zwei Beinen balanciert. Die Froschperspektive ist also nicht das Neue an diesem Buche, das uns jetzt als reife Frucht von dem altparadiesischen Stammbaum des Gott-Vater-Humors in den Schoß fällt. Das Neue daran ist bloß der Otto Julius in seiner persönlichsten Edelart, die alles Säuerliche, alles Giftige, alles Unhaltbare und Nachgärende von sich gethan. Schärfe und Entschiedenheit bei aller Milde, das versteht sich. Geläutertstes Künstlertum bei aller naturalistischen Wahrheitsliebe und Aus-

druckskraft. So ist dieser Bierbaum-Stilpe geworden was er werden mußte: das geniale, humoristisch verklärte Symbolum moderner Dichtung und der verhängnisvollen Erziehung dazu, die schlimmsten Ausgänge einzuleiten. (Sic!)

M. G. C.

Ein Freiheitskampf in Siebenbürgen. Kulturhistorischer Roman von Karl Bleibtreu. Jena. Hermann Costenoble.

Bleibtreus Roman führt uns mitten hinein in die gewaltigen Völkerkämpfe im Süden und Südosten der ungarischen Monarchie, deren erster Ausbruch 1784 erfolgte, wenige Jahre bevor in Frankreich der Bastillensturm und die Schlösserbrände verkündeten, daß ein geistig und politisch reifes Volk sich mit Gewalt die Menschenrechte nahm, die ihm eine entartete privilegierte Minderheit vorenthielt. Aber nicht so glücklich wie die französische Revolution endete der Aufstand der Rumänen, die, in ihrem Hoffen auf Befreiung von Kaiser Josef getäuscht, das Jahrhunderte lang getragene schwere Joch der Ungarn abschütteln wollten und zur furchtbaren Rache und Selbsthilfe schritten. Das starre Gesetz nennt diese Revolution einen Räuberaufstand; aber das wurde sie erst, sagt Bleibtreu, als der große Gedanke der Völkerfreiheit unter barbarischer Rachsucht verkümmerter unreifer Sklaven zerrann. Verrat aus Privatrache beendigte den von schrecklichen Gewaltthaten und Ausschreitungen begleiteten Aufstand, die Führer, darunter Horra, welcher von der Gründung eines rumänischen Königreiches träumte, starben unter Martern eines qualvollen Todes, und die Knechtschaft des Volks gestaltete sich härter denn zuvor. — Doch ist diese Revolution nur der erste Akt eines Schauspiels, das 1848 seine Fortsetzung fand, als die Rumänen unter Jankus Führung während des ungarischen Aufstands gegen ihre Todfeinde, die Magyaren, losbrachen; das auch heute noch nicht zu Ende ist und in der Zukunft wegen des fanatischen Hasses der beiden Völker wohl eine blutige, aber vielleicht endgiltige Lösung finden wird.

Durch das Ganze geht ein großartiger epischer Zug, der die Hauptgeschehnisse scharf hervortreten läßt, die Nebenereignisse zwar nicht vergißt, aber nur in zweiter Linie, zur ausgiebigen Schilderung verwendet und so ein gewaltiges, packendes Geschichtsbild zu Wege bringt. — ein Zug, der an Werke der früheren deutschen Litteratur gemahnt und sich bei der heutigen mit ihrer Vorliebe für das Feine, Zarte, Intime und Stimmungsvolle vielleicht etwas zu sehr verloren hat. Viel urwüchsige Kraft steckt in der Schilderung der Umwelt und der Charakteristik der rohen, wild leidenschaftlichen Rumänen jener Zeit; aber allenthalben verspürt man zugleich eine in Bleibtreus innerstem Wesen begründete Neigung, die ihn auch immer und immer wieder zur Betrachtung der Gestalt Byrons treibt, des leidenschaftlichen Vertreters der leidenden Massenmenschheit, wie er ihn nennt: es ist dies sein liebevolles Mitfühlen mit den „leidgewohnten Söhnen der Erde," den Armen und Verlassenen.

P. Ss.

In den Tag hinein. Novellen von Balduin Groller. Dresden, Leipzig und Wien. E. Pierson 1897.

Schiffbruch. Novellen von Albert Falkenberg. München und Leipzig. August Schupp 1897.

Das erste Buch enthält drei ganz flott, nur bisweilen etwas breit erzählte Novellen, teils ernsten, teils heiteren Charakters, alle völlig harmlos. Sie gehören durchaus zur leichten Unterhaltungslektüre, zu der man gelegentlich in Zeiten geistiger Abspannung sehr gern einmal greift, und die ihren Zweck erfüllt hat, wenn sie den Leser über ein paar Stunden hinwegtäuscht.

Höher im Wert steht das zweite Buch,

ein eigenartig und luxuriös ausgestatteter Band Novellen, in denen allen der gleiche düstere, pessimistische Grundton erklingt, daß so oft Glück und Schönheit Verheißendes im Leben Schiffbruch leidet. Es sind einfache Skizzen von fast alltäglichen Vorgängen im bunten Leben der Großstadt, alle nur mit wenigen Strichen gezeichnet, aber trotzdem sehr anschaulich und eindringlich wirkend. Diese knappe Schilderung des Lebens, die beinahe ausschließlich Thatsachenerzählung bietet, gelingt dem Verfasser am besten, wenngleich er auch bei mehr lyrischen Gedankenergüssen einen tiefergehenden Eindruck nicht verfehlt, wie die nach meiner Empfindung noch etwas zu lange Skizze: „Friedrich Nietzsche" zeigt, eine Art Klagelied in Prosa, womit er seine Sammlung beschließt, ihr gleichsam durch das Hereinziehen dieser von tragischem Geschick niedergeworfnen Persönlichkeit eine höhre Weihe gebend. P. Ss.

Heilige. Legenden und Historien in Prosa von Benno Rüttenauer. Heidelberg. Georg Weiß.

Diese fünf Erzählungen, welche die Geschichte von Ortsheiligen geben, führen den Leser in stockkatholische Gegenden, wo das religiöse Element mit dem gesamten Leben eng und unauflösbar verquickt ist. Wohl kennt der Verfasser Land und Leute genau, die er schildert, auch den katholischen Kirchenglauben mit seinen Dogmen, Legenden und Wundermärchen, aber er steht nicht unter dem Banne der sinnberauschenden Mystik dieses Glaubens, die besonders auf den kühlen Norddeutschen so unbegreiflich, oft ängstigend wirkt. Er hat sich seine volle Unabhängigkeit in dem Urteil wie in der Darstellung gewahrt; von freier Höhe betrachtet er mit klarem, ruhig blickendem Künstlerauge das reichentfaltete, buntfarbige Bild des katholischen Volkslebens und trachtet danach, es in seiner Mannigfaltigkeit und Tiefe zu erfassen. Er schildert, was er sieht und wie er es sieht, und sucht oft, von seinem Interesse für das Psychologische geleitet, einen scharfen Blick hinter die Coulissen zu werfen, um so den ursächlichen Zusammenhang der Geschehnisse zu erkennen und die vorkommenden Charaktere in ihrer menschlichen, oft sogar sehr menschlichen Natürlichkeit zu sehen. Aber seine Erfahrungen haben ihn nicht trübe und hart gestimmt, noch ihm den Gleichmut und das überlegene Lächeln des Philosophen zu rauben vermocht. In seiner Schilderung klingt oft eine Note von spottendem Skeptizismus und seiner Ironie, aber nimmer verletzend an.

Unbekümmert um den Streit der Richtungen, schafft der Verfasser als echter Künstler, wie ihn seine Beanlagung drängt. Seine Kunstweise gemahnt mehr an die der älteren deutschen Novellisten; er faßt von einem erhöhten Standpunkt, wie ich schon oben bemerkte, als beschauender Beobachter seinen Stoff zu einem im Ton einheitlichen und geklärten, in sich geschlossenen erzählenden und psychologisch erläuternden Ganzen, zu einem echten harmonischen Kunstwerke zusammen, das von umrißsichern, plastisch wirkenden Charakteren belebt wird. Ein Freund der das Innenleben zerfasernden Analyse ist er nicht.

Die Lektüre des vorliegenden Buches wirkt durchaus nicht etwa ermüdend; denn jede der fünf Novellen schildert eine andre Art Heiligen und zeigt eine eigentümliche Grundstimmung. Zwei von ihnen „Der hl. Jüngling von Nicklashausen" und „Der Mönch von San Salvaire" haben einen tragischen Ausgang, während in den übrigen — in ergötzlicher, urkomischer Weise besonders in der letzten — verspottende Satire und schalkhafter Humor überwiegen. P. Ss.

Enterbte des Glücks, Berliner Roman von Hermann Dupont. Berlin 1896. Verlag von Max Rockenstein.

Ein armes Mädchen, das sich mühsam

durch Nähen in schlechter Wohnung bei noch schlechterer Nahrung ein karges Brot verdient, dann durch die Mittel eines reichen Studenten herausgerissen wird, um schließlich als gefeiertste Sängerin den Gipfel des Ruhmes zu ersteigen, das ist die Heldin von Hermann Duponts „Berliner Roman“ Enterbte des Glücks. Daß dann, wo sie selbst ihrem „Erretter“ nun auch etwas sein könnte, wo sie mit all ihrem Ruhm als sein trautes Lieb ihn, nur ihn lieben möchte, er für eine andere entbrennt und mit dieser sich verheiraten will, daß sie sich aus Verzweiflung darüber, und um den Verlockungen eines geilen Kommerzienrates, der sich nachher als der Verführer ihrer Mutter, also als ihr eigner Vater entpuppt, aus dem Wege zu gehen, selbst Hand an sich legt, das rechtfertigt trotz aller Unwahrscheinlichkeiten mit denen die Situationen geschaffen werden den Titel des Buches. „Enterbte des Glückes“ sind die Leute alle, die darin vorkommen, aber daß sie es sind, und daß sie alle hier zusammen aufmarschieren, das verdanken sie lediglich Herrn Hermann Dupont. Dem Verfasser fehlt jegliches Verständnis für ein tieferes Erfassen der Charaktere. Er ist eben einer von den vielen, der schmierte, wie man Stiefel schmiert und seine „Enterbten des Glückes“ sind ein Machwerk nach Art der Colportageromane.

Richard Degen.

Ein Sonderling, Roman von Karl A. Tavaststierna. Leipzig. Rob. Friese, Sept. Co.

Der erste Teil ist fesselnd und mit gesundem Realismus geschrieben und schildert das Wiedersehen zweier Freunde, von denen der eine als „Eingeborener“ einer kleinen Stadt versauert ist, während der andere die Jahre der Trennung benutzt hat, um auf ausgedehnten Reisen seinen Geist zu bilden, zugleich aber auch seine Anschauungen abzuschließen und die für diese Welt so wünschenswerte Geschmeidigkeit zu erlangen. So macht es ihm z. B. keine Skrupel, die Braut des Freundes, eine Chansonette, zu seiner Geliebten zu machen. Als ihn der andere dafür in die Beine schießt, stört ihn das fast ebensowenig. Wunderbar bleibt bei diesem selbständigen Menschen nur seine Nachempfindelei, was die Weiber anbetrifft. Denn nachdem er sich von dem andern sozusagen erst die Geliebte hat auswählen lassen, versteht er es, diesem dann auch noch eine andere gesellschaftsgemäßere Braut weg zu kapern, mit der jener seit Jahren in innigem Freundschaftsverkehr gelebt. Wie man sieht, es geht in dem zweiten Teile des Stückes etwas wildromantisch zu. Hören wir nun noch, wie z. B. die so viel umworbene Chansonette gezeichnet wird: Ein lebhafter, lustiger Ausdruck umspielte die ganz gewöhnlichen Züge, welche zugleich klug und anziehend waren. — Der sauertöpf'sche Redakteur reist dieser Perle nach, als sie vor ihm geflohen und ein neues Engagement eingegangen ist. Und warum? weil sie sich von dem anderen Mutter fühlt. Aber ihm macht das das Herz nicht schwer. Er versucht sie nun erst recht zu retten.

Dr. Johannes Kleinpaul.

Marcel Prévost, „Julchens Heirat,“ eine Ehenovelle. Albert Langens Verlag, Paris, Leipzig, München, 1897. 135 S.

Prévosts Muse kommt mir vor wie eine Venus von Milo aus Bisquitmasse, der man die Arme einer Dekadance-Dame gab mit Fingerchen, die schon manchen Schleier lüfteten.

Eine „Muse“ ist's! Aber nicht jenes hohe, stolze Weib, vor der man in heiligen Schauern steht, in Anbetung des Schönen, Erhabenen, sondern eine unendlich graziöse, capriciöse und manchmal entzückend verlogene — Phryne. Man nimmt sie zu sich, man kost sie und läßt sich von ihr kosen, aber man öffnet die Fenster,

wenn sie gegangen ist. Sie ist parfümiert — . . .

In seiner Novelle „Julchens Heirat" habe ich dies noch deutlicher empfunden, als in seinen letzten „Sittenschilderungen". Früher hat er uns stets bis an die Schlafzimmerthüren geführt und uns höchstens erlaubt, die Damen „mit den Augen zu entkleiden". — Jetzt geht er weiter: wir sehen sie im Bett selber, die kleine Baronin Rivert, in einem Muschelbette, in welchem 3 Baroninnen Rivert „zu Frauen wurden", wir sehen ihre „nackten Arme und Beine und alles", noch ehe sie's dem Gatten gönnt, wir löschen mit ihr das Licht aus und brennen es unpsychologischer Weise „nachher" wieder an — kurz, wir benehmen uns im höchsten Grade unanständig —

Von all den Vorzügen, die mit Recht allseitig an Prévosts Roman „Demi-vierges" gerühmt wurden, ist in „Julchens Heirat" nur noch der graziöse Stil zu finden und die freie Behandlung des Sexuellen, die dort zur psychologischen Schilderung gehört, hier aber Selbstzweck ist.

Bezeichnender Weise ist auch das Titelblatt nicht mehr, wie bei „Demi-vierges" und „Cousine Laura" künstlerisch ausgeführt, wie jene beiden von Th. Th. Heine, sondern es genügt ein geleckte s, pikantes Bildchen, wie sie Reznicek den „Carricaturen" zeichnet: Dame in neuester Mode auf Sofa.

C. Hans von Weber.

Lyrik und Epos.

E. R. Weiß: Elisabeth Eleanor. Eine Liebe. Florenz und Leipzig. Eugen Diederichs.

E. R. Weiß: Die blassen Cantilenen. Florenz und Leipzig. Eugen Diederichs.

Beide Bücher charakterisiert am besten ein Wort, das Oskar Bie im Kunstwart, freilich in anderem Zusammenhange, gebraucht hat: „übertriebene Intimität der Dekadenz". Der faßbare Inhalt ist beidemal fast gleich Null, das Hauptgewicht liegt auf der gesuchten verkünstelten Form, die im Verein mit der gediegenen Ausstattung vergeblich den inhaltlichen Mangel zu verdecken strebt. Es ist der hypersensitive Mensch, als den sich Weiß darstellt, und der heutzutage schon zum Liebling einer ganzen Litteraturgattung geworden ist. Er hat einen doppelten Ursprung. Meist ist er das Produkt des Selbstbetruges und ein nachgeborener Bruder jenes hypersentimentalen Menschen, der sich immer noch bisweilen in den Werken unreifer Lyriker findet, seltener die Ausgeburt physischer wie geistiger Zerrüttung und Unmacht, die sich gern als die Brücke zum Übermenschen geberdet, — in beiden Fällen jedenfalls als Selbstzweck für eine wirkliche Dichtung unbrauchbar. Es dürfte denn auch wenige geben, die an derartiger Litteratur ein ehrliches Gefallen finden, außer natürlich den betreffenden Verfassern selbst. Der Gesunde zeigt dabei höchstens eine halbneugierige Teilnahme an dieser krankhaften Erscheinung überhaupt, eine Teilnahme, die bei dem ewig gleichen, langweiligen Einerlei dieser Krankheitsprozesse auch nicht lange vorhält.

Wegwarten III. Deutsch-moderne Dichtungen, hg. v. René Maria Rilke und Bodo Wildberg. Wegwarten-Verlag. München, Dresden.

Moderne Dichtung, gesammelt von Alfred Guth und Josef Adolf Bondy. Prag. Verlag der modernen Dichtung.

Sonnenblumen, herausgegeben von Karl Henckell. II. Jahrgang. Nr 1 bis 12. Karl Henckell & Co. Zürich und Leipzig

Sowohl die Wegwarten, wie die moderne Dichtung sind ein schwer zu bestimmendes Mittelding zwischen Zeitschrift und Anthologie. Von der letzteren unterscheidet sie ihr zwangloses Erscheinen, von der zweiten der Umstand, daß sie

vorwiegend noch nicht veröffentlichte Gedichte bringen. Ob eine Kritik und Auswahl bei der Aufnahme der einzelnen Gedichte seitens der Herausgeber geübt wird, darüber bin ich nicht unterrichtet, zu meinem Bedauern, da diese Frage von Entscheidung für das Urteil über das ganze Unternehmen ist. Großen Nutzen kann ich mir freilich von derartigen Unternehmungen überhaupt nicht versprechen und glaube kaum, daß sie über die oft kritisierten Leistungen der „Dichtermappen" in unseren Zeitschriften hinauskommen. In der Hauptsache kommt doch nur der Freundes- und Bekanntenkreis der Herausgeber dabei zu Worte, und auch die Hervorragenden gewöhnlich mit minderwertigen Sachen, wie sie gerade hier und da einmal abfallen. Dies zeigt sich deutlich an den Wegwarten. Obwohl hier recht gut beglaubigte Namen aus der modernen deutschen Lyrik vertreten sind, so ist doch außer Gustav Falke (Tempelhüterin) nur noch Rilke selber nennenswert. Die anderen überragen mit ihren Gedichten nicht den Durchschnitt.

Bedeutend höher stehen durchschnittlich die Beiträge der modernen Dichtung. Auch hier ist Rilke vertreten, aber schwächer, besonders auffällig durch seine starke Anlehnung an Dehmels sexuelle Mystik. Hervorzuheben ist neben Emil Faktor und Friedrich Adler vor allem Josef Adolf Bondy, nicht zu vergessen das prächtige Gedicht von J. S. Machar „die Modernen", das aus dem Tschechischen übersetzt ist. —

War in dem ersten Jahrgang der Sonnenblumen ein süddeutscher Dichter an die Spitze gestellt, Konrad Ferd. Meyer, so ist es diesmal der norddeutsche Theodor Fontane, ein Dichter „der näheren Dinge." Nun folgen Julius Hart, Dranmor, Martin Greif, Maria Janitschek u. s. w. Bei Lenau hat Karl Henckell die Schilflieder unterdrückt; doch möchte ich darüber weniger rechten, als daß er für keines der Lieder, die des Dichters tiefer Liebe zu seiner Mutter Ausdruck geben, einen Platz fand. Und warum fehlen „die drei Zigeuner"? Bei Carl Spitteler möchte ich besonders auf das erste Gedicht „schlechte Gesellschaft" und dessen schonungslose Kritik des „währenden Jahrhunderts" hinweisen; diese Verse sind allein mehr als einen Groschen wert. Auch zwei Engländer sind vertreten, Percy B. Shelley und Robert Burns, jener in der ausgezeichneten Übersetzung Adolf Strodtmanns. Die künstlerische Ausführung der einzelnen Blätter ist, wie immer, musterhaft. K. Cr.

Musenalmanach Leipziger Studenten. 1897. Leipzig-Reudnitz. August Hoffmann.

Solche Sammlungen von Gedichten aus Studentenkreisen, wie schon früher der Göttinger und der Berliner Musenalmanach, beanspruchen eher ein kulturgeschichtliches denn künstlerisches Interesse. Es kommt bei ihnen mehr darauf an, das geistige Gepräge, die geistige Physiognomie des durch die Studentenschaft vertretenen jüngern Geschlechts klar und anschaulich zu zeigen. Künstlerisch vollendete Schöpfungen wird man billigerweise von der akademischen Jugend nur wenige verlangen können; denn die, welche wirklich höhere Ziele erstreben und nicht in dem trägen, gemächlichen Fahrwasser eines zukünftigen dumpfen Philisterdaseins schon frühe hintreiben, stehen noch zu sehr unter dem Einfluß der schweren, ihrer innern Durchbildung vorangehenden Kämpfe.

Der vorliegende Musenalmanach bietet nun thatsächlich die geistige Physiognomie der Leipziger Studentenschaft, allerdings nur der Durchschnittsstudentenschaft. Es ist ja bekannt, daß man Leipzig als „Arbeitsuniversität" rühmt, und es liegt darin zweifellos ein hohes Lob für seine Alma mater. Aber zugleich zeigt sich die unvermeidliche Schattenseite, wie auch der Musenalmanach offenbart. Ein großer

Teil der Studenten arbeitet sich maulwurfsähnlich in ein Fachstudium ein; er verliert mit der Zeit jede Weite des Blicks und wird gegen alles unempfindlich, was er nicht zum Examen braucht, wie die beliebte Phrase lautet. Von einem Aufnehmen und Verarbeiten des unermeßlichen Zeitinhalts, von einem Begeistern für große politische oder soziale Aufgaben, von einem tiefen Mitleben und Mitleiden in der eignen Zeit, von einem Aufbäumen eines Individuums gegen überlebte Satzungen, von einem Geltendmachen der ureignen, innerlichsten Persönlichkeit, von gewaltigen Herzensfehden, wie sie einst der arme Hermann Conradi, auch ein Leipziger Student, mitten im wildtosenden Leben der Großstadt litt: von alledem findet sich in obiger Sammlung so gut wie keine Spur. Nach ihr erscheint vielmehr der Leipziger Student als ein sehr harmloser, abseits vom Leben stehender Mensch, der mit stets gleichem Enthusiasmus zu Bismarck, seinem Heros, emporblickt, an Kommersen sein begeistertes Lied singt, in feuriger Rede für die „Ideale“ eintritt und in der schlägerklirrenden Herrlichkeit des Mensurenwesens einen Rest altdeutscher Ritterlichkeit erblickt. Daß jedoch das Studentenleben nicht immer so unschuldig ist, weiß allerdings schon jeder Leser von Moras „Überreif“ und Bierbaums „Studentenbeichten“!

Die Liebeslieder und sonstigen Gedichte des Musenalmanachs halten sich meist in den herkömmlichen, ausgetretenen Geleisen, und einige Reminiscenzen erinnern an bewährte Meister. Im Ton sind sie oft etwas sehr gymnasiastenhaft. Daneben aber hat die Sammlung noch eine hübsche Reihe von Gedichten aufzuweisen, in denen der Dilettantismus zum Teil ganz überwunden ist. Zwei Persönlichkeiten besonders treten in ihr dem Leser klar entgegen, zwei völlig entgegengesetzte Charaktere, die beide ungemein sympathisch berühren. Der erste ist Herrmann Anders Krüger, der einige keck burschikose Lieder und Balladen gedichtet und unter den Beiträgen der drei Musenalmanache überhaupt wohl die kräftigsten Töne gefunden hat. Der zweite, Gustav Wilhelm, eine weiche, feingestimmte Natur, die aus der Fülle einer reichen und tiefen, oft schmerzlichen Erfahrung spricht, giebt in seiner „Karfreitagsbeichte“, einer wehmuts- und verzweiflungsvollen Klage, das künstlerisch ausgereifteste, harmonisch ausgeglichenste Gedicht der ganzen Sammlung, das man unbedenklich zu dem Wertvollen der neueren deutschen Lyrik rechnen kann.

So darf man den Leipziger Musenalmanach immerhin noch zu den guten Erscheinungen der lyrischen Dichtung rechnen, die in jedem Jahre herauskommen. Hinter dem Göttinger steht er, als Ganzes betrachtet, allerdings zurück, aber ich schätze ihn höher als den Berliner mit seiner müden Niedergangsstimmung. Nebenbei bemerkt, freue ich mich darüber, daß das Ergebnis der Sammlung noch so günstig ist, da der Herausgeber, Karl Credner, mit zahlreichen örtlichen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte; begann doch eine Gruppe von Leipziger Studenten zur gleichen Zeit unter andrer Ägide ein ähnliches Unternehmen, das an sich allerdings eine Beteiligung am Leipziger Musenalmanach keineswegs ausgeschlossen hätte. P. Ss.

W. Jesinghaus, „Sehnsuchtsklänge“, Gedichte, Verlag von Eduard Moos in Erfurt. 132 S.

Herr Jesinghaus verwahrt sich im dritten Gedichte dieses entsetzlichen Bändchens gegen die Kritiker und den frechen Sturm, den diese schlimme Rotte wehen lassen wird. Es genüge ihm das stille Verständnis seiner Freunde und Freundinnen. Das zeigt, daß der Herr ein Prophet sein kann. Ein Dichter ist er nicht. Ich bestreite das ganz entschieden, so oft er es auch behaupten mag.

Und doch muß ich konstatieren, daß ich mich ganz unbändig über seine Gedichte amüsiert habe — mit Ausnahme eines einzigen, sehr taktlosen an Ada Negri, der er in tönenden Hexametern ihre Verlobung mit dem — Reichsten des Landes vorwirft, allerdings zuletzt liebenswürdigerweise zugiebt, daß sie sich vielleicht doch aus Liebe verlobt habe. Ich möchte nun gar zu gern eines dieser Muster von unfreiwiller Komik zum Besten geben, aber die Wahl wird mir schwer bei dieser Fülle.

Soll ich „Social“ erwähnen, wo er die „elenden Protzer“ hinauswirft, die ehedem „verachtet sein schlichtes Gemäuer, verachtet den Knaben im ärmlichen Wams“, nun aber, wo er „Thaten vollbracht“ (damit meint er seine Gedichte!), „ihn würdig halten ab'ligen Stamm's“ (Reim auf „ärmlich Wams“).

Oder jenes an die Männer, die „Nichts als Gemeines thaten Und heuer noch mit geiler Lust In Schlamm und Sümpfen waten? Denen er zuruft:

„Ihr seid nicht wert, auf holden Mund
Ein keusches Weib zu küssen,
Weil Eure Küsse Not und Tod
Und Elend bringen müssen. (?!!)
Soll Euch ein tugendsames Weib
Des Lebens Ernst versüßen,
Dann wascht zuerst den dicken Kot
Von Euren schmutz'gen Füßen.“

Zum Schluß noch ein paar Strophen aus dem Gedicht „Geistesfreiheit“. Was soll uns noch der Marquis Posa! Schiller ist überwunden!

Man höre Herrn Jesinghaus:

„Hört, man . . . .
. . . .
Will den Geist, der unerschlafft
Sich bemüht, uns Licht zu bringen
Durch Gesetzesmacht und -kraft
In die Nacht des Kerkers zwingen

Hört, o hört! — Ist's nicht zu viel?
Soll'n wir uns zufrieden geben?
Soll'n wir opfern losem Spiel (—?)
Unser Glück und Heil und Leben?
Geisteskuechtschaft — Volkestod,
Volkestod — der Herrscher Ende:
O, für uns'res Volkes Not
Laßt uns rühren unsre Hände!“

Und am Schluß des nächsten Verses:

„Geistesfreiheit — Volkesglück
Volkesglück, — der Herrscher Segen:
Knechtschaft schleudert uns zurück,
Freiheit lehrt die Kräfte regen.

Wenn ich doch die Adresse der Barrisons wüßte, daß ich ihnen dies Gedicht geben könte. Es paßt so gut auf die Melodie des „Ta ra ra boum de ay!“ C. Hans von Weber.

Gedichte von Emil Möbis. Neu-Ruppin, Karl Michaelis 1897.

Ein nett ausgestattetes Bändchen von formell wie inhaltlich durchgefühlten, vielfach sangbaren Gedichten. Es liegt viel Frauenhaftes, viel „Lindes und Sachtes“ (‚lind und sacht‘ ist ein Lieblingswort“ des jungen Poeten) in diesen Versen, ohne aber abzuspannen und zu langweilen.

„Mein Herz ist jung, die Welt ist weit,
Die will ich jauchzend umfangen,“

aus dieser Grundstimmung erwachsen fast alle Stücke, oder doch mindestens die ansprechendsten der Sammlung Möbis ist deskriptiver Lyriker im alten Wortsinne, wie es die Vaganten-Poeten — ich meine damit Scheffel, Wolff, Becker u. a. — sind, trotzdem er auf eigenen Füßen steht.

Die letzte Abtheilung des Büchleins „Leben und Dichten“ hat — wenn man so sagen darf — soziale Probleme zum Vorwurf, d. h. der Poet beschäftigt sich mit seinen Zeitgenossen. Hier finden sich ganz vortreffliche Piecen („Pereat“ und der Cyklus „Ein Verlorener“), die dem Dichter alle Ehre machen. Wer, wie ich, die Entwicklung des Autors kennt, wird meiner Behauptung, daß er ein gutes Stück vorwärts gekommen ist, zustimmen.

Stauf v. d. March.

Dramen.

Der Frauenkongreß. Schauspiel von Josef Hafner und Oskar Weilhart. E. Pierson's Verlag, Dresden und Leipzig.

Die beiden Autoren haben sich schon

durch ihr Erstlingswerk „Keine Sühne", welches von der Kritik sehr freundlich aufgenommen wurde, vorteilhaft in die deutsche Litteratur eingeführt. Es sei von vornherein konstatiert, daß der „Frauenkongreß" gegenüber dem Schauspiele „Keine Sühne" einen wesentlichen Fortschritt bedeutet und zwar sowohl auf dem Gebiete der dramatischen Technik wie auf dem der Charakteristik. Damit soll allerdings noch nicht behauptet werden, daß es den Dichtern überall geglückt ist die von ihnen in dem Schauspiele niedergelegten Ideen in Fleisch und Blut umzusetzen: man merkt es vielmehr einzelnen Gestalten noch recht deutlich an, daß sie sozusagen Sprachrohre des Dichters sind. Andrerseits wiederum muß anerkannt werden, daß im „Frauenkongreß" den beiden Autoren die künstlerische Inkarnation weit besser gelungen ist, wie in ihrem Erstlingswerke, das namentlich in seinem ersten Akte fast durchwegs von abstrakten Auseinandersetzungen erfüllt ist.

Und nun noch einige Worte über den Inhalt des Stückes. Die Frauenfrage ist eine eiternde Wunde an dem Organismus der modernen Gesellschaft. Auf der einen Seite die reaktionäre Masse, welche auf die dreimal heilige Tradition pochend jede selbständige Regung des Weibes zu unterdrücken sucht, auf der anderen Seite die schrankenlose Emanzipation, welche der Natur direkt in das Gesicht schlägt, indem sie mit vollständiger Außerachtlassung der physiologischen Unterschiede eine Gleichstellung beider Geschlechter auf allen Gebieten anstrebt So nachdrücklich die Verfasser für die begründeten Rechte der Frauen eintraten, so haben sie sich doch von jeder Überschwänglichkeit frei zu halten gewußt. An der Amerikanerin Laudolph haben sie gezeigt, daß es von der schrankenlosen Emanzipation zum nackten Egoismus, zur Selbstanbetung, nur ein Schritt ist. Ein großer Mangel in der Behandlung des Stoffes kann jedoch nicht verschwiegen werden, nämlich das ausschließliche Hervorkehren des ethischen Momentes. Und doch ist die Frauenfrage in erster Linie eine wirtschaftliche Frage, und deshalb hätte auch das materielle Moment entsprechend berücksichtigt werden müssen; sie hätten hinabsteigen müssen in jene Niederungen, wo die Armut und das Elend zu Hause sind, und wo das Weib als die gefährlichste Konkurrentin des Mannes einen erbitterten Kampf nicht nur um ihre moralische, sondern auch um ihre physische Existenz kämpft. Dadurch wäre eine neue, weite Perspektive eröffnet worden, das rein Menschliche wäre stärker in den Vordergrund getreten und hätte jene akademischen Erörterungen verdrängt, welche die Charakteristik nur nachteilig beeinflußt haben. Trotz dieser Mängel ist das Drama sehr beachtenswert.

Josef Schmid-Braunfels.

Ritter Hans. Schauspiel in vier Aufzügen von Herm. Anders Krüger. Leipzig, Alfred Janssen.

Herm. Anders Krüger ist ein junger Leipziger Schriftsteller, der schon verschiedentlich Proben seines Talentes gegeben hat; auch den Lesern der „Gesellschaft" ist er bereits bekannt. Mit dem Ritter Hans ist er übel angekommen. Verlockt durch verschiedene gelungene Einzelheiten des Stückes hatte sich die litterarische Gesellschaft zum Versuch einer Aufführung entschlossen; der Versuch mißlang, mußte mißlingen; denn das Schauspiel war entschieden noch nicht bühnenreif trotz verschiedener Umarbeitungen, ja vielleicht gerade deswegen. Das Ganze fällt zu sehr auseinander, die einzelnen Akte stehen zu unvermittelt neben einander, es fehlt der durchgehende einheitliche Zug, mit einem Worte die innere Form. Nicht berechtigt dagegen erscheinen mir die vielfachen Vorwürfe, daß der Dichter Anregungen aus Halbes Jugend und Flaischlens Martin Lehnhard nicht

genügend in sich verarbeitet habe. Die Ähnlichkeit liegt hier im Stoffe selbst, der Held im Ritter Hans ist wie bei Flaischlen ein Student der Theologie, der dem von seinen Vätern vererbten Studium abtrünnig wird. Derartige Konflikte sind heute im Leben so häufig, daß Krüger nicht erst den Umweg über Flaischlen zu machen brauchte, um diese Rolle zu gestalten. Eine andere Frage ist die, ob Schauspiele mit solchen halbreifen Helden als Hauptpersonen unsern Ansprüchen genügen können und das möchte ich verneinen. Der Jugend ihr Recht! Aber unsere Zeit braucht ganze Männer für die Hauptrollen, im Leben wie auf der Bühne.
K. Cr.

Litteraturgeschichte.

Der Übermensch in der Litteratur. Ein Kapitel zur Geistesgeschichte des 19. Jahrhunderts. Von Leo Berg. München, Albert Langen.

Ein sehr interessantes Titelblatt. Ein Verfassername darauf, der sich in Scene zu setzen weiß. Vier Seiten weiter hinten ein gleichfalls interessantes Inhaltsverzeichnis. Ein Menu, das die leckersten Gänge verspricht. Prüft man von ferne die Tafel, auch ein erlesenes Tischzeug. Nur wenn man von den Speisen kostet, merkt man den Betrug. Herr Leo Berg will sich für einen Raffinierten geben, für einen Feinschmecker und bedeutenden Kochkünstler aus einem großen Jahrhundert. Er schnalzt mit seiner Zunge und rühmt mit gewählten Worten ihr Genie. Und so groß ist seine autosuggestive Gewalt, daß er es wirklich bei sich und seiner lukullischen Aufschneiderei aushält und bis zum Schluß nicht vom Stuhl fällt. Nur die gewitzten Gäste, die den Mut ihrer besseren Gewöhnung haben, verlassen einer nach dem andern die Berg'sche Tafel und wischen sich mit einem ironischen „Danke, habe genug!" den Mund. Ohne Bild gesprochen: Berg ist ein Virtuos der unleiblichsten, geschmacklosesten Sorte von Kritik, der impotentesten, die es jemals gegeben hat: der dogmatischen. Er ist jammervoll unvermögend, etwas historisch zu demonstrieren oder psychologisch zu entwickeln. Er nimmt wohl Anläufe, giebt sich einen gewaltigen Ruck, allein die Kraft der Lenden versagt, und keuchend hüpft der kleine große Mann an den Platz zurück, um die billigen Tafelgespräche mit ihrem ewigen Vergleichs- und Antithesenspiel wieder aufzunehmen. Ach, er ist ja so reich an glänzenden Phrasen, und er hat eine so unermüdliche Zunge, daß er seinen Zuhörern ordentlich Löcher in den Leib redet. Seine Manieren kopieren die vornehmsten Muster, aber sie bleiben unfein, aufdringlich. Dazu seine Neigung als schulmeisternder Nörgler alles zu überpfeffern, daß einem ruhig aufmerksamen Menschen die Augen übergehen. Manche Bemerkung ist ja treffend Manches Wort wirkt wie ein guter schlagender Witz. Allein der Mangel an naivem Tiefsinn und der Überschuß an Eitelkeit und Unfehlbarkeitswahn und Berliner Schnodderigkeit lassen selbst an dem wenigen Echten und Gelungenen keine Freunde aufkommen. X. Y. Z.

Studien zur Kritik und Geschichte von Hippolyte Taine. Autorisierte Übersetzung von Paul Kühn und Anathon Aall. Mit einem Vorwort von Georg Brandes. Paris, Leipzig, München, A. Langen.

Man darf fragen, ob die Verdeutschung dieser Essays notwendig war. Die Gebildeten, die den Taine'schen Arbeiten gewachsen sind, lesen zweifellos seine großen und kleinen Werke in der Sprache des Originals. Leute, die des Französischen nicht einmal in der Lektüre mächtig sind, werden auch der Geisteswelt Taines fremd gegenüberstehen und keine Sehnsucht nach seiner näheren Bekanntschaft haben. Die Übersetzung dieses in seinem Ausdrucke so wunderbar strengen Schrift-

stellers ist nicht ohne ernsthafte Schwierigkeiten. Den vereinten Kräften der Herren Kühn und Aall ist es gelungen, eine gute Arbeit zu liefern. Brandes hat ein beachtenswertes Vorwort beigesteuert. Er legt in vornehmer Kritik klug auseinander, was an den Theorien Taines heute noch lebendig, und was bereits der Vergänglichkeit verfallen. Er schildert in kunstvoll anschaulicher Weise Geist und Charakter und leibliche Erscheinung dieses großen französischen Schriftstellers. Es ist ein wahrer Genuß, sich mit Brandes vorurteilslos in dieses schöne, reiche Menschenwesen zu vertiefen; denn Taine ist unendlich mehr, als bloß ein hervorragender Gelehrter. Sein Leben lang hat er die bornierte pseudo-klassische Geistesrichtung bekämpft. Mit äußerster Gewissenhaftigkeit suchte er den Dingen an die Wurzel zu kommen, mit rücksichtsloser Kühnheit gab er der Wahrheit die Ehre. Als Künstler war er wie als Politiker dem Renaissance-Menschentum in seiner Geschlossenheit, Großzügigkeit und thatbereiten Tüchtigkeit verwandter, als dem kreischenden, debattierenden Geschlecht seiner Zeit. Die im vorliegenden Bande gesammelten litterarischen Abhandlungen wie die längeren historischen Abhandlungen sind, obwohl zuerst in Pariser Journalen erschienen, in jenem grandiosen einfach sachlichen Stile geschrieben, der unserem gewöhnlichen Kritikertum ewig ein Geheimnis bleiben wird.

„Taine war ebenso wahrheits- als schönheitsliebend und konnte es sein, weil er sich so fest im Zaum zu halten wußte. Im mündlichen Gespräche war er stets von einer alles mäßigenden, dämpfenden Leidenschaft für Gerechtigkeit des Urteils beseelt, als sähe er die Wage der Gerechtigkeit thatsächlich vor sich, und er achtete darauf, daß das Zünglein nicht aus der Mitte weiche . . . Er hat, um der Subjektivität der litterarischen Kritik zu steuern, sich bestrebt, durch die Methode der Naturwissenschaften ihr eine unerschütterliche Grundlage zu geben . . . Er hat mit seinem kritischen Sinn die wesentlichen Eigenschaften einer Menge von Schriftstellern und bildenden Künstlern dargestellt." So Brandes. Ich unterschreibe jedes Wort. Uns Deutsche wird im vorliegenden Bande auch ein politischer Aufsatz interessieren, den Taine im Kriegssturm 1870/71 geschrieben: „Die öffentliche Meinung in Deutschland und die Friedensbedingungen." M. G. C.

Theodor Storm als norddeutscher Dichter. Von Paul Remer. Berlin, Schuster & Löffler.

Zwar ist das Schriftchen nicht frei von unbewiesenen dogmatischen Verallgemeinerungsphrasen, aber im ganzen ist der Versuch, Storm als spezifischen Heimatsdichter zu analysieren, wohl gelungen. X. Y. Z.

Hugo Greinz in Linz, dem wir bereits eine sehr feine litterarhistorische Würdigung Detlevs v. Liliencron verdanken (Berlin, Schuster & Löffler) hat auch seinem Heimatdichter Hermann von Gilm eine kleine Monographie gewidmet, deren Reinerträgnis zur Errichtung einer Gilm-Gedenktafel am Wohnhause des Dichters in Linz bestimmt ist. Die politischen Kämpfe, die jetzt um die Erhaltung des deutschen Volkstums in der österreichisch-ungarischen Monarchie mit erneuter Heftigkeit geführt werden, zeigen auch den dümmeren und national gefühlloseren Beobachtern, was in Österreich mit der Ausrottung des politischen Deutschtums eigentlich auf dem Spiele steht: Vernichtung eines großen Stückes deutscher Kulturmacht in Geistesfreiheit, Kunstschönheit und höherer Humanität. Hermann v. Gilm war wie Anastasius Grün und Anzengruber zugleich ein Dichter und ein Held, kein waschlappiger Schreibstubenkunstmacher. Jeder Zoll ein ganzer Mann. Seine Verse haben den großen Atem der gesunden, starken, ihrer Freiheit

frohen Natur. Möge die kleine Schrift von Greinz (Linz, Verlag der Montagspost) den Reichsdeutschen ein Wink zu besserer Beobachtung der deutschen Litteratur im slavisierenden Nachbarreiche sein. Eine billige Gesamtausgabe der Gilm'schen Gedichte ist bei Reklam erschienen. M. G. C.

In dem Phänomen Anzengruber haben wir wieder die Bestätigung der gottverfluchten deutschen Niedertracht, wie ein Geist- und Kunstgewaltiger erst ins Gras beißen muß, bis man ihm den Bissen öffentlicher und allgemeiner Anerkennung serviert, dann aber in prunkenden Schüsseln, versteht sich. Und dazu so ein abgrundtiefer, reicher Gemütsmensch, wie dieser herrliche Anzengruber, was muß er gelitten haben, sich so von allen Seiten in der Ausarbeitung seiner schöpferischen Kraft gehemmt, ja verhöhnt zu sehen. Alle waren wider ihn: die Fürsten, die „Gebildeten", die „Höheren", die Professoren, kurz alle die prachtvollen Staatsmenschen von Rang und Einfluß — bis er tot war, maustot, und sein Werk lebendig aufstieg aus dem Grabe des Hingemordeten. Natürlich, so schlau sind die Edlen: mit dem Werk wird man niemals mehr fertig, das ist eine ewige Potenz, also jetzt heraus mit den Anerkennungszipfeln und den Huldigungsfahnen! Nun kann die Ruhmesausschlachtung losgehen — „denn er war unser!" Jetzt darf der verlachte, verhöhnte, blutig geschundene Volksdichter paradieren in der großen Parade der nationalen „Geisteshelden". Anton Bettelheims vortreffliche Biographie Anzengrubers ist in zweiter Auflage erschienen (Berlin, E. Hofmann & Co.), ein Muster ebenso liebenswürdiger wie gründlicher Darstellung dieses schaffens- und schmerzensreichen Dichterlebens. Bettelheim hat damit sich selbst ein schönes Denkmal gesetzt, ohne Ruhmredigkeit, ohne Aufdringlichkeit, in der Hingabe an das Werk und den Menschen seine Aufgabe mit ganzer Seele gelöst. M. G. C.

Gerhart Hauptmann. Von Adolf Bartels. Weimar, Emil Felber.

Bartels muß nachgerühmt werden, daß er sich sorgfältiger Arbeit befleißigt. Seine Gewissenhaftigkeit in der Ausnützung des kritischen Materials geht soweit, daß er die seitenlangen Bosheiten wörtlich reproduziert, die Konrad Alberti-Sittenfeld als fanatischer Hauptmannvernichter in den Berliner Wind streute. Aber den alles besserwissenden Litteraturschulmeister kann Bartels auch Hauptmann gegenüber nicht zuhause lassen. Von der innersten Ergriffenheit des Ästhetikers, von der Ehrfurcht des Kunstfreundes vor echten Werken der Kunst ist bei Bartels wenig zu spüren. Immer taucht zwischen den Zeilen der majestätische Bakel auf, und an den besten Stellen edler Beredsamkeit wird plötzlich der feierlich erhobene Finger sichtbar: „Das hätte, das sollte, das müßte, aber das nächstemal erwarten wir . . .!" u. s. w. Charakteristisch sind die Schlußzeilen des 255 S. starken Buches: „Jetzt heißt es, Hauptmann schriebe einen ‚Christus'. Nun, da werden wir uns hoffentlich wieder sprechen." Jawohl, das ist des Pudels Kern: Die Dichter sind dazu da, um von den Schulmeistern koramiert zu werden. Im Sprechen sind die Herren groß, und im Absprechen sehen sie ihr eigentliches Amt. Im Zusprechen machen sie nur Konzessionen, und im Anerkennen teilen sie Gnaden aus. Gerhart Hauptmann muß sich selbstverständlich ungeheuer geschmeichelt fühlen, daß Bartels gleich ein dickes Buch über ihn gesprochen hat. Schon darin zeigt sich's, daß Bartels ihn als den einzigen über alle erheben wollte. Aber Bartels sagt das auch ausdrücklich, damit ja kein Zweifel bleibe: „Vor den jüngeren Talenten, die vielleicht noch da sind (es ist aber, soviel ich sehe, nichts Besonders da, Leute wie Schnitzler und Hirschfeld sind doch ziemlich anämische Talente) hat Hauptmann einen zu großen

Vorsprung." Köstlich! Adolf Bartels ist ein besserer Adolf Stern. Er ist jünger, frischer, frecher, geistreicher, anregender, aber womöglich noch hochmütiger und obschätziger, daher im unbewußt Komischen seiner Art reizvoller. Man muß sich überhaupt gewöhnen, diese Litteraturgeschichtsadolfe von ihrer komischen Seite zu nehmen, dann wird ihre Spatzenkritik viel genießbarer. An dem Publikum können sie so wie so nichts mehr verderben. Das ist kaput seit Lindau-Olims Zeiten. Wir müssen uns ohne Publikum behelfen. Es geht auch so.

X. Y. Z.

Volks- und Staatswirtschaft.

Karl Marx' nationalökonomische Irrlehren. Eine kritische Studie von Ludwig Slonimski. Übersetzt und eingeleitet von Max Schapiro. Berlin, Stuhr. Preis M. 2,50.

Eine Sammlung von Aufsätzen, die zuerst im „Wjestnik Jewropy" erschienen sind und in russischen Kreisen ein gewisses Aufsehen erregt haben. Sie sind nicht übel geschrieben und verdienen schon um des Gegenstandes willen auch deutschen Lesern zugänglich gemacht zu werden. Des Übersetzers Vorwort klingt sehr von oben herab. Das Buch des Russen rechtfertigt keineswegs diesen hochtrabenden Ton. So entschieden es sich auch gegen die Marx'schen Grundlehren im „Kapital" wendet, befleißigt es sich doch einer manierlichen Darstellung des Für und Wider. Für die moralische Massenwirkung und soziale Suggestion ist es schließlich von geringem Belang, wie groß der Feingehalt an absoluter „Wahrheit" sich in einem religiösen oder philosophischen oder soziolpolitischen Lehrgebäude erweist. Zur Wirkung helfen ganz andere Dinge mit als das löbliche Absolute der „Wahrheit". Slonimski ist nicht der erste und wird nicht der letzte sein, der Marx gehörig am Zeuge flickt. Daß er damit das monumentale Werk des klassischen Schriftstellers und mit ihm die moderne Soziolbemokratie bis in die tiefsten Grundlagen erschüttert habe, wird wohl der russische Publizist selbst nicht glauben. Irrtümer aufdecken, Widersprüche und Lücken nachweisen, gelehrte Witze über nebensächliche Schnitzer reißen, das reicht noch nicht aus, einen Marx aus dem Sattel zu werfen. Im Gegenteil, seine geniale Kraft erhöht sich im Angriff, und wenn zeitlich und persönlich Irrtümliches abfällt, erscheint der unerschütterliche Wahrheits- und Wesensgehalt um so glänzender und wuchtiger. Jedenfalls gereicht es der soziolpolitischen Wissenschaft nicht zum Unsegen, wenn tüchtige Köpfe sich wacker in das Marx'sche Hauptwerk vertiefen und befruchtende Kritik daran üben. Und Slonimski ist ein tüchtiger Kopf, der sich als Opponent sehen lassen kann. M. G. C.

Richard Calwer, Einführung in den Sozialismus. Leipzig, Georg H. Wigand.

Es muß zunächst lobend anerkannt werden, daß der Verfasser mit großem Geschick seiner Darstellung den engen parteipolitischen Charakter fernzuhalten verstanden hat. Dann ist die Knappheit seiner Ausdrucksweise zu rühmen. Nirgends stört eine überflüssige Phrase. So energisch wie die Diktion, so klar ist die Disposition. Es ist ein im besten Sinne männliches und volkstümliches Buch.

X. Y. Z.

In Nietzsches Nachlaß (Band XI. S. 393 der Werke) findet sich der Notschrei des Geistmenschen: „So wenig als möglich Staat! Ich bedarf des Staates nicht, ich hätte mir, ohne jenen herkömmlichen Zwang, eine bessere Erziehung gegeben, nämlich eine auf meinen Leib passende, und die Kraft gespart, welche im Sichlosringen vergeudet wird. Sollten die Dinge um uns etwas unsicherer werden, um so

besser, ich wünsche, daß wir etwas vorsichtig und kriegerisch leben." Die Kaufleute sind es, die uns diesen Sorgenstuhl Staat so einladend machen möchten, sie beherrschen mit ihrer Philosophie jetzt alle Welt. Der „industrielle" Staat ist nicht meine Wahl, wie er die Wahl Spencers ist. Ich selber will so viel als möglich Staat sein, ich habe soviele Aus- und Einnahmen, so viele Bedürfnisse, so viel mitzuteilen. Dabei arm und ohne Absicht auf Ehrenstellen, auch ohne Bewunderung für kriegerische Lorbeeren. Ich weiß, woran diese Staaten zu Grunde gehn werden, an dem Nonplusultra-Staat der Sozialisten: dessen Gegner bin ich, und schon im jetzigen Staate hasse ich ihn ... Die großen Jammerreden über menschliches Elend bewegen mich nicht mitzujammern, sondern zu sagen: das fehlt euch, ihr versteht nicht als Person zu leben, und habt der Entbehrung keinen Reichtum und keine Lust an der Herrschaft entgegenzustellen ..."

Und nun nehme man aus dem täglich wachsenden, bereits zu Chimborasso-Höhe gediehenen Berg der staatswirtschaftlichen Litteratur den 332 Oktavseiten starken Band:

System der nationalen Schutzpolitik nach Außen. (Nationale Handels-, insbesondere auch Getreide-, Kolonial-Währungs-, Geld- und Arbeiter-Schutz-Politik). Ein Handbuch für die Gebildeten aller Stände von Dr. Johannes Wernicke. Jena, Gustav Fischer.

Da sagt der Verfasser gleich im Vorwort im Gegensatz zu Nietzsche: „Die Politik des Geschehenlassens ist ein überwundener Standpunkt ... Wie zwischen den Einzelnen, so spielen sich auch zwischen den Völkern und Nationen als Ganzen dieselben Konkurrenz-Vorgänge ab. Der Mensch lebt nicht für sich als Individuum. Was er ist, verdankt er seiner Nation. Und zwar vielen vorausgegangenen Geschlechtern ... In der Welt ist alles und jedes Machtfrage."

Hört ihr's, ihr anarchistisch-individualistischen Nietzscheaner?

Natürlich ist Nietzsche nicht mit der Antwort verlegen: „Ich rede nicht zu den Schwachen: diese wollen gehorchen und stürzen überall auf die Sklaverei los ..."

Was gäbe es nicht alles zu hören, ginge man von einem zum andern. Aber in der praktischen Welt ist damit nicht gedient. Die Schwachen, zu denen Nietzsche nicht sprechen will, sind nun heute einmal in der erdrückenden Mehrzahl, und ihnen ist nicht damit geholfen, daß man dem Staate nur eine Nachtwächterrolle zuerteilt und ärgerlich nervös ruft: „So wenig als möglich Staat!" Im Gegenteil: So viel als möglich Staat, aber Staat in unserem Sinne: nicht als Kerker und Last, sondern als Schutzverband und Erleichterung, als festen und doch elastischen Organismus für das gemeinsame Wohl aller! Das ist natürlich eine ideale Forderung. Die Ausführung ein Kunststück für Götter. So laufen wir am Strang der Entwicklung, kommt der Tag, bringt der Tag. Und die Sozialisten theoretisieren und agitieren und geheimnissen in ihren Zukunftsstaat alles Erdenglück hinein, das uns heute versagt ist, und die Junker und die Schutzzöllner und die übrigen 99 Schichten und Fraktionen lärmen auch drauflos und strecken die Hände aus, um von den Machtmitteln des Staates soviel als möglich an sich zu reißen. Und der Altar ist auch nicht faul, und der Thron erst recht nicht. Alle können nicht genug kriegen Und die Dynasten fahren im Land herum und machen mit Manövern und Paraden Reklame, für ihre Häuser u. s. w. Kurz alles ist Geschäft. Der Staat das Universalgeschäft. Die wirtschaftlichen Gesichtspunkte: Wo liegt der größere Nutzen, wie sichere ich mir die

entschiedensten Vorteile? beherrschen die gesamte Politik. Die Welt ist furchtbar praktisch geworden. Da hilft kein Stemmen und Flennen. Wers in dieser praktischen Welt aushalten will, muß einfach mitthun. Er muß deswegen nicht gleich ein Schurke werden oder ein gemeiner Tropf. Die wirtschaftlichen Fragen haben auch solche Seiten, die den vornehmsten Geist anziehen können. Je ruhiger und tiefer man in sie hineinsieht, desto mehr enthüllen sich bedeutende Züge des Zusammenhangs mit den feinsten und ältesten Weltproblemen. Das vorliegende Handbuch von Wernicke z. B. giebt gute Gelegenheit, sich einmal den modernen Staatsbetrieb vom Standpunkt der prinzipiellen nationalen Schutzpolitik anzusehen und, wenn man will, die eigenartige Maschinerie bis ins einzelne zu studieren. Es gehört freilich ein kluger, heller Kopf dazu, der nicht gleich vor Komplikationen erschrickt. Wernicke hat zwar eine rühmenswerte Gabe der Veranschaulichung und Verdeutlichung, aber es giebt Schwierigkeiten, die in der inneren Natur der einschlägigen Gegenstände (z. B. Tariffragen) begründet sind, da muß sich der Belehrung Suchende selbst durchbeißen, und der Lehrer hat genug gethan, wenn er das Material herbeischafft und übersichtlich ausbreitet. Der praktisch thätige Politiker wird in diesem Wernicke'schen Handbuch manche wertvolle Hilfe finden, wenn er, von Parteiforderungen in die Enge getrieben, sich nach einer wissenschaftlich zuverlässigen Stütze umsieht (z. B. in Währungsfragen). Ich gestehe, daß ich manche Kapitel mit demselben geistigen Behagen gelesen habe wie eine Seite Nietze'scher Aphorismen. Das steht fest! die Aufgaben des modernen Staates mit der Wucht der materiellen Interessen verlangen eine ungeheure intellektuelle Anstrengung und eine riesenhafte moralische Tapferkeit. Wer sein Volk und Land liebt, kann da so wenig unbelehrt bleiben wollen wie einer, der nur für seine eigene Tasche sorgt. M. G. C.

Philosophie.

Die Psychologie der Naturvölker, Ethnographische Parallelen von Jacob Robinsohn. Leipzig. W. Friedrich.

Ein hübsch geschriebenes Buch über allerhand interessante Dinge stellen Robinsohns ethnographische Parallelen dar. Wer aber meint, daß er tiefere Aufschlüsse über große Geistesrichtungen darin finden könne, der sieht sich enttäuscht, durch den Haupttitel irre geführt. Ethnographische Doktordissertationen — und einer solchen sieht Robinsohns Buch, wenn man den flüssigen Stil abrechnet, verteufelt ähnlich — entstehen ja in unseren Tagen wie Pilze im Warmbeet, es lohnt darum, an dieser lesenswerten Arbeit die Genesis einer solchen zu betrachten. Da leiht oder kauft man sich eine ganze Menge Reisebeschreibungen, liest diese zum Kaffeetrinken oder beim Pfeiferauchen durch und macht sich einen Strich am Rande, sobald etwas vorkommt, das sich zum gewählten Thema in irgend welche Beziehung setzen läßt. Robinsohn mag diese Blei- oder Blau-striche überall da gemacht haben, wo etwas über Lebensgeister und Totenkultus, Blutzauber, Jenseitsvorstellungen und dergleichen zu finden war. Je absonderlicher die verschiedenen Nachrichten waren, desto willkommener mußten sie dem Zusammensteller sein: denn durch den Stoff seiner Arbeit, nicht durch eine geistvolle Behandlung desselben wirkt er. Solches Vorgehen aber ist in der Regel verhängnisvoll. Reisende, welche ihre Wahrnehmungen veröffentlichen, halten sich nicht immer von Ausschmückungen frei, fassen nicht selten auch beim besten Willen falsch und schief auf, was sich ihnen darbietet: ein Haufen von Geröll und Geschiebe ist es, auf das der „Ethnographe" sein Unterkunftshäuschen setzt.

Schlüsse aus unerwiesenen, sehr häufig ganz kritiklos aufgestellten Prämissen dürfen keinen Anspruch auf Allgemeingültigkeit machen. Schlüsse zu ziehen ist aber sehr oft nicht einmal die Absicht der völkerkundlichen Schriften. Was da oder dort Sitte ist oder sein soll, wird dargestellt: warum das so ist oder sein könnte, danach ist leider selten nur die Frage. Parallelen aufzuzeigen ist gewiß interessant — auch manches von Robinsohn Zusammengestellte giebt davon Zeugnis. Aber erst wenn das Gesetz dargestellt wird, aus welchem gleichlaufende Vorstellungsreihen fließen, verdient die Arbeit den Titel einer wissenschaftlichen und förderlichen. Robinsohns Buch ist wenig mehr als unterhaltend, Dr. G.

„Wozu" dienen Vernunft-Anlagen? Skizzen und Phantasien zu einer Welterklärung von J. Striegel. Leipzig, W. Friedrich.

Striegel skizziert die „occulten menschlichen Anlagen", für deren Vorhandensein er „Thatsachen" von zuweilen recht zweifelhafter Natur vorbringt, und phantasiert dann über ein „unkörperliches Vernunftorgan" herum, das freilich mit den Mitteln der hergebrachten Beobachtung nicht recht zu erkennen ist. Er verwirft die materialistische Weltanschauung und die christlichen Dogmen, empfiehlt unablässiges Streben bei fleißigem Gebrauche der „eigenen" Vernunft, läßt aber seine Vernunft nirgends in den Vordergrund treten. Er zitiert Freund und Feind der mystischen Anschauungen, nicht ohne gelegentliche gewaltsame Deutung ihrer Aussprüche, führt häufig die Röntgenstrahlen als Beweis dafür an, daß es noch manches in Natur und Wissenschaft gäbe, und gipfelt endlich in der etwas altmodischen Behauptung, daß vieles im Leben Schwindel und Lüge, mehr noch Irrtum und Wahn sei. Wieviel an seinen eigenen konfusen Ausführungen Irrtum ist, kann man aus Resultatsätzen ahnen, wie (S. 127) dem auch stilistisch eigenartigen Ausspruche: „Wer blind blinden Blindenführern folgt, läuft Irrlichtern nach". Wahrscheinlich gehört das geheimnisvolle Gesichtsorgan, mit dem die Blinden die Irrlichter ansehen, dazu, um solche tiefsinnige Gedanken zu verstehen. Vernunftanlagen dienen offenbar nicht dazu. Dr. G.

„Gewissensfreiheit" von Dr. C. Bouglé. Autorisierte Übersetzung aus dem Französischen von Alphonse Tauxe. Leipzig, W. Friedrich.

Papst und Jesuiten haben es für zweckentsprechend gehalten, das Freimaurertum zu verunglimpfen und zu verdächtigen; es ist nicht zu leugnen, daß es auf katholischer Seite Dumme und Fanatisierte gab, die auf solche Stimmen gläubig gelauscht haben. Aber fast bedauerlich erscheint es, daß man auf Seite der Angegriffenen die Finsterlinge einer Entgegnung würdigt; doppelt bedauerlich, wenn die Zurückweisung so viel Persönliches, Unrichtiges und über das Ziel Hinausschießendes enthält, wie sich in dem Buche von Bouglé-Tauxe findet. Um Beispiele anzuführen, sei erwähnt, daß Bouglé einen Geldverlust, den sein Vater durch Priester erlitten hat, dem Sündenregister einfügt, welches er der Geistlichkeit vorhält, daß er (S. 111—114) eine unmäßige Anzahl falscher Geschichtszahlen auf die Inquisitoren hetzt, daß er Davids Verhältnis zu Abisay von Sunem (I Reg. 1) als ein Konkubinat faßt, und sich zu Sätzen versteigt wie: „Alle Egoisten sind Schüler der Jesuiten" (S. 122) oder: „Daß die Juden viel Geld besitzen, ist ein Beweis dafür, daß sie intelligent sind" (S. 119). Wer möchte leugnen, daß es Egoisten schon vor 1540 gegeben hat, und heute noch Kommerzienräte ohne besondere Intelligenz giebt? Die Kirche aber, die Bouglé so grimmig befehdet, muß — um mit ihm nach der Fülle der von ihr aufgespeicherten Schätze zu urteilen — in der That mehr Intelligenz in sich

bergen, als ihr Bouglé zugestehen mag. Aber der Verfasser schreibt auch Verkehrtheiten, wo dieselben nicht durch seinen Kampfeseifer erklärbar sind. Er will seine Schrift mit allgemein üblichen Schlagwörtern durchsetzen, und giebt sich nicht immer die Mühe, die Berechtigung solcher Sätze zu prüfen. So passiert ihm (S. 81) der fatale Lapsus, daß er sich auf der gleichen Seite einmal in direkten Widerspruch verstrickt. „Wir wissen, daß es keine Wirkung ohne Ursachen giebt“ erklärt er ruhig; zweifelhaft erscheint ihm aber, ob etwas existiert, das den Empfindungen als Erreger entspricht. — Weil nach alter Annahme „Asien die Wiege der Menschheit ist“, statuiert er, daß hierüber alle Gelehrten einig seien. Bekanntlich glaubt heute kaum einer an den asiatischen Ursprung; doch auch im übeigen wüßte ich keine Hypothese in der Welt, darüber die Gelehrten einig wären. — Trotz aller Verkehrtheiten des Buches, die durch einen ziemlich unbeholfenen Übersetzer nicht gerade in vorteilhaftem Gewande präsentiert werden, läßt sich doch eine Fülle seiner Bemerkungen unter den verkehrten Äußerungen finden. Der Verfasser besitzt Geist, wenn auch keine Klarheit, solche Leute aber schaden selbst einer guten Sache mehr als sie ihr nützen. Dr. G.

Vermischte Schriften.

Finnland in Bildern. Photographien mit Text von J. K. Inha. Helsingfors, Herausgeber und Verleger Wasastjerna und Hagelstam.

Ein anmutiges Werk, das uns wie ein trauter Gruß aus dem hohen Norden europäischer Kultur ,ins Herz lacht! das pittoreske Land der tausend Seen mit seinen Inseln, Wäldern, Kulturstätten und einsamen Urväter-Nestern neben modernen Villen und Schulen. Die Bilder sind mit malerischem Geschmack erfaßt und technisch tadellos wiedergegeben, die Beschreibungen in sechs Sprachen (deutsch vorzüglich) entsprechen allen billigen Anforderungen, die ein wißbegieriger Europäer stellen kann. Recht gut sind auch die Darstellungen aus dem Arbeiterleben im Haus und im Freien geraten. Kurz, an dem stattlichen Bande, der von dem schönen Heimatliede Runebergs „O Land, o Heimat, Vaterland!“ eingeleitet wird, mag wohl jeder seine helle Freude haben. C.

Weitling, Das Evangelium eines armen Sünders. Mit einem Vorwort von Eduard Fuchs. Zweiter Neudruck. München, M. Ernst. 107 S.

Das berühmte Buch des Schneiders Wilhelm Weitling bildet in dieser Ausgabe das 4. und 5. Heft der von Eduard Fuchs musterhaft geleiteten „Sammlung gesellschaftswissenschaftlicher Aufsätze“. Musterhaft ist auch die von Fuchs beigesteuerte Beschreibung des Werkes, seines Verfassers und seines geistigen und sozialpolitischen Lebenshintergrundes — eine Beschreibung, die nichts Wesentliches übersieht, alles mit dem rechten Wort am rechten Platze bringt und doch auf dem bescheidenen Raum eines Vorwortes vollkommen fertig wird. Ein Gelehrter der alten Schule hätte soviele Bogen wie Fuchs Seiten dazu gebraucht und doch niemals diese Deutlichkeit und Eindringlichkeit erreicht. C.

Bismarck und Bleichröder. Deutsches Rechtsbewußtsein und die Gleichheit vor dem Gesetze. Lebenserfahrungen aus Akten, Tagebüchern und Briefen. Ein ernster Mahnruf und so weiter — von v. Diest-Daber. München, Th. Wenng. 201 S. Preis 3 M.

Herr v. Diest-Daber stellt Dinge und Vorgänge fest, die, seit es Spatzen und Dächer giebt, von allen Höhen heruntergepfiffen werden. Das Rechtsbewußtsein ist getrübt, die Gleichheit vor dem Gesetz gekränkt, Bismarck ist Bismarck und Bleichröder ist sein Freund. Was weiter? — C.

Heinrich Heines Liebestragö-

dien. Von Max Kaufmann. Zürich. und Leipzig. Sterns litt. Bulletin der Schweiz.

Es scheint mir die Aufgabe der litterarhistorischen Charakterstudie zu sein, einen Dichter wie Heine vor allem im Rahmen seines Zeitalters und seines spezifischen Kulturmilieus zu analysieren und verständlich zu machen. Ihn in eine konventionelle nationale Schablone einzwängen zu wollen, ist sinnlose Gewaltthat. Heine mit seiner rassigen Künstlerindividualität ist seit einer Reihe von Jahren das Opfer barbarischer Scheußlichkeiten geworden, die durch keinerlei nationale point d'honneur-Prinzipienreiterei gerechtfertigt werden können. Aber gleichviel: Heine kann auch dies aushalten, sein Lied wird nie verstummen, der Stachel seiner Satire wird nie stumpf werden. Ob sie ihn rühmen, ob sie ihn schmähen, sein Genius wird noch auf die fernsten Zeiten wirken. Max Kaufmann hat in der vorliegenden Schrift einen achtungswerten Beitrag zur Geschichte der Jugendliebe Heines geliefert, als Neuigkeit zwar nicht sehr bedeutend und nicht so weitgreifend als der Titel vermuten läßt, immerhin jedoch eine saubere, ehrliche Leistung, an der man seine Freude haben kann. M. G. C.

Pierre d'Aubecqs „Die Barrisons", deutsch von Anton Lindner (Berlin, Schuster & Loeffler) entpuppten sich als eine Mystification. Der Monsieur Pierre und der Herr Anton sind vollkommen kongruent, aufeinander gelegt, decken sie sich restlos, der Franzose und der Deutsche sind identisch: Lindner ist der einzige Übelthäter. Und nun der Spaß erwiesen, ärgern sich die Gefoppten, erklären den Autor für verrückt, die Philister kommen ins Wüten, und die biedern Zeilenschinder ins Schimpfen. Das ist ja so echt! Die litterarische Arbeit wird durch diese Entrüstungsposse nicht schlechter, und die Bedeutung des Autors nicht geringer. Ich denke, er wird bei gelegenem Anlaß seine Revanche nehmen und die Kollegen vom Tintenfaß noch einmal hineinlegen. Daß er das Zeug dazu hat, haben seine „Barrisons" urbi et orbi erwiesen. Also los! M. G. C.

Ein deutsches Testament. (Einfachste Formel der wirklichen Welt). I. Die Natur als Organismus. Von Hugo Astl-Leonhard. Wien, Selbstverlag (XVIII. 2. Ferrogasse 5). 262 Seiten.

Wer nur das Titelblatt oberflächlich besieht und in dem Buche blättert, um auf einige kraus aneinander gereihte Behauptungen des Verfassers den Finger zu legen und überlegen zu lächeln: Wieder einer, der das Ding an sich, die Quadratur des Zirkels, das Perpetuum mobile und ähnliche schöne Sachen entdeckt! — der wird dem tiefen Geiste und heiligen Ernste Hugo Astls nicht gerecht. Seine intellektuelle und moralische Energie ist bewundernswert. Ob es ihm gelungen ist, das organische Gesetz zu erkennen und zu erklären vom Protoplasma bis zum modernen Staat, das erste und letzte Prinzip im unendlichen All und damit den letzten Willen der Natur zu enthüllen: darauf werden die verschiedenen Leser verschiedene Antwort erteilen. Die Auffassung Astls hat nicht nur ihre wissenschaftliche und ethische, sie hat auch ihre politische Seite, und um der letzteren willen wird er die ärgste Konfusion und den schlimmsten Unglimpf in der Beurteilung seines Werkes erleben. Ich gestehe, daß mir gerade die politische Seite mit ihren mannhaften Forderungen, über alle heutigen Parteien hinweg, am meisten imponiert hat. Über seinen österreichischen Schatten kann auch der nationaltreue Astl nicht hinausfliegen. Und er will es auch gar nicht. Er nennt bescheiden und stolz sein geistvolles, edles Buch „ein deutsches Testament". Dieser Deutschgedanke hat nichts Enges, nichts Gedrücktes, er offenbart seines Wesens feinste Essenz. Der Gesamttitel seines Werkes bezieht sich

auf drei Teile: 1. Die Natur als Organismus, 2. die Menschheit, 3. das Gesetz. Sie sollen keine ausgeklügelten Lehrgebäude vorstellen, keine künstlichen Systeme, sondern die natürliche Entwicklung seiner Weltanschauung in klarer Plastik geben. Der vorliegende erste Teil gliedert sich in drei Bücher (1. das antike und moderne Wissen und die Erkenntnissätze der Wirklichkeit, 2. die Materie und ihre Reiche, 3. der Mensch und sein Geistesleben) — alle gleichbedeutend und fesselnd von Anfang bis zu Ende. M. G. C.

Ludwig II. König von Bayern. Ein Charakterbild nach Mitteilungen hochstehender und bekannter Persönlichkeiten und nach anderen authentischen Quellen u. s. w. Von Prof. Dr. C. Beyer. Leipzig, Gustav Fock. 176 S.

König Ludwig II. von Bayern. Ein Beitrag zu seiner Lebensgeschichte. Von Karl v. Heigel. Stuttgart, Bonz u. Komp. 387 S.

Rein schriftstellerisch angesehn: Heigels Buch ist ungenügend, seines eigenen Dichternamens und seines erhabenen Gegenstandes nicht würdig; Beyers Buch ist schlecht, in einem geradezu lächerlich stümperhaften Stil. Heigel giebt einzelne wertvolle Aufschlüsse über das Ludwig'sche Theater, soweit Heigel selbst als litterarischer Mitarbeiter persönlich beteiligt gewesen. Er polemisiert gegen den Pfarrer Lampert, der eine bornierte, muckerische, kleinbürgerlich arrogante Ludwigsgeschichte geschrieben. Er polemisiert, er räsonniert. Aber daß er sich künstlerisch zusammengenommen und den „Beitrag zu seiner Lebensgeschichte" zu einem klaren, runden, geist- und seelenvollen Werke ausgestaltet hätte, dazu hat ihn sein schriftstellerisches Gewissen nicht getrieben. So ließ er's bei der flüchtigen Schreiberei nach Journalistenart. — Beyer treibt's noch schlimmer. Aber der gute Mann hat eine Entschuldigung: er kann's und versteht's nicht besser. Er hat keinen Dunst von Psychologie, von Kunst, von Stil. Ihm fehlt einfach alles, ein Charakterbild zu zeichnen. Seine Zeichenkunst erreicht nicht einmal die Fertigkeit von Max und Moritz in den Oberlaenderschen Schulheft-Karikaturen. Sein einziges Unrecht ist, daß er die Hand nicht davon gelassen. Was hat ihm denn der majestätische Ludwig gethan, daß Beyer an ihm herumschwatzen und herumtölpeln und herumkriechen muß? Man erlebt's in Deutschland immer wieder, was die Chinesen schon vor tausend Jahren sich weise hinter die Ohren geschrieben: „Der große Mensch ist ein öffentliches Unglück". Das Unglück wird um so unleidlicher, je selbsteigener und selbstherrlicher und unterschiedener von der landläufigen Art der Große gewesen. Die letzte Majestät auf einem Königsthron konnte nur tragisch enden. Daß nun nach der Tragödie das Satyrspielchen immer geist- und markloser wird, ist bezeichnend für die Versandung unserer Zivilisation.

„Ahnst du, o Leser, die magisch wirkende Zaubergewalt einer nächtlichen Alpenszenerie, wo nur der idealangelegte Geistesbegnadete sich als Beherrscher, Gebieter und Mittelpunkt des unbegrenzten Alls zu fühlen vermag? Der König war hier abgeschält von seinen Sorgen, von seinen Mühen, entledigt der Last seiner Verpflichtungen. Hier lebte er auf, hier war er Mensch, hier durfte er es sein ... O, es war ein holder Märchenzauber, den des bayerischen Königs Idealismus über den nächtlichen Wasserspiegel dahin wehen ließ." (S. 81.)

O, wehe auch du dahin, Hofrat Prof. Dr. C. Beyer mit deinem afterpoetischen nächtlichen Wasserstiefel! — X. Y. Z.

Martin Greifs gesammelte Werke in drei Bänden. Erster Band: Gedichte. Sechste, reich vermehrte Auflage. Zweiter und dritter Band: Dramen. Leipzig, C. F. Amelang.

In dieser schönen und billigen Ausgabe

liegt uns das poetische Lebenswerk des Münchener Dichters Martin Greif abgeschlossen vor. Wir wünschen ihm, dem gesunden, liebenswürdigen Menschen und Künstler, den ehrlich verdienten Erfolg beim bücherkaufenden Publikum. In dem Dichterkreis der bayerischen Hauptstadt, dem Greif nach Alter und schöngeistiger Richtung angehört, hat er als Lyriker keinen Rivalen mehr, der seine erste Stellung ernsthaft anzufechten vermöchte, als Dramatiker steht er weder neben Schack und Heyse, noch neben Lingg zurück. Neue Bahnen und Ziele haben sie allesamt dem Theater nicht zu weisen vermocht. Über eine biedere Handwerkerei ist keiner von ihnen hinausgekommen. Soviel Schönes einzelne Teile ihrer Theaterstücke aufweisen mögen, elementare geniale Wucht, leidenschaftliche Kühnheit und vorbildliche Seelengewalt blieb ihnen allen versagt. X. Y. Z.

Jugenderinnerungen von Sonja Kawalewska. Berlin. S. Fischer, Verlag. 1897.

Sonja Kawalewska, die ehemalige Professorin für Mathematik an der Universität zu Stockholm, dürfte wohl den Weltruhm, den sie in litterarischen Kreisen erlangt, weniger ihrer glänzenden wissenschaftlichen Befähigung — in der Vorrede des Buches seltsam genug „männliche Denkkraft“ genannt — verdanken, als vielmehr dem Marholm'schen Buch und jener Unzahl pro und contra erschienenen Zeitungsaufsätze.

Sonja Kowalewska, die am 15. Februar 1850 in Moskau geboren wurde, entstammte der russischen Adelsfamilie Korwin-Krukowsky und verbrachte ihre ersten Lebensjahre auf dem einsamen Familiengut Palibino. Den Kinderschuhen kaum entwachsen, wurde sie von der freieren Strömung, die sich damals in Rußland geltend zu machen begann, mit fortgerissen, und sie befreite sich aus dem in alten Vorurteilen und Traditionen befangenen Milieu, indem sie nach langen Kämpfen mit ihrem Vater — dem Beispiele anderer, nach Unabhängigkeit strebender Mädchen folgend — eine Scheinehe schloß und mit ihrem sogenannten Gatten Waldemar Kawalewski, dem nachmaligen Professor der Paläontologie, ins Ausland ging. Die kaum 17jährige Sonja begab sich zunächst nach Deutschland und studierte in Heidelberg und in Berlin Mathematik. Im Jahre 1874 erhielt sie in Göttingen den Doktorgrad und einige Jahre darauf einen Ruf als Professor der Mathematik an die Universität zu Stockholm. Sie hat nicht ganz ein Alter von 41 Jahren erreicht. Am 10. Februar 1891 ist sie gestorben. Die uns nunmehr auch in deutscher Sprache vorliegenden Erinnerungen hatte sie zwei Jahre vor ihrem Tode der Öffentlichkeit übergeben. Diese Erinnerungen gehören zu den anregendsten und interessantesten Büchern über Frauen und die sogenannte Frauenfrage, und es ist ungemein bezeichnend, daß hier sogar eine Sonja Kowalewska darthut, daß die wissenschaftliche Thätigkeit selbst dieser Vorkämpferin der Frauenemanzipation nicht völlig zu genügen, sie nicht durchaus zu befriedigen vermochte.

Sonja Kawalewskas Jugenderinnerungen nehmen ihren Ausgang von der Kinderstube, und wenn wir sie recht besehen, kommen sie auch kaum weit darüber hinaus. Sie interessieren uns vor allem durch ein überaus feines und eingehendes Verständnis der Kindesseele und nicht weniger durch jene Mitteilungen über das russische Familienleben, das sich hier in voller durchsichtiger Klarheit vor unseren Augen widerspiegelt. In der Hauptsache werden naturgemäß in diesem Buche jene reizenden kleinen Begebenheiten geschildert, die sich eben nur in dem Kunstwerk selbst genießen lassen und von denen man in einer Besprechung des Buches kaum eine deutliche Vorstellung zu geben vermag.

Von allgemeinerem Interesse werden jedoch erst die letzten Kapitel. Zu bedauern bleibt nur, daß die Erzählung zu früh abbricht. Die Verfasserin gelangt nur bis zum dreizehnten Lebensjahre, und gerade die Jahre der Kämpfe und der Befreiung — vom dreizehnten bis zum siebzehnten Jahre, die leider hier völlig fehlen, wären wohl die interessantesten ihres Lebens gewesen. Einigen Ersatz bietet uns die Schilderung ihrer Schwester, die eine ähnliche Sturm- und Drangperiode durchgemacht hat, wie sie in der Vorrede von Sonja selbst berichtet wird. Diese Schwester tritt im zweiten Teile als Hauptperson wesentlich in den Vordergrund. Das Verhältnis dieses sechzehnjährigen adeligen Mädchens zu dem bedeutend älteren Dostojewski und die unglückliche stille Neigung, die er in Sonja erregt, sind mit außerordentlicher Klarheit und höchst fesselnd geschildert. Die Verdeutschung durch Louise Flachs-Fokschaneann vermag nicht in allem den Ansprüchen zu genügen, die wir an ein solches Werk zu machen berechtigt sind.

Dr. Johannes Kleinpaul.

Das Militär im neuen Testament, eine biblische Instruktionsstunde von F. E. Kröber, P. Leipzig. R. Maeder.

Das vom Verlag in wirklich feiner Weise ausgestattete kleine Buch dürfte ziemlich einzig in seiner Art sein. Ein Pastor von altem Schrot und Korn, der glaubt, was er sagt, und sagt, was er glaubt, sucht uns heutigen Menschen das neue Testament rein menschlich nahezubringen, indem er, den salbungsvollen Lehr- und Kanzelton gänzlich beiseite lassend, in männlich kräftiger, oft mit Humor gewürzter Sprache sein Volk bei dem packt, was ihm am Herzen liegt. Er geht immer vom Gegebenen, von den modernen Verhältnissen aus und stellt dazu die testamentlichen erläuternd in Parallele. Auch wenn man nicht auf dem gläubigen Standpunkte des Verfassers steht, muß man darum sein Werk schätzen. Das neue Testament ist ein Buch, das heute viel zu wenig von den Erwachsenen gelesen wird; darüber haben nicht nur die Theologen Grund, sich zu beklagen. Meines Erachtens ist die Zeit nicht allzufern, wo sich auch bald wieder jeder Laie mit dem Buche persönlich auseinandersetzen muß, und dann begrüße ich mit Freuden ein Werk, das durch seinen Ton geeignet ist, gerade die mittleren Kreise unseres Volkes dieser Aufgabe anzunähern. Seltsamkeiten, wie sie der pastorale Standpunkt des Verfassers mit sich bringt, im einzelnen zu kritisieren, ist unnötig: soviel Kritik darf man heute dem Leser selbst schon zutrauen. Nur eine Stelle kann ich Ihnen nicht unvermerkt hingehen lassen, verehrter Herr Pastor. Sie schreiben S. 73: „allein bei Befriedigung des Geschlechtstriebes vergißt und verliert, bewußtlos und sinnlos wie das Tier, auch der geistreichste Mensch seine Menschheit". Bei einer vernunft- und sinnlosen Befriedigung, gewiß! Aber kennen Sie keine andere, reine, veredelt durch das Maß des psychisch und intellektuell geläuterten Willens? Freilich wenn Sie der Meinung sind (S. 74), daß Gott die Ehe nur eingesetzt habe, damit die Menschheit nicht ganz vertiere. K. Cr.

Französische Litteratur.

Camille Lemonnier, „L'homme en amour" (Paris, Ollendorf) „Ce livre est un spasme et une douleur. Il est triste et nu comme la famine, comme une salle d'hôpital, comme une étude d'après l'écorché." Mit diesen Worten charakterisiert der Verfasser des vorliegenden Tagebuchs, das die Berichte seiner brünstigen Liebestollheit enthält, seine Memoiren, die er „mit Bitterkeit geschrieben hat, damit sie mit Bitterkeit gelesen würden". Es sind Selbstbekenntnisse **keiner** schönen Mannesseele, Selbstbekenntnisse, die sich zu einer scharf

formulierten Anklage gegen die Tugendheuchelei unserer Jugenderziehung zuspitzen, die alles Geschlechtliche geflissentlich mit dem Schleier des Geheimnisvollen umgiebt und dadurch ihr Teil dazu beiträgt, den Ungewarnten und Unbelehrten vom Wege abkommen zu lassen. Der Fall des Tagebuchschreibers, der zu Nutz und Frommen seiner vom Leibesweh geplagten Mitmenschen die Geschichte der Irrungen und Wirrungen seines durch besagtes pädagogisches Vertuschungssystem vergifteten Liebeslebens erzählt, ist leider kein künstlich konstruiertes Litteraturschema, er ist, Gott sei's geklagt, nur allzutypisch und von allgemeiner Geltung, und dieser Grund allein schon giebt dieser mit subtilstem Feingefühl ausgeführten psychologischen Studie ganz besondere zeitgeschichtliche Bedeutung. Alles in allem: ein echter Lemonnier, kühn und eigenartig in Auffassung und Anlage, plastisch im Aufbau und fesselnd durch die Fülle anregender Gedanken und seiner künstlerischer Einzelzüge.

Ganz anders verhält es sich mit dem im gleichen Verlage erschienenen Roman „Les Demi-Sexes“ von Jane de la Baudère, in dem gleichfalls recht heikle sexuelle Fragen das Thema eingehender Erörterung bilden. Das ganze verdankt wohl eher der Spekulation auf die unsauberen Gelüste bestimmter Leserkreise sein Entstehen als dem Streben einen sozialen Krebsschaden zum Gegenstande einer ernsthaften Untersuchung zu machen, darüber läßt die Art, in der sich der Autor die skandalösen Enthüllungen, die die bekannte Prozeßverhandlung über das Treiben gewisser pariser Frauenärzte gebracht hat, zu Nutze macht, gar keinen Zweifel. Die eingestreuten sozialethischen Bestrebungen sind nur das fadenscheinige wissenschaftliche Mäntelchen, das so wenig wie der tragische Schluß über Geist und Wesen des Inhalts zu täuschen vermögen.

Zu der lüsternen Aufdringlichkeit und der grämlichen Dekadentemache de la Baudères steht die gesunde Sinnlichkeit und die ergötzliche Laune Hugues Rebell's, der in seinem Courtisanenroman „La Nichina“ (Paris, Mercure de France) dem freudigen Lebensgenuß das Wort redet, in wohlthuendstem Gegensatz. Das Venedig der Renaissancezeit bildet den farbenprächtigen Hintergrund der an abenteuerlichen Vorfällen und überraschenden Verwickelungen überreichen Geschichte, die die Heldin, die berühmte Nichina, in ihrem Landhause einem kleinen Kreise erlesener Freunde erzählt. Es steckt etwas vom Geiste Boccaccios in diesem Dirnenroman, der so frisch und lebendig geschrieben ist, daß die Lektüre einen selten anziehenden Reiz ausübt. Prächtig, wie Ton und Kolorit der Natur- und Milieuschilderung getroffen, ist auch der Geist der Zeit in der Charakterzeichnung der Menschen zum Ausdruck gebracht: der Epikurär Fasol als Vertreter der Kunstanschauungen der italienischen Renaissanee, der schlau berechnende Coecone, der perverse Benzoni, der schamlose verlumpte Mönch Arrivabene, die in ihrer Dreizahl die verschiedenen Typen des Klerisei des 16. Jahrhunderts trefflich verkörpern, der buntscheckige Haufen von Dirnen, Komödianten und Kriegsvolk, sie alle bilden eine Reihe von virtuos gezeichneten Charakterporträts, deren markante Züge dem Gedächtnis nicht so bald entschwinden. Die anregende Unterhaltung, die Rebells gelungene Nachahmung der im alten Chronikenstil gehaltenen Abenteuerromane bietet, wird man in den ebenfalls im Verlage des „Mercure“ erschienenen Romanen „Les jours et les nuits“ von Alfred Jarry und „La femme pauvre“ von Léon Bloy vergeblich suchen. Aus Jarrys „Roman eines Deserteurs“ bin ich so wenig klug geworden wie aus des Verfassers kuriosem Puppendrama „Ubu Roi“. Dort ein sonderbarer Mummenschanz, dessen Wesen man nicht

erkennen konnte, hier ein krauses Chaos durcheinander wirbelnder Gedanken und das Rätselspiel symbolistischer Geheimniskrämerei, die alles im dämmerigen Halbdunkel läßt. An handgreiflicher Verständlichkeit läßt dagegen Bloys neueste Schöpfung nichts zu wünschen übrig, ohne daß sie sich darum auch anziehender präsentieren würde. Léon Bloy, der begeisterte Verehrer des Mittelalters und glaubensstarke Kämpfer für den dogmenstarren Katholizismus, dem jedwede Regung des neuzeitlichen Geistes sündiges Teufelswerk bedeutet, ereifert sich hier wieder einmal weidlich über die gottverlassene Gesellschaft. Es ist dem Manne gewiß heiliger Ernst um seine Sache, das hindert aber nicht, daß seine Geschichte sowohl wie sein unfläthiges Geschimpfe über die Maßen komisch wirken.

Durchaus neu und eigenartig in Form und Inhalt ist das Werk, das Paul Adam unter dem sonderbaren Titel „La bataille d'Uhde“ letzthin bei Ollendorff veröffentlichte. Der Band enthält das Kriegstagebuch des französischen Generals Naxi, der im italienischen Feldzug von 1859 den Oberbefehl über einen Teil der französischen Armee erhält mit dem Auftrage, den kühnen theoretischen Plan, den er ausgearbeitet, in die Praxis umzusetzen. Während er in banger Sorge um den Erfolg seiner folgenschweren strategischen Dispositionen seine letzten Anordnungen trifft, ereilt ihn die Nachricht, daß seine junge Frau, die den alternden Mann aus Eitelkeitsgründen geheiratet hat, ihn wacker betrügt und sich in der Rolle einer Josephine Beauharnais gefällt. Mit der Sorge des Strategen, dem das Schicksal von Tausenden anvertraut ist, mischt sich der nagende Herzenskummer des betrogenen Mannes, dem die Soldatenpflicht gebietet, die persönliche Ehre dem Allgemeinwohl zu opfern. Der schwere Kampf, der sich in der Seele des Mannes abspielt, das wachsende Widerspiel zwischen den trüben Ahnungen der skeptisch wägenden und der hoffnungsfreudigen Stimmung des mutig wagenden Strategen geben dem kundigen Seelenanatomen, den wir in Paul Adam schätzen, lohnende Aufgaben zur Bethätigung seines subtilen psychologischen Spürsinns. Und wie der innere Wertgehalt des Buches uns den Psychologen Adam aufs neue schätzen läßt, so zeigt sich auch der frei und sicher gestaltende Künstler in der plastischen Anschaulichkeit und naturalistischen Treue seiner Schlachtenschilderung von der vorteilhaftesten Seite.

Überraschend ungleich in seinem litterarischen Schaffen ist Jules Claretie, der uns letzthin in seinem „Brichanteau“ ein so frisch und lebendig aufgefaßtes Charakterporträt bot, und der uns mit seinem neuen, bei Fasquelle erschienenen pariser Roman „L'Accusateur“ eine gewaltige Enttäuschung bereitet hat. Es ist ein Kriminalroman allergewöhnlichsten Schlages, dessen litterarischer Wert gleich Null ist. Die Mär von der merkwürdigen Mordthat und dem findigen Geheimpolizisten, dem nichts Menschliches verborgen bleibt, ist so oft erzählt worden, daß sie auch anspruchslosesten Schmökerfreunden nicht mehr aufgetischt werden sollte. Dies hat auch Claretie gefühlt, und deshalb ist er bemüht, der alten Geschichte einen sensationellen Reiz zu geben, indem er seinen überschlauen Detektiv die Augen des Ermordeten photographieren läßt, um so eine Reproduktion des auf der Pupille fixierten Bildes des Mordbuben zu erhalten. Das gewagte Experiment liefert zwar um ein Haar einen Unschuldigen ans Messer, giebt dem Autor aber willkommenen Anlaß, seine Arbeit als Beitrag zu einer künftigen Lehre der Psychophotographie Cesare Lombroso zu widmen, der ob dieser Aufmerksamkeit nicht sonderlich erfreut sein dürfte.

Léon de Tinseau, der getreue

Eckart der idealen Schultradition, ackert nach wie vor auf dem recht steril gewordenen Felde der idealen Romanschreiberei im Geiste und Sinne Feuillets emsig weiter. Sein neuerdings bei Levy erschienenes Buch führt den Titel „Dans la brume“ und unterscheidet sich nicht sonderlich von seinen zahlreichen Vorgängern, hier wie dort die übliche „vornehme“ Fabulierkunst mit viel Sentiment und einem Übermaß von Unwahrscheinlichkeit in Geschehnissen und Charakterzeichnung, und damit die Sache für den reaktionären Leserkreis, für den sein Buch bestimmt ist, mehr Reiz gewinnt, macht der Verfasser seine Romanfiguren zu Wortführern der eigenen Sache, die die gute alte Zeit in überschwänglicher Rede auf Kosten der bösen neuzeitlichen Regungen preisen.

Ernest Daudet erzählt uns in seinem neuesten Roman „Pauline Fossin“ (Paris, Plon, Nourrit & Cie.) die übliche dramatisch bewegte Liebesgeschichte, die mit ihrer hübsch erfundenen und geschickt entwickelten Handlung alle Ansprüche erfüllt, die man an die spannende Unterhaltungslektüre nur immer stellen kann. Der Vollständigkeit wegen seien hier auch gleich die beiden, im gleichen Verlage erschienenen Romane genannt, durch die Jules Pravieux und Jacques Vincent die belletristische Litteratur vermehrt, wenn auch nicht bereichert haben. Sie führen die Titel „Ami des Jeunes“ bezw. „Ame d'Artiste“.

Unter den in jüngster Zeit erschienenen Novellenbüchern müssen die „Pages de la vie“, die Alphonse Daudet unter dem Titel „La Fédor“ bei Flammarion veröffentlichte, schon um des Namens des Autors wegen an erster Stelle genannt werden. Der innere Wert der acht Geschichten, von denen die erste dem Buche den Namen gegeben hat, ist freilich nicht eben bedeutend, aber wenn uns Daudet hier auch nichts Besonderes zu sagen hat, so weiß der feinfühlige Künstler diese Kleinigkeiten in solch gefälliger Form zu präsentieren, daß man über dem Wie das Was gern vergißt. Die hübschen Illustrationen von Fabrès tragen ihr Teil dazu bei, die äußeren Reize des Buches zu erhöhen.

„La Belle d'Août“ nennt Auguste Marin seine bei Ollendorff erschienene Novellensammlung nach dem heimischen Kosennamen der Provence, die den anspruchslosen Skizzen und Geschichten des mit einer hübschen Umschlagszeichnung geschmückten Bandes einen stimmungsvollen Hintergrund giebt. Marin ist es gelungen, ein paar glitzernde Strahlen des flimmernden Sonnenlichts des Südens in sein Buch hinüberzuretten, das dadurch Farbe und Kolorit erhalten hat.

Während die ebengenannten Werke der großen Lesegemeinde fesselnde Unterhaltungslektüre bieten, wendet sich Marcel Schwob in seinem „Le Livre de Monelle“ (Paris, Mercure de France“) an den kleinen Kreis der Kunstkenner, die allein imstande sind, die eigenartige Gabe nach Verdienst zu würdigen. Wie jede Schöpfung des lange noch nicht nach Gebühr geschätzten Schriftstellers trägt auch sein neustes Buch den eigenmächtigen Zug stark geistiger Ursprünglichkeit. Es sind neue Werke über das Weib und das Liebesmysterium, die uns der Autor hier in funkelnagelneuer Prägung münzt. Daß Schwob dabei unter dem starken Einfluß Nietzsches steht, macht sich überall bemerkbar, ohne daß darum die Arbeit an selbständigem Charakter und Originalität das Geringste eingebüßt hätte. Bei einem Künstler vom Schlage Schwobs bedarf es kaum der ausdrücklichen Versicherung, daß auch das „Livre de Monelle“ überall das sorgsame Walten der feinfühligsten Künstlerhand erkennen läßt.

Wie hier der gedankenreiche Künstler

so redet in den „Contes pour lire à la Chandelle“ die Jean Lorrain im gleichen Verlage veröffentlichte, ein feinfühliger Poet seine eigene Sprache, deren bestrickende Schönheit von eindringlichster Wirkung ist. Was uns Lorrain hier erzählt, sind die duftigen Märchen und die gruseligen Spukgeschichten, denen das Kind einst mit Entzücken gelauscht, halbvergilbte Gestalten, die sich aus dem Nebel der Jugenderinnerung loslösen, und denen die schöpferische Phantasie des Dichters Farbe und Leben verleiht. Und über dem Ganzen das mildverklärende Dämmerlicht urechter Märchenstimmung mit ihrer wohligen Behaglichkeit und der sinnigen Naivität, die uns bedingungslos in ihre Zauberfesseln schlägt. Es steckt in dem kleinen, schmächtigen Büchelchen sicher mehr wahres Gefühl, Poesie und sichere Gestaltungskraft als in dem dickleibigen Gedichtbuch, das Seb. Charles Leconte unter dem Titel „L'Esprit qui souffle“ im Verlage des „Mercure“ erscheinen ließ. Der Titel des Buches läßt keinen Zweifel darüber, daß es sich hier um eine Gabe jener uferlosen Symbolisterei handelt, deren Erzeugnisse auch der formschönste Ausdruck nicht genießbarer macht. Recht erfreulich wirken dagegen die Dichtungen, die Tristan Klingsor zu einem Bande vereint und unter dem Titel „Squelettes fleuris“ im gleichen Verlage veröffentlichte. Sinn für gefällige Form, Glätte und Farbe des sprachlichen Ausdrucks und einfache Schlichtheit sind bemerkenswerte Vorzüge der Klingsor'schen Art.

Unter den litterarischen Neuheiten, die der rührige Verlag des „Mercure“ in letzter Zeit herausbrachte, muß Pierre d'Alheims „Sur les pointes“ mit besonderer Auszeichnung genannt werden. Der originelle Gedanke, die Geschichte der russischen Zivilisation im Zusammenhange mit der Entwicklung des französischen Ballets in Rußland zu betrachten, ist hier in einer Weise zur Ausführung gebracht, die überaus reizvoll und fesselnd wirkt. „Sur les pointes“ entrollt uns eine bunte Reihe von Augenblicksbildern aus der russischen Geschichte, neben dem in schärfste Beleuchtung gerückten Charakterporträt irgend eines Zaren die feingezeichnete Silhouette einer berühmten Tänzerin, dazwischen ein geistreicher, durch pikante Anekdoten gewürzter Bericht über die historischen Geschehnisse, der den gut unterrichteten Kenner russischer Verhältnisse aufs neue schätzen läßt.

Weniger gut orientiert als d'Alheim zeigt sich Henri Ramin in seinen, bei Didot erschienenen „Impressions d'Allemagne“. So erfreulich auch das Bestreben des Verfassers ist, falsche Vorurteile zu bekämpfen und einer gerechten Würdigung Deutschlands die Wege zu ebnen, so bleibt es doch zu beklagen, daß seiner Arbeit die Gewissenhaftigkeit und Sachkenntnis fehlen, die diesem Streben erst den rechten Wert geben können. Ramin hat alles nur von außen geschaut und bleibt in seiner Unfähigkeit den Dingen auf den Grund zu sehen am Äußerlichen haften. Dabei fehlt es nicht an echt französischer Leichtfertigkeit. So macht der Verfasser beispielsweise den armen Mendelssohn für die „Hugenotten“ verantwortlich, einer von den vielen kleinen Irrtümern, die von der Gewissenhaftigkeit des Autors nicht gerade schmeichelhaftes Zeugnis ablegen.

Dem Gedächtnis der Opfer der Brandkatastrophe des Bazars rue Jean-Goujon widmete Paul Fesch ein mit liebevoller Teilnahme geschriebenes Werk. („Mortes au Champ d'honneur“). Paris, Flammarion. Der von der Verlagshandlung vornehm ausgestattete und reich illustrierte Band enthält die Biographien der Opfer, ausführliche Nachrichten über die Rettungsversuche, über die örtlichen Verhältnisse und alle andern

Einzelheiten. Daß der Autor die Unglücklichen als „Märtyrer, die auf dem Felde der Ehre" gefallen, bezeichnet, darf man seinem verzückten Glaubenseifer billig zu gute halten.

Paul Mimande, der uns in Criminopolis bereits eine gehaltvolle Studie über Neukaledonien bot, setzt in seinen „Forçats et Proscrits"(Paris, Lévy) seine interessanten Untersuchungen über Strafvollzug und die internen Verhältnisse der überseeischen Strafkolonien Frankreichs fort. Diesmal bildet Guayana, die „trockene Guillotine", dessen ungastliche Gestade just vor hundert Jahren die ersten französischen Deportierten betraten, das Objekt seiner Schilderungen. Wie in seinem an politischen und kriminalpsychologischen Ausblicken überreichen Abriß der hundertjährigen Geschichte der Strafkolonie, erweist sich Mimande auch bei der Wanderung durch die Jammerstätten Guayanas als ein sachkundiger Führer, der durch sprühende, humorgewürzte Plauderei den öden Weg trefflich zu kürzen weiß. Besonderes Interesse erregt seine Beschreibung der Teufelsinsel, auf der der unglückliche Hauptmann Dreyfus, als Opfer chauvinistischer Tollheit, eine nicht erwiesene Missethat unmenschlich büßt. Bietet Mimandes Buch alle Reize einer überaus fesselnden Unterhaltungslektüre, so liest sich das Werk, das Tarriba del Marmol, der ehemalige Direktor der Polytechnischen Hochschule in Barcelona, unter dem Titel „Les Inqnisiteurs d'Esqagne" bei Stock veröffentlichte, dagegen wie das düstere Kapitel aus einer Geschichte des heiligen Officiums unseligen Angedenkens. Tarriba del Marmol berichtet hier über die Folterqualen, durch die man in spanischen Gefängnissen von den Untersuchungsgefangenen Geständnisse erpreßt, haarsträubende Einzelheiten, die uns das ganze Maß fanatischer Grausamkeit, das die spanische Justizpflege heute wie zur Zeit Torquemadas beseelt, schauernd erkennen lassen. — Marmols „Inquisiteurs d'Espagne" sind im Rahmen der von Stock herausgegebenen „Bibliothèqne sociologiqne" erschienen, deren Bandzahl durch „Le Socialisme en danger" von Domela Nieuwenhuis und „L'Individn et la Société" von Jean Grave weitere Vermehrung erfuhr.

„La Belgique", die von der „Révue encydopédqine" (Paris, Larousse) gelegentlich der Brüsseler Ausstellung veranstaltete Sonderausgabe, giebt uns eine gedrängte Übersicht über den gegenwärtigen Stand des belgischen Kulturlebens auf den verschiedenen Gebieten seiner Bethätigung. Die hervorragendsten Vertreter des modernen belgischen Schrifttums wie Mauclair, Lemonnier, Eekhoud, Moekel, Verhaeren, Maeterlinck, Demolden u. a. m. haben zu der interessanten Arbeit wertvolle Beiträge beigesteuert, und die sachkundige Belehrung erhält durch zahlreiche Porträts jungbelgischer Künstler und Reproduktionen von berühmten Baudenkmälern und Kunstwerken erhöhten Reiz und Wert. Das elegant ausgestattete Werk, das uns mit den Vertretern der jungbelgischen Kunst im allgemeinen und den belgischen Schriftstellern französischer Zunge im besondern in anziehendster Weise bekannt macht, darf der Aufmerksamkeit unserer Leser bestens empfohlen werden.

Schließlich sei noch der beiden neuen Prachtalbums von Forain und Mars, die bei Plon, Nourrit & Ci. neuerdings zur Ausgabe gelangten, mit gebührender Anerkennung gedacht. Forain, der Meister der modernen französischen Karrikatur, giebt seiner Bilderreihe, die all die lockende Anzüglichkeit eines bissigen Pamphlets aufweist, die ironische Aufschrift „Doux Pays." Die jüngsten Vorkommnisse geben dem bösen Spötter

reichlich Gelegenheit, seine übermütige Laune an seinen Landsleuten auszulassen. **Mars** hat sich die Radfahrerinnen zur Zielscheibe seines Witzes auserſehen und läßt in seinem „Mesdames les-Cyclistes“ das stattliche Heer alter und junger Radlerinnen in lustiger Parade an uns vorüberziehen. Das prächtige Album mit seinen ergötzlichen Bildern reiht sich Mars, „Paris brillant“ und „Rives d'or“ würdig an. A G-tze.

Le cycle Berlioz. Essai historique et critique sur l'oeuvre de Berlioz. Par J. G. **Prud'homme**. Paris, Bibliothèque de l'Association.

Von diesem Berlioz-Cyklus liegt uns der erste Teil „La damnation de Faust“ in einem geschmackvoll ausgestatteten, 253 Seiten starken Quartband vor. In allen tonkünstlerischen und musikwissenschaftlichen Angelegenheiten großen Stils ist für das ultrakonservative Frankreich Deutschland der Bahnbrecher gewesen. Berlioz wurde zuerst in Deutschland in seiner vollen Bedeutung erkannt. Hier erfuhr sein Genius die liebevolle Pflege, die herzliche Bewunderung, die ihm die französischen Zöpfe im Konservatorium, in der Oper, in der Presse, in der Akademie versagten. Für unsere durch Wagner, Liszt und Bülow gewaltig geführte Kunstreform ist hinwiederum die Erscheinung dieses glänzendsten französischen Großmeisters in allen Neuerungen der orchestralen Technik und des musikalischen Ausdrucksvermögens die geschichtliche Voraussetzung gewesen. Germanischer und romanischer Kunstgeist lebt sich hier in prachtvollster und wunderbarster Wechselwirkung aus. Es ist eine Innigkeit der Beziehungen zwischen der deutschen und französischen Seele, ein so tiefes Sichverstehen und Sichergänzen, daß man es heute, in der gräßlichen Epoche politischer Verdummung und Verfeindung, kaum mehr fassen kann. In dem Berlioz-Cyklus unseres Pariser Kollegen Prud'homme findet sich ein Schimmer jener glänzenden Zeiten, namentlich fehlt es in der überaus klar und warm geschriebenen historischen Einleitung nicht an kräftigen Hinweisen auf das deutsche Kunstleben. Prud'homme versucht hier für die Werke seines von ihm leidenschaftlich verehrten Meisters Berlioz das zu thun, was bei uns Hans v. Wolzogen, Göllerich u. a. für die Werke Wagners an wünschenswerten Einführungen und Erklärungen gethan haben. Auch für uns deutsche Kenner und Verehrer des großen Hector Berlioz enthält das Prud'hommesche Buch viel Anregendes und Fesselndes.

Contre ce temps. Par **Louis Lumet**. Préface de Jean Baffier. Paris. Bibliothèque de l'Association.

In der jungen französischen Litteratur steigt wie eine heiße Flutwelle die künstlerisch-sozialistische Reformbewegung mächtig über das Niveau der platten Politikasterei empor. Die Kunst geläutert am sozialen Ideal und in dieser Heiligung dem nach erlösender Schönheit dürstenden armen Volke vermittelt, das ist's, was eine kleine auserlesene Schar junger Pariser Dichter, Künstler und Arbeiter mit apostolischem Feuereifern erstregt. Im Dienste dieser herrlichen Sache ist auch das vorliegende Buch geschrieben. Nichts Akademisches, nichts parteimäßig Konventionelles, nichts fachsimpelnd Litterarisches. Das Litterarische nur als Ausdrucksmittel für reine Humanität, für die Darstellung der wunderlichen Beziehungen zwischen dem schlichten Menschen und den Dingen der Welt, zwischen den Menschen unter sich. Die Sehnsucht nach einem stillen, harmonischen, nur den Gesetzen der Natur unterworfenen Leben kommt in diesen kurzen Skizzen „contre le temps“ zu ergreifendem Ausdruck. Der Verfasser ist kein — Berufsschriftsteller, das versteht sich von selbst, sondern ein einfacher, begeisterter, strebender Mensch, ein kämpfender Arbeiter. Und daher der hohe Wert seines Buches für eine neue, menschliche Litteratur.

L'Enclos. Parait le 8 de chaque mois. Paris. Abonnements: Etranger 4 Fr

Diese kleine, geist- und gemütreiche Zeitschrift volleindrucksmächtiger Überzeugungskraft ist das Organ der oben gezeichneten neuen Menschengruppe. Sie dient ihren Ideen mit einem hinreißenden Feuer, mit einem göttlich naiven Opfermut. Wir haben in Deutschland nichts Ähnliches.

M G C.

Skandinavische Litteratur.

Zu den ernstesten Dichtern Schwedens gehört Tor Hedberg. Eine tiefe, gedankenvolle Weltanschauung spricht aus allen seinen Werken. Er ergreift nicht die Eindrücke im Fluge und sucht ihre Stimmung flüchtig festzuhalten, er steigt in die Tiefe dessen hinab, was die Bedeutung einer Sache für den Menschen sein kann. In allen seinen Werken sucht er zu großen allgemeinen Gesichtspunkten zu gelangen. Diesen Stempel tragen auch seine neuen soeben erschienenen „Dikter" („Gedichte") (Stockholm. Albert Bonniers Verlag). Es sind die Gedichte, die Betrachtungen in rhythmischer und gereimter Form, eines durch den Ernst des Lebens tief herabgestimmten, grüblerischen Geistes. Er selbst ist jener „Narr", den er zum Herrn emporschreien läßt, daß er nicht Sklave, nicht Herr sei, ein Mittelding, das sich in diesem Zwiespalt aufreibt. Der Herr konnte am siebenten Tage ruhen, aber er kann es nicht, die Gedankenarbeit geht fort und fort, auch durch die stillen Feiertagsstunden ruhevollen Glückes.

„Seine Gedankenzweige haben allzutiefe Wurzel gefaßt in dem Grus und in den Steinen der Ruinen." „Gold und grüne Wälder" hat auch ihm das Leben einst verheißen, Gold dem einen, Schulden dem andern teilt es wohl aus, aber die grünen Wälder, die grünen Wälder erhält niemand. Und er wurde Ritter im Kampfe des Lebens und resigniert. Er wundert sich nicht mehr, daß der Freund den Weg nur zu ihm fand, so lange der Weg sein Eigentum war. Aber in der friedvollen „Weihnachtsstimmung" kann er doch noch wehmütig fragen: wie kam der Streit wohl in die Welt?

Nur eines kann ihm Ersatz bieten — das ist die große, die herrliche Natur, sie hat ja vollführt, wonach er sich in all seinem Streben sehnt: „das Schönheitsbild zu formen, das vor seinen Gedanken flammt."

Wald und Meer, das sind die beiden großen Naturwunder, vor denen er immer wieder begeistert, bewundernd niedersinkt, zu denen er sich bangend hinsehnt. Und den Wald, dieses herrliche Naturwunder, muß der Mensch selbst in seinem Kampfe gegen die Not vernichten. Aber wenn der Pflug durch die Felder zieht, klingt es wie fernes Ahnen des Waldesrauschens.

Und noch mächtiger glüht in ihm die Sehnsucht zum Meer, das der Inbegriff des Weiten und Freien, der ungezügelten Natur ist. —

Diese Gedichte sind nicht zum flüchtigen Durchblättern geeignet, es ist keine „unterhaltende" Lektüre — sie wenden sich an denkende Menschen, und sie wollen denkend gelesen sein. Wem es Freude bereitet zu denken, der wird an diesen Gedichten gute Freunde finden.

Auch ein zweiter von den „Großen" unter den Schweden ist mit einem neuen Buche hervorgetreten. Es ist dies Gustaf af Geijerstam. Aber es ist eine harmlose kleine unterhaltende Arbeit, die der Verfasser hier bietet, die Verarbeitung von Studien, die er wohl während einem der letzten Sommer gemacht hat. „Mina Pojkar", „Ein Sommerbuch für Große und Kleine" nennt er diese Arbeit. (Stockholm, Fahlcrantz & Co.), in der er das Treiben von ein paar kleinen Jungen in der Sommerfrische am Meere schildert. Es ist Humor in dem Buche, aber namentlich auch eine überaus feine Wirklichkeits-

beobachtung. Die Ausdrucksweise, das Benehmen, die Denkweise solcher Knaben hat der Dichter studiert und hier mit launiger Kunst wiedergegeben.

Mit ein paar großen Romanen erscheinen ein paar Damen auf dem litterarischen Kampfplatz.

Wilma Lindhés „Ragschild" (Stockholm, Albert Bonnier) gehört in die Reihe der psychologischen Eheromane. Voll Liebe waren sie sich zugethan, und doch standen sie sich bald als Feinde gegenüber. Die selbstbewußte Brutalität des Mannes auf der einen Seite, die übergroße Seelenempfindlichkeit der Frau auf der andern. Ihre übergroße Liebe bestärkt seine Rücksichtslosigkeit, und um so furchtbarer wird ihr Erwachen. Dann kommt noch die feinbesaitete Künstlernatur, die verborgene Akkorde in ihrer Seele zum Klingen bringt — die Katastrophe steht bevor. Aber wie schon so oft in solchen Stoffen biegt die Verfasserin vor der Ziehung der Konsequenz ab. Der Zufall herrscht und der Künstler kommt ums Leben.

Als ich einen ähnlichen Vorwurf einmal einer Arbeit einer namhaften dänischen Verfasserin gemacht hatte, wendete sie mir ein: „ja, so war es aber in der Wirklichkeit; der Betreffende starb wirklich gerade unter diesen Umständen!"

Die Wirklichkeit hatte aber auch niemand verheißen, die Lösung eines Problems vorzuführen — sie konnte daher an jeder beliebigen Stelle den Faden abschneiden — aber der Künstler muß die Erwartungen erfüllen, die er erweckt.

Im übrigen ist dies Buch als ein Frauenroman insofern sehr beachtenswert, als nicht nur die Heldin klar und sicher und mit seelischer Vertiefung gezeichnet ist, sondern auch der brutale Mann, und namentlich sein herzenswarmer Freund in lebendiger, scharfumrissener, wenn auch mehr zurücktretender Gestalt vor uns aufleben. Nur der Musiker ist eine schattenhafte Figur, eine Kunstabstraktion, kein lebenswirklicher Mensch. Darum kann in diesem Teile des Buches unser Interesse auch trotz aller aufgewandten Stimmungsmalerei nicht erwärmen.

Ellen Ibström wollte in ihrem Roman „Mlle. Blanche" (Göteborg. Wettergren & Kerber) sehr vieles und sehr großes. Darum bekam er auch einen sehr großen Umfang. Aber es kam leider über das Wetterleuchten großer Gedanken nicht hinaus, und so wurde das Buch zu einem Familienroman, in dem eigentlich nur erzählt wird, wie er und sie sich nach mancherlei Mißverständnissen bekommen. Die Verfasserin wollte zeigen, wie der Mann nach allen Enttäuschungen des Lebens und der Liebe in der Arbeit das Glück findet, und wie dieses Glück erst voll, groß und schön wird, wenn das liebende und geliebte Weib sich seiner Arbeit zugesellt. Und sie wollte weiter zeigen, wie das Weib wohl so lange es allein steht und nur noch sich selber Rechenschaft zu geben braucht, sich über Schick und Brauch und über die Fesseln, die man dem Weibe angelegt hat, hinwegsetzen kann, sobald es aber mit dem Manne eine Einheit bildet, ist es wohl besser innerhalb der üblichen Anschauungsgrenzen zu bleiben. Mit andern Worten: das Los des Weibes muß Resignation unter dem Gesetz der Sitte sein. Aber diese allgemeinen Ideen werden wohl von den Personen ausgesprochen, es wird überhaupt sehr viel in dem Buche philosophiert, aber die Handlungen und Lebensschicksale der Personen beweisen im Grunde genommen nichts für die Idee des Werkes. Man sieht weder das Glück der Arbeit, wie es sich in dem Helden entwickelt, noch warum die Heldin notwendig zur Aufgabe ihrer freien Auffassung von den Rechten der Frauen abkommen mußte.

Frau Ellen Ibström hat in kleineren Novellen eine bedeutende Charakterisierungskunst von Frauengestalten entwickelt, hier,

gegenüber dieser großen Aufgabe erlahmte ihre Gestaltungskraft. Auch die andern Gestalten des Romans bleiben unklar und schemenhaft, und nur in der dummen und koketten Mina ist ihr eine satyrisch gesehene Figur vortrefflich gelungen.

Kalle Pilgrens Frestelser och anuat von Chicot (Stockholm. Fr. Ifoglunds Verlag).

Ein merkwürdiges Buch, dessen Verfasser nicht einmal mit seinem wahren Namen hervorzutreten wagt. So viel Begabung, so flottes Erzählertalent, so plastisches Darstellungsvermögen für Charaktere, eine so tiefe, so feine Lebensbetrachtung einerseits und dann wieder eine so völlige Unfähigkeit, seines Stoffes Herr zu werden, ein solch zaghaftes Hin- und Hertappen. Sonderlingsmenschen sind es, die er vorführt: den kleinen Kalle Pilgren, der überall Pech hat, und der doch ein so guter und lieber Junge ist, der niemandem etwas zu Leide thun will, den Kandidaten Otto Dalberg, der den Kampf aufnimmt gegen die ganze Kleinstadtgesellschaft in ihrer Erbärmlichkeit, und dem einsamen Träumer, dem das Los einer Albino-Schwalbe die Rätsels des Lebens und seines Daseins löst. Wie die kleine weiße Schwalbe werden diese Sonderlings-Menschen von den andern gemieden und verfolgt, gerade wegen ihrer Sonderbarkeit, wie die Albinos sind sie lichtscheu, wagen sie sich nicht recht hinaus in die grelle Sonne der Wirklichkeit und betrachten die Dinge aus ihrer stillen, dunkeln Zurückgezogenheit. Die erste Erzählung ist mit flottem Humor vorgetragen, in der zweiten grollt etwas von einer flammenden Empörung, obwohl auch sie zum Schluß eine komische Deutung nimmt, und über der dritten lagert eine stille, lebenstraurige Melancholie. Ein Autor also von großer Vielseitigkeit; aber ohne alle Kompositionsfähigkeit. Das Episodenwerk überwuchert fortwährend das Grundthema, den Faden läßt er wiederholt fallen, um an ganz anderer Stelle neu anzufangen, fernliegende philosophische Betrachtungen verdrängen zeitweise völlig die gestaltende Behandlung des Stoffes.

Eine kräftige künstlerische Selbstzucht, dann kann aus „Chicot" etwas werden — oder ist er dazu auch zu sehr „Träumer"?

Zum Schluß sei noch erwähnt, daß im Verlage von Albert Bonnier in Stockholm eine auf 50—60 Lieferungen berechnete Gesamtausgabe von Viktor Rydbergs Schriften zu erscheinen beginnt, die auch bisher noch nicht veröffentlichte Arbeiten enthalten wird. Zuerst erscheint der historische Roman „Der Waffenschmied".

Ferner erscheint im selben Verlage ein dritter Cyklus von Zacharias Topelius Novellen, Sagen und Erzählungen unter dem Titel „Vinterqvällar" („Winterabende"). Das Werk wird 8 Lieferungen zu 1 Kr. umfassen.

Ernst Brausewetter.

Vermischtes.

In Nr. 18 der Internationalen Litteraturberichte (Verlag von C. F. Müller, Leipzig) giebt Karl Limprecht in kurzen Zügen eine treffliche Charakteristik Karl Bleibtreus, den er als den Erben von Kleist, Grabbe und Hebbel darstellt. Die ungeheure Vielseitigkeit, ja Universialität von Bleibtreus dichterischer Begabung wird an einzelnen gut ausgewählten Werken des Dichters aufgezeigt. Am eingehendsten aber befaßt sich Karl Limprecht, wie recht und billig, mit Bleibtreus dramatischen Schöpfungen, besonders mit seinen großen Revolutionsdramen „Schicksal" (und dessen neuer Bearbeitung: „Der Übermensch") und „Weltgericht" und mit dem Cromwelldrama „Ein Faust der That". Limprecht ist für die Schwächen Bleibtreus nicht blind, doch fordert er, daß man über die Absonderlichkeiten des Menschen Bleibtreu hinwegsehen und nicht,

wie es heute noch vielfach geschieht, die dichterische Größe dieses einzigartigen Autors darüber vergessen möge. „Wie man bei Richard Wagner sich bequemte, über die Schwächen seiner Person hinwegzusehen und nur die Größe seiner gewaltigen Kunstleistungen in Betracht zog, so dürfte dies auch einem Bleibtreu gegen über Pflicht sein.“ Er schließt mit der Ermahnung: „Gebt einem Bleibtreu und helft ihm geben, was ihm zukommt — dem Genie die Sonne!“ Möge sein Wunsch bald in Erfüllung gehen, und möchten sich besonders auch die deutschen Bühnen endlich einmal der großen Bleibtreu'schen Dramen energisch annehmen.

H. M.

Der Blaustrumpf. Unter diesem etwas ominösen Titel soll vom ersten Januar 1898 ab im Verlage des Würzburger Verlagskontors eine Fachzeitschrift für die schriftstellernde Frauenwelt in Form einer Halbmonatschrift erscheinen, die zwischen Schriftstellerinnen und Verlegern vermitteln will. Die deutsche Schriftstellerwelt hat es bekanntlich immer noch nicht zu einer brauchbaren berufsmäßigen Fachzeitschrift gebracht. Ob den weiblichen Kollegen der Wurf gelingen wird? Besser wäre es allerdings, es würde ein tüchtiges Organ geschaffen, das zwischen der geistigen Produktion und der Verlegerthätigkeit ohne Ansehen des Geschlechts vermitteln würde. Aber das wird wohl noch lange ein frommer Wunsch bleiben, denn die deutsche Schriftstellerwelt hat für praktische Fragen leider immer noch recht wenig Verständnis.

N. N.

Dr. Otto Sachs †. Ende vorigen Monats, als das Oktoberheft bereits abgeschlossen war, traf die Trauernachricht vom Ableben unseres Mitarbeiters, des Dr. jur. Otto Sachs in Wien ein, der unseren Lesern hauptsächlich aus seinen geistvollen Wiener Kunstberichten bekannt ist. Dr. Sachs war am 26. Juni 1869 zu Wien geboren. Er absolvierte seine Gymnasial- und Universitätsstudien in seiner Vaterstadt, promovierte hier summa cum laude und stand gerade vor der Advokatur-Prüfung, nach welcher er sich selbständig machen und eine geliebte Braut heimführen wollte, als ihn der Tod ereilte. Neben seinen juristischen Fachstudien hat sich Dr. Sachs jahrelang und mit großem Eifer mit kunstgeschichtlichen Studien (besonders mit italienischer Malerei und den Meistern der Renaissance) beschäftigt. Auch liebte er kulturgeschichtliche Studien. Im Jahre 1896 hielt er in Wien in einem größeren Privatzirkel Vorträge über italienische Kunstgeschichte.

Dr. Sachs war auch vielfach litterarisch thätig. Im Jahre 1893 war ein Bändchen Gedichte von ihm erschienen (bei Calve in Prag) und 1898 soll bei Schuster & Loeffler in Berlin ein zwei größere Novellen enthaltende Band erschienen. Außerdem ist sein litterarischer Nachlaß ziemlich bedeutend, er enthält lyrische Gedichte, Novellen, Dramen und Dramenfragmente. Die Sichtung und Herausgabe dieses Nachlasses wird von einem Freunde des Verstorbenen besorgt werden. Mit Dr. Otto Sachs ist einer der vielseitigsten und begabtesten Vertreter der jüngeren Wiener Schriftstellergemeinde aus dem Leben geschieden.

H. M.

Bibliographie.

Im Monat Oktober sind bei der Schriftleitung folgende Werke eingelaufen:

Hermann Bahr: Das Tschaperl. Ein Wiener Stück in vier Aufzügen. — Berlin, S. Fischer Verlag. — Preis 2 Mark.

Hermann Bahr: Die gute Schule. Roman. Zweite Auflage. — Berlin 1898. S. Fischer, Verlag. — Preis 3 Mark.

Otto Julius Bierbaum: Stilpe. Roman aus der Froschperspektive. Mit dem Bildnisse des Verfassers von Felix Vallotton. — 1897. Im Verlage von Schuster & Loeffler in Berlin.

Wilhelm Bode: Die Berliner Akademie. — Gedanken bei der Feier ihres 200jährigen Bestehens. — Verlag von

F. Fontane & Co. Berlin W. — Preis 50 Pf.

Helene Böhlau: Altweimarische Liebes- und Ehegeschichten. (Engelhorns allgemeine Romanbibliothek, vierzehnter Jahrgang, Band 3). — Stuttgart, Verlag von J. Engelhorn. — Preis 50 Pf.

Emil Burger. Drei Einakter nach dem Französischen. („Goldene Herzen" von Léon Cladel — „Die Erbschleicherin" von J. H. Posny — „Nach der Entscheidung" von Paul Bonnetain). — Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt v. S. Schottlaender. — Preis 2 Mark.

F. R. Caspar: Die Seele des Menschen, ihr Wesen und ihre Bedeutung. Mit einer Anleitung zur Wahrnehmung des seelischen Äther-Lichtes und einer Tafel über die Lichtformenwelt der Seele. Ein Buch für Alle. — Selbstverlag des Verfassers (Dresden-A., Pfotenhauerstraße 77). — Preis Mk. 1.75.

Julius Duboc: Das Ich und die Übrigen. (Für und wider M. Stirner). Ein Beitrag zur Philosophie des Fortschritts. — Leipzig, Verlag von Otto Wigand. 1897. — Preis 1 Mark.

Michel Deutsch: O du mein Österreich! — Berlin, Verlag von Paul Hüttig.

Waldemar Frey: Dur und Moll. Novellen und Erzählungen. — Basel, Verlag von Friedrich Emil Perthes aus Gotha 1897. — Preis eleg. geb. 3 Mark.

Dr. Fritz Friedmann: Was darf ich? Des Bürgers Recht und Schutz. Ein Handbuch für Jedermann. Band I: Polizei und Strafbehörde. — Berlin W. 35, Meußer, Messer & Co. — Preis 1 Mark.

Hugo Greinz: Hermann Gilm. Das Reinerträgnis wird dem zur Errichtung einer Gilm-Gedenktafel in Linz bestimmten Fonds zugewendet). — Linz a. d. D. 1897; Verlag der Linzer Montagspost.

Max Halbe: Mutter Erde. Drama in fünf Aufzügen. — Berlin, Georg Bondi.

P. P. Hamlet: Das Goethe-Geheimnis. Eine sensationelle Enthüllung. Zweite Auflage. — Berlin, A. Hofmann & Co. 1897. —

W. Helm: Der grollende Achill. Ein heroisches Drama, frei nach Homers Ilias. — Schleswig, Jul. Begas Verlag und Druckerei 1897. —

Karl Henckell: Arnold Böcklin gewidmet. — Zürich & Leipzig, Verlag von Karl Henckell & Co.

Justinus Kerner, Briefwechsel mit seinen Freunden. Herausgegeben von seinem Sohn Theobald Kerner. Durch Einleitungen und Anmerkungen erläutert von Dr. Ernst Müller. Mit vielen Abbildungen und Facsimiles. Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart. Zwei Bände. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt 1897. — Preis Mk. 12. —

O. Knille: Wollen und Können in der Malerei. — Verlag von F. Fontane & Co. Berlin W. Preis M. 2.—.

Karl Maria: Verse. — Berlin, Schuster & Loeffler 1897. —

Guy de Maupassant: Unser Herz. Roman. Aus dem Französischen übersetzt von M. zur Megede. Dritte Auflage. — Stuttgart u. Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt 1897.

Paul Mongré: Sant' Ilario. Gedanken aus der Landschaft Zarathustras. — Leipzig, Druck und Verlag von C. G. Naumann. 1897. —

Karl Neißer: Die Entstehung der Liebe. Zur Geschichte der Seele. — Wien, Verlag von Carl Konegen. 1897. — Preis Mk. 1.70.

Arthur Oelwein: Die Erbsünde. Ein Mysterium in drei Abteilungen. — Wien, Verlag von Carl Konegen. 1897. — Preis Mk. 2.—

J. E. Poritzky: Todtgeweihte. Skizzen. — Berlin, Verlag von R. Boll.

Emanuel Portal: Azalaïs d'Altier et Clara d'Anduze, poètesses cévenoles. — Alais, Typographie, Lithographie, Papeterie J. Brabo. 1897.

Dr. E. von Possanner: Baron G'nackerl. Eine Wiener Geschichte aus dem XIX. Jahrhundert. 2 Bände. — Wien, Verlag von Carl Konegen 1898. — Preis Mk. 6.50.

Carlot Gottfrid Reuling: Das Stärkere. Ein Schauspiel in 3 Aufzügen. — Verlag der Theaterbuchhandlung Eduard Bloch, Berlin W. 8. — Preis 2 Mark.

Jacob Reumann: Die Heimarbeit in Österreich. (Wiener Arbeiter-Bibliothek, Heft 3). — Wien 1897, Erste Wiener Volksbuchhandlung (Jg. Brand). — Preis 15 Kreuzer.

Helene Richter: Mary Wollstone-

craft, die Verfechterin der Rechte der Frau. — Wien 1897, Carl Konegen, I. Österwieg 3. — Preis Mk. 1.70.

Dr. Heinrich Romundt. Eine Gesellschaft auf dem Lande. Unterhaltungen über Schönheit und Kunst mit besonderer Beziehung auf Kant. — Leipzig, Druck und Verlag von C. G. Naumann. 1897.

M. von Ruth: Drei Losungsworte. Erzählung. — Dresden, Leipzig u. Wien 1897. — Preis 2 Mark.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge begründet von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff, herausgegeben von Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach:

Nr. 270: Lord Byron von Dr. Louis Lewes, Preis 75 Pfg; — Nr. 272: Die deutsche Publizistik im 17. Jahrhundert von Dr. G. Mentz, Preis 60 Pfg; Nr. 273: Die Tannhäusersage und ihre poetische Gestaltung von Prof. Dr. Jakob Nover, Preis 75 Pfg. — Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).

Schwarz vom Rammbach, Kridavana, Eine sozial-politische Dichtung. — Dresden, Leipzig u. Wien, E. Pierson's Verlag 1897. — Preis Mk. 1.—

Carl Theodor Schulz-Dresden: Frühehe und Heiratskonsens. Eine neue Lösung der Übervölkerungsfrage. (Fragen des öffentlichen Lebens, herausg. v. Dr. jur Rich. Wrede, II. Jahrg. Heft 5). — Kritik-Verlag, Berlin S. W. 46. — Preis 50 Pfg.

M. Stona: Buch der Liebe. Dritte, sehr vermehrte Auflage. — Wien, Verlag von Carl Konegen. 1897. — Preis Mk. 1.70.

Sigmund Tauber: Strandgut. Roman — Dresden, Leipzig u. Wien, E. Pierson's Verlag 1897. — Preis 2 Mark.

Iwan Sergejewitsch Turgenieff: Gnadenbrot. Schauspiel in zwei Aufzügen. Zum erstenmale ins Deutsche übertragen von Marion Lorm. — Verlag von Ignaz Brand, Wien und Leipzig, 1897. — Preis 40 Kreuzer.

C. Viebig: Rheinlandstöchter. Roman. — Verlag von F. Fontane & Co. Berlin W. Preis M. 6.—.

A. v. Villámosy: Mordende Frauen. Zwei Novellen. — Berlin 1897; Verlag von August Deubner.

Ernst Wachler: Über Otto Ludwigs ästhetische Grundsätze. Eine philosophische Untersuchung. — Berlin, Verlag von E. Ebering. 1897.

Theodor Wahl: Giebt es eine Verchristlichung des Weltlebens. (Zeitfragen des christl. Volkslebens; herausgeg. v. E. Frhr. v. Ungern-Sternberg u. Pfr. Th Wahl. Band 22, Heft 6). — Stuttgart, Chr. Belgische Verlagsbuchhandlung. — Preis 80 Pfg.

Dr. med. Heinrich Wehberg: Die Enthaltsamkeit von geistigen Getränken eine Konsequenz moderner Weltanschauung. (Tages- u. Lebensfragen, No. 21). — Leipzig, Verlag von Chr. G. Tienken. — Preis 50 Pfg.

Moritz Wirth: Die Entdeckung des Rheingoldes aus seinen wahren Dekorationen. Mit einer Zeichnung der Walhallandschaft. — Leipzig, Constantin Wild's Verlag 1896.

Ferdinand Wittenbauer: Jung Unnutz. Schelmenlieder. — Wien, Verlag von Carl Konegen. 1897. — Preis Mk. 1.50.

Ernst von Wolzogen: Der Kraft-Mayr. Ein humoristischer Musikanten-Roman. Dem Andenken Franz Liszts gewidmet. — 2 Bde. (Engelhorns allgemeine Romanbibliothek, vierzehnter Jahrgang, Band I u. II). — Stuttgart, Verlag von J. Engelhorn. — Preis 1 Mark.

Leopold Wulff: Feder und Feile. Poesie und Satire. — Constantin Wild's Verlag, Leipzig und Baden-Baden.

Wir bitten, **sämtliche Manuskripte, Bücher- rc. Sendungen** ausschließlich an

Herrn Hans Merian, Schriftleitung der „Gesellschaft“
in Leipzig, Inselstraße 7

zu richten.

Schriftleitung und Verlag der „Gesellschaft“.

Verantwortlicher Leiter: Hans Merian in Leipzig.
Verlag von Hermann Haacke in Leipzig. — Druck von Gottfr. Pätz in Naumburg a. S.





Und Serenissimus sprach.

Von M. G. Conrad.

(München-Partenkirchen.)

Und Serenissimus sprach — wir gingen zweisamen über die wintersonnenbeglänzten Wiesen von Garmisch nach dem Höllenthal, es war die stillste Mittagsstunde:

„Du glaubst nicht, wie unmenschlich borniert oft die Auffassung von geistigen Dingen an den Edelsitzen ist. Litteratur, Kunst, Philosophie, Wissenschaft stehen dort in einer Schätzung, die weit unter dem Pferde und Hunde ist. Übrigens — ist's bei der Mehrzahl des hochmütigen Bürgertums anders, bei diesen unfeinen Leuten, die stets auf Bildung und Besitz pochen?"

Ich schwieg eine Weile. Da nahm er wieder das Wort:

„Die Umstände, unter denen diese Menschen wachsen, sind eben auch danach. Man muß ein sehr Eigener sein, wenn man sich da behaupten will. Das sind die wenigsten. Die Natur verschwendet nur Mittelgut und kargt mit dem Ausgezeichneten."

„Die Natur ist haushälterisch," sagte ich. „Und dann säet sie den Dünkel darüber. Da sieht's gleich nach mehr aus."

„Und der Dünkel hat die vorzügliche Eigenschaft, die Dummheit ins geilste Wuchern zu bringen. Das giebt dann ein wundervoll harmonisches Bild: Die höhre Kultur. Ich mußte oft lachen. Er verstehe altgriechisch wie ein Professor, behauptete einmal die Fürstin Durelitu von einem rechten Schaf von Legationsrat. Ich erwiderte: Durchlaucht, zu Homers Zeiten, des bekannten klassischen Bettelmusikanten, verstand

jeder Schiffsknecht altgriechisch und sprach's sogar flüssig wie Wasser. — Ein andermal die nämliche Fürstin von dem Nämlichen: Nun wisse sie auch, daß er im Neugriechischen beschlagen sei. Ei der Tausend, sagte ich, Durchlaucht möge mir glauben oder nicht, in Athen spricht jede Obstfrau neugriechisch mit ihren dümmsten Kunden. Wer französisch parliert, ist vornehm. Die Franzosen sind darum ein vornehmes Volk, weil bei ihnen jeder Straßenkehrer französisch parliert. Deutsch sprechen die meisten dieser Vornehmen nicht. Und die vornehmen Deutschen selbst sprechen ihre eigene Muttersprache so unschön wie möglich. Deutsch gilt eben nicht. Nicht als Sprache — und überhaupt."

„Aber, aber! Ich bitte Dich: Deutsch gilt nicht? Deutsch gilt nicht bei den Aristokraten, bei den Millionären und den Geheimen im Rate der offiziellen Wissenschaften und staatlichen Künste?" Ich lachte ihn von der Seite an. In seinem Eifer merkte er's nicht.

„Nein, Deutsch gilt nicht. Lass' Dir doch nichts vormachen. Das Nationale gilt, jawohl, das kaiserlich Reichsdeutsche, das königlich Preußisch-Brandenburgisch-Hohenzollersche, denn das Nationale im Sinne der herrschenden Kaste ist ein zuverlässiges Regierungswerkzeug, um das etwas stark vermürbte und verplunderte Heilige alles Bestehenden, sofern es den Höchstmögenden vorteilhaft ist, aufrecht zu erhalten. Ein Lerchenspiegel ist's, dem das gefühlvoll schwatzende und singende Pietätsvolk zuflattert, damit es ja sicher in der historischen Schußlinie bleibt. Das Deutsche in der nationalen Verengung und Verschnürung, verstehst Du? Komm' ihnen doch einmal mit dem eigentlichen, ursprünglichen Deutschen, wie es in der weiten, freien Welt unter allen Wettern gewachsen ist; komm' ihnen einmal mit dem ewigen Geist des Deutschen, mit der fesselfreien Kraft des Deutschen, mit der selbstherrlichen Freiheit und Schönheit des Deutschen, mit dem gottgeborenen Herrenvolksdeutschen! Als einen Anarchisten und Nationalverderber werden sie Dich anschwärzen, als einen höchlich verdächtigen Menschen polizeilich beäugen und bei erster Gelegenheit Deine Staatsgefährlichkeit mit allen Chikanen des Strafprozesses Gott und der Welt demonstrieren. Du wirst dann eingekapselt oder kannst Dich selbst einkapseln, Du Unheilstrichine im blühenden Schweinefleisch der allerkoschersten Nationalität. Aber ausrichten kannst Du nichts mehr als eigener Deutscher — rein gar nichts mehr, außer Du verdingst Dich als Lauf-, Schreib- oder Schreiburschе beim „Alldeutschen Verband" oder beim „Allgemeinen Deutschen Schulverein" oder bei der „Weltflotte". Also merk' den Unterschied: das Nationale, nicht das Deutsche ist das

Erlaubte und Gutgeheißene. Sei zum Beispiel der vorzüglichste Deutsche in Kopf und Herz und Charakter, nebstbei aber drangsalierter österreichischer Badeniunterthan oder freiwaltender schweizerischer Bürger — was gilts Du dann dem nationalen „Reich", trotz Deines famosen Deutschtums? Da merkst Du's sofort: nicht das Deutsche an sich, sondern jene deutsche Partikel, auf die der Imperator Rex Wappen und Hand legen kann, gilt in Germanien. Und nachdem alles solchermaßen schon historisch verpfuscht ist, renommieren sie mit Weltpolitik und wollen die Meere beherrschen und den Dreizack schwingen und wie im Rüpelspiel des Sommernachtstraumes alle Rollen agieren, den Pyramus und die Thisbe und den Löwen und was weiß ich noch. Verpfuscht! Das ist's. Und weil jetzt das Gefühl der Verpfuschung überall durchbricht und wie eine fressende Läusekrankheit über den ganzen Leib wächst, suchen sie nach vertuschenden Namen und nennen's Reichsverdruß. Und nun stehen die Kurpfuscher auf, die Bußprediger, die falschen Propheten und Flutauguren und raten das alte kannibalische Mordmittel: Krieg! Es ist nicht zum glauben, was diese edle Kulturbrüderschaft in der Not für Einfälle hat. Was meinst Du?"

„Eine wirksame Läusesalbe wäre vielleicht das Geeignetere."

„Aber höre mal, Deine Läusesalbe müßte schon sehr kräftig sein und an Stellen eingerieben werden, die sonst ganz andere Salben gewöhnt sind." (Wir überschritten den Hammersbach.)

Hoch oben am Gewände des Waxensteins zog ein Adler seine Kreise. Wir standen still und beobachteten, wie er sich zur Alpspitze hinübersteuerte. Es lag etwas seltsam Unruhiges in seiner Flugbahn.

„Der hat sich verflogen," bemerkte Serenissimus. „Oder es fehlt ihm irgendwo. Das ist kein reiner Flug. Sieh nur einmal diesen komischen Bogen, den er jetzt beschreibt. So erreicht er die Spitze seiner Lebtag nicht. Nun biegt er tiefer ins Höllenthal. Was er nur dort suchen mag, der arme Gaukler. Dort giebt's weder einen gesunden Bissen noch einen anständigen Horst zu dieser Zeit. Wie kann ein freies Tier so instinktverlassen sein?"

Es straffte sich die Gestalt meines Freundes und sein Jägerblut kam ins Glühen. Ich spottete: „Das ist gar kein richtiger Adler. Irgend eine schlechte Kopie, eine dreiste Nachahmung, aus einem gestümperten Kukuksei gekrochen."

„Jetzt einen gesunden Schuß. Da oben wüßte ich einen Stand, prachtvoll waghalsig und doch so sicher. Eine feine Kugel, hörst Du?"

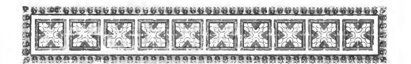
Da krachte es schon in der Höhe, aus dem Felsen heraus. Sere-

nissimus schrie Bravo.

Ich wette, da hat sich ein Wilderer einen guten Tag versprochen. Und schließlich ist er doch geprellt."

„Zum Teufel mit aller Politik. Kehren wir auf einen Schluck beim Hammerschmied ein, ich will Dir eine gute Wilderergeschichte erzählen aus der Zeit, da ich selbst noch auf dem Throne saß und frevelte wie ein Geier. —





Die Demokratisierung der Kunst.

Von O. Ch. Kalk.

(Jena.)

Zwei deutsche Zeitschriften für angewandte Kunst auf einmal! Was bedeutet das für unsere Kultur?

Es bedeutet, daß das deutsche Volk endlich auch auf diesem Gebiet anfängt mündig zu werden; daß es Klarheit über das eigentliche Wesen der Kunst zu gewinnen beginnt. Blicken wir zurück in der Geschichte, so können wir deutlich solche Perioden unterscheiden, in denen die Kunst blüht, und solche, wo sie höchstens kümmerlich vegetiert. Zu welchen von beiden wird nun die Zukunft unser Jahrhundert rechnen, speziell was den Anteil unseres Vaterlandes betrifft? Fehlt es an künstlerischem Schaffen? Nein; eher kann von Überproduktion gesprochen werden. Fehlt es an Meistern ersten Ranges? Nein; man braucht nur an Cornelius, Menzel und Böcklin zu denken, die jeder auf ihrem Gebiete unerreicht sind. Fehlt es am Interesse des Publikums? Kaum; jedenfalls nicht mehr als zu allen Zeiten, sonst könnte man doch z. B. nicht wagen drei große Kunstausstellungen gleichzeitig in München, Dresden und Berlin zu veranstalten. Haben wir also eine Blüte-Periode für Deutschland zu verzeichnen? Dennoch nicht.

Worin liegt dieser scheinbare Widerspruch? Es sei hier gleich die Antwort gegeben: er liegt in der Inkongruenz zwischen Kunst und Wirtschaftsleben begründet. Prüfen wir nämlich daraufhin die Blüte-Perioden der Vergangenheit, so finden wir, daß hier die Kunst organisch mit der gesamten Kultur zusammenhängt. Dieser Zusammenhang, nicht etwa eine größere Menge künstlerischer Kräfte, die gar nicht zu erklären wäre, zeichnet die Blüteperioden vor den sogenannten Verfallzeiten aus. Die Zeiten von Perikles bis etwa zu Alexander sahen eine nationale, eine öffentliche Kunst, die Kunst der

Tempel und Statuen, während die Bedürfnisse des Einzelnen zurücktreten mußten. Das römische Imperium dagegen sah die Kunst der reichen Leute; das Interesse am Staatsleben war gebrochen, und die Kunst paßte sich dieser Handlung an, floh aus den öffentlichen Gebäuden in die Villen der Großen. Ähnlich verhalten sich die Kunst-Perioden des Mittelalters und der Renaissance zu einander: erstere hatte wieder eine öffentliche Kunst, nur daß an Stelle der Polis die Kirche getreten war; letztere wieder hauptsächlich eine private Kunstpflege. In allen diesen Fällen entspricht die Art der Kunst ganz der allgemeinen Kultur. Alle Kunst der Vergangenheit aber hat etwas gemeinsam: sie ist aristokratisch. Und ebenso sind trotz aller Wandlungen der Staaatsformen alle bisherigen Wirtschaftsformen — abgesehen von dem Urzustande — aristokratisch gewesen; und sie mußten es bei der geringen Produktionskraft sein. Stets war eine Scheidung in die große Masse der Arbeitenden und die kleine Zahl der Genießenden notwendig. Nur die letzteren kamen als Konsumenten für Kunst in Betracht: Die antiken Sklaven kauften so wenig Kunstwerke, wie die späteren Bauern oder Handwerker. Neben dieser Kunst der Kunstwerke bestand nun freilich in allen Blüteperioden eine Kleinkunst, ein sogenanntes Kunstgewerbe; immerhin erscheint dieses doch nur als Anhang der „hohen" Kunst. —

Wie steht es nun in der Gegenwart? Wir haben im wesentlichen eine Kultur des Individuums; Staat und Kirche haben nicht mehr die Bedeutung, wie im Altertum und Mittelalter. Die Zahl derer, die so begütert sind, daß sie Kunstwerke kaufen können, nimmt bei der allgemeinen Proletarisierung stetig ab. Auf der andern Seite kann in Folge der Vervollkommnung der Technik sich jetzt der Ärmste manche Genüsse gestatten, welche früher nur für die Reichsten da waren.

Man sollte meinen, daß diese gewaltigsten Wandlungen des Gesellschaftslebens die Organisation der Kunst von Grund aus umgestaltet hätten. Die Kunst der Kunstwerke müßte so gut wie verschwunden sein; aus den kunstgewerblichen Anfängen müßte sich mit Hülfe der Technik eine angewandte Kunst großen Stiles entwickelt haben, die möglichst billige Gebrauchsgegenstände in künstlerischer Form und Farbe produziere. Wir hätten dann das Recht von einer Kunstblüteperiode zu sprechen, welche völlig original in der Geschichte der ästhetischen Kultur dastände. —

Und was haben wir statt dessen? Eine Kunst der Museen und Ausstellungen. Welchem Besucher einer modernen Kunstausstellung wäre nicht schon ein Grauen angekommen, wenn er daran dächte, was aus allen diesen unzähligen Produkten einmal wird. Ge-

kauft wird günstigsten Falls ein Zehntel, der Rest verschlingt nur Platzmiete.

Wir wollen noch weiter denken; wir wollen uns vorstellen, wir hätten bereits die sozialistische Ordnung. Wie müßte die Kunst diesem soziologischem Zustande Rechnung tragen? In der sozialistischeren Zukunft kann sich niemand ein mehrere Quadratmeter großes Gemälde oder eine Bronze in Lebensgröße kaufen; das muß einmal offen gesagt werden. Gesellschaft und Genossenschaften können freilich hier eintreten. Immerhin könnten sie doch nur einzelne Kunstwerke erwerben. Nur ganz wenige Künstler werden es also sein können, die vom Ertrage ihrer Kunstwerke leben. Da es nun aber anderes Einkommen, als das aus Arbeit, nicht geben wird, so wird es eine „hohe" Kunst, etwa im Sinne der Renaissance, nicht geben können. Und das ist gut so; denn wir sind dieser Art Kunst („unnütz" wäre ihr richtiges Beiwort) gründlich satt geworden. Selbst Nietzsche, der Jünger der Renaissance, ist dieser Meinung: „Nach dieser großen, ja übergroßen Aufgabe der Kunst ist die sogenannte eigentliche Kunst, die der Kunstwerke, nur ein Anhängsel . . . Wenn wir die Mahlzeit mit dem Nachtisch beginnen und Süßigkeiten über Süßigkeiten kosten, was Wunders, wenn wir uns den Magen und selbst den Appetit für die gute kräftige nährende Mahlzeit, zu der uns die Kunst einladet, verderben!" Er sieht diese Luxuskunst untergehen und meint: „Alle Welt, mit Ausnahme der Kultur, hätte . . . den Vorteil davon" (Menschl.-Allzum. II S. 95—96).

Nun aber glauben wir nicht mehr an den großen Krach, der mit einem Schlage die neue Ordnung heraufführe. Vielmehr wachsen wir schon jetzt mehr und mehr in die neue Ordnung hinein. Einerseits übernimmt der Staat Funktionen, die einer rein individualistischen Ordnung widerstreben. Andrerseits vermindert sich die Zahl derer, die große Luxusausgaben machen können. Beiden Wandlungen hat sich die Kunst anzupassen. Soweit sie „hohe" Kunst bleibt, also Werke schafft, die (abgesehen eventuell vom Materialwert) keinen andern Wert haben, als den ästhetischen, wird sie mehr und mehr auf die Fürsorge des Staates und der Gemeinde angewiesen sein. Daß diese unendlich viel mehr für die Kunst thun können, als heute, ist klar; einmal durch freigebige Aufträge für begabte Künstler und durch Ankauf ausgestellter Werke; sodann durch Pflege des ästhetischen Bedürfnisses während der Jugenderziehung. Aber man denke sich diese öffentliche Kunstpflege auch bis zur idealen Höhe gebracht, niemals wird dadurch allein bei der heutigen oder gar bei der zukünftigen Wirtschaftsorganisation die große Zahl

der produktiven künstlerischen Kräfte ihr ausreichendes Arbeitsfeld finden, und niemals wird dadurch allein jetzt und weiterhin für das konsumierende Publikum die Kunst die Rolle spielen können, wie in den Blüteperioden der Vergangenheit. Vorbei sind die Zeiten, wo der sklavenbesitzende Vollbürger seine Zeit zwischen dem marmornen Badepalaste, den Säulenhallen der Philosophen, der statuengeschmückten Agora und den mit Tanz, Musik und Hetärenküssen gewürzten Trinkgelagen verbringen konnten. Vorbei sind auch die Zeiten, wo in dem trübfarbigen Lichte gotischer Kirchen selbst die Edelsten des Volkes in mystischer Andacht stundenlang vor den Muttergottesbildern träumten. Wir sind ein arbeitsames Geschlecht geworden und können der Kunst, die uns von der Arbeit und von unserm Heim abhält, nur wenig Zeit widmen. Dem muß sich die Kunst fügen, sie darf nicht fürder mehr ihr Hauptaugenmerk auf die Produktion unnützer Luxusartikel, als z. B. Staffeleibilder und Statuen, richten, sondern sie muß gerade die Gebrauchsgegenstände, mit denen der moderne Mensch stetig umgeht, so gestalten, daß sie unbeschadet ihrer vollkommenen Nützlichkeit auch schön sind. Stets muß die Nützlichkeit das oberste und die Schönheit nur das zweite Gebot sein.*) Diese Befriedigung des ästhetischen Bedürfnisses ist dem modernen Menschen auf den Leib zugeschnitten. — In der That ist die Kunst seit Langem auf dem besten Wege dazu eine „angewandte" zu werden. Während Frankreich für die moderne Malerei die Lehrmeisterin der Völker geworden ist, während uns Amerika allem Anscheine nach mit einem neuen Baustile beschenken wird, ist England auf dem Gebiete der applied art allen andern Nationen voraufgegangen. Schon 1853 schuf man zur Stütze des Kunsthandwerks das Department of Science and Art, das nach seinem Stammsitze gewöhnlich South-Kensington-Museum heißt. Damals nahmen die dekorativen Künste ihren Aufschwung, zunächst jedoch in völliger Anlehnung an historische Stile. Es war die Zeit, als Ruskin Rückkehr zur Vergangenheit predigte, als Rosetti die Präraffaeliten-Schule gründete, als William Morris das künstlerische Handarbeiten so thatkräftig unterstützte und anregte. Es ist klar, daß diese Bewegung im Grunde reaktionär war. Nur das Kunstgewerbe hat Zukunft, welches es versteht, sich die moderne Technik zu Diensten zu machen. Erst neuerdings hat man sich auch in England auf diese Notwendigkeit besonnen, und es ist namentlich die Monatsschrift „The Studio", welche einen Sammelpunkt für alle diese modernen Kräfte abgiebt. Auch in andern Ländern ist man thätig. Namentlich

*) Das Umgekehrte ist Zeichen absteigender Kultur.

in Amerika, auf dem keine Last von Jahrtausenden drückt, findet die neue Bewegung großen Anklang. In Frankreich blüht die Plakatkunst und die Keramik. In Paris hat S. Bing im Jahre 1895 den Salon „L'Art nouveau" gegründet, welchen Bonniet erbaut und Besnard dekorativ ausgemalt hat. In Belgien wirkt namentlich der geniale Van de Velde; auch Skandinavien beginnt sich zu regen.

Deutschland dagegen tritt noch sehr zurück. Kräfte sind schon vorhanden; aber es fehlte bis vor Kurzem an jedem litterarischen Mittelpunkte, um den sie sich konzentrieren könnten; von der Kunstausstellung blieben sie ausgeschlossen. Das große Publikum weiß überhaupt gar nicht, daß es einen neuen Stil für Gebrauchsgegenstände giebt. Vielmehr erschöpfen sich diejenigen, denen überhaupt an einer künstlerischen Ausgestaltung ihrer Wohnräume liegt, in antiquarischen Liebhabereien. Alte Truhen, alte Zinngefäße, alte Gobelins werden aufgestapelt und oft für schweres Geld erworben; die neugefertigten Möbel müssen sich dann den alten Stilen anpassen; kurz statt eines Wohnhauses entsteht ein Museum. Höchstens das einige Weiterblickende sich ans Ausland halten: englische Tapeten, amerikanische Petroleumlampen, ungarische Vasen, französische Poterien, norwegische Webereien, japanische Dekorationen, venezianische Schmiedearbeiten kann man hier und da sehen. Von einer deutschen „Kleinkunst" modernen Stiles kann noch keine Rede sein. Ja die meisten werden erstaunt fragen: Giebt es denn überhaupt einen modernen Stil für das Kunstgewerbe?"

Es sei mit kurzen Worten das Wesen des modernen Stils charakterisiert. Es kommt hier endlich ein Prinzip zum Durchbruch, welches bisher auf dem Gebiete einer andern Kunst, nämlich der Baukunst, wenigstens theoretisch allgemeine Anerkennung gefunden hat, das Prinzip des konstruktiven Stils, welches von philosophischer Seite einmal so ausgedrückt wurde: „Architektur umgrenzt Räume durch schwere Massen, deren Kohäsion dem Druck widersteht. Als Handwerk benutzt sie die Mittel bloß. Sie wird Kunst, indem sie dieselben zeigt." (Herm. Lotze: Grundz. der Ästhetik § 48). Ähnlich sagt Schopenhauer (W. a. W. u. V. S. 252—3) „Eigentlich ist der Kampf zwischen Schwere und Starrheit der alleinige ästhetische Stoff der schönen Architektur." „Daher liegt . . . die Schönheit eines Gebäudes in der augenfälligen Zweckmäßigkeit jedes Teiles." Diesen Philosophen ist nur noch eines entgegenzuhalten; daß es nämlich nach unserm modernen Empfinden kein Handwerk im Gegensatz zur Kunst, keine uns nützliche Baukunst, Töpferei u. s. w. im Gegensatze zur schönen Keramik u. s. w. geben dürfte.

Jedes Gebäude, jedes Möbel, jedes Gewand, jeder Büchereinband, jeder Garten, jedes Werkzeug, jede Wasseranlage, jede Ausstellung sei nicht nur nach technischen, sondern auch nach ästhetischen Gesichtspunkten hergerichtet. Diese Forderung zu erfüllen ist unmöglich, solange die Kunst aristokratisch ist, so lange sie im kostbaren Material, im reichen Schmucke und in dem Erfolg ungewöhnlicher Kunstfertigkeit einzelner Meister ihr Wesen sucht. Nicht jeder kann in einem marmornen Palaste wohnen und sich sein Prunkgerät von einem Cellini ciselieren lassen! Aber jeder kann Sorge tragen, daß das einfache, praktische Material, aus dem sie bestehen, nicht durch einen trügerischen Anstrich verheimlicht wird, daß es keine unnützen Schnörkeleien und keine Formen zeige, die nur bei ganz anderm Materiale, in ganz andern Maßstäben und unter den andern Verhältnissen der Vergangenheit ihre Berechtigung hatten. Die moderne „Kleinkunst" liegt vielmehr in der Anpassung der Formen an drei Faktoren:

a) an den Zweck des Gegenstandes,

b) an das Material,

c) an den Raum und die Umgebung,

in welche der Gegenstand versetzt werden soll.

Die Kunst dieser konstruktiven Formengebung ist also nichts anders als eine Nuancierung der Zweckmäßigkeit, wodurch diese Zweckmäßigkeit nicht etwa verdeckt wird, sondern im Gegenteil betont und dadurch zu einer Idee geadelt wird, daß man sie zum Mittelpunkte der Konstruktion erhebt.

Doch dies ist nur die eine Seite der modernen Kleinkunst, die andere liegt in der richtigen Farbengebung. Darüber ließe sich ein eignes Buch schreiben. Es sei hier nur kurz bemerkt, daß die Gesetze des Simultankontrastes und ihre Wirkung auf die menschliche Stimmung von dem Gewerb-Künstler aufs genaueste studiert und, je nach dem Zwecke des Gegenstandes, angewandt werden müssen. Ein Zimmer zum vorübergehenden Gebrauch kann z. B. mit lebhafteren Farben ausgestattet werden, als z. B. ein Arbeitszimmer. Ferner müssen Tapeten und Möbel in engste Farbenbeziehung zu einander und beide zur Größe, Gestalt und Lage der Fenster gebracht werden. Nach dieser Konstellation und nach dem Zwecke des Raumes hat sich dann wieder die Art der Abendbeleuchtung zu richten. Kurz auch diese Seite des modernen Stils giebt ein reiches Arbeitsfeld für den künstlerischen Geschmack, welcher in

dieser Beziehung durch die Entwicklung der gegenwärtigen Malerei sich aufs glücklichste schulen kann.

Auch diese Seite trägt zur Demokratisierung der Kunst wesentlich bei. Denn eine schöne Form verlangt bei dem augenblicklichen Stande der Technik (trotz aller Vereinfachung und Verbilligung gegen früher) noch Ausgaben, wie sie die Einnahmen wenigstens des Proletariats überschreiten. Die Farbe aber ist die beste Freundin des Volkes. Für wenige Pfennige Geldes kommt sie und kann, wenn nur der richtige Geschmack vorhanden ist, auch den primitivsten Gegenständen zu schöner Wirkung verhelfen.

Ein weiteres Moment für die Demokratisierung ist durch das Fortschreiten der Reproduktionskunst gewährleistet. Leider hat sie bis jetzt, wenigstens in Deutschland, für die Ausschmückung der Wohnräume nur wenig geleistet, und zwar lediglich deshalb, weil ihr beim großen Publikum gewisse Vorurteile entgegenstanden. Das Anbringen solcher Blätter an den Wänden galt nicht als „chic“, oder man glaubte wenigstens erst einen teuren Rahmen dazu besorgen zu müssen, wobei man dann regelmäßig (und zum Schaden des Säckels!) die breiten, weißen Ränder stehn und mit einrahmen ließ, wodurch das Bild (viermal so groß, als es hätte sein dürfen) natürlich ein ordinäres Aussehen bekam und instinktiv von den besseren Zimmern ausgeschlossen wurde. Die meisten solcher Blätter der Reproduktionskunst aber wurden in Mappen vergraben, um durchschnittlich alle fünf Jahre einmal betrachtet zu werden. Die moderne Arbeitsamkeit gewährt meist nicht die Möglichkeit, einen Teil seiner Zeit der Kunst ausschließlich zu widmen. Die Reproduktionskunst hat dem Rechnung zu tragen, sie wandere aus den Mappen wieder an das Tageslicht! In der That ist auch hier schon eine Bresche gelegt; schon giebt es moderne Ausstattungen, in denen zahlreiche Lichtdrucke, Holzschnitte oder Radierungen an Möbeln, Thürfüllungen u. s. w. angebracht und eventuell durch eine Glasur organisch mit denselben verbunden sind. Ganz wird das Vorurteil erst beseitigt werden können, wenn die Farbe mehr als bisher in die Reproduktionskunst eingedrungen ist. —

Auch sonst wird es jetzt Licht in Deutschland. Schon waren auf beiden internationalen Kunstausstellungen des letzten Jahres, in München wie in Dresden, der angewandten Kunst wenigstens einige Zimmer überlassen. Schon entstehen überall Geschäfte für moderne Möbel; Preisausschreiben für moderne Plakate kündigen sich an (so das für die Pianoforte-Industrie); „Jugend“ und „Simplicissimus“ läutern den Geschmack

des großen Publikums: Otto Eckmann, wohl der Erste auf diesem Gebiete in Deutschland, ist zum Professor an das Kunstgewerbemusenm von Berlin berufen.

Vor allem aber tauchen plötzlich zwei Monatsschriften auf, die das für Deutschland zu werden versprechen, was der „Studio" für England ist, und denen schon einige der obigen Angaben entnommen sind. Die eine heißt „Dekorative Kunst" und wird von dem bekannten Schriftsteller Meier-Graefe (Paris), sowie von H. Bruckmann, dem Sohn der Münchener Kunstfirma herausgegeben. Die andere heißt „Deutsche Kunst und Dekoration" und erscheint bei Alexander Koch in Darmstadt. Die Wohlfeilheit des englischen Musters erreichen sie beide nicht ganz. (Der „Studio" kostet 3 M. viertelj., die „D. K." 3,75 M., die „D. K. u. D." 5 M.) Ihr Arbeitsgebiet ist etwas verschieden, erstere hat nur die angewandte Kunst (inkl. der Architektur) im Sinne, letztere daneben auch die „hohe", bildende Kunst. Im übrigen läßt sich über den Wert beider Zeitschriften noch kein Urteil fällen. Freuen wir uns zunächst, daß wir „zwei solche Kerle haben".

Die „Dekorative Kunst" bringt außer einem einleitenden Aufsatze von Bing (Besitzer von l'Art nouveau in Paris) eine ausgezeichnete Schilderung „moderner Beleuchtungskörper" mit nicht weniger als 37 Abbildungen. Ein Satz daraus sei hervorgehoben: „Bei den Petroleumlampen ist das Bassin die natürliche Hauptsache, die die Form der Lampe bestimmt, bei dem Gas das Rohr, bei der elektrischen Lampe der Draht." Hierin liegt (sieht man von der Farbe ab) das ganze Wesen des modernen Stils. Letzteren erläutert der Ästhetiker Alf. Lichtwark unter dem Titel „Der praktische Zweck" und zeigt, wie sich die deutsche angewandte Kunst vor allem auch nach der Eigenart der Hausfrauen zu richten habe, welche auf Brauchbarkeit, Dauerhaftigkeit und bequeme Reinigung mehr sieht, als es z. B. in Frankreich Usus ist. Ferner finden sich Aufsätze über „künstlerischen Unterricht für Handwerker in England", über „altvenezianische Druckstöcke" (O. J. Bierbaum), über „kunstgewerbliche Ausstellungen" im allgemeinen und die Congo-Ausstellung-Tervueren im speziellen (Van de Velde). —

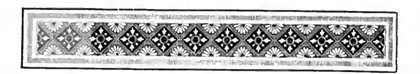
Die „Deutsche Kunst und Dekoration" dagegen geht mehr eklektisch zu Wege und zeigt in ihrem Doppelhefte, was sie in Zukunft alles zu berücksichtigen gedenkt! Stilisierte Friese und Leisten, Wandteppiche, Möbel, Leuchter, Öfen, Truhen, Skulpturen, Majoliken, Wandschirme, Gebäude, Gartenanlagen, Denkmäler, Pokale, Glasmalereien, Einbände, Plakate, Ausstellungen, Künstler-Biographien, bibliographische Notizen,

Preisausschreiben und allgemeine ästhetische Abhandlungen: ein reiches Arbeitsfeld.

Wohl hat es auch bisher schon deutsche Zeitschriften für die angewandte Kunst gegeben, vor allem die „Zeitschrift für Innendekoration," aber sie vermochten es nicht, sich ausschließlich auf modernen Boden zu stellen und wandten sich auch mehr an die produzierenden Meister, als an das konsumierende Publikum. Hoffen wir, daß die neuen Zeitschriften den Wirkungskreis erlangen, den sie verdienen, und daß es ihnen gelingen werde, den Geschmack des deutschen Volkes zu erziehen. Möge die Kunst sich weiter demokratisieren, d. h. möge sie allen und jeden zugänglich werden und das ganze Leben von Grund aus durchdringen, nicht als äußerlich angefügter Schmuck und Luxus, sondern thätig am Aufbau aller Erzeugnisse. —

Eins scheint mir hierin bei beiden Zeitschriften noch zu fehlen, die Preisangabe aller abgebildeten Gegenstände. Denn der Deutsche ist anders geartet, als z. B. der mit Rubeln um sich werfende Russe; er fragt nicht allein, ob ein Ding schön und zweckmäßig sei, sondern auch, ob es im richtigen Verhältnis zum Preise stehe. Bezeichnend ist, daß schon die ersten Erzeugnisse der angewandten Kunst in Deutschland, wie sie sich seit einigen Jahren schüchtern hervorwagen, vor dem Auslande den Vorzug haben, daß sie bei gleicher Schönheit billiger sind. Dieser deutschen Eigenart sollten auch die beiden Zeitschriften Rechnung tragen.





Kultus des Nackten.

Von Dr. H. Handwerk.

„Natürlich, wenn ein Gott sich erst sechs Tage plagt,
Und selbst am Ende Bravo sagt,
Da muß es was Gescheites werden.“

Beim Fest der Griechen in Eleusis geschah's, daß Phryne vor allem Volk der Hellenen ihr Gewand ablegte, ihr Haar löste und nackt in die blauen Fluten des Meeres stieg, den wundervollen Bau ihres Körpers den entzückten Blicken der Griechen preisgebend. Und in andächtiger Bewunderung des herrlichen Schauspiels riefen die schönheitstrunkenen Mysten: Venus steigt aus dem Meer, die Schaumgeborene! Praxiteles aber, der unter der Menge war, fand hier die Anregung zur Schöpfung seiner unsterblichen Aphrodite.

Wir brauchen diese einzige Scene im Geist nur in das Leben der Gegenwart zu versetzen, um zu empfinden, wie unendlich weit wir von dieser naiven Andacht zum Schönen, dieser hellenischen Sinnenfreudigkeit entfernt sind. Sie wäre heute undenkbar, unmöglich. Zwar an einer Phryne würde es auch heute wohl kaum fehlen, wo aber wäre die Schar von Männern, die, das Herz nur von Freude am Schönen geschwellt, ein solches Schauspiel reinen Auges zu genießen vermöchte?

Zugleich aber weist die Scene in Eleusis darauf hin, in wie enger Verbindung bei den Griechen Kunst und Leben standen. Die Kunst, als deren höchste Aufgabe den Griechen die Darstellung des nackten menschlichen Leibes galt, sprießt aus dem öffentlichen Leben der Hellenen hervor und findet in den ihm eigentümlichen Sitten reichste Nahrung — man denke nur an die Gymnasien, wo schlanke Epheben und jugendfrische Männer völlig nackt dem Auge des Künstlers eine so reiche Gelegenheit wie nie mehr seitdem boten, die menschlichen Formen in ihrer Blüte schauen und studieren zu können. Dem Griechen aber war ein schöner

Körper das vollkommenste, Verehrung heischende Werk der Gottheit; sein Schönheitssinn kannte keine moralischen Bedenken. Das eben ist der Kultus des Nackten der Griechen, der seinesgleichen unter keinem Volke und zu keiner Zeit gehabt hat.

Haben wir nun etwas diesem Kultus des Nackten Ähnliches? Die Antwort auf diese Frage muß unbedingt Nein lauten. Wie sehr dem Publikum die Fähigkeit fehlt, sich mit reinen Sinnen des schönen Nackten zu freuen, versinnbildlichen die nichtsnutzigen Feigenblätter oder richtiger weißangestrichenen Weinblätter von Blech, die in unseren menschenleeren Museen die herrlichen Werke der Alten zur Freude reisender Engländerinnen entstellen: eine Verunstaltung der wunderbaren Schöpfung nicht nur, sondern geradezu eine Sünde wider den Geist der Kunst. Wie würden die Griechen lachen, wenn sie diese keuschen Blätter an ihren Statuen sähen! Und wer sich noch mehr von der Prüderie, die in solchen Dingen bei uns herrscht, überzeugen will, der braucht nur Augen und Ohren offen zu halten, und er wird sehen, wie das Nackte zumal in der Kunst verpönt ist. Charakteristisch ist z. B., daß die Familienblätter vorsichtig alle Darstellungen aus diesem Gebiete meiden. Sogar das künstlerische Studium des Nackten ist philiströsen Anfeindungen ausgesetzt. Der durch seinen Naturkult bekannte Maler Diefenbach wurde zu Gefängnis verurteilt, weil er seinen achtjährigen Sohn Helios mit einem 18jährigen Schüler, beide nackt, vor seinem ganz einsam im Gebirge gelegenen Hause gymnastische Übungen zu künstlerischen Studien hatte machen lassen. Und noch in aller Erinnerung ist die köstliche Geschichte, welche die Chronik einer thüringischen Residenz verzeichnet.*) Die dortige Kunst-Akademie fand nämlich für nötig, ihren Schülern, — und vielleicht auch den Meistern —, den Anblick der unverhüllten weiblichen Schönheit zu verschaffen. Man ließ also kurzer Hand ein hübsches Modell für die Akte aus Berlin kommen. Aber die Herrlichkeit dauerte nicht lange. Es ging plötzlich die Kunde von Haus zu Haus — eine Base erzählte es der andren mit frommem Schauder —, die Stadt beherberge ein Wesen, das sich nicht scheue, vor jungen und jüngeren Männern sich splitternackt auszuziehen und in diesem abscheulichen Zustand stundenlang verharrend sich sogar, um das Maß voll zu machen, malen zu lassen. Ein Sturm der Entrüstung erhob sich unter allen einflußreichen Betschwestern männlichen und weiblichen Geschlechts, dem gegenüber die Priester des Schönen machtlos waren, und so mußte denn die hübsche Dienerin der Kunst der sittenstrengen Stadt den Rücken wenden. Dieser aber blieb

*) Eine wahre Geschichte. Vgl. Frkft. Ztg. vom. 27./4. 95.

so das Schicksal erspart, einem zweiten Sodom gleich durch Pech und Schwefel von der Erde getilgt zu werden.

Wenn das am grünen Holze geschieht —, da kann man sich natürlich nicht wundern, wenn vor kurzem ein Geistlicher in einem Orte Westfalens den Damen die Benutzung der Schwimmanstalt und den kleinen Schulmädchen das Tragen ärmelloser Sommerkleider als „die Sittlichkeit gefährdend“ mit Erfolg verboten hat, und wenn der Direktor einer höheren Mädchenschule in M. es bei einem Besuch des dortigen Museums für nötig hielt, Dürers Adam und Eva vor den neugierigen Augen seiner Schäflein mit einem züchtigen Vorhang verhüllen zu lassen. Der treffliche Scholarch hätte sich sagen müssen, daß ein Bild, das so keusch die menschlichen Formen darstellt, schwerlich selbst auf die erregbare Phantasie der Pubertätszeit schädlich einwirken kann, daß vielmehr gerade das Verhüllte sie reizt. Pestalozzi hat einmal gesagt: Wenn die Mutter sich nicht scheute, vor den Augen des heranwachsenden Sohnes ihr Jüngstes zu stillen, so würde dieser nicht Kammerzofen bezahlen, um deren Brüste zu sehen. Solche Beispiele jämmerlichster, lächerlichster Prüderie aber kann man fast jede Woche in den Zeitungen lesen.

Zwar scheint es dem gegenüber ja eine Art von Kultus des Nackten zu geben, der auf Spezialitätentheatern ꝛc. eine gedrückte Existenz führt: man denke an Bertha Rother, an die „schöne Otero“, an die Darstellung lebender Statuen u. dergl., wie es jede große Stadt bietet. Auch zu separaten Kunstausstellungen, wo für wenige Groschen viel schlecht gemaltes Weiberfleisch zu beschauen ist, drängen sich lüstern Männlein und Weiblein aus dem großen Heer der Philister. Aber verdient das noch den Namen Kultus des Nackten oder ist's vielmehr nichts anderes als jener Trieb, der eine Susanna im Bade mit lechzender Gier belauscht? Der wahre Kultus des Nackten will den Sinnenmenschen nicht durch den prickelnden Anblick rosiger Nuditäten kitzeln, sondern sucht ihn im Gegenteil gleicherweise aus den Banden der Lüsternheit wie der Prüderie zu befreien und zur lichten Höhe edler Menschlichkeit hinauf zu leiten, wo er das Schöne mit reinem Blick schaue und genieße.

Denn was ist Kultus des Nackten? Nicht der lüsterne Blick, der durchs Opernglas die vom Tricot kaum verhüllten Reize üppiger Balleteusen verschlingt, nicht das faunische Lächeln, das im Ballsaal auf dem halb entblößten Nacken und Busen junger Mädchen ruht, — wahrer Kultus des Nackten ist es, wenn das Auge in schlackenloser Sinnenfreude, schönheitstrunken, sei's in der Natur, sei's im Kunstwerk,

den herrlichen Bau des menschlichen Körpers, das göttliche Nackte, genießt. Das göttliche Nackte! Denn Gott hat Adam und Eva nackt erschaffen, nicht mit Frack und Cylinder, nicht mit Schleppe oder Crinoline und cul de Paris, — und nach seinem Bilde hat er sie geschaffen. Dieser Kultus aber ist gewissermaßen geschlechtslos, soll heißen: er erfreut sich ebenso an dem schlanken Leib des Ephyeben wie an den weichen, runden Formen der Jungfrau, und sinnlicher Trieb stört ihm die Andacht nicht. Denn nicht um weibliche Nuditäten handelt es sich ihm, sondern um nackende Menschen. Wer nicht eine Gruppe nackt im Bade sich tummelnder Knaben mit demselben Entzücken betrachten kann wie ein das letzte Gewand ablegendes Mädchen, wessen Auge die Statue eines Hermes nicht ebenso erfreut wie die einer Venus, der gehört nicht zu den Mysten, die am Kultus des Nackten teilnehmen dürfen.

Wie wir die wunderbare Schönheit der Natur genießen, wie wir am leuchtenden Sommermorgen die Herrlichkeit des blauen Äthers, des goldenen Sonnenlichtes, der schneeigen Berggipfel, des dunkelgrünen Sees in vollen Zügen schlürfen, so, also auch ohne geschlechtliche Regung, müssen wir uns an der nackten Schönheit des menschlichen Körpers zu weiden vermögen.

Seine hauptsächliche Stätte aber muß der Kultus des Nackten bei uns in der Regel bekleideten Menschen in der Kunst finden. „An dem Scheine mag der Blick sich weiden.“ Dem gegenüber wird nun hin und wieder behauptet, es sei naturgemäß, wenn das Nackte mehr und mehr aus der Kunst verschwinde, weil die Anschauung des Nackten dem modernen Leben, der Öffentlichkeit, entzogen sei, weil sich dem Künstler nicht mehr, wie bei den Griechen, der ungesuchte Anblick des Nackten biete. Aber haben wir nicht in unseren Badeanstalten etwas den griechischen Gymnasien in dieser Beziehung Ähnliches? Und dann: wenn auch das Nackte ganz aus unserem öffentlichen Leben verschwunden wäre, würde es deshalb auch aus der Kunst verschwinden müssen? Darf die Kunst nur das alltägliche Leben abschreiben, oder ist es nicht eines ihrer vornehmsten Rechte, darzustellen was sich nie und nirgends hat begeben? Und endlich, wenn die Kunst hinsichtlich des Nackten so enge Fühlung mit dem öffentlichen Leben haben müßte, um aus ihm Anregung und Berechtigung dazu zu schöpfen, so könnte man glauben, die Länder, in denen der Mensch nackt oder fast nackt geht, seien so recht geschaffen zum Kultus des Nackten. Vielleicht ist das einer fernen Zukunft vorbehalten. Bis jetzt aber kann bei den dort wohnenden Völkern keine Rede davon sein. Obwohl diese Völker bereits die rohen Anfänge einer

Kunst haben, ist doch grade hier die Bildung des nackten menschlichen Körpers nie versucht worden: ihre Kunst erschöpft sich in Hüllen und Symbolen und erstickt darin. „In der afrikanischen Kunst wird ganz wie in der altamerikanischen die Nachbildung des Menschen über tausend Äußerlichkeiten vergessen. Während Arme und Beine immer plump sind, sind Frisur, Tättowierung und Schmuck stets am vollendetsten durchgeführt. Der Entwicklung einer reineren Kunst ist damit der Boden genommen." (Ratzel, Völkerkunde II,17.) Während die Griechen ihre Göttergestalten, wie Aphrodite, Apollo, Hermes, nackt bildeten, hingen die Naturvölker den ihren alles mögliche Brimborium um; hier, auf dem Tiefstand der Kultur, sieht man im Schmuck die Hauptsache, dort wußte man, daß der menschliche Körper in seiner Vollendung keines Schmuckes mehr bedarf. Die Naturvölker sind sich ihrer Schönheit noch nicht bewußt, so wenig wie ein Kind weiß, ob es schön ist, oder ob die Natur, die es umgiebt, schön ist. Ein Kind wird in der herrlichsten Landschaft nicht beim Anblick derselben verweilen, sondern im Sande wühlen und mit Kieseln spielen. So ist kindischer Trödel der einzige Gegenstand der Beachtung für jene Völker.

Nur ein hochentwickeltes Volk kann einen Kultus des Nackten haben, denn er ist ein Teil vom Kultus des Schönen. Nur der wahrhaft gebildete Mensch kann ihm huldigen. Dem Lüstling aber wie dem Philister tönt ein ehernes Odi profanum vulgus et arceo von der Schwelle seines Tempels entgegen. Der gemeine Mensch sieht im Nackten stets nur Gemeinheit, Schamlosigkeit und groben Sinnenreiz und findet Interesse am Nackten nur, wenn es ihm als Entblößung beim anderen Geschlecht begegnet. Die unverhüllte Schönheit des menschlichen Leibes dagegen wunschlos, den olympischen Göttern gleich, zu schauen und vor allem die Werke reinen Auges ohne das Flackern verhaltener Sinnlichkeit zu genießen, dazu fähig ist nur der auf hoher Stufe der Kultur stehende, innerlich freie und edle Mensch.

Wie es eine Geschichte des Naturgefühls giebt, d. h. eine Geschichte des Gefühls für die Schönheit der Natur, so giebt es auch eine Geschichte des Gefühl für die Schönheit der menschlichen Gestalt. Eine eingehende Behandlung dieses Themas würde dem Forscher durch ihre interessanten Ergebnisse reichen Lohn bieten. Hier aber seien nur in knappster Form einige Hauptgesichtspunkte gegeben, deren wissenschaftliche Ausgestaltung späterer Arbeit vorbehalten bleibe.

Im Jünglingsalter der Menschheit, bei dem schönheitsdurstigen,

sinnenfreudigen Volke der Griechen keimt der Kultus des Nackten auf und gelangt rasch zu seiner höchsten Blüte. Die griechische Kunst hat in der Darstellung des nackten Menschenlebens das Höchste geleistet. Dies feinfühlige Verständnis für Schönheit einer unbekleideten Gestalt hat auch in der römischen Kunst seinen Ausdruck gefunden. Ihm tritt die christliche Kirche entgegen. Der heiteren Lebenslust und Lebensfreude der antiken Welt stellt drohend und sich bekreuzigend die düstere Gestalt einer allem Irdischen abgewandten Lebensauffassung sich in den Weg: Natur ist Sünde, der menschliche Körper das Gefäß alles Bösen und Anreiz zu sündiger Lust. Mit dem Kultus des Nackten ist's nun vorbei. Da die Kunst jetzt im Dienste der Kirche steht, so müssen alle Figuren bekleidet sein. So erscheint Venus auf Bildern des frühen Mittelalters als Vrouwe Minne stets bekleidet. Selbst Christus am Kreuze ist in der älteren Zeit öfters mit einer Tunika bedeckt dargestellt worden. Diesen finsteren mittelalterlichen Kampf mit der siegreichen Schönheit und dem vom Schöpfer in die Menschenbrust gelegten Verlangen nach dem Schönen hat Richard Voß in seiner prächtigen Erzählung „Der Mönch von Paluzzuola" geschildert. Das Mittelalter gleicht in gewisser Beziehung der Gestalt des Mönchs. Es verdammt die unbefangene und natürliche Freude an der Sinnenwelt und Schönheit als sündige Weltlichkeit.

Grade durch die Furcht vor der Macht der Natur aber bleibt es von ihr abhängig. Erst der Renaissance gelingt es, diese Furcht zu überwinden und die Natur wieder in ihre Rechte einzusetzen, ohne die Herrschaft des Geistes zu beeinträchtigen. Mit der Renaissance erwacht wieder das Schönheitsbedürfnis. Die Kunst macht sich aus den Banden der Kirche frei, sie wendet sich weltlichen Motiven zu und kehrt zur Erkenntnis zurück, daß den Menschen so zu bilden, wie er aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen ist, die höchste Aufgabe der Kunst sei. Wer nicht gerade antike Themata behandeln wollte, dem bot ja auch die Bibel noch einige Stoffe, die als Vorwand für die Darstellung nackter Menschen dienen konnten, so namentlich Adam und Eva im Paradies. Eine weit reichere Quelle floß allerdings in der antiken Mythologie. Denn nur um ihrer selbst willen, sozusagen ohne Etiquette, nackte Menschen darzustellen, trug man Bedenken. Eine nackte Gestalt erhielt erst durch Beigabe irgend eines Attributes, das sie zur Göttin, Nymphe oder dgl. stempelte ihren Berechtigungsschein. Immerhin aber kam die wahre Sinnenfreude, ohne die eine Kunst undenkbar ist, wieder zu ihrem Recht, und das Nackte ward wieder Gegenstand des Kultus.

Wie aber stand es nun mit den Modellen der Künstler?

Bei uns in Deutschland beginnen Studien nach der Natur erst um die Mitte des 15. Jahrhunderts. Aber die Modelle der deutschen Künstler standen an Schönheit noch weit hinter den italienischen zurück. Sehr lehrreich ist in dieser Beziehung ein Vergleich, z. B. des Sündenfalls vom älteren Palma (in Braunschweig) mit dem Kupferstich Dürers Adam und Eva. (Siehe Schultz, Kunst und Kunstgeschichte II. Fig. 4 u. 5.) Daß es in Deutschland mit den Modellen damals ziemlich schlecht bestellt war, verrät auch das Entzücken A. Dürers über die nackten Jungfrauen, die er in Antwerpen beim Einzug Kaiser Karls V. sah. Vermutlich unter dem bequemen Vorwand mythologischer Darstellungen hatte die reiche üppige Stadt zum Empfang des jungen Monarchen Gruppen der schönsten Jungfrauen aufgestellt, fast nackt, nur mit einem ganz dünnen, durchsichtigen Schleier umhüllt. Zwar, der einreitende Kaiser würdigte sie keines Blickes; aber Dürer betrachtete den vollendeten Wuchs der Jungfrauen mit Maleraugen. „Ich," schreibt er, „weil ich ein Maler bin, habe mich ein bißchen unverschämter umgeschaut." Ähnliche, an hellenische Sinnenfreudigkeit gemahnende, heute durch die weißgekleideten Jungfrauen verdrängte, Schauspiele werden uns vereinzelt auch von anderen Festen berichtet. Beim Einzug Louis XI. in Paris standen ganz nackte Mädchen — angebliche Sirenen — an einem Springbrunnen. Dergleichen mußte auch für den Künstler eine willkommene Gelegenheit zu Studien sein. Dem deutschen Künstler bot sich übrigens in den Bädern auch die Möglichkeit, nackte Körper zu betrachten und zu studieren. Das Baden spielt im ganzen Mittelalter eine große Rolle. Nur Leute, die sich in den Geruch besonderer Heiligkeit setzen wollten (— Geruch im eigentlichsten Sinn —), verschmähten ängstlich alle Bäder als weltliches Wesen. So erzählte Caesarius von Heisterbach, wie ein frommer Mönch eine zu ihm in sündiger Liebe entbrannte Weltdame auf immer von ihrer Leidenschaft kurierte, indem er ihr seinen von Unsauberkeit und Ungeziefer starrenden Körper zeigte. Die Kinder der Welt aber badeten viel und gern. Zeitgenössische Abbildungen zeigen uns in anschaulicher Weise, wie es in Badestuben des Mittelalters aussah. Wir erblicken da eine Reihe von Badewannen, in denen je ein Männlein und ein Fräulein einander gegenüber sitzen. Ein über die Wannen gelegtes Brett dient als Tisch; es ist mit einer hübschen Decke belegt und darauf stehen Früchte, Getränke u. dgl. Die Männer tragen als einzige Bekleidungsstücke ein Kopftuch und eine Schambinde, die Frauen nur einen Kopfputz und Halsketten. So

badeten beide Geschlechter ganz ungeniert zusammen. Sehr lustig muß das Badeleben in Wiesbaden gewesen sein, von dem geschrieben steht: „Im Bade sitzen sie nackt mit Nackten zusammen, nackt mit Nackten tanzen sie.“ Über Baden-Baden haben wir den interessanten Bericht des italienischen Humanisten Paggio (1459). Er schreibt: „Es ist lächerlich zu sehen, wie abgelebte alte Weiber und jüngere Frauen nackt vor den Augen der Männer ins Wasser steigen. Ich habe oft über dies prächtige Schauspiel gelacht, dabei an die Spiele der Flora gedacht und bei mir die Einfalt dieser Leute bewundert, die weder auf so etwas hinsehen, noch irgend etwas Böses davon denken oder reden.“ Dem italienischen Humanisten mochten wohl Bilder aus dem antiken Kultus des Nackten vor Augen schweben, die seine Freude, in den Tagen der Renaissance Ähnliches zu schauen, erhöhten. Noch immer war die Naivität nicht von dem Gemüt der Deutschen gewichen, die schon dem Römer Caesar den Ausruf bewundernder Achtung entlockte, als er bei den Germanen beide Geschlechter gemeinschaftlich ohne alle Unsittlichkeit in den Flüssen baden sah.*) Ganz im Gegensatz zu dem badelustigen Mittelalter stehen spätere Zeiten, wo das Baden fast als Sünde betrachtet wurde. So erzählt Seume in seinem „Leben“, wie ihm als jungem Mann vorgeworfen wird, er sei nicht ordentlich in die Kirche gegangen, er habe oft im Flusse gebadet und über einige Dogmen frei und profan gesprochen. Diese köstliche Zusammenstellung zeigt, für wie große und arge Fleischeslust das Baden in den Augen der Orthodoxen galt. Und noch im Anfang unseres Jahrhunderts gehörten Bestrafungen für das Vergehen des Badens nicht zu den Seltenheiten in der Schule. Ein Gymnasialrektor einer bedeutenden Stadt Bayerns eiferte vor etwa 40 Jahren noch laut gegen die „teuflische Wollust des Badens“. Am Schlusse dieses Jahrhunderts haben wir nun zwar in vieler Hinsicht uns zur Natur zurückgewendet. Unsere Tracht, wenigstens die der Männer, ist bequemer und natürlicher geworden, der Körperpflege wird in verschiedenster Weise gehuldigt, und die Medizin weiß, daß in vielen Fällen die Natur die beste Heilkünstlerin ist mit ihren einfachen und doch so großartigen, auch dem Ärmsten zugänglichen Mitteln: Luft, Sonnenschein und Wasser.

Seit der Renaissance hat sich die Kunst ihr Recht auf Darstellung des Nackten nicht wieder nehmen lassen. Zahlreiche herrliche Werke

*) Über Japan wird berichtet: „Beim gemeinsamen Baden aller Geschlechter und Altersstufen herrscht der natürliche Anstand. Erst die Europäer brachten eine falsche Scham hinein.“ (Ratzel, Völkerkunde II² 692).

legen Zeugnis davon ab. Von den älteren Meistern stehen hier Tizian und Rubens in erster Reihe. Insbesondere des letzteren leuchtende, von Gesundheit strotzende Körper wird man stets mit innigem Behagen bewundern*). Wer sich den schon oben gestreiften Unterschied zwischen Nuditäten und der künstlerisch unanfechtbaren Darstellung nackter Menschen, bei der Priapus nicht Gevatter gestanden hat, recht klar veranschaulichen will, der vergleiche Rubens mit Malern und Bildhauern des galanten 18. Jahrhunderts wie Boucher (— auch heute findet das Nackte in Frankreich besonders eifrige Pflege —), dem Nymphen und Göttinnen, einer frivolen Auffassung entsprungen, nicht nackt, sondern entkleidet erscheinen. Nicht solchen Werken aber gebührt der Preis, sondern denen, die das Nackte mit dem Reiz der Unschuld bekleiden.

In der Wirkung auf die Sinne ist nun ein Unterschied zwischen Plastik und Malerei vorhanden. Bei dieser verleiht die Farbe dem Kunstwerke größere Realität, während der Marmor, die Bronze, nicht den durch das Colorit erzeugten Schein der Naturwirklichkeit besitzt. Wenn man aber deshalb aus ethischen Gründen der Malerei die ästhetische Berechtigung zur Darstellung völliger Nacktheit hat absprechen wollen, so geht das viel zu weit. Es ließe sich eine große Zahl von Gemälden anführen, die so keusch aufgefaßt und ausgeführt sind, daß ein gesunder keuscher Sinn bei ihrer Betrachtung keinen Schaden nimmt. Zu fordern haben wir also von der Malerei, wie übrigens von jeder Kunst, nur, daß der Künstler mit reinem Sinn an seine Aufgabe herantrete. Im übrigen aber wollen wir uns der Darstellung des nackten Menschen auch in der Malerei freuen, oder in der Malerei um so mehr, als uns der nackte Mensch hier um so lebenswahrer entgegentritt. Und

*) Hier sei eine Rubens trefflich charakterisierende Stelle aus P. Heyses „Im Paradiese" angeführt:

„Sage selbst, wird Dir hier nicht zu Mute wie in Deinen tropischen Wildnissen, wo die Natur sich von strotzenden Säften nicht zu lassen weiß, wo alles, was wächst oder sich regt und bewegt, wie im Rausche seiner eigenen Kraft vor sich hin träumt? . . . Hier wimmelt die herrliche Schöpfung noch wie am 7. Tage nackt und lustig durcheinander, und selbst die anzüglichsten Dinge . . . geschehen hier in aller Unschuld am Lichte des Tages . . . Alle diese unverschleierte Menschlichkeit lebt und webt bloß für sich und denkt nicht von fern daran, ob ihr prüde und pedantischen Narren zuschauen und ein Ärgernis an ihr nehmen . . . Der herrliche Tizian und die Venetianer — diese paradiesische Unbekümmertheit, dies scheinbar mühelose Hervorquellen der Schönheit aus einem unerschöpflichen Mutterboden findest Du bei ihnen nur in ihren höchsten Momenten: während der hier, wie die seligen Götter, überhaupt nie eine Stunde des Mangels und der Unzulänglichkeit gekannt zu haben scheint."

schließlich ist ja die bildende Kunst, ebensowenig wie die Poesie, für in der Pubertätszeit befindliche Knaben und Mädchen geschaffen. Wohin kämen wir, wenn wir bei jedem Kunstwerk fragen wollten: darf es im Familienzimmer aufgehängt, darf es im Familienkreise vorgelesen werden? Wohin dieser abscheuliche philiströse Standpunkt führte, haben wir vor 15 bis 20 Jahren in der Poesie erlebt, die geradezu in einem Sumpf von Verlogenheit, Prüderie und Sittlichkeit erstickt wäre, wenn ihr der als notwendige und heilsame Reaktion entrüstet auftretende Naturalismus nicht wieder Atemzüge frischer Luft zugeführt hätte.

Freilich, der Prüderie, dieser Karikatur der Schamhaftigkeit, erscheint die Frivolität erträglicher und anständiger als die Natürlichkeit, eine Erfahrung, die man ja leider auch in der Litteratur, besonders auf der Bühne gemacht hat und noch immer macht: Tiefsittliche Werke wie Sodoms Ende werden da von der Polizei verboten und von einem verlogenen und verständnislosen Publikum mit Entrüstung verworfen, wo die Frivolitäten Offenbachs und die französischen Ehebruchsdramen anstandslos — ein prächtiges Wort, dies anstandslos! — aufgeführt werden.

Vielfach wird auch jetzt noch die Mythologie, antike und christliche, zum Vorwand der Darstellung des Nackten genommen, oder es soll in blutleeren Allegorien seine Legitimation finden. Indes Mythologie und Allegorie haben wir nachgerade satt. Und bedarf denn die Kunst ihrer überhaupt? Aus dem Luxembourg ist mir, um nur ein Beispiel anzuführen, ein Gemälde erinnerlich: Ein ganz junges Mädchen liegt völlig nackt im weichen Gras einer Wiese wohlig auf dem Rücken und blinzelt mit den dunkelblauen Augen in den über ihr sich wölbenden Sommerhimmel, ein Sujet, bei dem man doch gewiß keine weitere Erklärung, keine mythologische oder allegorische Etiquette vermißt. Man kann sich an einem solchen Bilde doch erfreuen, ohne aus dem Katalog zu sehen, daß es eine Nymphe oder Waldfee oder ein Märchen sein soll. Wozu also noch immer das ganze traditionell-conventionelle Warum? Leute, die immer erst einer derartigen Etiquette bedürfen, um empfänglich für künstlerische Eindrücke zu sein, kommen mir vor wie die Menschen, die eine schöne Ansicht nur dann würdigen, wenn sie genau wissen, wie jedes Dorf und jeder Hügel im weiten Umkreise heißt. Hier wie dort versteckt sich eben das mangelnde Verständnis für landschaftliche oder menschliche Schönheit hinter banaler aufdringlicher Wißbegierde. Der Stoffkreis zur Darstellung des Nackten ist also einer Erweiterung wohl fähig, wenn wir uns entschließen, von den herkömmlichen Passierscheinen

für das Nackte abzusehen. Nackende Menschen! Das genüge als nähere Angabe. Welche Fülle von Aufgaben für den schaffenden Künstler enthalten diese beiden Worte! Und dann beschränke man sich doch nicht fast ausschließlich auf das weibliche Geschlecht. Die Schönheit des Knaben und Jünglings ist auch der Wiedergabe wert.

Aber wie? Kommen denn Mann und Weib, Knabe und Mädchen in ganz gleicher Weise in Betracht? Bezeichnen wir nicht herkömmlicherweise die Frauen als das schöne Geschlecht? Und käme, wenn sie und nur sie diese Bezeichnung wirklich verdienen, der Kultus des Nackten nicht doch im Grunde auf einen Kultus des weiblichen Nackten hinaus? Oder ist es möglich, auch dem männlichen Geschlecht wenigstens insoweit ebenfalls das Prädikat „schön" zuzuerkennen, daß wir unsere Behauptung, der wahre Kultus des Nackten sei neutral und erstrecke sich auf beide Geschlechter, mit Fug aufrecht erhalten können? Wir wollen sehen.

Als Faust im Zauberspiegel der Hexenküche das „himmlische Bild" eines nackten Mädchens erblickt, ruft er entzückt aus:

„Ist's möglich, ist das Weib so schön?
Muß ich an diesem hingestreckten Leibe
Den Inbegriff von allen Himmeln sehn?
So etwas findet sich auf Erden?"

Weniger jugendlich begeistert, aber im Grunde ebenso anerkennend, äußert sich über denselben Gegenstand der sonst so misogyne Schopenhauer, wenn er die Thatsache, daß die Natur so außerordentlich viel Lieblichkeit und Anmut den Frauen in den Jahren der Blüte gegeben habe, widerwillig mit den bissigen Worten zugiebt: mit den Mädchen habe es die Natur auf einen Knalleffekt abgesehen. In der That, was einen Faust, noch ehe er am Becher der Hexe genippt hat, in Entzücken versetzt, was selbst dem Misogyn in schwacher Stunde knauseriges Lob entlockt — die Schönheit des jugendlichen Frauenleibs —, das ist jeder Diskussion enthoben.

Es fragt sich nur, ob die Natur den Jüngling nicht ebenso reich bedacht hat. Ist der schlanke Wuchs des Jünglings, ist seine gewölbte Brust, sind seine kraftvollen Schenkel nicht ebenso schön wie die lieblich gerundeten Glieder, die schwellenden Hüften und der zarte Busen der Jungfrau? Wer es vermag, die Brille des Geschlechtstriebs, die vielen in solchen Fragen den Blick trübt, abzulegen, objektiv zu prüfen und zu urteilen, der wird hier mit einem lauten vernehmlichen Ja antworten müssen. Gleiche Fülle von Schönheit ist jedem Geschlecht zur Zeit

seiner Blüte gegeben, nur jedem eine andere Art. Wenn dem so ist, warum denn aber stellt die Kunst heutzutage weit mehr nackte Frauen als Männergestalten dar? Sehr einfach: weil die Kunst nach Brot geht, und die Käufer, die doch nun einmal wie die Künstler selbst meist Männer sind, für die üppigen Frauengestalten ein auffallend höheres Interesse zeigen als für die herberen Linien nackter Jünglinge.

„Recht quammig, quappig; das bezahlen
Mit hohem Preis Orientalen."

Das war nicht immer so. Die griechischen Künstler haben mindestens ebenso viele nackte männliche Gestalten wie weibliche geschaffen. Den Griechen galt sogar männliche Schönheit höher als weibliche. Hat doch der ungalante Aristoteles gesagt, alle Dinge, auch das Weib, seien nur unvollkommene Versuche der schaffenden Gottheit, den männlichen Menschen hervorzubringen. Die Schönheit der männlichen Jugend erfüllte die hellenische Phantasie mit Glut und Leidenschaft. Aber auch heute noch muß dem Manne ein weit höheres Maß von Schönheit zunächst überall da zuerkannt werden, wo dem Weibe alle Arbeitslast aufgebürdet wird, wie bei den meisten Naturvölkern. Einstimmig preisen die Forschungsreisenden hier die oft große Schönheit der Männer, während es von den Frauen vielfach heißt, daß harte Arbeit, frühes Heiraten und Entbehrungen zerstören, was sie vielleicht an Schönheit besessen haben. So lesen wir von den südöstlichen Kaffern, besonders den Sulu: Hochgewachsen, mit gut entwickelten Muskeln und frischem gesundem Aussehen, verdienen wenigstens die jüngeren Männer nicht selten die enthusiastische Bezeichnung Modelle für Bildhauer." Bei Betrachtung der nackten Bewohner der Aru-Inseln sagt Wallace: „Hier wie unter den meisten Wilden, unter denen ich gelebt habe, war ich entzückt über die Schönheit der menschlichen Formen", eine Äußerung, die sich indessen nur auf die Männer bezieht. Besonderes Lob wird den Polynesiern gespendet. Dort, auf den glückseligen Inseln des Stillen Oceans, wo der Mensch fast wie im Paradiese lebt, erscheinen auch die Mädchen voll und wohlgestaltet. Auch wem es nicht vergönnt war, jene gesegneten Himmelsstriche zu besuchen, konnte sich ein Urteil über die Schönheit dieser Rasse bilden, als vor kurzem eine größere Anzahl Mädchen und einige Männer von Samoa in den Städten Europas zur Schau gestellt wurden. Die Männer waren zum Teil Gestalten von wirklich klassischer Schönheit, und der kräftige gesunde Bau der hübschen in anmutigem Spiel sich tummelnden Mädchen, deren Taille durch kein Corset jemals verkrüppelt worden war, legte uns den Wunsch nahe: möchte doch recht

vielen unserer bleichsüchtigen und dürftigen Frauengestalten etwas von dieser urwüchsigen und doch mit Anmut gepaarten Lebenskraft und -Fülle beschert sein.

Wenn wir vom modernen Kulturmenschen eben behauptet haben, daß dem Manne derselbe Grad von Schönheit eigne wie dem Weibe, so bleibt nun noch die Frage nach der prozentualen Verteilung der Schönheit auf beide Geschlechter zu beantworten. Giebt es mehr schöne Frauen als Männer oder umgekehrt, oder ist auch da Gleichheit vorhanden? Eine Statistik hierüber haben wir freilich nicht. Wenn wir uns aber mit offenen Augen umschauen, dann sehen wir, daß die Schönheit der Frauen rascher schwindet als die der Männer, und während zahlreiche Männer bis ins hohe Alter hinein schöne Erscheinungen bleiben, finden sich unter den älteren Frauen nur wenige, von denen bei bescheidenen Ansprüchen dasselbe gesagt werden könnte. Es hängt das großenteils mit der Geschlechtsbestimmung des Weibes zusammen. „Die Blume verblüht, die Frucht muß treiben.“ Die Extreme berühren sich hier: in einem schönen jungen Mädchen erblicken wir das Liebreizendste, das Gott geschaffen, in einem alten Weibe dagegen sieht das Volk das Urbild aller Häßlichkeit. Aber selbst in der Zeit der Blüte fällt ein Vergleich mindestens nicht zu Ungunsten des männlichen Geschlechts aus. Man vergleiche z. B. ein Mädchenpensionat mit einer Anzahl flotter Studenten: ich bin überzeugt, man wird wenigstens ebenso viele hübsche Burschen wie hübsche Mädchen konstatieren. Wer freilich den Trank der Hexe im Leibe hat, sieht Helenen in jedem Weibe.

* * *

Die Freude am schönen Nackten hat nicht nur in den Werken der bildenden Kunst, sondern auch in der Poesie ihren Ausdruck gefunden. Was unsere deutsche Litteratur angeht, so gedenken wir hier weniger der unerfreulichen, heute kaum anders als komisch wirkenden sogen. zweiten schlesischen Schule, die Frauenschönheit gern bis in ihre intimsten Reize beschrieb, in der entzückten, mit Metaphern gespickten Schilderung der Brüste schwelgte und selbst „die Schooß“ zum Gegenstand begeisterter Ergüsse machte. Wir gedenken zunächst vor allem zweier Dichter des 18. Jahrhunderts: zunächst Heinses, der ein Priester des Kultus des Nackten genannt zu werden verdient. Man lese seine lebenswarmen Schilderungen berühmter Kunstwerke, man lese namentlich auch den

Ardinghello, insbesondere die Sinnenglut und Freude am Nackten atmende Scene am Schluß des ersten Bandes:

„Man entkleidete die Jungfrauen, die, Glut in allen Adern, sich nicht sträubten, zuerst bis auf die Hemden, und schlitzte diese an den Seiten auf bis an die Hüften; und die Haare wurden losgeflochten.... Jede enthüllte in den süßesten Bewegungen ihre Reize ... Man holte hernach Epheu zu Kränzen und belaubte Weinranken mit Trauben zu Thyrsusstäben; und jeder Jüngling warf alle Kleidung von sich. Es ging immer tiefer ins Leben, und das Fest wurde heiliger; die Augen glänzten vor Freudethränen, die Lippen bebten, die Herzen wallten vor Wonne. Wir führten zuletzt allerhand Scenen auf ..., wo eine wahrhaftige Phryne an Schönheit mit errötendem und lächelndem Stolze sich endlich ganz nackt zeigte, in den verschämtesten und mutwilligsten Stellungen. Tolomei wetteiferte mit ihr; er hatte wirklich Schenkel wie ein junger Gott, und die Sprossen zum künftigen Strauchwerk waren an seinem Leibchen eben angeflogen. ... Die Phryne riß alsdann der andern Schönsten das Hemd weg, und beide den übrigen. Und nun ward ich von ihr wie von einer wütenden Penthesilea gefaßt, der höchste bacchantische Sturm rauschte durch den Saal, der alles Gefühl unaufhaltsam ergriff ..."

Zeigt sich bei Heinse flammende Leidenschaftlichkeit in der Freude am Schönen, so verweilt das leuchtende Auge Goethes in ruhigem, klarem Glanze auf dem Nackten. Charakteristisch ist eine Stelle in den „Briefen aus der Schweiz". Werther — denn ihn sollen wir uns unter dem Verfasser der Briefe denken — kommt beim Anblick eines die nackte Danae darstellenden Gemäldes auf den Gedanken, wie wunderbar es doch sei, daß wir zwar von leblosen Dingen der uns umgebenden Natur eine genaue Anschauung besitzen, dagegen eigentlich gar keinen rechten Begriff vom „Meisterstück der Natur, vom menschlichen Körper." Er faßt den Entschluß, sich den Anblick des nackten Menschen zu verschaffen. „Ich veranlaßte Ferdinanden zu baden im See; wie herrlich ist mein junger Freund gebildet! welch ein Ebenmaß aller Teile! welch eine Fülle der Form, welch ein Glanz der Jugend! ... Nun bevölkere ich Wälder, Wiesen und Höhen mit so schönen Gestalten". Nun aber muß er auch, es koste was es wolle, ein Mädchen im Naturzustande sehen. Das gelingt ihm in Genf mit Hülfe eines alten Weibes: ein schönes junges Mädchen entkleidet sich vor seinen Augen. Sehr bezeichnend sind nun die Betrachtungen, welche er an diese Scene knüpft: „Welch eine wunderliche Empfindung, da ein Stück nach dem andern

herabfiel, und die Natur, von der fremden Hülle entkleidet, mir als fremd erschien und beinah, möcht ich sagen, einen schauerlichen Eindruck machte. Ach, mein Freund, ist es nicht mit unsern Meinungen, unsern Vorurteilen ... auch so? ... Erschrecken wir nicht, wenn ... irgend ein Teil unserer wahren Natur entblößt dastehen soll? Wir schaudern, wir schämen uns, aber vor keiner wunderlichen und abgeschmackten Art, uns durch äußern Zwang zu entstellen, fühlen wir die mindeste Abneigung." Und über das vollendete Abenteuer schreibt er: „Sind wir denn nicht gemacht, das Schöne rein zu beschauen? ... Der Anblick hat mich nicht aus der Fassung gebracht, aber meine Einbildungskraft ist entzündet, mein Blut erhitzt. O, stünd ich schon den großen Eismassen gegenüber, um mich wieder abzukühlen!" Haben wir einen Beleg für den echten, das Schöne reinen Herzens betrachtenden, Kultus des Nackten aus der Sturm- und Drangzeit des Dichters, so sind das vollendetste Zeugnis aus der klassischen Periode Goethes die römischen Elegieen. Hier atmet alles in entzückendster Weise den Hauch plastischer Klassicität. Auch hier vereint sich der Genuß von Natur und Kunst:

„Und belehr' ich mich nicht, indem ich des lieblichen Busens
Formen spähe, die Hand leite die Hüften hinab?
Dann versteh' ich den Marmor erst recht."

Dieser gesunden, an das heitere Griechentum gemahnenden Natürlichkeit steht der überreizte raffinierte Sinnenkult gegenüber, wie er etwa in Schlegels Lucinde zu Tage tritt. Der Kontrast ist so groß, als wenn wir aus der frischen Luft eines klaren, sonnigen Herbsttages in das parfümgeschwängerte Boudoir einer Kokette treten. Selbstverständlich wird hier nicht beabsichtigt, auf die Schilderungen nackter menschlicher Schönheit näher einzugehen, so lehrreich auch eine vergleichende Studie der Art wäre. Auch sei nochmals betont, daß nicht die Litteratur, sondern die bildende Kunst die Stätte ist, an der sich der künstlerische Kultus des Nackten entfalten soll. Nur auf ein Werk sei noch kurz verwiesen, über das der zarteste Duft edelster Sinnenfreude ausgegossen, die feinsinnige Erzählung Theodor Storms „Psyche".

* * *

Der ideale Zustand sei ja die Kleiderlosigkeit. Dieser Gedanke spricht sich auch in unserer Vorstellung vom Paradiese aus: Adam und Eva sind nackt, erst nach ihrer Vertreibung aus dem Garten Eden

schaffen sie sich Hüllen. Und von den Seligen singt Goethes Mignon — im Gegensatz zu der sonst üblichen Darstellung:

„Jene himmlischen Gestalten,
Sie fragen nicht nach Mann und Weib,
Und keine Kleider, keine Falten
Umgeben den verklärten Leib."

Wenn wir aber, in unseren Breiten wenigstens, der Kleider bedürfen, dann sollte man sich doch zum mindesten stets die Frage vorlegen: ist die Kleidung des Körpers wegen da, oder ist der Körper nur eine Art Kleidergestell, bestimmt, die wechselnden Moden zur Anschauung zu bringen? Engbrüstige Schneiderseelen, gewinnsüchtige Konfektionäre, sowie, leider, der größere Teil unserer von jenen ins Schlepptau genommenen Frauen bejahen allerdings die letztere Frage im Brustton einer Überzeugung, die dort vom Selbsterhaltungstrieb, hier von lächerlichster Eitelkeit diktiert wird. In Wahrheit aber verhält es sich so, daß die Tracht sich den schönen Körperformen unterzuordnen hat und sie in gefälliger Weise zur Geltung kommen lassen soll. Wir verlangen von ihr, erstens, daß sie den Körper nicht einenge noch quäle.

Also fort mit dem Korsett! Dieser Kampfruf aller einsichtigen Männer ist nicht neu. Es nützt indessen erfahrungsgemäß nicht viel, auf die Gefahren hinzuweisen, die das Schnüren für Gesundheit und Leben der Frauen, ganz besonders der heranwachsenden Jugend, hat. Viel wirksamer wäre es, wenn wir das weibliche Geschlecht von der Häßlichkeit einer eng geschnürten Taille überzeugen könnten. Wir müssen den Frauen zeigen, daß der Kontrast zwischen ihren von Natur breiten Hüften und der künstlich verkümmerten, künstlich schmal und eng gemachten Taille durchaus unschön ist, daß die griechischen Idealstatuen, die sie doch als Ideale auch für moderne Schönheit werden gelten lassen, keine Wespentaille haben, sondern eine anmutige, vom Busen nach den Hüften verlaufende Wellenlinie aufweisen. Auch bei den durch schönen Körperbau ausgezeichneten Mädchen der Naturvölker, wie den oben erwähnten Samoanerinnen, finden wir diesen ebenmäßigen, durch keine Korsettfolter geschädigten Wuchs. Nur das Gesunde ist schön. Wenn erst alle Männer diesen Grundsatz dem weiblichen Geschlecht gegenüber praktisch bethätigen, keine Wespentaille mehr für charmant erklären — der Mensch gehört ja doch nicht zu den Kerbtieren —, sondern für widerwärtig, dann werden auch die Frauen einsehen, daß die Verkrüppelung ihrer Körpermitte auf derselben Stufe der Barbarei steht, wie die von ihnen verspottete Fußverunstaltung der Chinesinnen.

Die Tracht soll zweitens die Körperteile nicht frech zur Schau stellen. Hier muß von den Entblößungen gesprochen werden, welche die Balltoilette der Damen fordert oder gestattet. Auch sie gehören zum Kultus des Nackten. In früheren Jahrhunderten finden wir den Busenausschnitt in der Tracht des alltäglichen Lebens, und seine Offenherzigkeit gab vielfach den Satirikern, Sittenmalern und Predigern Anlaß zu — gewiß oft übertriebenen — Klagen. Nicht immer waren es bloße Klagen; so drohte ein Prediger des 18. Jahrhunderts: wenn noch Eine dekolletiert in die Kirche komme, werde er ihr von der Kanzel herab in den Busen speien. Zur Kirche geht man heute nicht mehr dekolletiert, und wenn bei festlichem Anlaß ein schöner Mädchenarm, ein Nacken und Hals bis zum vielversprechenden, leise schwellenden Ansatz des knospenden oder voll erblühten Busens uns enthüllt werden, so freuen wir uns dessen, ohne daß der Sittlichkeit Eintrag geschähe. Doch versagen wir der Mode unsern Beifall, wenn sie mit dem witzigen Worte Alphons Karrs die Parole ausgiebt: „Moins on est vêtue, plus on est habillée.“ Vielmehr gedenken wir des Schiller'schen Epigramms:

„In dem Gürtel bewahrt Aphrodite der Reize Geheimnis:
Was ihr den Zauber verleiht, ist, was sie bindet, die Scham.“

„Nur ein Mucker,“ sagt Vischer, „kann zeternd eifern, die schönen Formen der weiblichen Gestalt seien geschaffen, um von niemand gesehen zu werden. Das Weib darf sich freuen, durch den vergönnten Anblick des Naturkunstwerks ihrer Gestalt zu beglücken.“ Aber wen? Jedermann? Gewiß nicht, sondern nur den Einen, der sie liebt und dem auch sie ihre Liebe schenkt.

Die Tracht soll endlich auch nicht in so aufdringlicher Weise der Natur nachzuhelfen suchen, wie es seiner Zeit die culs de Paris thaten, eine übrigens schon recht alte Erfindung: nicht nur will der alte Miller seiner Tochter Luise einen „Kiddebarri, wie sie's heißen“ kaufen, damit sie's den vornehmen Damen gleich thue, — wir lesen sogar schon in einer thüringischen Chronik aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts die urwüchsige Bemerkung: die frauen trugen röcke mit großen soymen umme den ars. Was das weibliche Geschlecht zur Erfindung dieser Mode bewogen hat, war das mehr oder weniger deutliche Gefühl vom ästhetischen Wert eines schönen Hinteren, ein Bewußtsein, das wir schon aus dem Altertum belegen können: man denke an die Venus Kallipygos und die Sage von ihrer Entstehung. Einen schlechten Hintern haben, ist eben — mit Vischer geredet — ein ästhetisches Unglück. Aber wenn es einerseits kindisch ist, über diese prächtigen Muskeln, deren plastisch

schöne Abrundung die Anschauung von jeder Erinnerung an gewisse natürliche, aber unästhetische Funktionen abzieht, zu lachen, statt sie zu bewundern, so ist es andererseits ebenso scham- wie geschmacklos, auf diesen Körperteil durch einen barbarischen Ausputz besonders hinzuweisen.

Doch wir würden nicht fertig werden, wenn wir noch weiter auf die Mode und ihre Auswüchse eingehen wollten. So sei denn dem geistreichen Alphonse Karr das Schlußwort gegeben: Très souvent pour obéir à la mode, le vêtement, au lieu de suivre les belles ondulations et les courbes gracieuses du corps féminin, change complètement les formes et les dénature. Si une femme de goût, en se déshabillant le soir, se trouvait faite en réalité comme elle a fait semblant d'être toute la journée, j' aime à croire qu 'on la trouverait le lendemain matin submergée et noyée dans ses larmes."

Besser ist es immerhin mit der Tracht der Männer bestellt. Hier werden Auswüchse der Mode meist nur von verhältnismäßig wenigen geteilt und fallen in der Regel einem kräftigen und wirksamen Spott anheim. Besser aber kann das Abscheuliche von Modeverunstaltungen nicht ad oculos demonstriert werden als es in einem vortrefflichen Bild der fliegenden Blätter geschah, wo zwei „modisch" gegleidete Gigerl zu einer Statue des Apollo von Belvedre blöden Auges aufschauen und naserümpfend blöken: Da sieht man's ja, was der Mensch ohne Kleider ist. Wem eine solche Zusammenstellung dessen, was die Mode aus dem Menschen macht, mit der nackten Idealgestalt des Menschen nicht die Augen zu öffnen vermag, dem ist eben nicht zu helfen. So aber soll und kann der Kultus des Nackten eine befreiende Wirkung auch der Tyrannei der Mode gegenüber ausüben. Die Menge ist leider überzeugt, daß erst Kleider den Menschen zum Menschen und zwar zum schönen Menschen machen, wie die Damen im 2. Teil des Faust beim Erscheinen des Paris rufen:

„Eh nun, halbnackt ist wohl der Junge schön,
Doch müßten wir ihn erst im Harnisch sehn."

Selbst die Kunst scheint hier und da dieser Ansicht gehuldigt zu haben. So befand sich ehemals in der Notre-Dame-Kirche zu Paris eine Reiterstatue Philipps des Schönen, bei welcher Roß und Reiter vollständig in Eisen gehüllt waren, selbst das Visier war gänzlich geschlossen: so glaubte der Künstler Philipp den Schönen am anschaulichsten zur Darstellung zu bringen. Dies lehrreiche Extrem erinnert

lebhaft an die aus Ofenrohren und eisernen Töpfen zusammengestellten „Ritter", wie man sie auf Kochkunstausstellungen sieht. Nein, in der Kunst wie im Leben ist der Mensch die Hauptsache, alles andere Nebensache. Wird dies Prinzip verlassen, so verfällt dort die Kunst, hier der Mensch, beide verlieren sich und werden lächerlich. Der nackte Mensch ist schöner als der der bekleidete. Kein Wunder! Wie sollte auch was die göttliche Natur geschaffen nicht über jeden Vergleich mit den Erzeugnissen der Schneidergilde erhaben sein! Die Kleidung aber ist die beste, welche die Körperformen am vorteilhaftesten hervortreten läßt. So ist beispielsweise der Halbschuh, welcher die Knöchel und den schönen Ansatz der Wade frei läßt, gefälliger als der Stiefel. In früheren Zeiten war es Mode, schon die Kinder in die Tracht der Alten zu zwängen, etwa schon fünfjährigen Knaben lange Hosen zu geben und dgl. Solche philiströsen Geschmacklosigkeiten sind jetzt überwunden, hoffentlich für immer. Man photographiert jetzt sogar — was früher gewiß für eine arge Unanständigkeit gegolten hätte — kleine Kinder nackt oder nur mit einem kurzen Hemdchen halb bedeckt, statt ihre noch ganz unentwickelten Formen in einem Haufen Kleidungsstücke zu verstecken. Auch das ist Kultus des Nackten. Daß aber solche Bilder nackter Kinder überall gefallen, ohne Anstoß zu erregen, ist ein Beweis dafür, daß Freude am Nackten sehr wohl von Geschlechtslust zu trennen ist.

Wenn nun nicht also der Kleiderplunder, sondern der Körper die Hauptsache ist, und wir gerne „anständig nackter" gingen, dann muß aber auch der Körper zur Schönheit herangebildet werden. Die Kallipädie verdient dann mehr Beachtung als bisher, sowohl im Sinne der Erzeugung schöner Kinder*) wie im Sinne der Erziehung zur Schönheit, denn

> „Glücklich, wem doch Mutter Natur die rechte Gestalt gab!
> Denn sie empfiehlet ihn stets, und nirgends ist er ein Fremdling"

Die Hauptfrage aber ist: Wie können wir in der Kunst zu einem reinen Kultus des Nackten gelangen? Dadurch daß wir uns und unsere Kinder zu Menschen heranbilden, die, frei von Prüderie und Lüsternheit, den schönen menschlichen Körper nicht als Anreiz zur Sünde und Gefäß alles Bösen, sondern als herrliches Werk Gottes betrachten, die einen empfänglichen Sinn für alles Schöne und ein reines Herz haben.

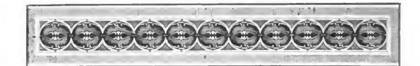
Manches kommt heute solchen Bestrebungen entgegen: die frischere

*) Vgl. hierzu einen Aufsatz „Menschenzüchtung" von Dr. Karl du Prel in der Zukunft Bd. 14, S. 495 ff.

Luft, die heute auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens weht, der Sport, der den Sinn für die Schönheit des menschlichen Leibes stärkt, zumal seine Tracht die Formen sinnfällig hervortreten läß, und endlich, nicht zum wenigsten, die am Ende unseres Jahrhunderts mächtig hervortretende Sehnsucht nach der Natur, die uns zuruft:

Hinaus aus dem Qualm der Fabrikschornsteine, aus dem Großstadtbrodem, aus dem Hexensabbath modernen Getriebes, weit hinweg vom Tanz ums goldene Kalb, den die Menge in rasendem Taumel aufführt, hinaus an den einsamen Gebirgssee oder den durch Wiesen und Gebüsch eilenden Fluß, — da wirf die Kleider weg und alle Gedanken von Menschenwitz und Menschenwahn thue ab und bade dich, bade dich gesund im klaren Wasser, im Licht der Sonne, und trinke Dir einen heiligen Rausch in der würzigen, wohligen Sommerluft!





Paul Scheerbart.

In der Auffassung von Gustav Kühl.

(Kiel.)

Als mir die ersten Prosaskizzen Paul Scheerbarts hier und da begegneten, fragte ich: Wer plaudert denn da? Hat ja eine sonderbare Manier, der Kunde! Er erzählt Märchen, aber nicht in dem gleichmäßigen, gedämpften Ton, wie ich ihn als Kind bei meiner schwerhörigen, gichtigen Großtante gewohnt war, sondern mit heller, beweglicher Stimme. Bald thut er ungeheuer wichtig, bald ganz gleichgültig; bald macht er Pausen, bald wiederholt er sich; und all das grade da, wo man es am wenigsten erwartet. Sieht man ihn endlich am Schluß erstaunt und fragend an, dann bemerkt man ein so ganz geringes Zwinkern in seinen Augen, daß einem unwillkürlich der Gedanke aufsteigt: Sieh dich vor, er uzt dich nur! was sind das für Eulenspiegeleien? Aber schon fängt er wieder an, eine neue Fabel zu erzählen, — und man hört weiter zu.

Item, Scheerbart interessierte mich. Und wie uns das mit manchem Menschen so geht, wenn wir ihn genauer kennen lernen: daß uns grade seine Eigenheiten besonders lieb werden: daß die absolutesten Äußerlichkeiten durch eine rätselhafte Verknüpfung mit dem inneren Charakterbilde innig verbunden scheinen, jede Bewegung der Hand, jedes Lachen, die Art wie er seine Cigarre hält und not least wie er sich räuspert (falls er sich nämlich auf seine eigne Art räuspert) — ebenso kommen wir auch bei einem Schriftsteller erst allmählich dahinter, wie sehr die Manieren seines Stils, die der Oberflächliche als Manieriertheiten abthut, eine notwendige Folge seiner Gemütsart und Geistesrichtung sind. Das deutsche Volk hat sich bei vielen Künstlern durch Äußerlichkeiten des Vortrags irritieren lassen, die uns heute den Reiz ihrer Werke nur erhöhen; ich erinnere an Wilhelm Raabe, an Gottfried

Keller, an Arnold Böcklin. Auch Paul Scheerbart muß dieses Schicksal erfahren.

Es ist schon aus den eben angeführten Namen zu erkennen, wer besonders leicht durch Sonderbarkeiten anstößt: der Humorist. Scheerbart ist ein Humorist. Aber sein Humor ist eigner Art. Es fehlt ihm ursprünglich das fabelhafte Kraftgefühl, das etwa in Liliencrons Poggfred sein siegesgewisses Lachen schmettert, daß der Olymp kracht und alle Rattengeister entsetzt in ihre Löcher flüchten. Er begnügt sich zunächst mit lustigen Neckereien. Die feine Ironie liebt er, die gleich weit entfernt ist von beißender Bitterkeit wie von eitlem Gewitzel. Doch hat er einen eigentümlichen Hang zum Spiel, wie man ihn bei Kindern und bei gutmütigen Riesen findet, und plaudert gern das Blaue vom Himmel herunter. Nur keine Aufregungen! Das Zarte, das Launige, das Fremdartige, daß ist sein Geschmack. So sind denn auch die litterarischen Kleinigkeiten seine eigentliche Domäne. Die Vignette, das Idyll, die Skizze, die Rosette, das Scherzo, das Intermezzo, das Capriccio, das Impromptu, und wie all die Untertitel seiner kleinen Prosagedichte lauten, — in diesen unzähligen Sächelchen zeigt er eine Meisterschaft von ganz besonderer neuer Art, und wenn man sich nur einmal in Scheerbart hineingelesen hat, erkennt man ihn überall wieder an dieser Eigentümlichkeit seines Erzähltalents. Freilich muß man lesen können, um Genuß von seinen Dichtungen zu haben. Denn sein Stil ist sehr beweglich und vielgestaltig. Er spricht meist einfach, klar und sparsam, aber bis ins Minutiöseste berechnet, jede Silbe ist auf ihre Klangwirkung geprüft; es kommt ihm indessen auch nicht darauf an, die verzwicktesten Wortneuheiten und abgetretensten Plattheiten aufzutischen, wo es ihm nötig erscheint. Vor allen Dingen ist seine Sprache sehr wechselreich im Tempo; und das richtige Tempo beim Lesen zu erkennen, ist leider, wie auch Nietzsche klagt, den Deutschen selten gegeben. Wer Scheerbarts Roman „Ich liebe Dich!“ liest, der lasse sich doch die kleine Mühe nicht verdrießen, auf die Vortragbezeichnungen zu achten, die der Verfasser selbst gelegentlich mit unverkennbarer Deutlichkeit bei den einzelnen Intermezzi angiebt; er wird daraus nicht nur für das Verständnis Scheerbarts, sondern auch in der Kunst zu lesen für sich viel profitieren.

Was nun aber den wirklichen künstlerischen Wert der Scheerbart'schen Dichtungen ausmacht, das ist seine unvergleichlich reiche schöpferische Phantasie. Man werfe einmal einen Blick auf das, was die jüngeren Märchenmaler der letzten Jahre, von Böcklins Geist beherrscht, geschaffen haben: Centauren und Nixen und wieder Centauren und wieder Nixen, —

und man blättre dann irgend eines der Werke Scheerbarts, besonders sein „Wunderfabelbuch: Ja, was möchten wir nicht alles!“ und sein „Ich liebe Dich!“ nur oberflächlich durch, um einen Begriff davon zu bekommen, was wirklich phantastische Begabung ist. Nicht die Erde nur und das Meer, nicht der Mond nur und die Sterne, nein der ganze große Weltenraum, der dem wissenschaftlichen Beobachter mit seinen spärlich gesäten Himmelskörpern so leer vorkommen muß und so langweilig, — alles ist für den Dichter belebt, von rätselhaften Gestalten, und auch die toten Kugeln, die Erde und die Sterne selber leben und können denken und lieben, genau wie wir kümmerlichen Menschenkinder.

Hier sind wir indessen an den Punkt gelangt, wo unser liebenswürdiger Schnurrenerzähler ernst wird, und wo wir merken, daß es nicht bloße Schnurrpfeifereien sind, die seine verborgene Seele beschäftigen. Denn zugleich mit dem Auge Scheerbarts schweift durch den Weltenraum — auch sein Herz. Jene farbenglühende Welt, die sein schauender Geist in seinen Irrträumen entdeckte, und in der er den Atem des Weltgeistes sich um die Schläfe wehen fühlte, ist sein Heimatland geworden, und vom Rausche ihres Glanzes bethört will er nichts mehr wissen von der engen, stagnierenden Erde.

Diese Verzücktheit wurde leider dem jugendlichen Poeten zum Verhängnis. Als er sich anschickte, in seiner phantastischen Dichtung „Das Paradies“ eine große Entdeckungsreise durch die Heimat der Kunst, das paradiesische Weltall, zu wagen, war er sich über das Maß seiner eigenen Kräfte noch nicht klar, und so wuchs ihm der Stoff über den Kopf. Befangen vom Widerwillen gegen die Erde, verlor er mit dem „Geist der Schwere“ auch das innere Gleichgewicht, und so fliegt er und fliegt und verfliegt sich, seine Kraft versagt, seine Kunst zerflattert. Das genannte Werk ist ein vollgültiger Zeuge für Scheerbarts enorme Begabung; aber es ist künstlerisch verfehlt. Ein Bilderstrom ohne Gleichen, eine wahnsinnige Unruhe, eine verzweifellte Anstrengung, mit sprachlichen Experimenten die unbegreiflichen Farbenspiele zu fixieren, alles in allem ein ermüdender, E. T. A. Hoffmann und Jean Paul noch weit hinter sich lassender Wirrwarr. Der Drehkater ist unvermeidlich.

Erst indem Scheerbart aus den glänzenden Lüften auf die Erde und vor allem zu sich selber zurückkehrte, sollte es ihm gelingen, größere Werke von bleibendem Werte zu schaffen. Er erkannte die Vergeblichkeit des Strebens, der Erde entrinnen zu wollen, er erkannte wie schlimm es ist, wenn ein Künstler sich von der Größe seines Stoffs überwältigen läßt, er erkannte das Verhängnis, in einer überreifen Zeit und sozusagen

zwischen zwei Kulturen geboren zu sein, und diese Erfahrungen verdichteten sich ihm zu einem psychologischen Roman: „Tarub, Bagdads berühmte Köchin.“ Es ist bislang seine bedeutendste Schöpfung. Das tragische Geschick eines verkommenden Genies bildet den Mittelpunkt dieses „Arabischen Kulturromans.“ Ein begabter junger Dichter, Safur, läßt sich in seiner Sucht nach möglichster Verfeinerung aller Empfindungsorgane durch raffinierten Genuß so weit mit der Welt ein, daß sie ihm nachher, als sein Geist von einer großen Schaffens-Idee überschattet wird, überall im Wege steht; zu schwach zum Widerstand, stürzt er auf der Flucht vor dem Realen haltlos seinen Wüstenphantasien, will sagen dem Wahnsinn in die Arme und rennt sich den Schädel ein. Man sieht leicht, das Ganze ist eine Satire und gestattet hin und wieder Parallelen mit heutigen Verhältnissen. Doch ist die Erzählung so groß und ruhig gehalten, die psychologische Analyse so scharf und die tragische Katastrophe so als unvermeidlich motiviert, daß mancher Leser jenes ironische Augenzwinkern des Verfassers, von dem ich vorhin sprach, garnicht bemerken und wieder vor einem Rätsel stehen mag. Es kann hier nicht meine Aufgabe sein, die Vorzüge der genialen und ganz einzigartigen Dichtung der Reihe nach aufzuzählen. Ihr tiefer ethischer und kultureller Gehalt, ihr Sentenzenreichtum, ihr sprudelnder Humor und die plastisch knappe Charakteristik der einzelnen Personen springen jedem verständigen Leser von selbst in die Augen. Die Diktion ist einfach, fast übereinfach. Was in den Schilderungen wiederum besonders auffällt ist das Vorwiegen des Koloristischen. Außer Jakobsen weiß ich keinen Schriftsteller von so feiner Farbensensibilität; nur sind Scheerbarts Farben anders als diejenigen, die das Auge des melancholischen Dänen sieht: klarer, leuchtender, heißer. Mit gleichem Scharfblick versteht Scheerbart zu zeichnen, Bewegtes wie Ruhendes. Das zweite Kapitel des Romans — die Sternwarte — ist schon ein architektonisches Meisterwerk für sich, in doppelter Beziehung. Die Darstellung eines indischen Festes ist so berauschend, daß sie von einem Pierre Louys stammen könnte. Und so könnt ich lange rühmen.

Mit diesem Romane hatte Scheerbart eine ganze Reihe von Problemen, die in seinem „Paradies“ spukhaft umgehen, beschworen und zugleich seine Kraft an einem Werke größeren Umfangs, das klar realistische Darstellung verlangte, erprobt. Geklärt wendet sich sein Geist jetzt wieder dem Kosmos zu. Aber vorläufig nur auf kleinere Visiten. Denn er braucht die Erde nicht mehr zu fliehen. Hat er sie auch noch nicht lieben gelernt, so versteht er jetzt doch über sie zu lachen. Ob er in der

köstlichen Gesellschaft seiner eigenen Geschöpfe, der Bagdader „Lauteren Brüder“ (sausende Brüder sind's zugleich auch) soviel fröhlichen Sinn gewonnen hat? Bereits an vielen Stellen der „Tarub“ bricht nämlich der Scheerbart'sche Humor mit einer ganz neuen Kraft hervor, der nun sein neustes Werk, den „Eisenbahnroman: Ich liebe Dich!“ wie ein ununterbrochenes Läuten durchtönt. Es ist wieder eine Sammlung von Schnurren. Aber es ist viel mehr. Schon manche lachende Philosophen sind aufgetreten; warum nicht auch einmal ein lachender Prophet?! Jetzt wird es klar, was für ein Herz in dem Dichter der kosmischen Fabeln steckt: er ist ein religiöser Mensch. Die religiösen Bedürfnisse sind in unserer Zeit mächtig im Wachsen: man braucht nur an Männer wie Walt Whitmann, Nietzsche, Dehmel zu denken. Wir streben einer sinnlichen Vertiefung des Pantheismus zu. Diese ist es auch, die Scheerbart verkündigt: Liebe zum Weltgeist, Hingabe an den Weltgeist mit allen Sinnen. Diese Allliebe hat aber einen gefährlichen Konkurrenten in der alltäglichen „Liebe“ der Menschen untereinander, und darum muß die letztere — — bekämpft werden. Jeder Dualismus, jede Gegenüberstellung von Ich und Du, von Ich und Welt ist irreligiös und verwerflich, so predigt Scheerbart der Prophet. Ja sie ist geradezu unsinnig, wenn man die Astralpsychologie des Dichters annimmt. Er denkt sich die Himmelskörper als lebende Wesen und die Menschheit als das Gehirn der Erde. Also die Erde denkt; sie denkt gar Vielerlei, und das Größte, was sie denken kann, ist der Weltgeist. So möge also der einzelne Mensch sich des allumfassenden Geistes bewußt werden und zu einer Kohäsion zwischen Gott und sich zu kommen suchen. Aber die Menschen untereinander? sie sind ja nur verschiedene Gehirnfunktionen derselben Erde! was haben die von einander zu wünschen!

So ist Scheerbart dazu gekommen, „Antierotiker“ zu werden. Er wird nicht durchdringen mit seiner Antierotik, schon weil er diesen Bestandteil seiner Dichtung nicht in ästhetisch überzeugende, sondern nur in kritisch agitierende Form zu bringen vermochte. Aber auch noch aus anderem Grunde. Denn wenn nichts weiter, so können wir doch eines von dem großen Weltgeist oder sagen wir von unsrer Urmutter Allnatur, die uns beseelt, schafft und ernährt, mit Gewißheit aussagen: daß sie das Leben will. Leben aber heißt Bewegung, und Bewegung heißt: Kampf und Spiel, Haß und Liebe. Indessen soviel ist anderseits auch klar: daß der Mensch erst dann wirklich über das Tier erhaben ist, wenn er sich bewußt wird, was er mit seinem Leben und Lieben und Zeugen und Sterben im Rahmen des Ganzen bedeutet: daß er kein Selbstwesen

ist, sondern ein ebenso launenhaftes wie notwendiges Erzeugnis und ein vergänglich-unvergängliches Partikelchen des geheimnisvollen, großen, anbetungswürdigen All-Lebens. Um dies zu erreichen, führt Scheerbart den Leser, der ihn versteht, aus der lächerlichen Wochentäglichkeit hinaus in die Einsamkeit und zeigt ihm da die unendliche Schönheit des Weltalls, wie sie sich seinem wunderschauenden Auge darstellt. [Und seine alte Leidenschaft wird wach: er vergißt die Erde, und trunken ruft er aus:

Ich liebe Dich, Weltgeist!
Du alter, alter Weltgeist!

Über diese wichtigste Seite in dem bisherigen Schaffen des Dichters ein abschließendes Urteil zu fällen, ist noch nicht möglich. Mir wenigstens erscheint der Roman „Ich liebe Dich!" erst wie eine Art Programm und Präludium zu künftigen größeren kosmischen Poesien. Soviel ist sicher: daß wir ihn mit Freuden und Zuversicht seiner Wege weiter gehen resp. fliegen lassen dürfen. Verlieren wird er sich nicht wieder, da er gewachsen ist in jeder Beziehung. Sein Humor, der da, wo seine Begeisterung sich überschlägt, zur rechten Zeit ein artiges Teilchen Selbstironie in sich birgt, wird ihn vor allen bedenklichen Extravaganzen behüten. Echter Humor ist das sicherste Zeichen des gereiften Menschen.





Unser Dichteralbum.

Freilicht.

Am Bach im Wiesengrund stehn blaue Blumenglocken,
Zerstreut im grünen Moose rot Fliegenschwämme stocken.
Es sterben nicht die Blumen am Scharlachgift der Schwämme,
Die üppig dorten sprießen im Schatten grauer Stämme.

Ob duftig oder giftig, bunt wächst es durcheinander,
Dazwischen ruht behaglich schwarzgelb ein Salamander.
Zunächst der Bella Donna hat er sein Lager gerichtet,
Auf ihre schwarzen Augen Sonette schon gedichtet.

Wenn's Laub durchbricht die Sonne mit silberweißen Streifen,
Beginnen im fahlen Röhricht die braunen Spatzen zu pfeifen.
Rasch naht ein junger Künstler, malt flott das Zeug zusammen
Und setzt mit Licht-Luft-Farben die Kunst in Plein-air-Flammen.

Winter.

Der Winter fuhr im Schlitten bei dunkler Nacht ins Land,
Statt Rosse mit klingenden Schellen den Nordwind vorgespannt,
Den lenkt nicht Ruf noch Zügel, sein Hauch ist Schnee und Eis,
Die wirbeln um die Kufen, verwehend das Geleis.
Die Raben flattern hungrig mit Krächzen ihm voraus,
Die dürren Füchse streifen im Wald nach einer Maus.
Der Wald, vom Reif behangen, kracht unter schwerer Last,
Das Hochwild zieht zur Scheune als frostgezähmter Gast.
Der Winter hat die Blumen von Rain und Wiesen gepflückt
Und über Nacht die Fenster im Dorf damit geschmückt.
Er wär schon selbst erfroren trotz seinem Bärenfell,
Wär nicht ein Nordlandsrecke der wetterhart Gesell.
Nun herrscht er rings im Lande und ob er grimmig schnaubt,
Besiegt doch stets den Graubart der Lenz mit lockigem Haupt.

München. Heinrich v. Reder.

Ein Begräbnis.

Ich lehnte still an einer Kirchhofsmauer.
Die Trauerweiden standen tief gebeugt,
und tief gebeugt stand rings ein Kreis von Menschen,
schwarz, fahl und steif, als ob ihn fröstelte . . .
Der Pfarrer schwieg; ein Windhauch regte sich;
und acht gequälte graue Stimmen plärrten
ein Trauerlied ins stille Sonnenlicht.

Doch über mir gab eine Nachtigall
ihr froh lebendig Lied wie Goldflut aus
und übertönte Tod und Trauerchor
mit ihrer seligen Himmelsheiterkeit:
tülia — ahü . . .

Der Sarg versank, von Kränzen überhäuft —
In meinem Herzen blieb die Nachtigall.

Muse.

Er sah im Traum viel rote Flammen wehn
und wachte auf . . .
Die Nacht um ihn war hell.

Er hob die offnen Lippen an ein Haupt,
und fühlte Frauenhaar und Frauenmund
und Küsse, Küsse, Küsse . . .

Da fing sein Herz zu sprechen an und sang,
und gab dem Leben Namen . . .

Über seinem Haar entwich ein goldner Saum,
Er schlief nicht ein . . .
und lag die ganze Nacht mit wachem Herzen
und formte Welten.

Wintersonne.

Durch Schnee und Eis geht eine junge Frau.
Sie wandelt selig hin; ihr Atem dampft;
ihr einfach Kleid glüht durch die Winterlandschaft,
von Sonnengold durchwirkt.
Es seufzt der Schnee und schmilzt vor ihrem warmen Fuß . .
Der Wind bleibt stehn . . .

Die Bäume schauern, wenn sie nahe ist . . .
Sie geht so sicher, wie von Frühling voll,
und glüht — und blendet —
Aus ihrem Herzen strömt ein warmer Quell,
der alles rings mit Feuerkraft erfüllt,
Schnee, Wind und Erde und den grauen Himmel.

Drüben vom Berge, wo aus dunkler Hütte
einsam ein Lämpchen blinkt,
kommt ein Mann und wandert auf sie zu
und winkt und grüßt sie von fern
und ruft jubelnd: „Geliebte!“ . . .

Die alten Freunde.

Zwei Greise sitzen auf einer alten Bank.
Ein milder Wind spielt mit dem Silber ihres Haares.
Die großen Augen wissen viel vom Leben
und blicken still in eine goldne Landschaft.

Sie lehnen beide schweigend Arm an Arm.
Die tiefgefurchten Hände begruben manchen Schmerz,
nun halten sie einander, späten Friedens voll.

Herbstliche Blätter schweben vor sie hin
im Glanz der Sonne, die sich dunkel neigt . . .
Und eine ferne Glocke singt ein Abendlied.

Berlin. Franz Evers.

Der Genius.

Eine Woge tauchend aus schwarzen Meeren
Trug ihn spielend dahin durch leuchtende Fluten,
Warf ihn auf ödes Eiland; an einsamen Klippen
Lautlos zerschellend.

Träumend belebte die Wüste sein dunkles Auge,
Wenn die Wolken hingen über den Hügeln,
Suchte sein zagendes Herz verwandte Seelen
Ferne den Menschen.

Und vom Himmel hernieder die goldene Laute
Brachte sein Engel, und da sein Finger sie rührte,
Brachen Töne hervor, auf weißen Gewässern
Einsam verschwebend.

Schiffer hörten den Ton und fuhren vorüber,
Über blühende Gärten entquollen den Felsen,
In die leiser rauschende Woge tauchte
Schöner die Sonne.

Michel Angelo.

Ich habe das brandende Meer gefragt: Bist Du Gott? —
Die Wellen verwogten wieder und wieder.
Ich rief in den brausenden Wald hinein: Bist Du Gott?
Er warf sein Laub mir hernieder.
Ich rief in der tosenden Stürme Nacht: Bist Du es Gott? —
Der Sturm pfiff höhnend vorüber, — Du hörtest mich nimmer.
Ich rief in des flammenden Blitzes Schlacht: Herr, Herr, mein Gott!
Er schlug mein Haus mir in Trümmer.

Ich habe gerungen so Nacht als Tag.
Wahrheit erscheine!
Ich habe mein Hirn zergrübelt mit nutzloser Frag
Und rang im Gebete die Kniee mir wund auf kaltem Steine.
Das Alter beschneite mein Haupt mit ehrwürdigem Schnee.
Der Totenwart schaufelt das Grab für mich.
Bist Du da? Herr, Herr, in rastloser Hoffnung Weh
Erwarte ich Dich!

Mein Arm ist müde. Das Werk ist vollbracht
Und junge Geschlechter vollenden mein Thun.
Ich sehe die Sterne erschimmern in schlafloser Mitternacht
— Meine Seele möcht ruhn!
In Riesenleibern voll müder Kraft
Schlug ich aus starren Felsen Dein Bild hervor;
Mein Werk vom stöhnenden Schmerz erschafft
Preist der Nachwelt Chor. —

Hinter grauen Felsen ins Meer die Sonne versank,
Nun ruhet die Flut, darüber weht Sternenstrahl;
O Herr der erlösenden Stürme, wo weilst Du so lang,
Wann werd ich rasten einmal?

— Wenn einer auszog und suchet ein Land auf endlosem Meer
Von Sehnsuchtsflamme entbrannt, von Gottesglut,
Und wenn dieses Land nur ein Wahn, nur ein Schemen wär,
Es entstiege — o Gott — es müßte entsteigen der Flut.

Ich habe Dich zu sehr geliebt, ich habe mich zu sehr gesehnt,
Und warst Du mein Geist nur ein Wahn und betrügest Du mich
Und hätte von Menschen nur Einer Dich so wie ich ersehnt,
Dies Sehnen erschüfe Dich!

München. Theodor Lessing.

Zukunft.

So tiefschwarz hängen die Wolken, so schwer,
Dumpf donnert dahin ein brausender Föhn,
Als kämpften Dämonen der teuflischen Nacht
Mit Geistern des Lichtes in himmlischen Höh'n.

Und wieder — es glänzen die Wolken so rot,
So rot von unendlich vergossenem Blut,
Indessen viel tausend Altäre beleckt,
Von Thronen viel hundert die züngelnde Glut.

Und wieder — es glänzen die Wolken so weiß,
Ein einziges Banner wie segnende Ruh';
Millionen von Menschen, Millionen, sie nahn',
Mit Kränzen geschmückt, und sie singen dazu:

Heil, Heil, es erschien der ersehnte Tag,
Und war auch furchtbar das strenge Gericht,
Der Tempel der Menschheit, nun ragt er empor —
Was träumten die Ahnen, es war kein Gedicht!"

Berlin. Oscar Linke.

Revolutionäre Lieder.

I.

O wär' ich doch nicht ein armer Dichter!
O wär' ich ein starker Thatenverrichter,
Der nicht ohnmächtig die Feder umkrampft,
Von dessen Tritten die Erde dampft!

Nach wildem Ringen die Welt regieren,
Den Menschen ehernen Willen diktieren,
Zermalmen, was in den Weg sich stellt,
Genießen, was immer dem Herzen gefällt,

Und ruhigen Blickes den Tod begrüßen
Als ein glückselig in's All zerfließen —
Ja, hätte die Seele solchen Mut,
Süß wäre die Fahrt durch des Lebens Flut.

So aber jede Thräne erweicht sie,
Vor jedes Tyrannen Groll erbleicht sie,
Erzittert und hofft vor Gottes Gericht
Nach elendem Leben das ewige Licht.

II.

Kronen, unter deren Gold
Schwächliche Gedanken schleichen,
Staatsperücken, kraus gerollt,
Klebend auf lebend'gen Leichen.
Volksbeglücker, die zum Spaß
Bürger gegen Bürger hetzen,
Schriftgelehrte, die den Haß
An der Liebe Stelle setzen,

Forscher, die zur Wissenschaft
Stempeln leere Hypothesen,
Künstler deren lahmer Kraft
Häßlich dünkt der Schönheit Wesen —
Eine Welt, die stolz sich preist,
Eine Welt voll Schmach und Lüge,
Wert, daß ein gewalt'ger Geist
Sie in tausend Trümmer schlüge!

III.

Inschrift.

Hier wird der Völker Gut verwendet,
Hier wird der Völker Blut verschwendet,
Der Völker Arbeitskraft verthan,
Damit die Völker Frieden ha'n.

IV.

Ein düst'rer Saal. Ein Tisch mit grünem Tuch.
Darauf manch schwarz gebund'nes, dickes Buch.
Herum vergilbte Thoren, halb im Schlaf;
Und an der Wand als Hell'genbild — der Paragraph.

In allen Straßen schreit das Volk um Brot,
Um Schönheit und um Trost in Geistesnot.
Die droben aber murmelte wie im Schlaf:
„Für solche Wünsche existiert kein Paragraph."

V.

Weib — ich sah Dich zieh'n das Eisen
In des Ackers Erdgeleisen,
Sah, wie Deine weichen Glieder
Brachen schwer belastet nieder,
Sah Dich hinter'm Feuer steh'n,
Sah Dich spinnend Fäden dreh'n,
Sah Dich Leben neu gewähren
Und erstandenes ernähren.

Weib — in mondumglänzten Lauben
Unter süßem Küsserauben,
Aus den schmachtenden Gesängen,
Die von Dichters Mund sich drängen,
Aus so mancher finst'ren That,
Angezettelt vom Verrat,
Aus der Menschheit blut'gen Dramen
Hör' ich klingen Deinen Namen.

Weib — auf bunten Seidenpfühlen
Fröhnst Du weichlichen Gefühlen;
Männerspielzeug abzugeben
Dünkt Dich ein behaglich Leben.
Aber männlich selbst zu sein,
Adlerflügel Dir zu leih'n,
Hoch Dich wie der Mann zu schwingen,
Weib — das mußt Du noch erringen!

VI.

„Klein sein und im Staube schleichen,
Mann! das mußt Du noch erreichen;
Wirst sonst nimmer aufgenommen
In den Kreis der Guten, Frommen."

Nun, so hört mich: Ja! die Güte
Ist der Menschheit schönste Blüte.
Doch im Qualm der Tiefregionen
Wird die echte niemals wohnen.

Nur wer hoch genug gestiegen,
Um an Gottes Brust zu liegen,
Wer mit Gottes großen Blicken
Liest in der Natur Geschicken —

Der ist fromm, und mag er lachen
Über Götzen, Hexen, Drachen;
Der ist gut mag er in Wettern
Tausend Schwächlinge zerschmettern!

VII.

Diktatoren der Kritik,
Bangt euch nicht auf euren Stühlen,
Seit in Dichtkunst und Musik
Revolutionäre wühlen?

Nein, uns ficht kein Schwindel an.
Denn, was frommt' es, wenn wir fielen?
Nur die Wühler würden dann
Selber Diktatoren spielen.

Wien. Wolfgang Madjera.

Traumland.

Lege mir den goldgewirkten
Purpurmantel um die Schulter;
Setz' aufs Haupt mir die Corona,
Die aus Dornenreis geflochten,
Dornenreis mit Lorbeerzweigen. —
So, jetzt reiche mir die Flügel,
Nicht die dunklen Vampirflügel,
Nein, die weiten Adlerschwingen;
Adlerschwingen meiner Sehnsucht! —

Und nun komm in meine Arme,
Lehn' das Haupt mir an die Schulter;
Wenn befreit vom Erdenbanne
Wir im lichten Äther schweben,
Und geheimnisbange Laute
Uns umbranden, uns umtosen,
Senke dann die Augenlider,
Schließe Deine Augensterne. — — —

Doch, so uns das Reich geworden,
Das in farbenstolzen Träumen
Mir die weiße Gottheit zeigte,
Ja, dann öffne weit die Augen,
Öffne Deine bleiche Seele
Wie der Blumenkelch die Blätter,
Wenn ein Sonnenstrahl sie segnet. — — —

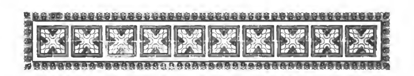
Prag. Oskar Wiener.

Die Erwartung.

Wo ist mein süßes Mädchen?
Das Summen tausend Sommergeigen
Voll Sehnsucht in das Mittagsschweigen.
Ich lege übers Aug' die Hand
Und seh in Glut und Gold das Land,
Doch nirgendwo mein Mädchen.
Ich suchte hier, ich suchte dort,
Die Grillen summen immerfort:
Wo ist mein süßes Mädchen?
Ich werfe mich ins Gras
Und kann dem wilden Weh nicht wehren.
Kann denn die Holde mich entbehren?
Ich preß die Stirn ins kühle Kraut —
Da lacht der rote Mohn ganz laut,
Als läg ein Thor im Gras,
Es lacht der weiße Hagedorn
Der aufgeblasne Rittersporn
Und selbst das grüne Gras —
Auf einmal schwimmt ein Lied
Wie hingeträumt in Lenzgedanken
Durch Blüten und durch grüne Ranken,
Und mit Entzücken hör ich zu:
„Du meine, o, du meine du!“
So selig singt das Lied
Und kommt und flieht — da fällt mir ein:
Jetzt wirst du schlummern hier zum Schein —
Schon stockt das kleine Lied —
Da ist mein süßes Mädchen!
Ich hör sie lachen ganz verstohlen,
Ich hör sie nahn auf leisen Sohlen,
Ich sehe schon den kleinen Schuh —
Mein Herz hält kaum die letzte Ruh —
O, du mein süßes Mädchen!
Ein Kuß — und alle Welt versinkt,
Und alles um uns singt und klingt:
„O, du mein süßes Mädchen!“

Berlin. Hans Benzmann.





Das neue Leben.

Architektonische Apokalypse von Paul Scheerbart.

(Niederschönhausen b. Berlin.)

Langsam dreht sich der alte Erdball um die alte Sonne, die nicht mehr glüht und strahlt wie einst.

Dunkelviolett scheint die alte Sonne, so daß es nie mehr Tag wird — auf Erden niemals mehr.

Stille Nacht ist überall.

Es ist sehr, sehr still.

Der Himmel ist schwarz wie schwarzer Sammet.

Die Sterne aber funkeln so hell wie sonst — wohl noch heller, da sie größer sind.

Goldene Sterne sind's!

Der Erdball ist ganz weiß — ganz mit weißem Schnee umhüllt — mit leuchtendem Schnee!

Sternklare Winternacht auf den Höhen und im Thal!

Die tote Erde dreht sich immer langsamer.

Doch im sammetschwarzen Himmel wird's lebendig.

Die großen Erzengel kommen.

Mit riesig großen, weißen Flügeln flattern sie eiligst herbei. Es rauscht durch den Himmel.

Es wird so laut, so voll Trubel die Luft, als wenn viele Millionen großer Völkerscharen zu neuem Leben erwachen.

Aber es kommen nur die großen Erzengel. Es sind ihrer zwölf. Sie sind so schrecklich groß. Sechs umflattern die eine Hälfte der Erdkugel und sechs die andre, so daß man von beiden kaum mehr was sieht.

Die Engel beugen langsam Flügel schlagend die Köpfe herunter. Ihre Füße schweben hoch über den beiden Polen der Erde. Die zwölf

Köpfe bilden bald mit ihren flatternden blonden Locken um des Erdballs Mitte einen prächtigen Haarring.

Zunächst nimmt jeder Erzengel den großen Dom, den er im Arme trug, in beide Hände und setzt ihn auf ein hohes Schneegebirge. Danach ziehen alle zwölf ihre dicken Pelzhandschuhe aus und greifen geschwinde mit ihren zarten Fingern in ihren weltmeergroßen Rucksack.

Aus ihrem Rucksack holen die Engel viele hundert neue, blitzblank glänzende Paläste hervor. Und mit den Palästen schmücken sie den großen Schneeball, der sich Erde nennt, daß er bunt wird und mächtig funkelt; die Augen der Erzengel leuchten dabei, als wenn sie für artige Kinder Spielzeug auskramten.

Nachdem die Rucksäcke geleert sind, flattern die Engel wieder empor und schweben munter plaudernd in mäßiger Entfernung auf und ab in schönen großen Kreisbögen.

Die Erde sieht bunt aus, als wäre sie mit den Flügeln der kostbarsten Schmetterlinge, erfrorenen Paradiesvögeln und gleißenden Diamanten bestreut.

Und die Paläste werden hell. Millionen Lampen werden überall drinnen angesteckt; durch die bunten Glasfenster der hohen Dome und all der vielen Schlösser strömt gedämpftes Licht tausendfarbig in die violette Schneenacht hinaus.

Die violette Sonne wird noch dunkler. Die fernen goldenen Sterne verlieren auch viel von ihrem Glanz. Der sammetschwarze Himmel rahmt die sanft aufglühende Erde ringsum prächtig ein.

Und die großen Glocken der Dome läuten alle.

Ein Sehnsuchtsschauer durchrieselt die weiten Schneegefilde; durch die nagende Schwermut des kalten Erdballs ringt sich ein neues Leben durch — das ewige Leben!

Die Toten stehen auf.

Überall hebt sich die Schneedecke. Und all die Menschen, die einst auf der Erde lebten und starben, steigen aus ihren Gräbern heraus, schütteln sich den Schnee ab und sehen sich erstaunt an. Als sie merken, daß sie auferstanden sind, fallen sie sich gegenseitig um den Hals und sind sehr gerührt.

Ja! Ja! Wer hätte nicht gern ein neues Leben begonnen?

Die Erde dreht sich schneller.

Doch dieser große ernste Augenblick ähnt einem großen, drolligen Maskenfest, denn alle Menschen haben Kleider an, die denen gleichen, welche sie zu ihren Lebzeiten am häufigsten trugen. Die Bettler gehen

neben den Königen, die Priester neben den Kriegern, die Handwerker neben den Gelehrten — in all den vielen Trachten all der vielen Zeiten. Vom Fellschurz bis zum gebügelten Oberhemd ist alles da.

Die Auferstandenen steigen die goldenen Stufen zu den Schlössern und Domen empor. Es wimmelt man so!

Alle Sprachen der Erde wirbeln durcheinander, daß es mächtig durch den ganzen Himmel brummt, und die Glocken nicht mehr zu hören sind.

Oben aber vor den Thüren der Schlösser und Dome stehen viele tausend Engel, die nicht größer als die Menschen sind, in zarten hellgrünen, hellblauen und hellroten Gewändern und warten.

Feierliche Begrüßung! Händedrücken und Wangengestreichel! Kopfnicken und Armgewackel! Viel Gelächter! Und viel lächelnde Behaglichkeit!

Die großen Burgen, die aus reinen Riesendiamanten bestehen, sprühen ihren Farbenbrand so festlich in die Dämmerung. Und die anderen Edelsteine der weiten Säulenhallen glänzen mit den reinen Riesen-Diamanten um die Wette. Und die kostbaren Steingewächse, die aus den Domen aufstreben, sind auch so wunderbar. Die Smaragdkuppeln einzelner Schlösser werden von innen erleuchtet und werfen in den schwarzen Sammethimmel weite grüne Lichtkegel, die sich langsam bewegen. Die Saphirtürme ragen höher empor als die andern Türme. Und das stille Licht, das überall durch die tausendfarbigen Glasfenster hinausströmt, das schimmert so heilig-bunt und verheißungsvoll. Ungeheure Palastgebirge sind mit riesigen Opalbogen umgittert. Wenn das Auge von Pol zu Pol schweift, so wird es verzückt bei all der Glanzglut. Der Bauzauber ist so gewaltig, daß man sich verwundert fragt, wie es kommt, daß die auferstandenen Menschen nicht einfach toll werden. Aber — so entsetzlich es auch ist, so wahr ist es: Die meisten Menschen denken bloß an das gute Abendbrot, das ihnen nach ihrer Meinung in den Domen und Palästen von eifrigen Dienern vorgesetzt werden wird.

Wie verblüfft sind da die Auferstandenen, als sie im Innern all der vielen Glanzburgen gar kein Abendbrot finden! Männlein und Weiblein sehen sich verwundert um, entdecken aber nichts. Draußen haben sie schon schmerzlich den gänzlichen Mangel an Bäumen, Früchten und Gemüsen bemerkt — und jetzt ist auch drinnen alles nur unfruchtbarer Stein! Marmor und Rubine, Gold und Silber, bunte Lampen und bunte Wände, entzückend gegliederte Kuppeln, ein bißchen Sammet und Seide, mächtige Granatsäulen, glitzernde Glasgrotten und ähnliche Sachen

giebt's ja in unüberschaubarer Menge — doch von Hammelbraten, Schneckensalat und Feuerwein keine Spur!

„Engel, wo bleibt das Abendbrot?"

Also ruft demnach baldigst ziemlich einstimmig das ganze große Menschengeschlecht.

Die Engel öffnen schweigend im Innern der Paläste und Dome kleine Seitenpforten, die bis dahin den Blicken der Menschen entzogen waren. Alle denken natürlich — jetzt giebt's zu essen, zu trinken und zu rauchen. Hei! Wie sie sich freuen!

Indessen — diesmal ist die Enttäuschung noch viel größer.

Das „alte" Leben grinst die Menschen an.

Sie sehen wieder das alte Elend vor sich, das sie einst durchlebt haben.

Es steht eben „Alles" wieder auf.

Doch ganz so schlimm wie damals, als die Sonne noch hell schien, ist das alte Elend nicht anzuschauen. Es ist anders umrahmt! Im Palastgeschmack! Die Säle und Zimmer, in denen die alte Beschäftigung wieder aufgenommen werden soll, sind mit soviel feinem Prunk umgeben, daß die „guten" Menschen doch mit großer Freude ins alte Fahrwasser hineinspringen, wenn's auch so unappetitlich ist wie schmutzige Wäsche.

Ja! Ja! Das alte Leben!

Der eine muß wieder seine kranke Frau pflegen, die ohn' Unterlaß stöhnt und klagt; er beginnt den Tanz der Qual mit kalter Ruhe wieder von vorn wie schon so oft — wirklich ein guter Mensch! Ein anderer guter Mensch fängt wieder an, große Gesellschaften zu besuchen und klagt dabei wieder über seine nie zu stillende Sehnsucht nach der ewigen Einsamkeit — genau wie einst. Ein dritter ist wieder mit seinem Ruhme nicht zufrieden; er will immer anders berühmt werden, was ihm natürlich nicht gelingt, da er selber nicht weiß, wie er's haben möchte. Ein vierter bekämpft mit altem Mute seine riesige Sinnlichkeit und wird zum echten Asketenhäuptling, läßt wieder seine eiserne Willenskraft bewundern, obgleich er sich in jeder stillen Stunde auslachen muß, da ja alle seine Kraft nur eine naturgemäße Folge von Ausschweifung und Ekel ist. Ein fünfter hofft immer einen Sack mit Gold zu finden — und was findet er? Einen Sack mit giftigen Witzen!! Ein sechster muß stets vergeblich „Gold" besorgen — d. h. es gelingt ihm nie!! Und ein siebenter muß zu allem „Ja" und „Amen" sagen, was ihm von je so schwer fiel. Und die Millionen der andern arbeiten und regieren, befehlen und gehorchen — auch genau so wie einst. Die

Maschinen rasseln wieder, und die Denkerköpfe rauchen wieder, die Kartoffelfelder tragen wieder ihre mehligen Früchte, die Säufer saufen ganz im alten Stile weiter, und die Verbrecher brechen wieder bei den Leuten, die was haben, ein.

Alles ist wie einst! — Es spielt sich bloß schön umrahmt in herrlichen Palästen und Domen ab, die so groß sind, daß man garnicht durchsehen kann. Sonst ist kein Unterschied.

Die guten Menschen sind natürlich mit allem zufrieden — aber die bösen Menschen sind natürlich mit nichts zufrieden — ihnen genügt nicht die alles belebende Sonne der Baukunst — sie wollen Abendbrot mit Austern und starkem Getränk — ununterbrochenes Vergnügen mit Tingeltangel und Schlittenfahrt.

Die guten Engel wollen die bösen Menschen besänftigen und trösten, sagen freundlich: „Kinder, Ihr wißt garnicht, was Euch frommt! Leid und Freud sind in jedem Menschenleben ganz gleichmäßig verteilt. Diese ist ohne jenes garnicht denkbar. Seid vernünftig! Alle Wünsche sind nicht erfüllbar. Ist es nicht genug, daß wir Euch eine angenehme Umgebung geschaffen haben? Ihr wollt bloß immer vergnügt sein — und das geht doch nicht!"

„Warum nicht?" schreien die Bösen.

„Weil's Euch langweilen würde!" antworten die Engel, und sie gähnen, während sie an ein »ewiges« Glück denken.

Die Bösen aber lachen — so häßlich, daß die guten Engel ernstlich böse werden.

„Man sollte Euch eigentlich," fahren sie in schärferem Tone fort, „piesacken — mit feurigen Zangen. Die Dummheit muß mit Feuer und Schwert ausgerottet werden. Ihr werdet's niemals verstehen, daß anständig »wohnen« besser ist als anständig »leben«. Wie die Pflanzen hauptsächlich nur von Licht und Luft lebten, so sollt ihr jetzt auch hauptsächlich von dem leben, was Euch umgiebt — von dem Licht und von der Luft der göttlichen Baukunst, die die »wahre« Kunst ist. Ist es Euch thatsächlich nicht genug, in diesen himmlischen Strahlburgen leben zu können? Wißt Ihr immer noch nicht, was es heißt: in einer Traumwelt daheim zu sein? Das ist doch die prickelnde Auster der Armut! Was sind dagegen alle Kaninchen des Reichtums? Eine große Quarkerei — nicht mehr! Euer Leben soll nur ein Akkord in der Sphärenmusik des Alls sein — Euer Schmerzenslaut ist also nicht zu entbehren — sonst wird ja die Sphärenmusik so weichlich wie Milchreis! Ihr unglaublichen Nilpferde!"

Die Bösen schütteln sich vor Lachen und halten sich den Bauch. Die Engel bleiben aber ganz ernst, sie sagen noch traurig: „Ihr kommt ja sämtlich nicht zu kurz! Die Qualen des Bettlers werden gleich mit Freuden belohnt, von denen die armen Könige nichts wissen. Und zu alledem kommt noch diese prunkvolle Traumwelt Eurer Wunderpaläste."

„Die macht uns grade erst recht begehrlich! Wir wollen keinen Selbstbetrug!"

Also schreien wild durch einander die dummen Bösewichter, die immer vergnügt und selig sein wollen.

„Na, wenn Euch der Selbstbetrug nicht paßt," donnern die Engel los, „so könnt Ihr ja wieder in Eure Gräber zurück. Eure kannibalische Dummheit soll uns das neue Leben, das wir Euch in dieser Glanzwelt darboten, nicht verleiden!"

Und es treten die hellgrünen Engel mit dunkelgrünen Tannenzweigen hervor, und mit den dunkelgrünen Tannenzweigen berühren sie alle Unzufriedenen.

Und die Berührten fallen um und sind tot.

Rasch werden sie hinausgetragen und wieder im Schnee verscharrt.

Jede Spur der Bösen ist bald verweht.

Die guten Menschen aber, die schon dankbar sind, wenn sie bloß in einer glanzseligen Traumwelt leben können, nehmen die Qualen des alten Lebens ruhig ins neue Leben hinüber, lachen lustig über alles und wollen nicht mehr.

Wie die hellgrünen Engel zurückkommen, streicheln sie den guten Menschen freundlich die klugen Köpfe.

Durch die bunten Glasscheiben strahlt das neue Glück in die Schneenacht hinaus, daß die gar seltsam wird.

Die Smaragdkuppeln leuchten mit ihren grünen Lichtkegeln durchs schwarze Weltall.

Die Saphirtürme recken sich noch höher — wie übermütige Gespenster.

Die riesigen Opalgitter schimmern wie Millionen aufgescheuchter Schmetterlinge.

Die vielen kleineren Schlösser sehen auf dem weißen Schneeball, der sich Erde nennt, wie Glühwürmchen aus.

Und es ist alles so rührend-feierlich in der ewigen Dämmerstunde, daß jeder ruhig werden kann.

Die Erzengel beugen sich zum zweitenmale zur Erde herab.

Die blonden Riesenlocken bilden wie vorhin einen prächtigen Haarring.

Die unbeschreiblich großen Engel stecken die festlich erleuchteten Paläste wieder in ihren Rucksack, ziehen ihre Handschuhe an, nehmen ihre Dome in den Arm — — und flattern davon.

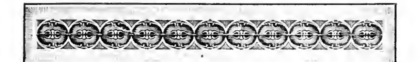
Bald dreht sich der alte Erdball so langsam wie vorhin — wie ein großer Schneeball, den Kinder rollen, wenn sie einen Schneemann bauen.

Die violette Sonne glüht in der Ferne wie eine alte Ampel, der das Öl ausgeht.

Die goldenen Sterne funkeln im tiefschwarzen Sammethimmel — wie glückliche Strahlburgen.

Und die Nacht ist so still — so grabesstill!





Die Inseln der Verbannung.

Eindrücke von den Ponza-Inseln von Dr. Karl Graeser.

(München.)

II.

In dem Felsen, auf dem der Kirchhof steht, gleich außerhalb des Hafens, sind die Bagni di Pilato eingehauen.

Ob ich wisse, daß Pilatus diese erbaut hat, der „Préside della Giudaea", der „Unsern Herrn" habe kreuzigen lassen, frägt mich Don Luigi, der redselige Padrone.

Ich verneinte es. Und nun erzählte er mir eine lange Geschichte, wie besagter Pilato einen reichen Römer im Streit erschlagen habe, daß er darum gerichtet werden sollte, aber durch mächtige Fürsprache nach Ponza verbannt worden sei, um die rebellische Bevölkerung zu züchtigen; dies sei ihm in hartem Kampfe gelungen, und nachdem er sechs Jahre auf Ponza gewaltet habe, sei er begnadigt worden und habe den Beinamen „Pontio" erhalten und sei zum Statthalter von Judäa bestellt worden.

Die Geschichte weiß nichts von dieser Episode. Der Name Pilato erscheint jedoch verschiedentlich auf den Inseln, auch auf Lipari giebt es einen Monte Pilato.

Ein Mächtiger aber und mit einem raffinierten Geschmack Begabter muß diese Grotten-Bäder hergestellt haben: zwei viereckige Bassins mit langen Seitengängen, in deren Tiefe schwarze Wasser in gurgelnden Tönen an die Wände schlagen, sind in den lebendigen Felsen eingehauen und münden hinten in einen breiten Gang, der nach oben frei sich öffnet und wohl in den Palast geführt hat einst.

Im Grunde der Grotte war ein Bassin für Süßwasser. Spuren von Stuck und Marmor lassen die einstige Pracht ahnen. Aber der ganze Luxus, den Menschenhand hieher gebannt, verweht vor den Farbenwundern, welche die lebendige Natur abgelagert hat: moosgrün und

purpurnes Plüschgewebe bedeckt die Mauern, darauf sind zerriebene Mandelblüten gestreut und violetter Mohn. Wie grünglitzernder Smaragd, durch den die Sonne scheint, leuchtet der Boden. Das murmelnde Wasser kommt und geht in dünner krystallheller Schicht, das Mauerwerk überspülend. In hohem Bogen weitet das Gewölbe aus buntfarbenem Vulkangestein sich darüber. Im Hintergrunde führend schimmernde Stufen wie mattgelbe Bronze zu einer Art Ruhebank oder einem früheren Altar —

„Dort saß die Königin in einem mit Perlen vom reinsten Wasser besetzten Kleide, mit einer Krone auf dem Haupte, deren Band mit allerlei Edelsteinen verziert war", so erzählt das Mädchen in „Tausend und eine Nacht" dem Chalifen Harun al Raschid in der Geschichte von der zu Stein verwandelten Stadt.

Ich saß und träumte.

Die beiden Matrosen schnarchten, und Don Luigi der Padrone mit der violetten Nase wiegte sein Haupt wie gewöhnlich und grunzte etwas vor sich hin, das wie „cuore" und „amore" klang.

„Was hast Du?" fragte ich ihn

„Niente, Signor!"

„Aber was brummst Du denn?"

„Ah! Figlio di forzat'!" *) War auch 'mal jung!"

Das wohlige Wiegen der Barke in der Grotte muß ihn melancholisch gestimmt haben.

„Komm, gieb die Flasche heraus!"

Die Matrosen erwachen und zwinkern sich an mit den listigen Augen.

Wir steuern hinaus, um die Klippen und Vorgebirge herum, an stillen Buchten vorbei, in denen frisches Grün sproßt und weiße Tuffwände, in welche die Menschen Löcher bohren und Steine herausholen, gierig und gedankenlos, bis die weiße Wand sich ärgert und zusammenstürzend alles begräbt, wie es öfter vorkommt.

Wie ein mächtiger Turm steigt der Monte della Guardia senkrecht aus dem Wasser und die „Punta" davor, auf der ein neues Leuchthaus steht.

Der Wein hat gewirkt.

„Viva il nostro professore!" schreit Don Luigi und setzt die Kappe schief. Mit dem „professore" bin ich gemeint. Aber man muß

*) Sohn eines Sträflings; beliebter Fluch auf der Insel; die ganze Geschichte der Insel liegt in diesem Fluch.

sich nicht so viel auf diesen Titel einbilden in Süd-Italien. Er wird sehr billig verteilt. Das Orchester des Theater S. Carlo besteht aus 135 „professori", und wer gut Hühneraugen schneidet, wird auch professore genannt.

„Nun sing' mir 'mal, was Du vorhin gebrummt hast, alter Don Juan. „Amor" und „cuor", was war das?"

„Ein pontinesisches Liebeslied!" grinst er, „wie wir's früher sangen."

Sein runzeliges Gesicht zieht sich in Falten, wie der Blasebalg einer Harmonika, während er mit fisteligem Tone singt:

„Amami, bella mia, senza timore.
Un giorno i nostri cuori vogliamo unire;
Non è delitto il far l'amore
Se questo fosse, ognun' dovria morire;
Se poi l' amare sia un errore
Scusare ci dovranno e non punire.
Scusa è per me il tuo splendore
Scusa è per te il mio patire."

„Komm', hab' mich lieb, meine Schöne, ohne Zagen,
Einmal wollen wir unsere Herzen vereinen.
Nein! Die Liebe ist kein Verbrechen;
Wenn sie das wäre, müßten alle sterben.
Und wenn es ein Irrtum ist, das Lieben —
Verzeihen müssen sie und nicht bestrafen!
Entschuldigung ist für mich Deine Schönheit,
Entschuldigung ist für Dich, daß ich leide!"

* * *

Wir biegen um die Punta del Fieno: vor uns weitet sich die tiefe Bucht der Chiaia di Luna, von buntfarbigen, wildgezackten Felsen eingeschlossen. Hier liegt die mächtige Grotta del Secreto, eine hohe, dunkle Höhle, über deren Wände grauenerregende Fratzen hinziehen beim Schein der Fackeln.

„Schwarze Tiere mit Menschenköpfen hausen hier," flüstert einer der Matrosen mir zu, „nachts darf man nicht hineingehen!"

„Unsinn!" sagte der Padrone, der unter den Bourbonen gedient hatte, „vitelli marini, Seekälber sind es, wir haben doch eines nach Neapel gebracht!"

Überall auf den Inseln, auf Capri, Ischia und auf den Liparischen Inseln hört man von den Fischern bald mehr, bald weniger geheimnis-

voll von Seehunden oder Seeschlangen reden, die in den dunklen Grotten hausen sollen, aber nie bekommt man so 'was zu Gesicht, sodaß man alles für Ammenmärchen hält. In der Grotta del Secreto aber, in der „Höhle des Geheimnisses," wurde vor einigen Monaten ein Seehund gefangen und nach dem Aquarium von Neapel gebracht. Es war ein Säugling der Mönchsrobbe, des sogenannten weißbäuchigen Seemönches (Monachus albi venter), aber immerhin schon über einen Meter lang. Ausgewachsen erreicht das Tier eine Länge bis vier Meter. Die Art ist im Mittelmeer durch unsinnige Verfolgung fast ganz ausgestorben. Es war das erste Exemplar, das seit dem Bestehen des Aquariums, seit 25 Jahren, gefangen wurde.

* * *

Die Römer, welche wie Maulwürfe die ganze Insel durchwühlt haben, verbanden die Bucht von Chiaia di Luna mit dem auf der anderen Seite des Berges liegenden Ponza durch einen breiten, mit Licht- und Luftlöchern versehenen Tunnel.

Auf der Chiaia di Luna und in diesem Tunnel soll ein schwarzer Mönch hausen, der den Mutigen verborgene Schätze zeigt. Wahrscheinlich hängt die Sage mit dem Vorkommen der Mönchsrobbe in der Grotta del Secreto zusammen.

Der Tunnel ist gut erhalten und mündet in ein frisch grünes Thalgelände, eingerahmt vom Hafen von Ponza, den Inseln und dem blauen, blauen Meer.

Steigt man durch das Thälchen hinunter, zwischen Wein- und Gartenpflanzungen aller Art, beschattet von Fruchtbäumen, von Granaten und Oliven, und biegt am Strande nach links, so kommt man an einen selten schönen Wandelweg, der längs des Hafens durch den Berg nach der kleinen Bucht von Santa Maria führt.

Da, wo die Felsen bis ans Wasser herantreten, sind sie durchstochen; kühle Grotten wechseln so mit sonnigen Landschaftsbildern, in denen bald die Stadt im klaren Wasser sich spiegelnd das Auge erfreut, bald der trotzige, rosig, gelb und blau und grün schimmernde Rhyolit-Felsen „la Ravia" — auf welchem Überreste des englischen Forts Bantinck stehen — und der wie eine starre Wache den Eingang des Hafens beherrscht.

Wie frisch und kühl wandelt es sich in der dämmerigen Grotte von Santa Maria zwischen den Rautenmauern; die Wandelgänge der

römischen Imperatoren fallen einem ein, wie sie die Villa Hadrian zeigt, in denen die großen Lebenskünstler Schutz suchten vor den sengenden Strahlen der Sommerhitze. Und wenn man hinaustritt, welch liebliches Idyll: die stille Bucht, darin das Schloß der Kirke gestanden haben soll. Weiße Häuschen in fruchtbaren Gärten zwischen Rebenterrassen, die wie saftgrüne Bänder um den braunen Hals der Hügel sich schlingen, eingefaßt von den bläulichen Hecken der Aloe. (Agave americana).

Mein führender Bube will mir die „Grotta del Serpente" zeigen.

Er tritt zu einem alten Männchen, das in den Reben arbeitet und auf dessen Grund und Boden die Grotte liegt, erhält aber kaum eine Antwort, bis ich das Wort „Cavaliere" fallen höre.

Das wirkt.

„Felicissimo giorno," grüßt der Alte freundlich, und zwei schwarze, kluge Äuglein begucken forschend aus einem runzeligen Gesicht, dessen Fältchen sich kreuzen wie die Rautenlinien auf dem römischen Mauerwerk, den so angelegentlichst vom „Cavaliere Sindaco" Empfohlenen.

Die Musterung scheint nichts Verdächtiges ergeben zu haben. Der Alte wird munter und gesprächig und führt uns durch seine gut gepflegten Rebenterrassen zu einem tiefen, halb mit Schutt ausgefüllten Loch, aus dem die Äste eines Feigenbaumes herausragen.

Wir steigen hinunter. Mächtige, tief aus dem Berg gehöhlte Hallen weiten sich vor uns, fünf Korridore, je 3—4 Meter breit und etwa 30 Meter lang, durch dicke Säulen getrennt. An den Wänden sieht man noch Überreste von Stuck und Ornamentik. Ein goldener (!) Kopf soll hier gefunden worden sein in einer Nische der Eingangshalle und dicke Bleirohren,*) welche darauf hindeuten, daß wir es mit einem römischen Wasserreservoir zu thun haben, wie sich noch verschiedene ähnliche auf der Insel befinden.

Die Römer waren nicht allein auf Regenwasser angewiesen, wie die faulen Epigonen. Sie hatten die ergiebige Süßwasserquelle, welche bei le Forne am nördlichen Ende der Insel entspringt und nach Westen in der Cala dell' Acqua, nach Osten in der Cala d' Inferno sich ergießt, gefaßt und durch eine etwa drei Meilen durch den Berg getriebene Leitung, welche man heute noch überall verfolgen kann, in die Stadt geleitet.

Verschüttet und vergessen alles!

*) Ein Teil derselben befindet sich im Museum von Neapel.

Wo das klare, gut schmeckende Wasser aus dem weißen Tuff zu Tage tritt, wird es jetzt in zwei schlecht unterhaltene Bassins aufgefangen, so daß das kostbare Naß unbenutzt durch deren Wände ins Meer rieselt.

Nur die Leute von le Forne steigen auf mühselig in den Fels gehauenen Treppen hinunter und holen sich ihren Bedarf.

„Siamo poveri noi", wir sind eben arme Teufel, sagt der Alte auf mein Vorhalten, daß die Leitung nicht wieder hergestellt wird. Er verwechselt wohl Ursache und Wirkung.

Dann erzählt er mir von den Altertümern, die man hier gefunden hat, von Mosaikfußböden, von Marmorsäulen und Statuen, von dem mit Marmor eingefaßten Landungsplatz, unten in der lieblichen Bucht. Dazwischen schneidet er Trauben ab und bietet sie gastlich mir an, von der eigentümlich schmeckenden „Moscarella", von der süßen „Zibebe" und der „Ananas-Traube", aus welcher Malvasier gemacht wird.

Wir saßen im Schatten eines Feigenbaumes mitten im Weinberg, unter uns die sonnbestrahlte Landschaft. Nach und nach gesellte die ganze Familie sich zu uns; der Bruder, ein prächtiger Kopf, eine Mischung von Napoleon und Pulcinell', und die drei Töchter, schlanke, jugendfrische Gestalten. Sie standen etwas weiter zurück und hielten sich umschlungen, wie drei sonnverbrannte Grazien, ohne in die Unterhaltung einzugreifen. Die Frauen halten sich im Hintergrund.

Wir plauderten von diesem und jenem, von Bourbonen und Römern, von der langen Trockenheit und von alten Sagen. Bauernschlauheit ist überall dieselbe.

Ich werde das Bild nie vergessen, wie der Alte, der Bruder des Kleinen, dastand mit seinem karikierten Cäsarenkopf, auf der Rebenterrasse über uns, den verblichenen Filzhut im Nacken; wie seine Augen funkelten und seine Arme mitdeklamierten, als er die Geschichte erzählte von dem Wunderpalaste, der hier gestanden haben soll, von dem Schlosse der „Königin von Saba."

„È scritte dint' à sturia",*) begann er seinen Vortrag und begleitete die Sätze mit jenen großen, weichen Armbewegungen, welche beim Süd-Italiener, dem geborenen Schauspieler, so natürlich aussehen und bei uns so lächerlich wirken, wenn wir sie auf dem Theater nachahmen — „è scritte dint' a sturia!"

In blumigen Phrasen, an seinen eigenen Worten sich berauschend,

*) „In der Geschichte steht geschrieben."

berichtet er von jener Königin von Saba, die eine mächtige Zauberin war, zu der dann ein reicher „Duca" gezogen kam und sich nicht mehr trennen konnte von ihr, weil sie so schön war und ihn bethört hatte mit ihren Zaubersäften. Wie seine Begleiter ihn einschläferten, da sie wußten, daß zu Hause seine „Signora" um ihn weinte, wie sie ihn im Schiffe festbanden und zu seiner geliebten Gattin zurückbrachten, zu der fernen Heimatinsel.

Jeden Satz schloß er mit einem eigentümlichen Laut, einem kurzen, scharfen „ò", wie es die Seehunde ausstoßen, und jeder Absatz begann unweigerlich: „è scritte dint' a sturia!"

Es ist interessant, wie sich hier der griechische und der biblische Mythus vermischen. Die Königin von Saba ist natürlich Kirke, die homerische Zauberin, und mit dem Duca ist Odysseus gemeint, der erfindungsreiche Dulder . . .

Die Sonne neigte sich. Ich ging schwer weg. Wer doch einfach mit den Einfachen wieder leben könnte. Aber der alte Philosoph meinte beim Abschied: Herrenleben sei besser als Bauernleben, „le gallette ammazzano il tempo — der Weinbau mordet die Zeit und bringt trotz aller Müh' und Arbeit keinen Gewinn."

Ewig die gleiche Sehnsucht der armen Marionetten des Geschickes!

Don Luigi, der Barkenführer, war mürrisch, als ich ins Boot stieg. Er begriff nicht, wie man so lange auf dem Lande herumtrödeln könne, während er die Wunder der Küste zeigen wollte.

Ein Trinkgeldversprechen verscheuchte die Wolken.

Gleich im Vorgebirge, das die Bucht Santa Maria von Ponza trennt, sind die Grotte di Pilato (nicht zu verwechseln mit den auf der andern Seite liegenden Bagni di Pilato), drei mächtige Höhlen, welche als Badeplätze benutzt werden, hauptsächlich die mittlere, die größte.

Wie badet es sich herrlich in diesem Kuppelsaal; flüssiger Smaragd mit Lapislazuli verziert, bildet den Fußboden, und wie ein mächtiges Pantheon wölben sich die metallschimmernden Wände, grün und mattes Gelb und Blau, mit rosig-violetten Borden abschließend nach unten, wo das Wasser plätschert. Wie taucht es sich sinnbethörend hinunter zu den Märchenwundern des Grundes, silberige Hände fassen gierig die schimmernden Edelsteine, mit ringendem Atem bringt man die Schätze ans Licht und läßt verächtlich die grauen Kiesel wieder sinken in die Flut, darin sie weiter leuchten wie eitel Geschmeide.

Die Grotte di Pilato haben die gleichen Beleuchtungsverhältnisse wie

die „blaue Grotte“ von Capri. Durch seitliche, etwas unter dem Wasserspiegel gelegene Oeffnungen bricht das Licht sich herein, nur leuchtend grün, statt dem Blau von Capri. Im Hintergrunde der mittlern Grotte breitet sich ein weißer, feinsteiniger Sand, zum Ankleideplatz wie geschaffen.

Längs der Ostküste der Insel, in der Marina del Frontone, der Cala (Bucht) del Gaeta, der Cala d' Inferno und del Core giebt es noch manche Grotten, manch zerklüftete Klippe wird vom Meer umspült, oder ein einsames Thor ragt plötzlich aus dem Wasser heraus, wie ein Überrest einer versunkenen Stadt.

Wenn man am stillen Abend zurückgleitet, längs der starrenden Felsen, deren bizarre Formen die lagernden Schatten gespenstisch heben, dann gleiten die Schauer der Einsamkeit über die Seele.

„Vedete il cuore?“ weckt mich der Schiffer, „da oben am weißen Felsen, dem „scoglio del core?“ Und wirklich — eine weiße Wand baut sich auf, eine Domfaçade, und an dem Seitenflügel rechts ist ein Herz angenagelt, ein blutendes Riesenherz.

Das Thor des Domes steht offen, wir gleiten in den Felsentempel; dämmriges Düster herrscht drinnen, wie wenn durch bunte Scheiben das letzte Licht des Tages bricht. Und der Alte erzählt mir die Geschichte des Herzens:

„Als die Riesen hier wohnten, welche die Grotten gebaut und die Felsstücke hinausgeworfen haben, weit ins Meer im Kampfe mit den Wassergöttern, da badete die Tochter des Königs hier drinnen. Ein Wassergott verliebte sich in sie. Sie liebte ihn auch, aber betrog ihn doch —“

„Burraschi e donne fanno socche vonne!*) unterbrach Don Luigi kopfwiegend seine Erzählung, er mußte es wohl wissen.

„Da wühlte der wilde Meermann das Wasser auf vor Wut und Rachgier, daß es über den Berg schlug und die Treulose ertrank. Er aber zerriß ihre Leiche aus Liebe und Leid und nagelte das blutende Herz an den weißen Felsen. Vergessen aber konnte er sie nicht, und oft hört man sein klagendes Heulen noch in bösen Nächten an der „Cala del core“ — — — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Auf einem grünen Stein im Grund der Grotte hebt sich eine Gestalt, langsam, unheimlich langsam, braunrote Strähne rinnen ihr von

*) Wind und Weiber machen was sie wollen.

der bleichen Stirn und kriechen ringelnd in das schwarze Wasser, — abgrundtiefe, dunkle Augen starren mich an und saugen den Willen mir aus der Seele.

* * *

„È tardi, Signori," „es ist schon spät, Herr," mahnt Don Luigi.

„Andiam!"

* * *

Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume der Begeisterung nicht in den Himmel wachsen auf den schönen Inseln; die Menschen sorgen dafür und die primitiven, ungastlichen Verhältnisse.

In einer Gegend von so hohem landschaftlichen Reiz, so nahe auch an der großen Straße des Verkehrs, 33 Kilometer von Terracina, zwischen Rom und Neapel gelegen, würde überall anders wenigstens etwas für den Reisenden gesorgt sein. Es brauchte ja kein „Grand Hôtel" zu sein, mit hochnäsigen Kellnern und goldbetreßtem Portier, nur ein sauberes Unterkommen und die Möglichkeit, auch für den hungrigen Magen etwas zu finden, ohne durch alle Ekel erst sich durchwinden zu müssen, — bei Preisen, wie im eleganten „Gambrinus" in Neapel.

Es söhnte mich ordentlich mit meiner Wohnung aus, in der ich so einträchtiglich mit der ganzen Familie zusammenlebte und der Kreislauf des Daseins sich friedlich in einem Raum abspielte, als ich zum erstenmal in die Spelunke trat, in der mein Hunger gestillt werden sollte.

Um einen Tisch saßen ein Dutzend Sträflinge. Die einen schlürften unmögliches Zeug in der bekannten roten Pomidoro-Sauce, andere tranken und disputierten, oder schliefen, den Kopf auf den Tisch gelegt, und gröhlten noch halblaut vor sich hin im Schlafe.

In einer Ecke des dunkeln, rauchigen Raumes lag ein Kind am Boden und leckte friedlich mit dem Hunde zusammen einen Teller aus, während der Vater daneben auf einem wackeligen Stuhl balancierte und dem heulenden Säugling im Arm zur Beruhigung eins vorpfiff. Früher Gefängniswärter war er jetzt Inhaber dieses feinen Restaurants und „proprietario", d. h. Wucherer, der den „coatti" Geld zu hohen Zinsen leiht, wobei sie natürlich noch bei ihm essen müssen zu nicht minder hohen Preisen.

Durch die offene Thüre sah man in einem helleren Raum, einem Gemisch von Küche, Kramladen und Keller, eine schwangere Frau am

Herdfeuer hantieren; alles in dicke Luft gehüllt, aus der man hätte Kuchen schneiden können, — aber keine besonders wohlriechenden.

Auf mein Flehen deckte man mir kopfschüttelnd einen Tisch im Hof. Es war ein schmaler, mit einer Bretterwand abgeschlossener Gang, der von der Straße bis zum Berg führte, an den das Haus sich lehnte. Eine Kürbispflanze kroch schüchtern mit mattgrünen Blättern die Wand hinauf und streckte suchend die feinen Zweiglein aus. Sie war mein Trost in dieser schmutzigen Enge, in der die Gegenwart fluchte und die Seufzer der Vergangenheit mich umwehten.

Neben mir gähnte ein dunkles Thor, das in den Berg hineinführte, in eine weite, gewölbte, säulengestützte Grotte gleich der vom „Serpente“. In Römerzeiten hatte sie wohl auch als Wasserreservoir gedient; von den Bourbonen waren die unterirdischen Hallen als Gefängnis benutzt worden. Durch die Öffnungen in der gewölbten Decke kam Licht und Luft hinein und wurde die Nahrung hinuntergelassen. Nur für die Toten öffnete sich das Thor.

Jetzt grunzen die Schweine darin im Vordergrund, und hinten schüttet der Proprietario Wein und Wasser durcheinander.

„Was giebt es zu essen?“

„Quello che comandate, signore“, was Sie befehlen, mein Herr!

Oh über diese südländischen Höflichkeitsblasen, die sich beim Platzen in schlechte Makkaroni und gebratenes Schuhleder auflösen! In Ponza machten nur die Seekrebse eine Ausnahme, welche in vorzüglicher Qualität an den Inseln vorkommen. Aber auch diese wären mir beinahe entzogen worden, weil ich den Leuten begreiflich machen wollte, daß es eigentlich eine unnötige Grausamkeit sei, die armen Krebse lebendig im kalten Wasser langsam aufkochen zu lassen. Fische werden mit dem ganzen Magendarminhalt zubereitet und waren darum nur in den allerhungrigsten Momenten zu genießen.

Und doch hieß es jeden Mittag und jeden Abend: „Quello che comandate!“ und jeden Mittag und jeden Abend füllten als begleitender Chor zu diesem Hohn die gröhlenden Coatti mit Singen und Fluchen den Raum.

Es giebt kaum verlogenere Erfindungen als Sprichwörter und Epigramme; keines aber hat spöttischer je gelogen, als jenes der Lateiner; daß es ein Trost sei für den Leidenden, Gefährten zu haben.

Ich schrieb es mit Kohle an die Bretterwand, zwischen die lieben Kürbisblätter: „Solamen miseris socios habuisse malorum.“

In Ponza genießen die Sträflinge noch mehr Freiheiten als in Lipari. Abends müssen sie erst nach 8 Uhr in die Zellen zurück, Arbeitende oder irgendwie Angestellte noch später; Verheiratete wohnen überhaupt ganz im Städtchen. Bei ihren Spaziergängen sind die Herren „Coatti“ auch nicht so streng auf die Stadtgrenze angewiesen, was bei der wunderbaren Umgebung doch eine unverantwortliche Grausamkeit wäre.

Manche Bauern dingen sich Sträflinge zur Landarbeit. Wie auf den äolischen Inseln giebt es keinen Großgrundbesitz. Fast jeder hat ein Stück Land, jedoch wohnen weder der Besitzer noch die Bauern auf der Scholle, wie auf den patriarchalischen Lipari-Inseln, wo jeder seine casina auf eignem Grund und Boden hat, die er mit dem Pächter teilt.

Geheime Verbindungen zur Erpressung und zur Unterdrückung des Schwächeren, die das ganze süditalienische Leben verpesten, wuchern natürlich auch in den domicilii coatti auf den pontinesischen Inseln. Entsprechend der Überzahl von Sizilianern macht sich jedoch, statt der neapolitanischen Camorra, die in Sizilien, vor allem in der Provinz Palermo mächtige „Maffia“ geltend. Sie versuchte verschiedentlich ihren brutalen Druck sogar auf die Bürgerschaft auszudehnen.

Einrichtung und Zweck der „Maffia“ stimmen so ziemlich mit den Gebräuchen der Camorra überein. Auch hier starre Satzungen mit genau vorgeschiebenen Formeln, wie bei allen Geheimbünden, blinder Gehorsam gegen die Vorgesetzten und rücksichtlichtslose Bestrafung von Verrat und Ungehorsam mit Ausschließung, Verstümmelung oder Tod. Auch hier muß der Neueintretende verschiedene Grade mit Proben von Mut und Schlauheit durchmachen, wird erst „giovinotto onorato“, dann „picinotto“ — Lehrjunge und Geselle — bis er als vollberechtigtes Mitglied anerkannt wird.

Beide Geheimbünde, die Maffia und die Camorra, greifen mit ihren Wurzeln nach Spanien hinüber, auf jene vollkommen organisierten Raubgesellschaften, welche unter dem Namen Confraternita della Gardugna (Raubbrüderschaft) schon im 14. Jahrhundert mächtig und weit verbreitet waren.*)

Der freie, ungebundene Verkehr in den Strafkolonien erleichtert die Ausbreitung solcher Verbindungen in jeder Weise, ebenso die Propaganda der politischen Neu-Lehren.

Augenblicklich leben auf Ponza ungefähr dreißig politische Ver-

*) De Féréal: **Misteri della Ingiuisizione ed altre società segrete di Spagna.**

bannte, obschon sich viel mehr dafür ausgeben, weil es natürlich besseres Relief giebt, als Märtyrer für seine Überzeugung zu leiden, statt wegen Taschendiebstahl und Straßenraub ins domicilio verschickt worden zu sein.

* * *

Nach den am weitesten westlich und nördlich gelegenen Inseln Palmarola und Zannone giebt es keine Dampferverbindung. Bei nur halbwegs günstigem Wetter jedoch können beide im Ruder- und Segelboot an einem Tage besichtigt werden.

Ich wandte mich natürlich wieder an meinen vielerfahrenen Don Luigi mit der violetten Nase

„Wenn die dämmernde Frühe mit Rosenfingern erwacht“ im weißgeflügelten Boot dahingleiten durch das tirrhenische Meer, das leise im Morgenwind sich kräuselt, im Sang vom Laertiaden Odysseus blättern, und all die Bilder aufsteigen lassen vor dem träumenden Auge — das bleibt ein Genuß, auch wenn die Neugier Don Luigis frägt, ob die Verse Erklärungen für die danebenstehenden Lotto-Zahlen seien. Er hielt die Vers-Zahlen für Lotto-Nummern.

Gegen neun Uhr bogen wir an der Punta di Mezzogiorno, zwischen den zackigen, tollgeformten Trachit-Felsen, den „Due Fratelli“ um die Südspitze von Palmarola Die Insel ist in der Form ein kleiner Abklatsch der Ponza-Insel, jedoch weniger hoch (höchste Erhebung Monte Guarnieri, 180 Meter) und besteht hauptsächlich aus Trachit, weißem Tuff und Pechstein, aus all den bunten Vulkan-Laven in farbigem Durcheinander. An einer Stelle am Landungsplatz an der Westküste sieht man Obsidian in den Fels eingesprengt, der wie schwarzes glänzendes Pech über den gelben Grund herunterzurinnen scheint.

So 'was Sonntägliches liegt in der Fahrt längs der stillen Küste, an der starre Felsen mit feinbesandeten Buchten wechseln und braune, mächtige Lithoiditsäulen an den Eingängen zu dunkeln Grotten hohe Wände bilden, die aus alten Eichenpfählen aufgebaut scheinen.

Kleine Schwalben huschen wie Schatten über die perlgrauen Tuffflächen, von denen dunkle Myrten sich abheben.

Der Landungsplatz der Insel liegt auf der Westseite, ein mächtiger Felsklotz schließt ihn ab, der Scoglio di Silverio, auf dessen Spitze die Trümmer einer alten Kapelle schimmern. Der nach den Inseln verbannte Papst Silverio soll sie gebaut haben. Er wird als Märtyrer verehrt, aber die Geschichte hat einen kleinen Beigeschmack. Die idealen

Glaubenskämpfe waren damals schon vorüber. Innere Streitigkeiten fingen an die Kirche zu zersetzen zur Zeit des Kaisers Justinian. Theodora, welche von der Dirne bis zur allmächtigen Kaiserin sich hinaufgebuhlt hatte, hielt es mit dem Gegenpapst Vigilius, und dieser ließ Silverius abfangen und nach den Inseln bringen, wo er starb. So kamen die Inseln zu einem Papst und wurden berühmt in jener Zeit, „Ponza-Roma“ wurden sie genannt; sogar ein Konzil wurde dort abgehalten (539) vom verbannten Papst, wenn auch nur ein kleines.

An den Höhen um den Landungsplatz wohnen einige Familien; wie Troglodyten haben sie sich in den Fels eingegraben, ähnlich den Leuten von le Forne auf dem Plateau von Ponza, welche vollständige Höhlenbewohner sind. Sie pflanzen Wein und Kartoffeln und etwas Getreide, aber es genügt kaum für den Unterhalt, und im Winter müssen sie von Ponza aus oft unter Lebensgefahr mit Nahrungsmitteln versorgt werden. Rauhe, schweigsame Menschen sind es, mit harten, wie aus Holz geschnittenen Gesichtern.

Sie kommen und gehen hier ohne Hebamme und Doktor!

„A bestia! a bestia!“ knirschte das braune Weib, welches mir erzählte, wie der Berg sich geschüttelt diesen Frühling und die ganzen Rebenterrassen vernichtet habe, die sie in langen Jahren mühsam angelegt hatten; „a bestia,“ knirschte sie und ballte die sehnige Faust nach dem Berg hin, als ob sie ihn verfluchen könnte.

Der Mann ist nach Argentinien, um Geld zu verdienen: „aber's ist auch alles Schwindel dort,“ meinte sie mit einer verächtlichen Handbewegung.

Sie gab mir freundlich Wasser und nahm kein Geld dafür

* * *

Die Fahrt nach Zannone ging nur langsam vorwärts; der Wind war eingeschlafen. Die Matrosen mußten zum Ruder greifen, das behagte ihnen wenig in der weißen Mittagshitze. „Voga, voga o marinaio,“ sang ich ihnen vor, die alte venetianische Romanze, aber die wirkt nur im Mondschein in den Lagunen.

Don Luigi beobachtete bedächtig den Horizont, an dem einige Wolkenballen entlang strichen.

„Könnt' eine „burrasca“ geben. Wenn der Wind nur nicht ganz nachläßt!“

Er schlug beschwörend das Kreuz. „Sie gehören doch zu unserer

Religion, Signor Professore?“ fragte er mich plötzlich. Als ich es schüchtern verneinte, kratzte er sich hinter den Ohren, schüttelte das Haupt und warf einen komisch-verzweifelten Blick nach oben. „Nun wundert's mich nicht, wenn wir alle ersaufen,“ hieß das ungefähr. Heimlich schlug er nochmals das Kreuz.

Ich mußte die letzte Flasche öffen, um ihn wieder ins Gleichgewicht zu bringen.

Glücklicherweise blähte auch bald ein günstiger Wind die Segel. Ich war ordentlich froh. Wer weiß, was noch passiert wäre, wenn der gute Padrone es mit der Angst gekriegt hätte.

Nach vierstündiger Fahrt näherten wir uns der Insel Zannone; einem riesigen gelben Plumpudding gleich lag sie auf dem bläulichen Teller des Meeres.

Zannone oder Sinionia, wie es im Altertum hieß, ist unbewohnt, nur ein Aufseher mit seiner Familie haust dort oben. Er hat sich in den Ruinen des früheren Cistercienser Klosters eingerichtet.

Vom Landungsplatz führt ein bequemes Sträßlein, aus behauenen Steinen mit Cementguß in sanftem Anstieg zur Kuppe (179 Meter). Wie auf einem Teppich wandelt man auf diesem Sträßlein zwischen dem harten, spitzigen Vulkangestein. Ich wunderte mich natürlich!

„Das hat der „Cavaliere Sindaco“ anlegen lassen für sein Jagdhäuschen,“ erhielt ich zur Antwort, „im Frühling und Herbst, wenn die Wachteln kommen, verbringt er einige Tage hier oben, um Vögel zu fangen.“

Das Sträßlein, das über das öde Gestein zum Jagdhäuslein des Bürgermeisters von Ponza hinaufführt, flößte mir einen riesigen Respekt ein. Während ich behaglich und dankbar hinaufwandelte in der Sonnenhitze, mußte ich an die Bäder von San Calogero auf Lipari denken und an die Verkehrtheit dieser Welt überhaupt.

Dort haben sie ein prächtiges Badehôtel gebaut in die Einöde, jedoch die Straße vergessen, und hier haben wir allein die Straße, eine Straße allerdings, welche schwelgerische Hoffnungen erweckt — aber ins Leere mündet. Es liegt etwas Seigneurales, etwas Ritterliches in dieser Straße, die nur zweimal im Kreislauf des Jahres dazu dient, dem „Cavaliere Sindaco“ das Abfangen der müden Zugvögelchen zu erleichtern.

Zu vielen Tausenden werden die kleinen Tierchen im Frühling und im Herbst auf der Insel geschossen oder in Netzen aller Art gefangen.

Zannone ist einer der Hauptplätze für diesen leider in ganz Italien üblichen, feigen Sport des Massenmordes nützlicher Singvögel . . .

Klöster und Raubritterburgen standen von jeher auf den schönsten Aussichtspunkten, das Convento San Benedetto bildet keine Ausnahme: Zannone ragt wie ein Segment einer versunkenen Kugel aus dem Wasser; von den Ruinen der alten Abtei schweift der Blick frei nach allen Seiten, hinaus „in die frühlingsblaue Ferne, in die man nicht hinein kann." Unantastbare Einsamkeit, als ob die große Flut über die Welt gezogen wäre und alle Qual und alles Leid ertränkt hätte; die höchsten stillen Spitzen nur brechen durch die mitleidige Decke, wie Gedenksteine auf einem Schlachtfeld.

Darum hatten die Mönche sich hier angebaut in der stillen Ruhe der öden Insel — zu vergessen und das Sehnen zu kasteien bis der Friede einzog oder die Erde sie aufnahm.

* * *

Auf der Rückfahrt ließ ich mich an der Nordspitze der Insel Ponza ans Land setzen, um zu Fuß in das Städtchen zurückzukehren. Don Luigi begriff das nicht; Italiener begreifen überhaupt kaum, wie jemand zu seinem Vergnügen zu Fuß gehen kann. Er fragte mich schließlich, ob ich allein sein wolle, um nach den Schätzen zu suchen in der Grotte der Punta del Papa.

„Welche Schätze, alter Padrone?"

„Das wissen Sie nicht?" entgegnete er erstaunt, beinahe mißtrauisch. (Einem Menschen, der nicht katholisch ist, kann man alles zutrauen!)

Auf mein energisches Verneinen erzählte er mir, daß bei der Punta del Papa ein ungeheurer Schatz von Goldbarren vergraben liege; ein fremder Kaufmann, der von Seeräubern verfolgt worden sei, habe das Gold dort versteckt; er sei aber erschlagen worden, bevor er es habe wieder heben können. Noch niemand habe die Stelle finden können, obschon viele danach suchen.

Ich erklärte ihm feierlich, mit Eid und Schwur, daß ich gar keine Absichten hätte auf die Goldbarren des erschlagenen Kaufmanns, da ich ganz unbewandert sei im Schatzgraben und auch kein Wünschelrütlein besitze, zudem hielte mich schon die Angst vor den schatzhütenden Geistern davon ab.

Das letztere schien ihm am meisten einzuleuchten.

Über den ganzen Rücken der Insel führt ein von Engländern an-

gelegter Reitweg, auf dem man in etwa zwei Stunden nach Ponza gelangen kann. Es wandelt sich prächtig auf der Höhe zwischen den beiden Meeren, an den Wohnungen der „Troglodyten“ von „le Forne“ vorbei, zwischen Weinbergen und Feigenpflanzungen oder zackigen, bunten Felsen, auf denen dunkle Myrten grünen. Stille Frauen mit Bündeln von Gras oder abgeschnittenen Rebschossen auf dem Kopf ziehen gleichgültig vorüber, ihren Höhlenwohnungen zu; wie matte Bronze schimmern die sonnenverbrannten Gestalten im letzten Licht des Abends.

Überall Stille. Nur die Grillen zirpen in den Feigenbäumen, wie das Volk hier sagt, um die Früchte zu reifen.*)

Durch duftende Fruchtgärten steige ich hinunter zur weißen Stadt. Lichter blitzen auf wie verirrte Sterne, ein dunkler Arm steigt aus dem Wasser des Hafens und reckt einen flammenden Rubin gen Himmel, von dem blutende Tropfen zurücksinken auf den Grund.

* * *

Alle dumpfen Erinnerungen an Menschenelend und Menschennot, an Tod und Verbannung, die seit zweitausend Jahren lasten auf den pontinesischen Inseln, lösen sich auf im stillen Frieden des Abends, wenn der weiche Hauch des Windes die Wange umschmeichelt, wie der Atem eines schlafenden Kindes:

„Quando ogni labbro susurra avemmaria.“

Im Dunkel der Nacht aber kehren sie wieder, wenn die schwarzen Schatten sich ballen an den zackigen Felsen und der Ruf der Wachen die müde Luft durchzittert: „All'erta sentinella — all'erta!“ dann tauchen sie wieder empor, und der ganze scheue Fluch sprosst wieder auf, Seufzer und Todesröcheln, all die Qualen, welche Menschen gesät haben an den stillen Gestaden der „isole della dimenticanza.“

*) Es ist dies eine Verwechselung mit dem Insekt (Blastophaga grossarum), das die Befruchtung der Feige besorgt in manchen Gegenden.



Fragment aus „Schach der Qual!“

Von Bertha v. Suttner.

(Schloß Harmannsdorf.)

Vorbemerkung. Wir unterbreiten im nachfolgenden eins der bedeutendsten Kapitel aus dem neuen Buche unserer berühmten Mitarbeiterin, das Vivisektionskapitel, ohne zu der aufgeworfenen Frage vorerst selbst Stellung zu nehmen. Das Fragment der Frau Bertha v. Suttner interessiert uns an dieser Stelle hauptsächlich seiner ästhetischen und ethischen Eigenschaften wegen. Auf die wissenschaftliche und technische Seite der Vivisektionsfrage gedenken wir zu geeigneter Zeit zurückzukommen.

„Die Gesellschaft.“

Muß denn hienieden wirklich alles Werdende inmitten langer Wehen sich zum Leben hervorarbeiten? Ich hatte mir meine selbst auferlegte Aufgabe leichter gedacht. Das übervolle Herz, so wähnte ich, wird seine Klagen in ununterbrochenem Strome ausschütten können; von den in stürzender Hast und Menge herandrängenden Gedanken wird der Geist durch sichtenden und ordnenden klaren Ausdruck sich befreien, und während der ganzen Arbeitszeit wird mich das herrliche Gefühl der Gewissensbefriedigung erfüllen . . .

So ist es aber nicht gekommen. Hundertmal habe ich die Feder sinken lassen. Wenn mich so gleichzeitig ganze Reihen von Bildern, von vagen, nach festeren Formen ringenden Begriffen überfielen, dann schob ich das weiße Blatt beiseite: ‚ach es fehlt heute die Stimmung — lassen wir's auf morgen‘. Und oft auch dieser andere Zweifel: es fehlt überhaupt an Kraft und Talent. Da trat manchmal die Versuchung heran, die Sache ganz liegen zu lassen. Damit schaffte ich mir aber keine Ruhe. Es muß sein. Ich habe etwas zu sagen. Was ich da begonnen habe: eine Anklage gegen den Schmerz, gegen den unnützen, den abwendbaren, durch bloße Thorheit unsere Welt verbitternden Schmerz, das darf man nicht unterbrechen. Anders wird er ja nicht fortgeschafft, als durch den Prozeß, den die Einsicht gegen ihn führt. Freilich,

wenn ich in diesen, vielleicht verschwindenden Buchseiten auch allen Jammer bloßlegte, von dem ich weiß, es wird wohl kaum mehr als ein winziges Partikelchen davon sein, das durch mein Wort ausgerottet wird — aber schwer würde auf meinem Gewissen jenes Partikelchen lasten, unter dem einige Mitgeschöpfe einst stöhnen müßten, wenn ich's nicht ausgerottet hätte, auszurotten versucht hätte.

Und, ach, wie mich das Leben lockte! . . Hinaus, aus der Arbeitszelle, hinaus in die schönheits- und vergnügensstrotzende Welt, die mir zu Gebote steht . . .

Aber doch wieder: nein. So viel Häßlichkeit, so viel Armut, so viel Qual habe ich zu durchschauen gelernt, daß mir diese Kenntnis jedes Selbergenießen vergällen würde, so lange ich die Aufgabe nicht erfüllt, die ich mir gestellt habe und die mich im Banne hält, wie ein unausweichliches Pflichtgebot.

Ich stelle da übrigens keinen Ausnahmsfall vor — brauche mich nicht etwa anzustaunen. Wie viele andere, im Besitze aller irdischen Güter: Rang, Reichtum, Jugend — haben dies alles unbeachtet gelassen, um ein Mönchs-, ein Nonnengelübde abzulegen und sich — nicht nur wie ich, auf ein Arbeitsjahr, sondern für ihr ganzes Leben — in sich selber zurückzuziehen, den Blick auf die Ewigkeit gerichtet. Die sprechen durch ihren Verzicht doch noch viel tiefere Verachtung für die Welt aus, als ich in zehn Bände voller Anschuldigungen niederlegen könnte.

Was übrigens meine Absicht gar nicht ist. Zu dem allerverächtlichsten, was die Welt enthält, scheinen mir die Gestalten der Alles-Verächter zu gehören — gerade so, wie die hassenswertesten die Hasser sind.

Viel — leider viel zu viel des Verächtlichen giebt es in unserer menschlichen Gesellschaft, gerade so wie es — im Reiche des Sinnfälligen — ja viel Distelwerk und Kehrichthaufen und Pfützen und Scherben und allerei Unrat giebt. Was würde man aber zu einem Menschen sagen, der trotz aller Rosengärten und Säulentempel, trotz aller vorhandenen Sinfonieen von Ton und Duft und Farbe behauptete, es gäbe allenthalben nur wüstes Gekreische, pestschweren Qualm und widerliches Gerümpel? Man würde ihn einfach als verrückt erklären, diesen für alles Schöne blinden und tauben Schmäher; dagegen giebt sich sehr gern als Weiser aus und wird auch häufig als solcher angestaunt, wer da mit ‚skeptisch' überlegener Miene sagt: „Glauben Sie mir — die Menschen sind schlecht — und eine Kette von Leiden ist das Leben".

Nein, nein: der Mensch ist gut — und glücksberechtigt und schönheitspflichtig ist er und ein Anwärter auf künftige Göttlichkeit. Mit dieser

Lehre wollte ich hinaustreten können. Oder vielmehr mit diesem Bekenntnis; denn Belehrung will ich nicht versuchen. Doch, um sich als Bekenner des Menschenwertes, als Verkünder eines zukommenden Himmelreichs auf Erden („Zukomme uns dein Reich' — täglich beten sie's — wenn aber einer es herbeigeführt sehen will, wird er ein Thor gescholten) erklären zu dürfen, muß man zuvor gezeigt haben, daß man das Reich der Menschenniedertracht und des Erdenjammers erforscht hat. Der andere, der sich so weise dünkende Weltverächter, soll nicht glauben, daß man bis zu seiner Weisheit nicht vorgedrungen ist, sondern sehen, daß man darüber hinaus gelangte. Nicht diesseits des einfältig ignorierten Dunkels liegt der Glanz, sondern jenseits davon. Die sich gescheiter Wähnenden glauben immer, daß man bis zu ihren Einwänden, bis zu ihren Erfahrungen nicht vorzudringen vermochte, sie wissen nicht, daß das bestrittene Objekt eine weite Strecke darüber hinaus liegt.

Die ‚Es ist so'-Raben, wenn sie noch so Wahres krächzen, können uns ‚Es wird'-Schwalben nicht entmutigen. Die Pessimisten unter den Sauriern und aus der Zeit, wo die vornehmsten Lebewesen dreireihige Gebisse hatten, durchschauten wohl auch die vermeintlich ewige Trostlosigkeit der Welt — und doch ist sie (nicht viel noch!) besser geworden: das Konto Schmerz und Roheit und Stupidität ist (nicht viel noch!) verringert. Was ist Kultur? Abwehr feindlicher, qualverursachender Außenmächte, Vereinigung zum Kampf gegen Leid, zur Schaffung von Sicherheit und Glück — mehr noch: von Seligkeit. Letzteres ist ja der ganze Sinn des Kulturfaktors, der Religion heißt: Himmelssucht! Oder auch so läßt sich der Begriff Kultur definieren: das Leben schützen, das Leben verschönen. Also Abwehr von Kälte, Sturm, Hunger, Krankheit, Raubgezücht (ob nun Schlange, Tiger oder feindlicher Mensch), Pflege von Spiel, Kunst, Wissen, Luxus; Verfeinerung der Sitte, Veredlung des Gemüts, Vertiefung des Verstandes — Mehrung alles Reichtums.

Wie rückständig aber heute die Kultur noch ist, das beweist die noch so mangelhafte Abwehr des ärgsten Feindes, den die Menschen noch haben: — der Mensch. Von ihm ist man am meisten in seiner Ruhe, seiner Freiheit und in seinem — Leben bedroht. Durch ihn wird man zum Arbeitssklaven und zum Kanonenfutter gemacht, durch ihn hat man Unterdrückung, Verfolgung, Ausstoßung, Ausbeutung, Erniedrigung und Tötung zu fürchten . . . Tiefes Schauern muß die Seele durchbeben, wenn sie die Gefahren erfaßt, die unsere so unentwickelten, auf Tücke, Härte, Mißtrauen, Raubgier und Herrschsucht aufgebauten Institutionen über das Individuum verhängen. Dabei — o bodenlose Thorheit — sind

neun Zehntel der Individuen den rückständigen Gefühlen entwachsen, auf welchen die Institutionen ruhen, und diese werden nur aufrecht erhalten im Wahne, daß durch sie dem Übel, das sie selber sind, gesteuert werden soll. Man sieht das Heil in den Schutzmitteln der Gewalt, weil man die Feindschaft der Bösen fürchtet: zurückschlagen, ausrotten will man den Feind . . . während es doch so einfach wäre, die Feindschaft aufzuheben. In jedem muß jeder einen Helfer haben und wissen, daß er ihn hat: das erst wäre Kultur.

* * *

Als ich mich an diese Arbeit machte, da glaubte ich, ich würde all das Leid, das mich drückt, mir vom Herzen schreiben, all dem peinlich heftigen Sehnen Ausdruck geben, das mir in der Seele gärt, alle Entrüstung austoben, die mir das Getriebe des in Laster, Stumpfheit und Gemeinheit, versunkenen Teils — leider des größten Teils — unserer zeitgenössischen Gesellschaft einflößt; mir die Mitleidsthränen wegweinen, mit denen mir der Januar meiner Mitkreatur, Mensch und Tier, zuweilen die Kehle zuschnürt; und namentlich das hoffte ich: durch Auffindung und Aufstellung einiger bisher unbeachtet gebliebener Wahrheiten, einiger Lösungsvorschläge der uns umdrängenden Probleme, etwas Nützliches, Glückmehrendes zu wirken — denn das scheint ja doch das Ziel jedes Lebens zu sein: die Welt um das sich selbst oder den anderen errungene Wohl zu bereichern — aber ich habe mich getäuscht. Indem ich über Leid und Qual nachgedacht, um sie zu bekämpfen, bin ich nach und nach immer weiter in ihre Tiefe gedrungen, hat sich mein Blick für ihr schauriges Reich immer mehr geschärft, und während das anfängliche Vertrauen, ihnen wirksames Schach zu bieten entschwindet, thut mir mein Mitmensch immer weher.

Einbildungskraft ist eigentlich ein gefährlich Ding. Sie hebt die wohlthätige Blindheit und Taubheit auf, die uns vom Weltenelend isoliert und es uns ermöglicht, ruhig und mitunter freudig dahinzuleben. Es sage mir da keiner: Lächerlich! Solch altruistisches Martyrium giebt es nicht. Man kann das allgemeine Elend nicht aufheben, und schließlich leidet man ja doch nur unter dem naheliegenden . . . wer wird sich in seinem eigenen Glücke, wenn man ein solches besitzt, stören lassen durch das Bewußtsein, daß jetzt vielleicht in einem chinesischen Distrikte Hungersnot herrscht? Das ist unaufrichtige Sentimentalität, philantropische Heuchelei — eine Affektation mit einem Wort. Ebensogut könnte man

ja über fremde Freude, von der man nichts sieht, die aber jedenfalls irgendwo genossen wird, sich immerwährendem Jubel hingeben und über alles eigene Ungemach bei dem Gedanken hinweggehen, daß sich zahlreiche Mitkreaturen — Mensch und Tier — in diesem Augenblick ganz kannibalisch wohl fühlen.

Gemach! Der Einwand ist falsch. Fremdes Glück kann niemals so beglücken, wie fremde Qual quälen kann. Wenn Du ein eigenes tiefes oder auch nur leises Weh empfindest — der Verlust eines teuren Wesens oder auch nur den Druck eines viel zu engen Schuhes — der Anblick einer frohen Tänzerschar wird dir den Schmerz nicht verscheuchen, oder habe irgend welchen Anlaß zu großer oder kleiner Freude — ein gewonnenes Lotterielos oder nur ein amüsantes Buch — und begieb Dich an einen Ort, wo um Dich herum schreiende, zuckende, stöhnende Geschöpfe geschunden oder verbrannt oder sonstwie gemartert werden, und sicherlich: Du wirst in dem schönen Buche nicht lesen und an Deinen Haupttreffer nicht denken können. Niemals kann sich die Mitfreude bis zur Wonne, wohl aber kann der Mitschmerz bis zur Verzweiflung sich steigern. Ich kenne den Fall eines Militärarztes, der im Kriegslazarett, unfähig, dem ihn umgebenden Jammer abzuhelfen, sich das Amputiermesser ins Herz gestoßen hat . . .

Es ist aber eine wahre Wohlthat für die Mehrzahl unter uns, daß alles Leid, das wir nicht sinnfällig wahrnehmen, uns gewöhnlich kalt läßt. Die Einbildungskraft aber, die unselige, kann so geschärft werden, daß sie den Sinneseindrücken fast gleichkommt.

Die Hölle hat niemand gesehen, aber die Vorstellung, die finstere Fanatiker davon zu wecken wußten, hat viele oft an den Rand der Raserei gebracht. Daß es Höllen, wahre Höllen giebt auf unserer Erde — auf Schlachtfeldern und in Schlachthäusern, auf Vivisektionstischen, in Irrenanstalten, in vom Feind beschossenen Städten, auf Galeerenschiffen, in Mastkäfigen, in verschütteten Minen, in den Hütten des Elends — das weiß ich, und diese Kenntnis steigt in Bildern vor meinem inneren Auge auf . . . das Nichthinschauen, d. h. das Nichthindenken ist mir aber verwehrt, solange ich an diesem Buche schreibe, das ja die Aufgabe hat, die Qual zu bekämpfen. Seinen Gegner muß man doch an der Gurgel fassen, wenn man ihn niederzwingen will, und da läßt sich nicht wegschauen. — — —

* * *

„Wie soll die Qual in dieser unserer unvollkommenen Welt aufhören?“ — so fragen mutlos die Wegschauenden. „Die muß wohl sein,“ fügen sie resigniert hinzu. Durch dieses „Muß“ fühlen sie sich der Bekämpfungspflicht enthoben. Ein ewiges Gesetz — wie etwa der Tod — was läßt sich dagegen thun?

Unter „Qual“ aber ist zugefügtes Leid zu verstehen. Nichts Leichtes also, als daß dies aufhöre: man höre auf zu quälen, man füge kein Leid zu. Man sei einfach nicht im stande, es zu thun. Niemand braucht Dir wohl zu predigen, Du, der dieses liest — nicht wahr? — Sieh hier diese arme gefangene kleine Nachtigall — stich ihr nicht mit einer glühenden Stricknadel die Augen aus, auf daß sie Dir hübschere Lieder singe — denn Du kannst so etwas nicht thun. Die moralische Fähigkeit, die physische Möglichkeit, zu quälen, muß nach und nach den menschwerdenden Menschen verloren gehen. Streiken wird endlich die Arbeiterschaft der Höllenfaktoreien, und damit werden diese zum Stillstand kommen.

Und nicht nur kannst Du nicht dem wehrlosen Vöglein den roten Stahl in die Augen bohren, Du könntest auch nicht, ohne aufzuschreien, sehen, wie es ein anderer thut, und könntest einem solchen andern nimmermehr in Liebe zugethan sein.

Und doch, doch: wie vieles Grausame thust Du, und wie liebst und schätzest Du, die Grausames thun und thun lassen — nur weil es nicht unmittelbar geschieht, weil es Dir nicht in die Sinne fällt und weil es Dir an Einbildungskraft fehlt. Auch weil das Altgewohnte, Gebrauchssanktionierte, das mancher Quälerei anhaftet, oder weil die vermeintliche Nützlichkeit, die damit verbunden ist, Deinem Verständnis die Abscheulichkeit der Sache entrückt. ‚Es muß sein‘ (der Krieg), ‚oder es ist förderlich‘ (die Vivisektion), oder ‚es ist ein althergebrachtes edles Vergnügen‘ (die Hetzjagd): mit diesen Sätzen wird das weitere Eindringen abgeschnitten. Man denkt nicht mehr hin, nach der Seite der Qual; — nur mehr nach der Seite der Notwendigkeit, der Nützlichkeit oder Vergnüglichkeit wird das Auffassungsvermögen gelenkt. Geduld — auch hier werden Streikende entstehen, diejenigen, die da einfach sagen müssen, ‚ich kann nicht‘, weil sie's thatsächlich nicht können werden.

Hinauspredigen wird man die Grausamkeit nicht aus der Welt. Sie wird aus den menschlichen Seelen verschwinden, wie die mehrreihigen Gebisse der Urtiere geschwunden sind. Wem braucht man heute noch zu predigen, daß man Angeklagte nicht foltere, daß man sich beim Bau seiner Landschlösser keine „Oubliettes“ anlege, wo man unliebsame Leute in finstere Brunnentiefen hinabgleiten läßt zu langsamem Hunger-

tode oder zwischen messergespickten Brettern? Das ist endgültig vorbei. Doch Schlimmeres besteht noch. Die „ernsten" Studien auf den Artillerie-übungsplätzen geben davon Zeugnis, daß da ärgeres und massenhafteres Quälen vorbereitet wird, als in allen alten Folterkammern und Burgverließen zusammengenommen. Die Leute aber bemerken es nicht. Gar so leicht ist es ja, vor ihren Blicken die Hölle zu erfüllen: ein paar Weihrauchwolken und die Schrecken der Inquisitionshandlungen waren versteckt — ein Stückchen Fahnenstoff, und was sich dahinter abspielt oder abzuspielen droht — das sieht kein Mensch.

Kein Mensch? Die Unglücklichen, die da Einbildungskraft haben, die werden durch derlei Hüllen am Sehen nicht verhindert, und der grausige Anblick macht sie leiden.

Ich ging einst durch den Hof einer physiologischen Lehranstalt. Mein erklärender Begleiter sagte, als wir an einem geschlossenen Thore vorübergingen: ‚Das ist der Stall, wo die Versuchstiere warten'. Ein Weh durchschnitt mir das Herz. Unwillkürlich riß ich den Hut vom Kopfe. Wen grüßte ich?... — Die rührende Majestät des Martertums.

* * *

Ich habe in München ein Gemälde gesehen — von Gabriel Max. Seitwärts, an einem mit Werkzeugen — Messer, Sägen u. dergl. — bedeckten Tische sitzt ein Gelehrter. In der Mitte eine weibliche Gestalt — die Menschlichkeit. Sie drückt ein verwundetes, mit verbundener, blutiger Schnauze erschütternd-traurig dreinschauendes (also vivisektorisch bereits geschundenes) Hündchen mit der einen Hand schützend an die Brust; in der anderen Hand hält sie eine Wage: die sinkende Wagschale zeigt ein Gehirn mit einem Lorbeerzweig, die steigende ein flammendes Herz. Der Gelehrte starrt, bleich und überarbeitet, auf das steigende Herz.

Und ich starrte auf das Bild . . . „Solange das Herz zu leicht befunden wird!" murmelte ich.

Mein Begleiter — Dr. M. G. Conrad, der mich vor das Bild geführt hatte, seufzte schwer auf. Man kennt die reckenhafte Hünengestalt, man kennt den kühnen Dichter und unerschrockenen Politiker. Das ist kein sentimentales, schwaches Seelchen.

Der starke Mann war ergriffen. Seine Lippen bebten. Zwischen seinen Zähnen knirschte ein Fluch.

„Da sind drei lebendige Geschöpfe," sagte er endlich dumpf: „eine Göttin, ein Hündchen und ein H . . . f . . . Respekt vor der Gelehr-

samkeit und der kühnen Forschung, aber sie soll die Menschlichkeit nicht auf den Hund bringen. Wie denken Sie darüber? . . ."

„Oh . . . ein ganzes Kapitel . . . ich will es einmal niederschreiben. Hier ist es."

Vivisektion . . . . Es ist dies ein Gegenstand, über den es gleich peinlich zu schreiben, wie zu lesen ist. Aber in einem Buche, das sich gegen die Qual wendet, darf man nicht, um sich Unangenehmes zu ersparen, an dieser, die ausgesuchteste, Tausenden von Mitgeschöpfen zugefügte Folterqual darstellenden Erscheinung vorübergehen.

Etwa, weil es sich nur um Tiere handelt, sollte man nicht mitfühlen? Nein, das große Wort Buddhas: ‚Das bist Du', darf niemals vergessen werden. Das heißt: In jedem Geschöpfe sieh Dich selbst, liebe es, wie Dich selbst, denn ihr seid ein Leib Gottes, in den ihr alle aufzugehen habt. ‚Das bist Du' . . . der Egoismus mag es nicht hören, denn es drängt uns zu viel Leid auf — und doch erschließt es uns die tiefsten Freuden. Nur im Aufgehen des ‚Ich' in einem ‚Du' liegt die höchste Wonne, und ein Aufgehen des Ich im All die höchste Weisheit. ‚Das bist Du' — das fühlte keiner von den Wilden, der seinen Feind skalpierte und pfählte; das fühlte im Mittelalter keiner der Hexenrichter und Folterknechte, das darf auch heute von uniformierten Menschen nicht empfunden werden, wenn man die anders uniformierten gegenüberstellt — und den stummen wehrlosen Mitgeschöpfen aus der Tierwelt gegenüber, wie wenige unter uns fühlen es da?

Mitleid läßt sich nicht predigen. Zwar läßt es sich erwecken, wenn die Einbildungskraft des Gleichgültigen durch beschriebenes Leid aufgepeitscht wird; aber, wenn man weiß, daß man nicht helfen kann, so wird man sich vor dem unnützen Mitgequältwerden flüchten. Ich weiß es aus eigener Erfahrung. Ich bin ein Tierfreund — das ist bekannt, weil ich den Tierschutzvereinen Spenden zukommen lasse; und da geschieht es oft, daß man mir Flugschriften gegen die Vivisektion zusendet. Es sind auch Illustrationen darin: auf ein Brett gespannte, aufgeschnittene, geschundene . . . genug! — in den Papierkorb damit!

Da las ich neulich in einem englischen Blatte eine Klage aus dem Publikum: „Das sei doch eine gar zu arge Rücksichtslosigkeit: wie kann man nur die Tierversuchslaboratorien in der Stadt haben! Das verzweifelte Wimmern, das Heulen der bis aufs äußerste gemarterten Geschöpfe sei nicht anzuhören, also — vor die Stadtmauer hinaus, weit weg derlei Arbeitsstätten!"

Ein hübsches Beispiel von Feinfühligkeit, nicht wahr? Nur hören

will man die Verzweiflungsschreie nicht — die Verzweiflung selber hat weiter nichts zu sagen. Wir aber, die wir Einbildungskraft haben, uns braucht der Schrei nicht erst ans Ohr zu schlagen, uns thut es weh, zu wissen, daß er ausgestoßen wird — und kein Erbarmer daneben!

Dennoch, auch die Einbildungskraft läßt sich einlullen. Und ich thu's ja, wie gesagt, nicht besser. Die Berichte der Anti-Vivisektionsschriften lese ich nicht — höchstens hin und wieder einen Satz; die Illustrationen schaue ich nicht an, höchstens einen mit Erschauern hingeworfenen Blick und — fort damit!

Und deshalb, Du, der Du dieses in Händen hältst: lies ruhig weiter, es folgen hier keine Schilderungen aus den sogenannten ‚Folterkammern der Wissenschaft' mit ihren Werkzeugen und ihren Vorgängen. Es soll nur die umstrittene Frage, ob die Vivisektion statthaft und berechtigt sei, einfach von der philosophischen Seite betrachtet werden, ohne Appell an das Mitleid — rein spekulativ.

Wenn man einem Dinge begegnet, über das man sich in peinlichem Zweifel befindet, so muß man ihm ins Gesicht schauen und den Zweifel muß man aussprechen. Der andere soll sich verteidigen, wenn er kann. In der vorliegenden Frage ist nicht nur der Gegenstand selber ein peinlicher, weil er jedem fühlenden Herzen weh thun muß, sondern sie ist auch peinlich zu erörtern, weil man fürchtet, mit seinen Skrupeln diejenigen zu beleidigen, die sich über solche Skrupel hinausgesetzt haben und die ja doch — es sind Gelehrte und Ärzte — hochangesehene und hochachtbare Leute sind. Das Axiom wurde nun einmal aufgestellt — um alle unliebsamen Diskussionen abzubrechen —, daß im Dienste der Wissenschaft und zum Wohle der Menschheit das Opfer der minderwertigen Kreatur notwendig und sogar im höchsten Grade segensreich sei, und es daher eine ganz und gar unwissenschaftliche, nur tiernärrischen alten Jungfern geziemende Geistes- und Charakterschwäche beweist, wenn man gegen diesen wichtigen Behelf der Heilkunde Einsprache erheben will.

Und um nicht so unvernünftig zu erscheinen, geben viele dem Proteste, auch wenn er sich in ihrem Innern regt, nicht Ausdruck. Also denn: denken wir nicht daran, weil es uns weh thut — und reden wir nicht darüber. Alles — nur nicht etwa für dumm gehalten werden!

Ich will aber reden. Mir ist die Berechtigung jener Dinge schon von Grund aus verdächtig, welche die Diskussion scheuen und welche mit Berufung auf irgend ein abstrahiertes allgemeines Wohl die Verantwortung der konkreten Einzelübel von sich abwehren. Noch jede grausame Gepflogenheit — auch die verruchteste — ist immer als in

Hinblick auf höhere Nützlichkeit geboten dargestellt worden — und je unvernünftiger, für desto weiser, je unbarmherziger, für desto heiliger erklärt. Alle verbrannten Hexen, alle mit glühenden Zangen gezwickten Delinquenten, alle auf den Schlachtfeldern hingemordeten Krieger und in den Kolonieen ausgerotteten Eingeborenen — sie alle wurden ja nur den höheren Zwecken, der Glaubensreinheit, der Gerechtigkeitspflege, der Vaterlandsliebe und der Kulturverbreitung (!) geopfert; die einzelnen Leiden sollten immer als nichts gelten dem großen Gewinn gegenüber, der daraus für die Allgemeinheit entspringt.

Und an all den hochweisen und hochheiligen Qualinstitutionen hat man zur Zeit ihres Bestehens nicht zu rütteln gewagt. Wer es that, galt für begriffstutzig oder gar für frevelhaft. Ich aber glaube dies und sage es offen: Über dem angenommenen Nutzen einer unbestimmten Allgemeinheit steht das unverbrüchliche Recht jedes einzelnen fühlenden Geschöpfes, nicht gequält zu werden. „Wohin würde z. B. dieses Axiom führen; um zehn Menschen der künftigen Generation in China zu nützen, darfst Du einen Menschen Deiner Umgebung umbringen?" Oder, wenn man nicht in Zahlen rechnet, sondern in Werten und dabei in gewohntem Hochmut den Wert des Menschen tausendmal höherstellt, als den des Tieres (obwohl es, weiß Gott, bravere Hunde giebt, als so mancher rohe menschliche Wicht), „du darfst, um eines künftigen Kranken Zustand besser diagnostizieren zu können, tausend gesunden Tieren die unerträglichsten Qualen zufügen". Wird solche Wertabschätzung erlaubt, so müßte man ja auch innerhalb der Menschheit derlei Opferungen gestatten und sagen: „hundert kleine Kinder oder hundert verkommene Verbrecher sind doch nicht soviel wert, wie ein vielleicht künftig erkrankender großer Fürst — oder wie ein Fortschritt der Wissenschaft überhaupt — also vivisecieren wir an kleinen Kindern, zerfasern wir die Gehirne unserer Gefangenen". — Warum wird da Halt gemacht? Entweder ist die Mehrwertigkeit ausschlaggebend, oder sie ist es nicht.

Es wird da Halt gemacht, weil man einsieht, daß irgendwo ein Grundsatz aufgestellt werden muß, der uns selber dagegen schützt, für vermeintlich höhere Fremdzwecke in unserem eigenen Leben bedroht zu sein, der uns vor der Möglichkeit bewahrt, daß man uns oder unsere Kinder Höherstehenden zuliebe tötet und martert. Und so wird denn der Grundsatz aufgestellt: niemand darf von eines anderen Willen zum Tode oder Qual verurteilt werden. So ist man durch sein anerkanntes Menschenrecht gegen derlei Gefahr geschützt.

Aber ganz rechtlos wäre das Tier? Nein, nicht mehr. Es ist ihm ein Anwalt entstanden: die Menschlichkeit.

Jedes fühlende Geschöpf hat das Recht, vor willkürlich zugefügtem Schmerz bewahrt zu bleiben. Die Frage, ob der Mensch befugt sei, die Tiere zum Zwecke seiner Nahrung zu töten, will ich hier nicht berühren, sie führt mich zu weit weg von dem Jammer, den ich eben im Auge habe: die Vivisektion. Der Tod an sich ist nichts Furchtbares, nichts Höllenhaftes — wohl aber ist dies die Todesangst und die physische Qual. Daß bei der Tötung der Tiere diese Beiden dem Opfer thunlichst zu ersparen sein, darüber ist doch kein gesitteter Mensch im Zweifel. Meiner Überzeugung nach wird auch einst die Zeit kommen, wo niemand sich wird mit Leichen nähren wollen, wo niemand mehr sich zum Schlächterhandwerk bereit finden wird. Wie viele unter uns giebt es schon jetzt, die niemals Fleisch äßen, wenn sie selber das Messer in die Kehle der betreffenden Tiere stoßen müßten! Doch davon, nochmals, will ich jetzt absehen und — solange das Fleischessen im Schwange ist, nur an die nächste, dringende Pflicht mahnen, daß alles, alles Mögliche aufgewendet werde, um die Tötung abzukürzen und eine vorhergehende Todesangst nicht aufkommen zu lassen.

Ist es unkonsequent, über die Tötung der Tiere zu Nahrungszwecken hinwegzugehen und sich gegen deren beliebige Verwendung zu wissenschaftlichen Zwecken aufzulehnen? Nicht ganz — denn man mag ja in einer Sache 1 zugeben und 1000 verpönen. Und Töten verhält sich zu Quälen, wie 1 zu 1000.

Sterben ist nichts Entsetzliches, und jedes lebende Geschöpf ist unweigerlich dazu verurteilt; aber der Q u a l, der stundenlangen, wochenlangen Folter braucht kein Wesen zu verfallen. Dem Übermaß des Schmerzes und Leidens gegenüber erscheint ja der Tod als Wohlthat — das gefolterte Geschöpf sehnt sich danach, schreit danach, und der mildeste, barmherzigste Mensch wird nicht zögern, einem unrettbaren, martyrisierten Tier den Todesstoß zu geben, der ja ein Gnadenstoß ist.

Also man denke über die Tiertötung, wie man wolle, die Tierquälerei ist — und ist's unter allen Umständen — ein Verbrechen.

Und als solches nicht das Opfer allein, sondern auch den Thäter schädigend, weil es dessen Charakter entadelt. Für künftige Kranke soll das Experiment irgend einen Vorteil — leichtere Diagnose, sichere Behandlung — bringen? Mag sein, obwohl dies auch sehr fraglich ist; aber g e w i ß ist, daß dem Versuchswesen ein übernatürliches Leid zugefügt wird, und daß der Experimentator einem Übel verfällt, das ihm

und seinen Nachkommen und der ganzen Kultur Schaden bringt: die Hartherzigkeit.

Mitleid, dieses unfehlbare Attribut edler Menschlichkeit, darauf ist eine gar starke Hoffnung des sozialen Fortschritts gesetzt; nur mitleidsfähige Menschen werden daran arbeiten, die Unterdrückung, den Gewaltmißbrauch, die Grausamkeit, das Elend aus der Welt zu schaffen; und wer irgendwo das Mitleid erstickt, wer der Hartherzigkeit ein Privilegium giebt, der schadet der Mit- und Nachwelt weit mehr, als durch irgendwelche physiologische und medizinische — dabei problematische — Ergebnisse genützt werden kann.

Man sage nicht, der Vivisektor sei dennoch mild und mitleidsfähig, er opfere nur, in Hinblick auf höheres Menschenwohl, sowohl das minderwertige Geschöpf, als auch sein eigenes Gefühl; — er überwinde sich, charakterfest, von einem höheren Gesichtspunkte geleitet, als wir thörichten, schwachnervigen, duseligen Tierschützler begreifen — um der Wissenschaft, (mit erhobener Stimme) der Wahrheit zu dienen.

Er überwindet sich? Das ist nicht wahr. Jedenfalls nicht durch lange Zeit. Er ist abgehärtet, abgestumpft, sonst könnte er einfach diese Arbeit nicht verrichten. So weit quält sich keiner selber, daß er für abstrakte Zwecke einem hilflosen, unglücklichen, unschuldigen Geschöpfe so maßloses Leid zufügte, welches er in der That auch nur zum hundertsten Teil ‚mit — leiden' müßte.

Es giebt und soll keine abstrakten Zwecke geben, für die infame Mittel gerechtfertigt erscheinen dürfen; und daß es eine Infamie ist, zu quälen, das soll erkannt und zum allgemeinen Grundsatz erhoben werden. Und von solchen, die es schon erkennen, soll es offen gesagt werden.

Es ist aber gewöhnlich nicht einmal der abstrakte Zweck, der die Handlungen bestimmt, es ist zumeist der nächstliegende: der eigene Nutzen, das Weiterkommenwollen in der eingeschlagenen Laufbahn, der erhoffte Erfolg. Die großen, tönenden Worte sind nur dazu da, um die Kritik abzuwehren, um sich unnahbar zu machen, auch um das eigene Gewissen zu beschwichtigen. Wenn sich zur Zeit der Autodafé jemand gegen dieses ‚heilige' Vorgehen erhob, da hieß es auch: „Zurück! Frevle nicht . . . was gilt das Leiden des Inquisiten — es handelt sich um höhere Zwecke — um das ewige Heil, um die Ehre Gottes, um die Religion mit einem Wort." Oder noch vor kurzem, wenn man gegen den Militarismus und Krieg eiferte: „Was liegt an den Gefallenen, was an den mißhandelten Soldaten, was an dem Steuerdruck des Volkes? — es handelt sich um das Vaterland." Und heute, wo der Glaubensgeist allenthalben schwächer geworden und daher das

Wort Religion nicht mehr imstande wäre, jede im Namen der Religion verübte Grausamkeit zu heiligen, heute, wo das erwachende internationale Solidaritätsgefühl nicht mehr jede im Namen des Vaterlandsbegriffes geforderte Raub- und Ruinpolitik gutheißt, wo gegen die Härten des Militarismus von allen Seiten protestiert wird, heute imponiert doch den meisten Leuten noch das Wort Wissenschaft.

Aber auch gegen dieses Wort, wenn es als Blendwerk gebraucht wird, muß der tapfere Geist sein unbefangenes Urteil behaupten. Nein — die Religion rechtfertigt nicht den Scheiterhaufen, der Vaterlandsbegriff rechtfertigt nicht den Massenmord, unsere sakrosankten „Handelsinteressen' rechtfertigen nicht die Kolonialgreuel, und die ‚Wissenschaft' entsündigt nicht die Tierfolter.

Die Wissenschaft ist wohl heilig im Auge jedes Menschenfreundes, weil er in ihr das Mittel sieht, durch welches kraft der gewonnenen Erhöhung und Verfeinerung des Menschengeistes eine höhere Stufe der Wohlfahrt und der Würde der menschlichen Gesellschaft erreicht wird. Aber nicht jeder einzelne Zweig des Studierens und Praktizierens, das auf Universitäten und Kliniken ausgeübt wird, kann für sich die ganze Ehrfurcht beanspruchen, die dem Begriffe ‚Wissen' gebührt; nicht jeder einzelne Schüler, Stümper oder Quacksalber der im ‚Tempel der Wissenschaft' ministriert, darf sich für einen geheiligten und gesalbten Priester ausgeben, und gerade so wie in der Religion, ist auch in der Wissenschaft das Bonzentum ein Greuel. Ebenso, wie es von den einzelnen Konfessionen eine Anmaßung ist, sich gegen Zweifel und Angriffe zu verwahren, indem sie sich hinter der Unantastbarkeit des Wortes Religion verschanzen, ebensowenig darf ein einzelner Wissenszweig — in unserem Fall die Medizin — sich zur Abwehr jedes Tadels, jedes Zweifels auf das Prestige des Wortes Wissenschaft berufen. Die Medizin ist weder die ganze, noch ist sie die höchste Wissenschaft. Zu dem gesamten Wissenschatz, den die Menschen sich langsam erobert haben, gehören ja auch die Moralwissenschaften, gehört die Ethik, und was diese zum größeren Wohle der Gesellschaft leisten kann, das überbietet in unberechenbarem Maße die Leistungen, welche in derselben Richtung von der Medizin geboten werden. Und zwar nicht nur im moralischen, sondern auch im physischen — im hygienischen Sinne, denn ein von Laster, Verbrechen, Gemeinheit, Grausamkeit, befreites Geschlecht wird jedenfalls gesünder sein, als ein mit diesen Gebrechen belastetes, wenn unter diesen auch noch so viele Gelehrte genauen Bescheid über die Nervenbewegungen eines geschundenen Kaninchens wissen.

Die Wissenschaft soll frei sein, allerdings. Das heißt aber soviel, als daß ihren spekulativen Forschungen keine Fessel vorgefaßter Dogmen auferlegt — und dem Aussprechen der von ihr gefundenen Wahrheiten und Hypothesen kein Hindernis bereitet werden darf. Aber frei, alles zu thun, was ihr beliebt', um sich das Forschen zu erleichtern, das soll sie nicht sein — und ist es auch nicht. Sonst müßte ja dem Astronomen, der ein scharfes Teleskop braucht, aber nicht das genügende Geld hierzu hat, auch erlaubt werden, das erforderliche Geld zu stehlen; den Chemiker, der die Eigenschaften eines gewissen Sprengstoffes erproben will, müßte man gewähren lassen, wenn er unter unsere Häuser eine Mine legt. Nein, vor dem Verbrechen muß jedem Halt geboten werden, und — dies Axiom müßte der veredelte Mensch feststellen: Quälen ist Verbrechen.

‚Für das Wohl der Menschheit' — das ist so die Heuchelphrase, die Deckmantelphrase, oder die Selbsttäuschungsphrase, mit der da alles der unglücklichen Tierwelt zugefügte himmelschreiende Leid beschönigt und gerechtfertigt werden soll. Man merke wohl: keinerlei Übel ist jemals im Namen des Übels, sondern im Namen eines höheren Wohles über den Leidenden verhängt worden. Es ist bei dem heutigen Stande der Gesellschaft, bei den heute zu Recht bestehenden Institutionen ein wahrer Hohn, das Gemeinsamkeitswohl als das erstrebte Ziel der herrschenden Einrichtungen und Gesetze hinzustellen. Eine Gesellschaft, die sowenig auf das Leben, auf die Würde, auf die Gesundheit, auf das Glück der Mit- und Nachwelt bedacht ist, daß sie das Hinmorden von einigen Millionen junger Männer organisiert, die Erniedrigung einiger Millionen Frauen polizeilich reglementiert, den Verschleiß von Alkoholgift betreibt, dem Elende der Arbeitslosen nicht steuert und so das Geschlecht der dem Unglück und dem Verbrechen Geweihten unbekümmert sich vermehren läßt, eine solche Gesellschaft darf wahrlich uns nicht glauben machen wollen, daß opfervolle Rücksicht auf das Allgemeinwohl die Triebfeder aller ihrer Handlungen ist.

Namentlich die Medizin spielt sich gern als die Austeilerin der höchsten Wohlthaten auf. Das Erkennen und das Heilen der Krankheiten (letzteres nur ein gar selten gelingendes Kunststück) steht doch tausendmal hinter dem Verhüten der Erkrankungen zurück. Der Normalzustand ist Gesundheit; die meisten körperlichen Übel — selbsterworben oder ererbt — sind nur von der Natur, wegen Naturwidrigkeit der Lebensweise verhängte Strafen. Nach und nach, so steht zu hoffen, werden sich alle Ärzte in Hygieniker verwandeln können. Die Fortschritte

der ärztlichen Wissenschaft stehen in genauem Verhältnis zur Abnahme der angewandten Heilmittel; man blättere nur in alten Büchern, welche Fülle von heilkräftigen Mixturen da angepriesen werden, gebraut aus Kräutern, Krötenlebern und Mäusehaaren. Die wachsende Vernunft der Ärzte hat solche Mittel zur Behebung der Krankheiten verworfen; die wachsende Vernünftigkeit der Menschen überhaupt und die daraus erwachsende Vernünftigkeit der Lebensweise wird mehr Krankheiten verhüten, als alle der gesamten Heilkunde dienenden Doktoren und Magister, jemals zu diagnostizieren und zu medizinieren berufen worden sind. Gescheitere Menschen, gütigere, sittlichere, wohlhabendere, reinere, glücklichere Menschen haben zu erstehen, damit die Gesundheit unter ihnen blühe, und am Menschenwohle arbeitet die ärztliche Fakultät wahrscheinlich nicht in erster Linie, sondern in weit höherem Maße thun dies die anderen Zweige der Kultur: voran die ethischen und sozialen Errungenschaften — die technischen daneben. Man stelle sich z. B. vor, es werde ein Stoff erfunden, der die Eigenschaft hätte, keinerlei Krankheitsagentien, wie Bakterien u. s. w., in sich aufzunehmen, der immer durch einen nassen Schwamm gereinigt werden könnte, und diesen Stoff als Überzug aller Möbel, aller Eisenbahnwagen — um wieviel mehr Lungensuchtsfälle würden dadurch überhaupt vermieden, als durch das Studium der Lungenfunktionen lebender Tiere Mittel zur Erkennung künftiger Tuberkulosen gefunden werden können?

Tausende und Abertausende denken und fühlen in Sachen der Vivisektion so wie ich. Nicht um alles Gold der Welt und auch nicht um das Bewußtsein, künftigen, unbekannten Kranken eine — problematisch — bessere Behandlung zu verschaffen, wären sie imstande, ein schuldloses, hilfloses Geschöpf zu foltern oder nur foltern zu sehen; aber sie schweigen, um die Gelehrtenzunft nicht zu beleidigen . . . jemand der Grausamkeit zu zeihen: das ist ja tief verletzend und vielleicht auch ungerecht — — —

Ja, in der That, in den meisten Fällen ist es ungerecht, denn grausam ist nur der mit Bewußtsein Quälende und an der zugefügten Qual sich Freuende — und unsere verfeinerten Grausamkeitsverüber: Jäger, Kriegführer, Physiologen, handeln aus einem Beweggrunde, der so stark ist in seiner Gewohnheits- oder Pflichtsgewalt, daß er in ihnen jedes andere Verständnis übertäubt, und darum war es so unendlich wahr das auf dem Kreuze gesprochene Vergebungswort: „Herr, sie wissen nicht was sie thun!"

Sie sollen es aber wissen. Man soll es ihnen zu sagen wagen. Die Gequälten und diejenigen, die für die Gequälten mit leiden, die

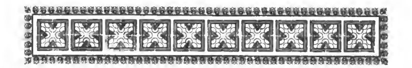
brauchen Anwälte . . . Vielleicht verletzt der Verteidiger mit seinen Worten ein paar Leute, vielleicht trägt er aber zur Rettung von tausend Opfern bei und spricht Tausenden zu Danke, die das Gleiche fühlen. Nie hätte das sich entwickelnde Zeitgewissen alte, rohe Institutionen abschaffen können, wenn man — um deren Träger zu schonen — die Institutionen niemals angegriffen hätte. Jedes Leid soll und muß sich in Klage Luft machen — vor allen das Mitleid. Nur so kommt es zu seinem Recht, das Recht nämlich: aufzuhören.

Nicht nur von den Schmerzen, die die Krankheit auferlegt, wollen wir befreit werden und unsere Nachkommen befreit wissen, sondern auch von dem Schmerz, den jeder milde Mensch beim Anblick des unerträglichen Schmerzes seiner Mitgeschöpfe empfindet . . .

Den Anblick kann ja der Milde — ihr nennt ihn vielleicht den empfindsam Schwachen — meiden? Nicht doch. Sieht denn nur das leibliche Auge? Zu wissen, daß zu jeder Stunde Tausende von fühlenden Lebewesen die unausdenkbar größten Leiden gelitten — und, was doppelt grauenhaft ist, daß sie ihnen willkürlich zugefügt werden, das ist eine Pein, gegen die der Milde sich auch zur Wehr setzen soll. Wer die Opfer nicht schreien hören, nicht zucken sehen kann, dem es aber, sobald er in Seh- und Hörweite ist, gleichgiltig ist, daß es schreit und daß es zuckt — der hat wohl Nerven, aber — Herz hat er nicht.

Für mich selber also, für alle, die das Gleiche fühlen, und für Millionen Jammerwesen erflehe ich das Ende der Tierfolter — Schach der Qual!





Das zukünftige Drama.*)

Von Ernst Langscheid.

(Düsseldorf.)

Das Vierteljahrhundert, das seit dem deutsch-französischen Kriege verflossen ist, hat uns fast nur Enttäuschung gebracht. Die großen Hoffnungen auf freiheitliche Entwicklung, auf eine Blütezeit des gewerblichen Lebens, auf glänzende Entfaltung des künstlerischen Geistes, mit denen man in die blutig errungene Einheit hineinsegelte, sind beinahe ohne Ausnahme kläglich gescheitert. Den Maigesetzen folgte der Gang nach Canossa, dem tollen Aufschwung in der Gründerzeit folgte der „große, große Krach", diesem die Krisen — diesen die Krise in Permanenz; auf Falk folgte Puttkammer; die „freiheitliche Entwicklung" brachte es zur stinkenden Blüte der Umsturzvorlage; das buntbewimpelte Schifflein der Sozialreform liegt im Brackwasser „Stumm"lich vor Anker — und das künstlerische Schaffen hat auch erst spät den Ansatz zu neuem Leben genommen. In der Malerei und Musik weht allerdings ein neuer Geist, auch im Schoße der Dichtkunst will neues Leben sich gebären. Aber die Skulptur, fast einzig durch engherzige Aufgaben genährt, wandelt noch in den ausgetretenen Geleisen der Vergangenheit. Die Architektur hat es noch nicht zur Beherrschung der modernen Eisenkonstruktion gebracht.**) Am auffälligsten tritt diese Erscheinung einer mangelnden

*) Aus dem nächstens erscheinenden Werk „Von der Kunst und ihrer Theorie" (Verlag von Bleifluß u. Co., Düsseldorf) mit gütiger Bewilligung des Verfassers und Verlegers.

**) Ich meine natürlich nicht die technische, sondern die künstlerische Beherrschung der Eisenkonstruktion. Daß unsere moderne Baukunst den Anforderungen der Tragfähigkeit, „der Setzwage und des Perpendikels" — wie Goethe sagt — genügt, versteht sich am Rande. Aber daß ein so verschiedenes Material, wie es das Eisen ist im Vergleich zu Stein oder Holz, nun auch einen dem entsprechenden Stil erzeuge, hat die moderne Kunst noch nicht gezeugt. Sie klebt noch an den Formen, die der Stein bedingt, und wo sie Stein und Eisen vereinigt, wird sie meist — geschmacklos.

künstlerischen Großthat auf dem Gebiete der Bühnenlitteratur hervor, über welchem Gebiete es liegt wie eine einzige trübe Misère. Nirgends klafft die Kluft so tief zwischen Wollen und Können, wie hier, obwohl eine wahre Hochflut von dramatischen Werken Büchermarkt und Bühne überschwemmt. Noch dazu darf man behaupten, daß wohl für keine Kunst so sehr das Bedürfnis vorhanden ist, als für eine Bühnendichtung großen Stils, die den veränderten Zeitverhältnissen entspricht, bei der man aufatmen möchte, wie nach einer befreienden That, nach einer künstlerischen Erlösung: Statt dessen nur das wüste Gestrüpp sinnlostoller Schwänke: höchstens ein verheißungsvoll aufstrebender Stamm mit verkümmerter Krone. Woher dieser Widerspruch?

Jede Kunst und die Kunst jeder Zeitepoche hat ihren ganz bestimmten Untergrund, auf dem allein sie emporwächst. Dieser Untergrund wandelt sich im Laufe der Zeit, und mit ihm wandelt sich auch die Kunst. Daher genügt heute die klassische Tragödie nicht mehr, *ohne nach diesem Urteil etwas von ihrem Werte einzubüßen.* Sie wird diesen Wert behalten, weil und insoweit sie den Zeitverhältnissen, dem Untergrund, dem Erdreich entsprach, aus dem sie hervorgegangen. Aber eben deshalb, weil sie dem bestimmten Untergrund entsprach und weil dieser heute ein anderer geworden ist, deshalb genügt die klassische Tragödie nicht mehr, deshalb verlangen wir eine dramatische Kunst, die über die klassische hinausgeht und erwächst eben auf dem heutigen Untergrund. Und dieser Untergrund?

Er ist nichts anderes, als das verschlungene Gewebe der veränderten, der umgestalteten, der neuen Lebensbedingungen und Lebensformen eines Volkes; es sind seine realen Verhältnisse und seine idealen Ziele. Die Art und Weise, wie seine materiellen und geistigen Bedürfnisse sich in Beziehung setzen, wie persönliche Freiheit und rechtliche Normen die ewigen Widersprüche zu vereinigen streben, wie Zukünftiges in der Gegenwart sich bildet und ausgestalten darf — diese Art und Weise eines Volksdaseins ist der Boden, auf dem auch die Kunst gedeiht. Kaum eine Erkenntnis ist so bedeutungsvoll, kaum eine zugleich so einleuchtend und einfach.

Wie man kein Werk der Kunst loslösen kann von seinem Schöpfer, so kann man auch keinen Künstler loslösen von seiner Zeit. Der menschliche Geist mit seinem Anschauungsmaterial und seiner Anschauungsweise, also auch der künstlerische Geist mit seinem Fonds an Vorstellungen und seiner Eigentümlichkeit, sie zu verarbeiten, ist durchaus das Produkt der Wirklichkeit, wie sie ihn umgiebt und in ihren mannigfachen Beziehungen

beeinflußt. Und selbst dann, wenn in ihm durch das Versenken in andere Verhältnisse, namentlich durch das Studium der Litteratur und Geschichte anderer Zeiten und Völker, eine andere Welt lebendig wird, muß sie doch notgedrungen von der Gegenwart dermaßen modifiziert sein, daß auch in diesem Falle das Gepräge ein dem Geist der Zeit mehr oder weniger entsprechendes ist. Das alte Wort, daß nichts im Verstande sei, das nicht durch die Sinne eingezogen, hat auch hier seine uneingeschränkte Geltung.

Zu einer neuen Kunst gehören demnach zwei Voraussetzungen, erstens eine neue Zeit mit neuen Daseinsbedingungen, neuen Anschauungen, neuen Zielen; und zweitens ein künstlerischer Geist, der, von dieser neuen Zeit genährt, es vollbringt, ein Bild derselben harmonisch darzustellen, ein Bild das selbst als bloßer Ausschnitt die Gesamtheit peripherisch berührt. So bedeutungsvoll nun auch die zweite Voraussetzung ist, so wenig selbständig und aktuell ist sie. Im Grunde genommen resultiert sie ja aus der ersten; denn man darf wohl behaupten, daß eine Zeit, welche Aufgaben, wirklich neue Aufgaben stellt, auch die Männer schafft, sie zu lösen. Wir werden gleich sehen, daß bereits Lösungen versucht werden, ehe die Möglichkeit zu einer solchen thatsächlich gegeben ist.

Oben wies ich auf den Widerspruch hin, der darin besteht, daß einerseits das Bedürfnis nach einer neuen — namentlich dramatischen — Kunst vorhanden ist, daß es andererseits an dieser selbst noch fehlt. Was insonderheit die zweite Behauptung betrifft, bin ich auf Widerspruch gefaßt.

Man wird mir von der einen Seite entgegenhalten, daß wir schon eine neue Dichtkunst haben — in der Lyrik; auf der andern Seite wird man noch weiter gehen und, auf die Werke z. B. Gerhart Hauptmanns exemplifizierend, auch das Vorhandensein einer neuen dramatischen Kunst behaupten. Es wird weiter auch solche geben, die den neuen Roman entdeckt haben. Wie ich zu diesen Ansichten stehe und mit welchem Recht, das wird sich zeigen, wenn ich das Kriterium einer neuen Kunst, wie ich es zu entwickeln versuchte, nun auf die moderne Dichtkunst anwende.

Darnach war die erste — ich kann nun wohl sagen: die einzige Voraussetzung, eine neue Zeit mit neuen Lebensbedingungen und neuen Lebensformen. Haben wir eine solche neue Zeit?

Es ist ein weitverbreiteter Glaube gewesen — leider ist er es trotz aller gegenteiligen Beweise auch heute noch — daß mit dem Friedensschluß am 10. Mai 1871 eine neue Zeit angebrochen sei. Man hat

bei dieser Annahme die Bedeutung des Krieges sehr überschätzt; denn die Einheit, wie sie der Traum des deutschen Volkes war, und die Einheit, wie sie der Januar 1871 brachte, sind zwei sehr verschiedene Dinge. Die wirtschaftliche Einheit, soweit sie nicht schon vor dem Kriege bestand, war nur noch eine Frage der Zeit, auf deren Entwickelung der Krieg bloß einen zufälligen Einfluß ausgeübt hat. Am deutlichsten zeigt sich die in Ansehung der Volksbedürfnisse geringe Bedeutung des Krieges darin, daß er nicht einmal das direkte Wahlrecht in den Einzelstaaten zur Einführung brachte. Die Erfolge des Krieges sind viel zu oberflächlich, als daß man ihn als „Kulturkrieg" ansehen dürfte, der eine neue Zeit heraufholte. An unseren Lebensbedürfnissen, an unserer wirtschaftlichen Struktur, an unseren Daseinsformen, Rechtsanschauungen und Rechtsnormen hat er nichts geändert.

Und weil der Krieg keine neue Zeit bringen konnte, darum waren auch die Hoffnungen auf eine neue Kunst völlig eitel, darum sind sie so kläglich gescheitert. Kläglicheres kann es wohl nichts geben, als eine neue Blüteperiode der Dichtkunst erhoffen und — einen Paul Lindau finden!

Die Veränderungen, Um- und Neubildungen, welche in ihrer Gesamtheit eine neue Zeit sind, hatten längst begonnen, ehe die preußische Politik in die neue Ära trat, und wenn man einmal so sagen will, darf man eher die Dampfmaschine, als eine Fürstenpolitik ihre Mutter nennen. Die Umwälzung unserer sozialen Verhältnisse war beim Friedensschluß 1871 ebensowenig vollendet, als sie es heute ist. Ja, sie war vor 25 Jahren noch so wenig symptomatisch hervorgetreten, daß man in weiten Kreisen z. B. kaum eine Ahnung von ihr hatte.

Mittlerweile hat nun diese Umwälzung riesige Fortschritte gemacht, und dem, der nicht den Kopf in den Sumpf des Banausentums steckt, liegen die Symptome klar vor den Augen. Auf allen Gebieten schließen sich die Menschen nach Interessen-Gruppen zusammen, sei es als Gewerkschaft, sei es als Genossenschaft, sei es als Innung, sei es als Kapitalverband — und das allen diesen Bildungen Gemeinsame liegt darin, daß nicht nebensächliche Zwecke und Übereinstimmungen, sondern daß die realen Existenzbedingungen den Zusammenschluß veranlassen. Selbst unsere politischen Fraktionen nehmen immer mehr den Charakter von wirtschaftlichen Gruppen an. Das Bild wäre unvollständig, wenn wir nicht auch das Extrem hätten — die Militär- und Kriegervereine! Aber dieses Gegenstück bestätigt das eben Gesagte. Es kommt, um noch eins beispielsweise zu erwähnen, hinzu, daß unsere hergebrachten Rechts-

ordnungen uns viel zu eng geworden sind, wie sich das so deutlich kund thut in dem weitverbreiteten und immer tiefer wurzelnden Mißtrauen gegen die Rechtsprechungen. Diese Symptome sind — nicht schon die neue Zeit, sondern ihre Vorboten. Wer hätte in diesem Sinne vor 25 Jahren gewagt, von einer neuen Zeit zu reden! Und heute begegnet man dieser Anschauung auf Schritt und Tritt, und so weit verbreitet, in so weite Kreise ist sie gedrungen, diese Anschauung, daß uns das Wort: Wir leben in einer Übergangs-Epoche! sehr oft als bloße Phrase entgegentritt.

Hält man fest, daß das Bewußtsein und die Vorboten einer neuen Zeit vorhanden, daß diese selbst aber noch nicht da ist, d. h. noch nicht die neuen Daseinsgeleise des Volkes gebildet hat, so kommt man leicht zu dem Verständnis der erwähnten Erscheinungen und Widersprüche im Gebiete der Litteratur.

Zunächst ist es garnicht verwunderlich, daß eine solche Kunst sich neubilden und erweitern konnte, noch ehe die ersten Gärungsblasen der kommenden Epoche des Volkslebens an die Oberflächt drangen, für welche eben diese Umwälzungen nach jeder Seite hin außer dem Bereich ihrer Darstellung liegen. Ich meine die Musik. Der Fortschritt, den Wagner in der Musik unzweifelhaft bedeutet, ist ein rein musikalischer, und was die übrigen Bestrebungen des Meisters anlangt, so haben sie eben mit der Musik als reiner Kunst nichts zu thun und auf der andern Seite keine Bedeutung für die übrigen Künste. Aber Malerei, Bildhauerei und Dichtkunst, die ihrem Wesen nach auf Menschen und menschliche Verhältnisse angewiesen sind und sie als Objekte ihrer Darstellung umfassen — sie konnten erst Stellung nehmen, nachdem die neuen Symptome vorhanden waren. Von diesen drei Künsten aber ist allein die letztere befähigt, über die bloße Anschauung hinauszugehen und Gedanken, Ziele, Ideale, Anschauungsweisen selber unmittelbar zu verwerten. In wie weit die Dichtkunst Gedanken darstellen kann und unter welchen Voraussetzungen, werden wir weiter unten sehen.

Ich sagte, das Bewußtsein einer kommenden neuen Epoche sei vorhanden. Das kann nun nichts anderes bedeuten, als daß — vorsichtig ausgedrückt — in einer Anzahl von Menschen die Erkenntnis zum Durchbruch gekommen ist von dem Herannahen derselben. Diese Menschen müssen also nicht bloß das vage, instinktive Gefühl, sondern das bestimmte Bewußtsein haben, daß diese Symptome eben die Zukunft in der Gegenwart bedeuten, müssen infolge dieser Erkenntnis in bewußten Gegensatz getreten sein zu den veralteten Daseinsgeleisen, müssen mit

einem Wort Bekenner der Zukunft sein. Nun ist aber unter den Formen der Dichtkunst die Lyrik die subjektivste, nennt man sie dieser Eigenart wegen doch die „einsamste“ unter allen Künsten. In der That kann nur das rein subjektive Verhältnis des Dichters zu einem Gegenstand, einer Erscheinung, einer Anschauung Inhalt der Lyrik sein, und nirgends ist die Macht der Persönlichkeit so uneingeschränkt, wie in der Lyrik, nirgends wird die Souveränität der persönlichen Überzeugung so gern und so rückhaltlos anerkannt, als hier?*) Auch in diesem Umstande liegt es begründet, daß man von jeher die Lyrik in nächste Beziehung zur Musik setzte, liegt es begründet, daß es kaum zwei Künste giebt, deren Vereinigung so ungezwungen als Gesamtkunstwerk in Erscheinung tritt.

Die Schlußfolgerung auf den Lyriker der Gegenwart liegt klar. Wenn wir vom Lyriker überhaupt verlangen, daß er uns seine subjektive Stellung zu irgend einem Objekte vorführt, so liegt darin schon der Vorzug, daß nicht das Objekt, sondern das Verhältnis des Dichters zu demselben die Hauptsache ist. Ist z. B. der Gegenstand der Lyrik ein schönes Weib, so ist es nicht die Aufgabe des Dichters, dieses schöne Weib uns nun in möglichster Treue vorzuführen, sondern Aufgabe ist es, in uns die subjektive Stellung des Dichters zu dem Weibe zu erwecken. Welche Mittel er dazu wählt, bleibe seine Sache. Mag er seine Empfindungen direkt in Worte kleiden — „Ach, wie ist's möglich dann, daß ich Dich lassen kann ꝛc.“ — „Lang, lang ist's her ꝛc.“ — oder mag er versuchen, diese Empfindungen dadurch hervorzurufen, daß er uns dieses Weib plastisch vor Augen zu stellen strebt mit der Voraussetzung, dieses Anschauungsbild aus seinem Munde werde dasselbe Empfinden hervorzaubern, wie es das Original bei ihm that. Jedenfalls aber geht daraus hervor, daß der Lyriker nicht unbedingt gezwungen ist, sein Objekt bis zur Deutlichkeit einer wirklichen Anschauung zu zeichnen. Wenn uns der Lyriker nur Handhaben bietet, uns sein Objekt in einer im allgemeinen ihm entsprechenden Weise zu konstruieren, so hat er seine Pflicht gethan, d. h. die Voraussetzungen gegeben, auf Grund deren wir uns in seine subjektive Stellung hineinleben können. Vielfach kommt noch der günstige Umstand hinzu, daß wir selber schon in einem ähnlichen Falle eine ähnliche Stellung eingenommen haben.

*) Ich will als Beispiel ein religiöses Lied nennen, das man rückhaltlos anerkennen muß, wenn es den lyrischen Anforderungen entspricht und als echter Ausdruck einer echten Empfindung gelten kann: Luthers Trutzlied: „Eine feste Burg ist unser Gott ꝛc.“ Keiner wird ihm Berechtigung und Anerkennung verweigern, weil er den Glaubensstandpunkt mit Luther nicht teilt.

Der Lyriker, wollte ich darthun, hat den großen Vorzug, mit allgemeinen Vorstellungen, Anschauungen, Zielen, Idealen wirken zu können, wo man von seinen Brüdern in Apoll bestimmte Vorstellungen fordert und fordern muß.

Es ist also durchaus nicht verwunderlich, sondern liegt in der Natur der Sache begründet, daß eine werdende Zeit ihr dichterisches Gewand am ehesten in der Lyrik finden kann und deshalb auch wirklich findet. Der bescheidene Anteil des Objekts an der Lyrik und das Hervortreten des subjektiven Elements erzeugen diesen Vorzug, sie beschränken aber auch die Bedeutung der Lyrik für eine Zeitepoche. Ihr Spiegelbild findet eine neue Zeit nur im Drama, denn dieses verlangt die größtmöglichste Objektivität, ohne das subjektive Moment im geringsten einzuschränken. Wenn die Lyrik eine duftende Blüte ist, so finden wir in der dramatischen Dichtkunst das Erdreich mit dem Walde darauf, durch dessen Wipfel der Hauch des dichterischen Temperamentes weht. (Die Kunst ein Stück Natur durch ein Temperament gesehen. Zola.)

Wie man aus meinen Darlegungen erkennen wird, daß ich das Vorhandensein einer neuen Lyrik nicht bloß anerkenne, sondern sehr begreiflich finde und das Gegenteil für unverständlich halten müßte, so wird man auch schon meine zweite Behauptung zwischen den Zeilen gelesen haben, daß ich nicht die zeitgenössischen Dramen — auch nicht die von Hauptmann — für die einer neuen Kunst in vollem Umfange halten kann. Ich werde gleich nachweisen, daß ich den Grund davon nicht im dichterischen Unvermögen der jungen Dramatiker suche.

Der im Wesen der Lyrik liegende subjektive Zug macht es möglich, daß sich schon in einer Übergangsepoche eine neue Lyrik bilden kann. Zu dieser Erkenntnis kommt man also dadurch, daß man sich auf das Wesen dieser Dichtform besinnt. Unsere nächste Frage wird also nicht die sein: Haben wir schon ein neues Drama? sondern: Können wir heute schon ein solches haben? Die Frage ist also zunächst eine rein theoretische, die von dem Wesen der dramatischen Dichtkunst ausgeht und an den allgemeinen Forderungen des Dramas (besser der Tragödie) das Material mißt, das die Übergangsepoche bietet.

Streng genommen müßte ich nun im Folgenden eine Theorie des Trauerspiels geben — das könnte indes eine weitschweifige Geschichte werden. Man weiß ohnehin, wieviel Kopfzerbrechen den Ästhetikern die Erklärung des Tragischen gemacht hat seit Aristoteles' Zeit — und auch heute noch macht. Ich will aber den Versuch wagen, in Kürze die springenden Punkte herauszuheben.

Die Tragödie verlangt zunächst einen Mittelpunkt unseres Interesses, dessen Träger wir „Held" nennen, wobei es hier unentschieden sein mag, ob der Held nur in einer Einzelperson vertreten sein kann. In dem Kampfe, in dem er sich als Held erweist, geht er unter. Dieser Untergang ist nicht tragisch, sondern traurig, betrübend, deprimierend: Tragisch wird der Untergang erst durch ein zweites Moment: er siegt trotz seines Unterganges. Dieses zweite Moment richtig verstehen und in seiner vollen Bedeutung erfassen, das ist der Kernpunkt der ganzen Frage. Das Schicksal muß nicht nur „zermalmen", sondern auch „erheben". In dem zweiten Momente liegt denn auch die befreiende, erlösende Wirkung begründet, welche sich bei jeder echten Tragödie einstellt. Shakespeares „Romeo und Julia" wird erst dadurch zum echten Trauerspiele, daß sich über den Leichen des Liebespaares die beiden feindlichen Familien die Hände reichen. Obwohl unterlegen im Kampfe gegen das Schicksal, wie es dem Helden finster entgegentritt in Gestalt der Feindschaft zweier Familien, ist doch dieses Schicksal der Besiegte.*) Dieses zweite, dies befreiende Moment kann nun in mancherlei Formen dramatisch auftreten, und es wird wohl sehr schwer halten, wenn nicht unmöglich sein, dafür eine allgemein gültige Norm zu geben. Man kann nicht einmal sagen, daß der Held ideeller Sieger bleiben müsse, denn das kann nur von den Helden gelten, die nicht bloß durch die Intensität ihres Strebens allein unser ästhetisches Wohlgefallen erregen, sondern mit deren Objekt des Strebens wir sympathisieren. Eine dramatische Gestalt, der wir nur der formalen Seite ihres Charakters wegen unsere ästhetische Teilnahme zuwenden, ist z. B. Shakespeares „Richard III." Es giebt in der ganzen Weltlitteratur kein Bühnenstück, das für den Ästhetiker auch nur annähernd so lehrreich wäre, wie dieses Drama; denn keines weist uns so rein und unvermischt nach, worin das ästhetische Interesse

*) Diese Erklärung des Tragischen, wie sie hier auf Grund des Beispieles gegeben wurde, beruht im wesentlichen auf psychologischen Erwägungen, die eben angedeutet werden sollen. Man hat bei der Erörterung ästhetischer Fragen sich meist zu einseitig auf eine Betrachtung und Erforschung des Kunstwerkes beschränkt und es als etwas völlig Selbständiges angesehen. In Wahrheit ist es nur ein Mittel zwischen Ursache und Wirkung. — Ob ein Werk eine Tragödie ist, das geht nicht zunächst aus seinem Wesen hervor, sondern ist in erster Linie ein subjektives Urteil, d. h. es wird aus der Wirkung abgeleitet. Eine ausführliche Darstellung des Tragischen kann natürlich an dieser Stelle nicht gestattet sein. Ich will nur andeuten, daß das Interesse, welches wir dem tragischen Helden entgegenbringen, zur Sympathie, ja zur Identifizierung wird. Der Tod des Helden muß deshalb deprimierend wirken, wenn wir nicht zu dem Siege kommen, den zu schauen dem Helden nicht vergönnt war. Erst dieser Umstand bringt uns auch im Trauerspiel Befreiung.

besteht, weil keines in dem Maße von allen anderen Arten des Interesses abstrahiert, ja sich in direkten Widerspruch zu ihnen stellt. Ich kann an dieser Stelle natürlich nicht darauf eingehen; nur das muß konstatiert werden, daß bei „Richard III.“ nicht von dem ideellen Sieger geredet werden kann. Wäre er trotz seines Unterganges Sieger im Kampfe, so würde darin das Gegenteil von dem „befreienden, erhebenden Moment“ gefunden werden, hieße das doch nichts anderes, als den blutigsten Egoismus feiern. Worin nun bei dem Trauerspiele des großen Briten gerade in diesem Falle das „erhebende Moment“ liegt, bleibe hier unberührt. Genug, „Richard III.“ wird mit seiner ausschließlichen Voraussetzung des reinen ästhetischen Interesses stets ein Ausnahmedrama sein, gleichsam die geniale Probe auf ein ästhetisches Dogma; das Gros der Dramen wird für seine Helden auch die Teilnahme und Sympathie fordern, die sich auf das Objekt des Wollens, auf den Inhalt des Strebens richtet. Die Helden dieser Dramen werden uns nicht bloß groß sein wegen ihrer Charakterstärke, sondern auch wegen ihrer Charakterisierung, wir werden uns nicht bloß begeistern für ihre Person, sondern zugleich auch für ihre Ziele; sie werden nicht bloß groß, sondern auch gut sein sollen. Mit dem ästhetischen Wohlgefallen wird das ethische verbunden sein.

Für dramatische Kunstwerke dieser Art ist das befreiende Moment nun leicht bestimmt; für sie gilt der Satz, daß die Sache siegend zum Durchbruch kommt in dem Augenblicke, wo der Held, der Kämpfer für sie, zu Grunde geht. Darin liegt die Tragik. Erfüllt der Träger des Interesses alle Anforderungen, die an den Helden ästhetisch gestellt werden können, und stirbt er in Konsequenz seines Charakters, so mag er groß und bewundernswert sein — aber sein Ende ist nicht tragisch, wenn nicht hinzu kommt, daß die Sache siegt, für die er kämpft und als Opfer fällt. Bleiben die Verhältnisse, die den Helden in den Konflikt getrieben und in Aktion versetzt haben, bestehen, so ist sein Ende traurig, betrübend — das Bühnenstück schließt nicht tragisch, sondern mit einer schrillen Dissonanz. Der Schluß ist deprimierend, er befriedigt nicht; man nenne es eine dramatisierte Novelle, aber nicht ein Trauerspiel; denn eine Tragödie erhebt, wenn auch der Held zu Grunde geht. Auch die Tragödie muß harmonisch schließen, und man wird nun verstehen, warum ich eingangs behauptete, eine neue Kunst müsse die neue Zeit harmonisch darstellen; ich hatte dabei nicht von der Tragödie abstrahiert, sondern gerade sie speziell im Auge.

Sehen wir nun einmal nach, welchen Anforderungen — man merke

wohl, daß sie aus dem Wesen der Tragödie abgeleitet sind, sofern man die Richtigkeit meiner Ausführungen zugiebt — eine der neuen Zeit entsprechende neue Kunst genügen muß.

Ein Bühnenstück, das hier in Betracht kommt, muß in erster Linie überhaupt sich mit der neuen Zeit, der wir entgegensehen, beschäftigen. Ein historisches Drama z. B., das nicht ein der Gegenwart paralleles Thema anschlägt, kann nie und nimmer in dieser Sache von Belang sein; aber selbst dann, wenn die Konflikte des historischen Dramas mit denen der gegenwärtigen Zeit verwandt sind und auch vom Dichter in diesem Sinne aufgefaßt werden, wird ein solches Bühnenwerk niemals zu den typischen Kunstwerken im engeren Sinne zu rechnen sein. Vielleicht leuchtet das sofort ein, und obwohl die Bedeutung des historischen Dramas in seiner Beziehung zu den dramatischen Aufgaben der Gegenwart der näheren Beleuchtung sehr wert erscheint, müssen wir hier darauf verzichten, diese Frage näher zu erörtern. Das historische Schauspiel wird in Bezug auf die Gegenwart nie etwas anderes sein können, als ein Vergleich, und zwar ein hinkender Vergleich, weil er um den *spezifischen* Punkt herumgeht. Denn die Geschichte ergeht sich nur *formal* in Wiederholungen, *nie dem Inhalte nach*. Wir müssen uns also schon direkt an *das* Schauspiel wenden, *welches die Gegenwart, die wirklich neue* Zeit zum Gegenstande hat.

Das Künstlergenie, welches der neuen Zeit die dramatische Erlösung bringen wird, muß seine Konflikte eben dieser Zeit entnehmen — in seiner Tragödie wollen wir die spezifisch modernen Kämpfe sehen, und der Held muß in dem Kampfe für diese Zeit seinen Untergang finden. Aber die große befreiende Wirkung wird er erst dadurch erzielen, daß er uns den thatsächlichen Sieg seiner Idee, den wirklichen Durchbruch der neuen Zeit vorführt in dem Momente, wo der Held unterliegt, ja vielleicht ist sein Tod gerade einer der bestimmenden Faktoren. Dieses Werk wird *die* große Tragödie der — Zukunft sein.

Dieses dramatische Kunstwerk der Zukunft haben wir noch nicht, weil es zur Zeit unmöglich entstehen kann — ja, wir können es für die nächste Zeit nicht einmal erwarten. Die Voraussetzungen für einen echt tragischen Schluß der modernen sozialen Tragödie sind eben nicht gegeben und können nicht in dem Hirn des Dichters konstruiert werden, weil sie auf dem Boden realer Verhältnisse erwachsen.

Was wollte auch der Dichter anstellen, um die befreiende Wirkung herbeizuführen?

Er könnte, sei einmal angenommen, wirklich den Versuch machen,

eine künstlich konstruierte Umwälzung vorzuführen. Das würde nichts anderes bedeuten, als einen Hertzka oder Bellamy auf der Bühne. Und statt der erzielten Wirkung würde ihm das Mißfallen des Verständigen, das Staunen des Naiven, das kritisch überlegene Lächeln des sozialen Auchwissers, der Spott des satten Egoisten entgegen fliegen. Aber nehmen wir einmal an, der Versuch würde trotzdem gemacht — nicht doch, er kann garnicht gemacht werden. Wie sollte es wohl anzustellen sein, das subjektive Bild des Autors — denken wir einmal ein Bild in der Art Bellamys — anschaulich in den Rahmen eines Aktes zu zwängen. Nein, die Thatsache der Umwälzung kann nur in ein paar festen charakteristischen Strichen gegeben werden, und die genügen erst dann, wenn diese Striche nur den Zweck haben, ein im Zuschauer schon vorhandenes Bild über die Schwelle des Bewußtseins hervorzurufen. Und dieses Bild kann nur vorhanden sein, wenn die vollendeten Thatsachen es erzeugt haben.

Der Dichter kann auch noch zu einem andern Mittel greifen. Er macht den sterbenden Helden zum Propheten, der mit mehr oder weniger glänzender Rethorik den Sieg verkündet: eine Art Suggestion, die es bei der Disposition der Zuschauer für einen derartigen Schluß immerhin zu einem Scheinerfolg bringen kann. (In ähnlicher Weise wird der Poet für festliche Gelegenheiten seines Erfolges fast immer sicher sein.) Je bestimmter der Dichter darauf rechnen kann, daß die Sympathie für die Ideale und Objekte des Strebens bei den Zuschauern bereit ist, dem Helden entgegen zu kommen, desto eher wird dieser rethorische Notbehelf anschlagen: ein Notbehelf bleibt er auf jeden Fall!

Nicht selten sucht der Dichter, welcher nicht aus den realen Verhältnissen dieses befreiende Moment zu geben vermag, dasselbe symbolisch darzustellen: „Die Freiheit in himmlischem Gewande, von reiner Klarheit umflossen, ruht auf einer Wolke .... und neigt sich gegen den schlafenden Helden ... Sie heißt ihn froh sein, und indem sie ihm andeutet, daß sein Tod den Provinzen die Freiheit verschaffen werde, erkennt sie ihn als Sieger und reicht ihm einen Lorbeerkranz .... Sie hält den Kranz über seinem Haupte schwebend ....“ Das sind Worte, die fast den Anschein haben, als hätte ich sie eigens erfunden, um meine Behauptung kräftig zu erklären, und doch sind sie bekanntlich aus der Schlußszene des Goethe'schen „Egmont“. Aber hierzu kommt noch, daß, wie allgemein bekannt, die Geschichte der Erscheinung recht gegeben hat, eine Thatsache, die dem Stücke sehr zu Hilfe kommt, aber ihren Grund nicht im Stücke findet. Wir möchten sehen, wie es wirkte, wenn ein

Dichter uns auf diese Weise wollte den Sieg der neuen Zeit glaubhaft machen, wenn er also eine Weise verwendete, die sich nicht durch den Gang der Ereignisse als die richtige bestätigt sähe.

Es bleibt, wie wir sehen, für die Herbeiführung des tragischen Schlusses, dem das erhebende Moment innewohnt, nur eine legitime Weise: die auf Grund gewordener Thatsachen. Ein auf der Höhe stehendes Drama der neuen Zeit wird erst möglich und dann auch mit Bestimmtheit zu erwarten sein, wenn die neue Zeit sich vollendet hat!

Wir wissen heute, daß es besser werden muß und besser wird, wir wissen, in welcher Richtung sich das Rad der Entwicklung dreht. Wir kennen den „geistigen Überbau". Aber das Gefäß, das den Trank enthält, kennen wir nicht. Wir vermögen nicht anzugeben, wie die Fäden gewebt und die Maschen verschlungen sind, wir wissen die Geleise nicht, auf welchen das Lebensrad der kommenden Volksexistenz läuft. Und wir werden es erst wissen, wenn es uns die Thatsachen gelehrt haben.

Und in dem Augenblicke wird es auch nicht fehlen an dem Künstler, der das neue Drama schafft!

Man wird einsehen, daß ich es unmöglich finde, in der zeitgenössischen Dramatik die ohne Rest aufgehende Lösung der künstlerischen Aufgabe zu sehen, man wird auch einsehen, daß die Mängel nicht sowohl in den Dichtern als in der Zeit zu suchen sind. Hauptmanns „Vor Sonnenaufgang", „Friedensfest", „Einsame Menschen" — Halbes „Jugend" u. s. f. — sie alle schließen mit der grellen Dissonanz. Sie scheitern alle an der Möglichkeit, eine befreiende Wirkung zu erzielen.

Das zuletzt genannte Stück z. B. löst den Konflikt nicht, es macht nur die Lösung unnötig, überflüssig. Der Gegensatz zwischen einerseits dem Rechte der beiden jungen Menschen auf einander und andererseits der diesem Rechte feindlich gegenüberstehenden realen Wirklichkeit bleibt mit seiner ganzen Schärfe bestehen. Hätte diese Wirklichkeit bei oder gar wegen des Todes des Mädchens eine Umwälzung ganz generell erfahren, so daß die beiden unter den veränderten Verhältnissen ihr Recht hätten ausleben können, dann wäre der tragische Schluß dagewesen. Hanneles „Himmelfahrt" macht der Schluß nur noch grausiger, weil die Verhältnisse, als deren Opfer dieses unschuldige Kind anzusehen ist, in ihrer nackten Brutalität nicht den leisesten Stoß empfangen. Man sehe sich sämtliche Dramen darauf hin an, mögen sie Ibsen oder Strindberg, Hauptmann oder Tolstoi zum Verfasser haben — sie haben alle ohne Ausnahme gemeinsam, keine tragische Wirkung zu erzielen, obschon, ja eben weil sie moderne Stoffe behandeln, deren harmonische Lösung nicht

möglich ist, weil dazu die Voraussetzung fehlt — die reale Lösung in der Geschichte, in den Verhältnissen.

Nicht ihre Stücke sind tragisch — ihr eigenes Geschick ist es vielleicht eher, weil ihr dramatischer Kampf Idealen gilt, der Sieg erst hinter ihrem Kampfe liegt. Unsere sozialen Dramatiker greifen nach unerreichbaren Sternen, aber wie es wahr ist, daß der Mensch mit seinen höheren Zwecken wächst, so ist es wahr, daß sie gerade in ihren Mißerfolgen anerkennenswert sind. Selbst die Experimente, welche die jüngste Vergangenheit mit den nordischen Dramatikern und mit dem Russen Tolstoi gemacht hat, erscheinen in einem ganz anderen Lichte, als sie der engherzige, kurzsichtige banausische Patriotismus hinzustellen pflegt. Doch das nur nebenbei!

Die litterarischen Zeichenhorcher und Hustendeuter verkündeten vor einiger Zeit mit den geheimnisvollsten Winken, deren ihre anarchisch-soziale Seele fähig ist, daß die moderne Kunst zurück müsse zur Geschichte, zur historischen Tragödie, und wer einigermaßen Umgang hatte mit diesen Aposteln mystischer Seelenvibration, weiß, daß eine derartige Tendenz wie zarte Stäubchen durch den Äther der Zeit wogte. Man hielt diese Tendenz für ein Produkt subtilster Erkenntnis dieser sogenannten hyperfein organisierten Übermenschen und wußte nicht, daß sie nur war eine ganz natürliche, sehr erklärbare Reaktion gegen die erfolglose Experimental-Dramatik, erwachsen auf der greifbaren, aber scheinbar unerklärlichen Unmöglichkeit, auf dem in der Dramatik eingeschlagenen Wege zu der Tragödie zu kommen.

Wo diesen Herren der Verstand ausgeht, da meinen sie, müsse der Überverstand anfangen. Sie erklären das Unverstandene für eine höhere Geisteswelt und nennen es Mystik, Übersinnliches — Jenseits-Welt. Aber man soll die Flinte nicht gleich ins Korn werfen: Wo den Herren der Verstand abhanden gekommen, da fängt der Blödsinn an.

Nebenbei gesagt, begegnen wir in der Philosophie einer parallelen Erscheinung. Die Philosöphlein, denen die Ergebnisse der modernen Spezial-Wissenschaften über den Kopf wachsen, jammern über die unheimliche Difusion der Geisteskräfte, erklären statt ihres eigenen, den Bankerott der Philosophie und rufen: „Zurück zu Kant". „Die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube."

Mit der Tendenz: „Zurück zur Historie" haben die Herren nun freilich recht gehabt, nicht mit ihrer Begründung. Vielleicht bestätigt nichts so sehr die Richtigkeit meiner Darlegungen, als daß die beiden

Stücke, welche in neuester Zeit den größten tiefsten Erfolg hatten, der Historie angehören: „Die Weber" von Gerhart Hauptmann und „Heinrich und Heinrichs Geschlecht" von Ernst von Wildenbruch.

Aber gerade in den „Webern" finde ich noch eine ganz besondere Bestätigung meiner Ausführungen; sie rechtfertigen, was ich über die Bedeutung, über die Stellung des historischen Bühnenstückes gesagt habe. Hauptmann geht zwar zurück in die Historie, er behandelt auch sein Thema in einer modernen Konflikten entsprechenden Weise, aber zu einer echten Tragödie kommt er nicht, weil er für die Konflikte keine reale Lösung findet. Der Gegensatz, in dem der Konflikt wurzelt, ist nämlich nicht ein den modernen verwandter, er ist in des Wortes vollster Bedeutung ein moderner, ein Gegensatz aus der Mitte des Jahrhunderts, der am Ende desselben noch seiner Aufhebung harrt. Sein Stück beweist, daß es die „Geschichte" allein nicht thut, sondern die veränderte Geschichte. Selbst ein Drama aus dem 13. Jahrhundert würde keine Tragödie sein, wenn die Lösung der Gegensätze bis heute noch nicht real, das heißt Thatsache geworden wäre. Das Thema der „Weber" echt tragisch zu gestalten, wird auch erst möglich sein, wenn die große Umwälzung erfolgt ist.

So wäre also — könnte man versucht sein anzunehmen — den dramatischen Dichtern der Gegenwart keine Gelegenheit zu vollgiltiger Bethätigung gegeben.

Weit gefehlt: es kommt nur auf das Ergreifen der dramatisch möglichen Stoffe an; denn „in der Beschränkung zeigt sich erst der Meister!"

Ein dramatischer Dichter muß seine Stoffe darauf ansehen, ob sie geeignet sind, sich harmonisch darstellen zu lassen. Auch solche Stoffe bietet die Gegenwart. Es sind diejenigen, welche, obwohl modern, es doch zulassen, sie in realer Wirklichkeit überzeugend darzustellen, d. h. nach dem vorausgegangenen: Der Sieg des Zieles, für welches der Held kämpfte, muß anschaulich vorgeführt werden können. Nun ist, wenn auch nicht die neue Zeit mit den neuen Verhältnissen, so doch der neue Geist, die neue Anschauung zum Durchbruch gekommen.

Das psychologische Trauerspiel ist heute möglich, in dem der Held im Kampfe für eine neuzeitliche Idee, z. B. die der Geistesfreiheit, gegen engherzige Intoleranz unterliegt und dadurch in seinem Gegner dieselbe Toleranz erweckt.

Ein Trauerspiel ist ferner möglich, das den Helden im Kampf zeigt gegen eine noch bestehende Einrichtung, die jedoch im Rahmen der heutigen

Verhältnisse ohne besondere Schwierigkeit und deshalb glaubhaft als beseitigt gezeigt werden kann.

Eine dritte Art der dramatischen Kunstwerke ist möglich. Sie bedeutet m. E. eine Gebietserweiterung der modernen Dramatik überhaupt. Ich meine die Bühnensatire großen Stils. Man verstehe mich nicht falsch. Von jeher sind neue große Ideen als Deckmantel benutzt worden für Erbärmlichkeit, Selbstsucht, Niedertracht, Gemeinheit und Dummheit. Auch die Ideale der kommenden Zeit entgehen diesem Schicksal nicht. Bornierte Phrase, Großthuerei und Nichtsnutzigkeit sind auch im Kampfe der Gegenwart keine verschollenen Größen. Ein wahrer freier Geist fände hier eine wahrhaft große Aufgabe: all die niedlichen Parasiten zu einem Konzert zu engagieren, in dem schließlich die Borniertheit die erste Geige spielt.

Simson — wo bist Du?





Die Totenfliegen.

Von Charlotte Nisle-Klein.

(München.)

Die Sonne, die stolze Sonne! — Voll und unbarmherzig wirft sie ihre machtvollen Strahlen durch die glitzernden Scheiben. Herrisch drängt sie sich ins stille Gemach, die Luft durchglühend.

Die blasse Frau im Bette stöhnt leise auf. —

Sie hatten vergessen, die Fenster zu öffnen und die Jalousien herabzulassen, ehe sie weggegangen waren.

Draußen im Garten bewegen sich die Blätter der Bäume, deren Zweige bis ans Fenster ragen.

Ein Wind muß wehen draußen, kühlend und frisch; aber er kann nicht herein, er zieht weiter, nur die Sonne starrt schonungslos auf die schweißbedeckte Stirn der Kranken.

Sie ist so müde, so unsagbar müde; nicht einmal imstande ist sie, die kraftlosen, abgezehrten Hände von der Decke zu erheben. Die aufdringlichen Strahlen beginnen sie mehr und mehr zu belästigen und zwingen ihre geblendeten Augen sich zu schließen. Matt ruht sie zwischen den weichen Kissen unter der seidenen, spitzenbesetzten Decke. Dennoch hat sie nicht die Empfindung des Ruhens; im Gegenteil, ihr ist's, als schwebe sie über dem Lager, haltlos in der Leere und müßte jeden Augenblick heruntersinken; ihr Körper ist derart geschwächt, daß sie ihn kaum fühlt.

— Totenstille ringsum! — —

Kein Laut dringt von außen her.

Langsam, wie aus dem Zusammenhang gerissen, kommt jetzt ein Gedanke nach dem andern herangeschlichen; halbverwischte Erinnerungen der letzten Zeit treten deutlicher hervor: das kleine Kind tot — ja tot! — — —

Es wundert sie, daß sie so gar keinen Schmerz darüber empfindet.

Ein elendes Würmchen soll es gewesen sein — sie haben ihr die kleine Leiche nicht einmal gezeigt, sondern gleich hinweggetragen; ihre Augen haben ihr Kind nie gesehen.

Schließlich ist es besser gewesen, daß es sofort gestorben, als erst später, nach längerem Siechtum. Sie haben's ihr alle gesagt, es sei das Beste gewesen für das lebensschwache, armselige Geschöpf — und sie hat ja noch Elschen, ihr liebes, kleines Mädchen.

Ein Sehnen nach dem wilden Ding mit den blonden Locken bemächtigt sich ihrer; sie will schellen, man soll ihr die Kleine herbringen; Elschen begehrt gewiß schon lange, die kranke Mama zu sehen.

Nach einem schwachen Versuch, sich aufzurichten, sinkt sie wieder aufs Lager zurück — es geht wirklich nicht, die Schwäche steckt ihr noch in allen Gliedern.

Sie muß an die schmerzvollen Stunden zurückdenken, die hinter ihr liegen; zwischen Leben und Tod hat sie geschwebt.

Nun aber ist die Gefahr vorbei, das Fieber ist gewichen; der Arzt hat sie für gerettet erklärt — jedoch, es dürfe nicht wiederkehren, das Fieber — sonst sei sie verloren, rettungslos dem Tode verfallen wie das kleine Kind; und sie will nicht sterben, sie ist ja so unendlich glücklich.

Darum nur Ruhe und ja keine Aufregung.

* * *

Ihr Gatte und ihre junge Schwester hatten heute früh an ihrem Bette gestanden, als der Arzt dagewesen; Spannung und Erwartung lag auf ihren Gesichtern.

Wie die Schwester sie angeblickt! — so eigen, so seltsam — so, so — gierig — ja freudegierig, das war's.

Fünf Jahre hat sie die Schwester nicht gesehen. Die hat sich kaum verändert, nur schöner und selbstbewußter ist sie geworden, und gewachsen ist sie; alles an ihr ist gleich geblieben außer den Augen! —

Die allein! — wie die heute auf ihr geruht haben, mit welch befremdendem Ausdruck — die blickten so ganz anders als einst.

Bei der frohen Mitteilung des Arztes da haben sie gefunkelt, hellauf gefunkelt, die Augen der Schwester. Das war die Freude gewesen der innerliche Jubel. Wenn auch kein Wort über ihre Lippen gekommen, als sie hastig das Zimmer verlassen; nur aus ihren seltsamen Augen war's gebrochen wie Wetterleuchten.

* * *

Geduldig liegt die Kranke. Die Sonnenglut erfüllt jetzt den ganzen Raum. Wenn nur endlich jemand käme, sie dürstet so sehr; hat man sie denn ganz und gar vergessen? —

Das Warten regt so auf und — absolute Ruhe hat der Arzt verlangt — das Fieber, es dürfe nicht, — — sonst! —

* * *

Leichter, feiner Rauch schlängelt sich in bläulichem Streifen durch die dichten Portieren herein, langsam und unbemerkbar zerfließend in aromatischem Hauch. —

Günther muß im Nebenzimmer sein — o nun wird er sicher gleich eintreten, wird sich über seine kleine Frau beugen und sie küssen.

Den Cigarettenduft auffaugend hält sie die Blicke erwartungsvoll auf den Eingang gerichtet, denn jede Minute muß er ja kommen — und — ach, schon so lange ist's her, seit er sie geküßt.

Damals, als sie das tote Kind hinwegtrugen, das sie nie gesehen — da war's zum letztenmal gewesen; gleich darauf hatte sie das garstige Fieber gepackt.

Nun aber ist sie wieder gesund, nun ist alles gut.

Warum er ihr eigentlich heute früh keinen Kuß gegeben, als der Arzt sie für gerettet erklärte? — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Bleich, sehr bleich ist das Angesicht ihres Gatten geworden: wie graue Schatten hatte es sich darüber gelegt.

Wie verschieden doch die Freude auf die Menschen einzuwirken vermag! —

Beinahe verschleiert hatten sich seine Augen, während aus den seltsam-rätselhaften der Schwester dies düstere Funkeln hervorloderte.

* * *

Vorsichtig schieben jetzt weiße, schlanke Finger die Portieren auseinander. In dem entstandenen Spalt wird ein Mädchenkopf sichtbar — etwas triumphierend-sieghaftes liegt auf den schönen Zügen des von verwirrten, üppigen Haaren umrahmten Gesichtes; wie Leuchten zieht's drüber hin, wie wildes Leuchten.

Hinter dem Mädchen taucht ein Mann auf; sein Mund bläst blaue

Wolken durch die blonden Strähnen der vor ihm Stehenden; seine Augen glühen gesättigt und begehrlich zugleich.

Forschend schweift zuerst sein Blick zur Lagerstatt der Kranken, die, scheinbar schlafend, mit halbgeschlossenen Augen wartet. —

— —

Hat sein Mund das kleine, rosige Ohr des Mädchens wirklich berührt — oder war es nur ein Trug ihrer Sinne gewesen? —

— —

Die Frau im Bette vermöchte es nicht zu sagen — sie rührt sich nicht — sie hat die Lider unwillkürlich geschlossen, zwischen welchen sich nun Tropfen um Tropfen hervordrängt.

— Sie weint lautlos. —

* * *

Niemand ist hereingekommen zu ihr. Wie ein schwerer Hammer klopft das Herz der Hilflosen in der keuchenden Brust; jeder Schlag ein Schmerz — doch sie soll sich ja nicht aufregen, denn das Fieber! — —

Langsam verschwimmen die letzten kleinen, blauen Rauchwolken am Plafond. Ihr Mann und ihre Schwester haben längst das Nebenzimmer verlassen.

* * *

Die Strahlen der Sonne bohren sich immer heißer und brennender in das Antlitz der einsamen Frau; sie spielen entfesselt auf den durchsichtigen Händen; sie fluten und fließen in tausend wechselnden Lichtern, farbenglühend über die seidene, spitzenumhüllte Decke.

* * *

Keine Gedanken kommen und gehen mehr; sie haben einem großen, dumpfen Weh Platz gemacht.

— Ruhig, still liegt die Frau. —

Wasser, Wasser! — einen einzigen Tropfen für die lechzenden Lippen! —

Sie fühlt, wie das Fieber — nein, nein, sie leidet's nicht — nein, es darf nicht wiederkehren, sie ist ja so glücklich! — glücklich? — — ach, sie ist's freilich nicht mehr — elend ist sie, über alle Maßen elend; aber nur leben, leben, leben! —

Wie in Blut getaucht erscheint ihr plötzlich die Umgebung; es brennt, die Decke, die Kissen — die Sonne hat's gethan! —

* * *

Welch Flimmern, welch Blinken, welch Glitzern!

Augen zu, Augen zu! — die Sonne sticht sie sonst aus — ganz ruhig liegen bleiben unter den dichtbelaubten Bäumen des stillen Parkes in dem hohen, bebenden Gras, durch das die Strahlen gleich goldenen Schlangen huschen.

Wie weiß das alte Herrenhaus aus der Ferne herüberleuchtet! —

Und die Amme, die Schwester — sie liegen neben ihr zwischen den grünen Halmen, die sie so weich und linde umschwanken.

— Alles wie einst vor langen, langen Jahren! — sie ist wieder ein Kind.

Wie das summt und surrt allüberall; es sind die Mären, die Sagen der fernen Heimat, die längst vergessen geglaubten.

Und die Amme erzählt — — „noch mehr, noch mehr — das von den Totenfliegen“ — bittet die kleine Schwester; sie begehrt es zu wissen; ihre Augen funkeln — warum will sie es wissen, warum gerade das? — Sie braucht, sie darf nicht hören, was jetzt die Lippen der Alten murmeln: Sieben ihrer Zahl! — eine unschuldige Hand muß ihrer sieben aufs Bett des Kranken setzen — dann stirbt — — — wie der Schwester Augen flackern, wie sie auflodern — — so gierig, so seltsam-rätselhaft! —

Was will sie!? — — — —

Nein, nein! — sie kann es nicht, sie nicht! — es nützt ihr alles nichts, denn — eine unschuldige Hand muß es ja sein.

„Du hast keine mehr, Du!“ — schreit die Kranke auf.

Doch was sucht Elschen hier? Wie leise sie dem Bette naht, sich durch den dichten Nebel drängt, der plötzlich aufsteigt und sich wie ein wallender Schleier im Zimmer hin und her wälzt — nun kommt die Kleine näher, nun klettert sie herauf — was birgt sie in dem geschlossenen Händchen? — warum kommt sie so geheimnisvoll herangeschlichen? —

Ihr Elschen, ihr Kind! — wo ist es denn? — schon wieder weg! — wohin? — — — — ein Zucken durchläuft den willenlosen Körper der Kranken; über ihre linke Hand ist etwas hinweggezogen wie ein Hauch — ihre Augen öffnen sich weit und ihre Blicke forschen mit

qualvoller Anstrengung durch die sich immer mehr verdichtenden grauen Nebelwolken.

— Weh! — eine längliche Fliege kriecht langsam über ihre Finger — — — o sie sieht's ganz deutlich; der Kopf des Insekts ein roter Punkt, die Flügel düster, grauschwarz, traurig.

— Eine häßliche Fliege! —

Ihre müden Augen verfolgen entsetzt die Bewegungen des Insekts. Die Fliege kriecht — ab und zu innehaltend — gleichsam zögernd über die Hand hinweg — höher hinauf über den Ärmel des Gewandes — vorwärts gegen die Brust und den Hals.

Die Kranke liegt wie unter einem schweren Banne, Furcht überläuft sie, Grausen erfaßt sie — widerstandslos sieht sie's herankriechen.

Nun ist es gerade auf der Stelle angelangt, unter der ihr Herz schlägt. Dort verharrt es regungslos — — — — o sie sieht's genau, ganz deutlich, ganz klar, trotz der Dämmerung, die sie umgiebt.

Doch horch! — Die Portieren rauschen schon wieder, was naht wohl jetzt? — es ist das Kind, es schleicht zum zweitenmal ins Zimmer; es kommt heran, ganz nahe — weh, in seinem Kopfe flimmern fremde Augen — die Augen der Schwester sind's — sie funkeln so seltsam, so rätselhaft.

Und in den verglimmenden, schweren Strahlenstreifen, der blutrot noch übers Bett zittert, legt die Kleine die Händchen, aus denen Fliegen hervorkriechen, dieselben Fliegen wie die, welche der Mutter auf dem Herzen ruht. —

„Eins, zwei, drei!" — wieviel? — sieben müssen es sein! — —

Die Kranke versucht zu zählen, aber nach allen Richtungen hin beginnen die Insekten sich zu bewegen; sie wimmeln hin und her — einige ziehen gegen das Fußende des Bettes, doch die Hände des Kindes treiben sie zusammen.

— Es sind unschuldige Hände. —

„Husch, husch! — gegen das Herz — wollt ihr wohl? — — dahin, wo die andere sitzt müßt ihr laufen — hinauf — wollt ihr wohl! — hinauf, so geht doch, husch! —

Die Frau versteht ganz deutlich diese Worte. O, sie sieht und hört alles.

Huh, wie des Kindes Augen flackern und funkeln! —

Und die Fliegen mit den düsterroten Köpfen, den traurig grauschwarzen Flügeln kriechen den vorgeschriebenen Weg; sie kriechen jetzt insgesamt über ihre zuckenden Hände — eine hinter der andern — in

stillem Zug, hinwärts gegen das angstvoll hämmernde Herz, auf dem sie zu einem Knäuel zusammengeballt sitzen bleiben.

Kalter Schweiß perlt über die Stirne der Frau, sie vermag sich nicht zu rühren — ein eisiger Schauer durchrieselt ihren Leib — — — ach sie weiß es ja — weiß, daß es Totenfliegen sind, die sie zu ihrem Herzen wallen sah.

„Sterben. Alles dreht sich um sich," kreischt sie auf — „Sterben"! —

Wohin ging die Sonne? — es ist so kalt geworden auf einmal, und so dunkel! —

Wo ist ihr Kind? — Die schwarze, finstere Gestalt, die an ihrem Bette sitzt, ist nicht ihr Kind — es ist die Schwester — nein, es ist der —

Huh, jetzt spürt sie's wieder; — es kommt! — an den Fingern beginnt's, den Arm hinauf rennt es — — — Schütteln. — Ihre Zähne schlagen zusammen — der Kopf! — alles klappert — in den Ohren ertön'ts wie tausend Glocken; sie kennt das Geräusch — es friert! — sie gerinnt zu einem Klumpen Eis — und jetzt sinkt sie in die Gluten der Sonne, der Hölle.

„Sterben!" gellt's noch einmal verzweifelt durchs totenstille Zimmer.

Und sie sieht die düsterroten Köpfe der Fliegen gleich Feuerflammen hoch auf erglühen, größer und immer größer werdend; ihre im Krampf verzogenen Finger krallen sich tief in die Spitzen der Decke, sie zerfetzend. Qualvoll ringt sich der rasselnde Atem aus ihrer zuckenden Brust, auf der sie die Totenfliegen lasten fühlt.

O nun breiten diese ihre grauschwarzen Trauerflügel aus; sie wachsen ins Riesengroße; surrend erheben sie sich und drehen sich im Wirbel um das einsame Lager der Sterbenden, deren starre, weitaufgerissene Augen sich langsam verglasen.

* * *

Durch den Garten drunten zieht sanft und schmeichelnd der Abendwind; zwischen verschwiegenem Gebüsch hält ein Mädchen den Hals eines Mannes umschlungen. Ihr blondes Haupt ruht an seiner Brust. Leidenschaftlich flüstert sie: „Warum, o warum! — es wäre doch das Beste gewesen für sie, für uns Alle." —

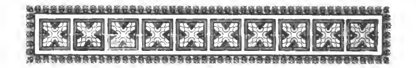
„Wir müssen endlich hinaufgehen, komm, es ist sehr spät geworden!" —

Rauh, beinahe heiser klingt die Stimme des Mannes — und er ringt sich gewaltsam aus den ihn umstrickenden Armen los.

* * *

Mit von einander abgewandten Gesichtern gehen die beiden dem Hause zu und steigen dann langsam die teppichbelegten Treppen empor.





Kritik.

Romane und Novellen.

Abschied und andere Novellen. Von Paul Robran. Leipzig. L. Staackmann. 1897.

Ein schwermütiger, tieftragischer Grundton klingt in diesen Erzählungen an, wie die echte, heiße, aus innerstem Herzen gewaltig hervorbrechende Liebe nur zum Verhängnis der Liebenden wird. In der ersten Novelle ist es ein ältlicher Professor, der Zeit seines Lebens in ruhigem Einerlei gearbeitet und nimmer die Stürme und Qualen der Liebe durchgekostet hat, der jetzt im beginnenden Alter im Anblick einer schönen, geistig hochgebildeten Frau mit einem Male die volle, nervenzerrüttende Gewalt dieses Naturtriebs an sich spürt. Und da muß er erleben, wie dieses Weib, zu dem er mit Ehrfurcht aufblickt, seine tiefe Liebe nicht erkennt, ihn vielmehr nur als eine Art Spielzeug behandelt und lieber ihrem Mann, mit dem sie in Scheidung lebt, einem geistig unbedeutenden Menschen, einem Pferdeliebhaber und Schürzenjäger, aber von hübschem Äußern, die Hand zur Versöhnung bietet, als ihn zu beglücken, dessen künftiges Leben sich von nun an öde, reizlos und qualvoll gestaltet. — Die zweite Novelle: „Abschied", die wohl am tiefsten aufgefaßte und am schmerzlichsten ergreifende des ganzen Buchs, enthält die Geschichte eines jungen Weibes, das von ihren armen Eltern zur Ehe mit einem ungeliebten, vermögenden Manne genötigt worden ist. Allmählich erkaltet die ursprünglich leidenschaftliche Liebe ihres Gatten, eine Verwandte von ihr verdrängt sie fast, ihr einziges Kind ist tot, und sie sehnt sich nach einem Wesen, das ihr wirkliche, herzliche Liebe schenkt. Da lernt sie einen Maler kennen und glaubt schon, bei ihm ihren Lieblingswunsch erfüllt zu sehen. Doch erfährt sie nur allzubald, daß sie weiter nichts als der Gegenstand einer vorübergehenden, wenn auch intensiven und heftig flackernden Neigung jenes Künstlers gewesen, der sie im Strudel eines bewegten, an Abenteuern reichen Lebens rasch vergißt und die Abschiedsszene zu einem wirkungsvollen Gemälde benutzt, wobei sie, die in jener Stunde trostlos zusammengebrochen war, als Staffage dient. — Die dritte Novelle erzählt von der tragisch endenden Liebe eines Arztes, der seine Geliebte, eine Witwe, auf den nahen Tod ihres Sohnes vorbereiten soll, jedoch seine Pflicht vergißt und in den Augenblicken, wo das Kind stirbt, eine leidenschaftliche Liebesszene hervorruft, — ein Vergehen, wofür ihn die unglückliche Mutter voll Haß und Abscheu für immer von sich stößt.

Alle drei Erzählungen sind künstlerisch vollwertige, ausgereifte Schöpfungen. In der Beschreibung der Landschaft weiß der Verfasser vorzüglich wirkende Bilder zu geben; ebenso versteht er es auch, das ge-

sellschaftliche Leben der höheren Kreise, in denen die Novellen spielen, klar und anschaulich darzustellen. Aber nirgends thut er beim Schildern der gesamten Umwelt des Guten zu viel; immer steht er als Meister über seinem Stoff, den er völlig beherrscht, mit seinem Takte anordnet und zu einem in Form und Inhalt harmonischen Gebilde herausarbeitet. Der Verfasser offenbart darin eine tiefe Menschenkenntnis, welcher das Innenleben des Mannes ebenso wenig wie das des Weibes verschlossen ist. Besonders schön und ergreifend weiß er die Mutterliebe zu schildern, die trotz aller Versuche, sie durch Zerstreuungen zu übertäuben, mit elementarer Gewalt immer wieder hervorbricht! Überall zeigt sich ein herzinniges, vertrautes Mitfühlen und Miterleben der verschiedenen Seelenstimmungen bis in ihre zartesten Anfänge. Nirgends merkt man die leiseste Spur von einem nüchternen, kalten Zerfasern und Analysieren derselben, von einem lediglich verstandesmäßigen Erfassen der Probleme. Die beim Leser erregte, echt künstlerische Spannung findet immer eine reine und zarte, vollkommen organische Lösung.

Paul Ssymank.

Das Märchen vom Glück. Roman von August Streicher. Leipzig. Wilhelm Friedrich. 1897.

Die Geliebte. Moderner Roman von Heinrich Lee. Berlin. Carl Duncker. 1897.

Schon vor einem Jahre hatte ich Gelegenheit, an dieser Stelle eine kleinere Erzählung von August Streicher ganz günstig zu besprechen. Jetzt liegt mir von ihm ein größerer Roman vor, der ein weitausgeführtes, anschauliches Bild von dem Leben und Treiben der höheren Schichten der Gesellschaft bietet. Auch hier zeigt sich der Verfasser als einen scharfen Beobachter und feinen Kenner der sozialen Verhältnisse, die er in ihrer wahren Nacktheit, so wie sie im Grunde sind, darzustellen wagt. Unbedenklich und unbekümmert nennt er die Dinge, auch die heikler Natur, bei ihrem rechten Namen und geht in der Schilderung der Situation bis ans Ende, ohne deshalb ins Raffinierte und sinnlich Lüsterne zu verfallen. Nur einen gewissen Hang zum Grausigen möchte ich ihm vorwerfen, der sich schon in seinem früheren Werke, wenngleich noch nicht so stark übertrieben, findet. Dagegen hat er sich bemüht, die Phrasenhaftigkeit, welche dort gelegentlich zum Lächeln zwang, nach Möglichkeit in diesem Romane abzulegen. Allerdings ist ihm dies noch nicht vollkommen gelungen; besonders die Schilderung des seelischen Innenlebens umkleidet er vielfach mit sentimental klingenden Redensarten, während er sich bei der reinen Thatsachenerzählung von diesem Fehler freihält. Der Inhalt des Romans nun findet sich zum guten Teile schon in dem kräftig entworfenen, wenn auch stellenweise etwas verzeichneten Titelblatt angedeutet. Ein talentvoller Künstler wird von dem dämonischen Zauber einer schönen, aber herzlosen Kokette gefesselt, die ihn jahrelang in ihrem Banne hält, und von der er sich erst befreit fühlt, als er ihr durch gewaltsamen Tod entstelltes Gesicht erblickt. Das Beste an dem ganzen Roman ist sicher die psychologische Entwickelung dieses Weibes, das unwiderstehlich alle Männer an sich zieht, jedoch nur, um mit ihnen zu spielen, das aber dann, von dem gefühlsrohen Gatten in seiner Weiblichkeit verhöhnt, allmählich das tiefe Weh des Künstlers, ihres ersten Geliebten, mit vollem Verständnis — doch jetzt zu spät! — nachzuempfinden vermag. Die Bezeichnung eines Kunstwerks indessen kann ich dem Ganzen nicht erteilen, da die Lösung des Knotens nicht organisch geschieht, sondern rein äußerlich durch das plötzliche Auftreten einer neuen Person.

Auch den zweiten vorliegenden Roman,

Heinrich Lee's „Geliebte", vermag ich nicht als ein Kunstwerk im höheren Sinne hinzustellen. Für eine längere Novelle hätte der darin enthaltene Stoff wohl ausgereicht, für einen Roman kommt er mir jedoch zu mager vor. Die ungemeine Breite und Eintönigkeit der Darstellung wirkt auf die Dauer ermüdend, zudem fehlt jeder straff einheitliche Zug. Die ganze Erzählung trägt einen durchaus episodenhaften Charakter, ja sie löst sich sogar gegen das Ende in eine Reihe nur zeitlich miteinander verknüpfter Erlebnisse auf. Der Verfasser schildert einen Abschnitt aus dem Leben eines Schriftstellers, der sich eine Zeit lang an eines jener Mädchen, welche von Hand zu Hand gehen, kettet, der mit ihr zusammenlebt, ohne für sie das mindeste zu empfinden, und ihr mit halbem Ekel die geschlechtlichen Genüsse gewährt. In rein psychologischer Hinsicht ist der Roman nach meiner Meinung sehr bemerkenswert. Der Verfasser versteht es, in außerordentlich feiner Weise die beiden Hauptcharaktere zu analysieren und ihr innerstes Denken und Empfinden bis in die geheimsten, oft unbewußten Regungen mit wenigen Worten klar und überzeugend zu veranschaulichen. Wichtiger noch als die Charakteristik des Schriftstellers, der, vom Leben übersättigt, unstät umherzieht, Ruhe und Verlangen in der Reizlosigkeit des Daseins ersehnend, erscheint mir die seiner Geliebten, eines Mädchens mit lebhaftem ursprünglichem Gefühl, an welchem die Erziehung so viel gesündigt, welches wohl das Erniedrigende seiner Stellung empfindet, aber nicht die Kraft und Gelegenheit hat, sich zu erheben, und so in Selbstverachtung und Dumpfheit sich mit dem Leben abfindet, ohne an die Zukunft zu denken. Es sind dies äußerst interessante, wenngleich wenig erfreuliche Beiträge zur Sittengeschichte, und der Verfasser bietet somit ein inhaltsreiches Zeitgemälde, dessen Anschaulichkeit und Lebendigkeit durch zahlreiche in den verschiedenen Episoden eingestreute, oft satirische Bemerkungen über das Verhältnis mancher Kreise zur geschlechtlichen Frage ganz bedeutend gewinnt. P. Ss.

Glückskinder. Roman von Valeska Gräfin Bethusy-Huc (Moritz von Reichenbach). 8.—10. Tausend. Berlin, Verein der Bücherfreunde, Schall und Grund. 224 S.

Was soll man zu dieser Fabrikware sagen? Eigentlich nichts. Mit Resignation hat man zu lesen begonnen; man wußte ja, was von dieser gräflichen Firma zu erwarten war. Bloß die Pflicht vermag einen durch derartige Bücher zu schleppen, welche für die unzähligen weiblichen Minderwertigkeiten und männlichen deutschen Schlafmützen bestimmt sind. Zuerst ist man noch tapfer und thut seine Schuldigkeit „voll und ganz". Aber man müßte ja ein Automat sein, um diese Verrichtung lange auszuhalten. Bald nimmt man unwillkürlich mit jedem Augenblicke fünf Zeilen auf einmal. Man bekommt allmählich sogar, in Ermangelung eines Bessern, einen rechten Hunger nach Ärger und Entrüstung. Aber selbst zu dieser billigen Motion bringt man es nicht mehr, obwohl der waschlappige Stil bisweilen ganz in Lumpen hängt. Längst hat man kapituliert. Man läßt sich treiben von dem laulichen, einlullenden Gewässer der Erzählung. Stupor, Stupor! Verflucht! nicht mal die Cigarre will einem noch schmecken. Aber alles hat schließlich ein Ende. Und wenn man das Buch zugeklappt hat, trägt man bloß so etwas, wie einen leichten muffigen Nebel auf dem Gehirn davon. W. L

Lyrik.

Georg Edward: Balladen und Lieder. Großenhain, Baumert und Ronge. 165 S.

Mit diesen Gedichten kündigt sich ein Talent für die Ballade an, das sich aller-

dings noch sehr unbeholfen geberdet, oft sich geradezu kindisch giebt, sodaß es einem ein Leichtes wäre, mit Herrn Georg Edward jenen Spaß zu treiben, welchen viele Kritiker bei „Erstlingen“ mit einer wahren Wollust in Scene zu setzen pflegen, das Opfer und Schlachtfest der Erstgeburt. Diese Balladen und Lieder sind bis auf wenige Ausnahmen ungenießbar und ein Zeugnis für die unausstehlichsten Flegeljahre eines jungen, hoffentlich sehr jungen Dichters, dem man es aber zutraut, daß er in einigen Jahren etwas Eigenes zu sagen hat und auch die rechte Form dafür finden wird. Noch geht er in mannigfacher Verschleierung durch die Welt; man sieht kaum den Umriß seiner Gestalt. Sein Sturm und Drang, wie er sich in den zahlreich vorhandenen, gänzlich überflüssigen Liedern äußert, besteht bis dato in der unablässigen Versicherung heinischer Schmerzen, herzbrechender Liebe und das Gewissen quälender Sünde, sträflich gegen die Lutherische Erklärung des IV. Gebotes begangen. Ach, der arme Kerl dünkt sich schon so müde, so abgelebt! Im Gegenteil, thatsächlich hat er eine ganz robuste Seele, die aber mit sich und ihrer verschwommenen Fülle nichts anzufangen weiß. Also nicht Abkehr vom Leben, sondern hinein in Lust und Schmerz! tief in den Schmerz! Schmerz konzentriert, entblößt, giebt der Lust die Süße und Reife. Dann begegnen wir später mal mit Freuden dem Hartgesottenen und tüchtig Gegerbten wieder.

Altisländische Balladen und andere Volksdichtungen nordischer Vorzeit. Übertragen von P. J. Willatzen. Zweite veränderte und vermehrte Auflage. Bremen, M. Heinsius Nachfolger. 312 S.

Manchem wird es vielleicht nicht zwecklos erscheinen, wenn ich eingestehe, daß dies Buch erst jetzt unter meine Augen gekommen ist, mein Bedauern darüber hier nicht schmerzlich genug zum Ausdruck bringen zu können. Die Lektüre dieser Dichtungen wurde für mich ein Ereignis, ein artistisches Erlebnis; so tief war der Genuß. Diese Sammlung gehört zu den Büchern, die man in seinem Besitz haben muß, um sich immer wieder an ihnen erquicken zu können. Der ausgezeichnete Übersetzer und Herausgeber, ein feiner Künstler des Wortes, hat Recht, wenn er seine sehr instruktive Einleitung mit der Bemerkung schließt: „Zweifelsohne bietet die vorliegende Sammlung einen frischen Trunk echter, kräftiger Poesie dar und dürfte ihr Wiedererscheinen eben darin seine Berechtigung finden.“ Und wahrhaftig, es sind ganz köstliche Sachen darunter, die gelegentlich auf die Nerven eines modernen Menschen wie eine Douche eisigkalten Wassers wirken mögen. Andre wieder haben eine herbe, jungfräuliche Lieblichkeit und klare Lilienzartheit im Ausdruck, sodaß wenn die Ballade von Verbrechen und düsterem Schicksal (Mord, Rache, Frauenschändung) singt, ein wirklich zaubervoller Kontrast erreicht wird. Selbst für die Zunge des litterarischen Genüßlings giebt es da und dort einen Vers zu schmecken oder ein paar Worte, deren Nacktheit den Sensitiven schaudern macht. Es ist oft eine ganz delikate epische Linienkunst, die mit einem Strich die Situation malt und dem Leser die Phantasie frei und fruchtbar macht, und eine Kraft in der schlichten Form zu bewundern, die uns wie höchstes Raffinement anmutet; man möchte oft zweifeln, ob man Volkspoesie vor sich hat. Aber die Luft, die man atmet, hat kein Stäubchen aus der Stube. Tief in die Lungen spült man die Frische, welche vom Meerwasser her ihr Aroma hat. Im Gegensatz zu dem lapidaren Stil, der Edda und dem kolossalen Alfresko des Nibelungenliedes hat man es hier z. B. in den färingischen Sigurdsliedern, mehr mit einer Art Kleinkunst der Volksepik zu thun, die für die grandiose Wucht und starre

Majestät durch sinnlichere Intimität der Bilder entschädigt. — Wenn ich nun schließlich noch darauf hinweise, daß aus diesem Buche von einem Dichter „Stoffe“ zu holen sind, so ist es mir hoffentlich gelungen, die Leser der „G.“, soweit es noch nötig ist, auf diese „Altisländischen Balladen und Volksdichtungen nordischer Vorzeit“ neugierig zu machen, was der Zweck der Besprechung war. — Wen dürstet heute nicht nach einer modernen Epik? Auf nichts ist man wohl so begierig wie auf Dehmels „Zwei Menschen“, die als Roman in Balladen längst angekündigt, vielleicht auch schon erschienen sind, aber noch nicht den Weg in meine jetzt in der blutenden Pracht des Herbstes daliegenden Berge gefunden haben.

Willy Lentrodt.

Ikarus. Phantastika von Jean Coronna. Berlin. Karl Sigismund.

Der Dichter hat das Buch seinen Eltern gewidmet und diese mögen sich, wenn sie den Lauf der Welt mit offenen Augen betrachten und sich der neuen Wertung der Dinge nicht mit philisterhafter Bequemlichkeit widersetzen, mit Grund über das hoffnungsvolle Talent ihres Sohnes freuen. Denn ein hoffnungsvolles Talent spricht in der That aus diesem Buche. Auf die Teilnahme weiterer Kreise aber vermag das Buch trotzdem keinen Anspruch zu erheben. Die Zügellosigkeit einer ausschweifenden Phantasie, die notwendigen Irrtümer einer unreifen Natur müssen den Leser abstoßen. Herr Coronna hat die Schläuche seiner Dichtung zu früh geöffnet, der Wein ist noch nicht ausgegohren.

Emanuel, Freiherr von Bodman. Erde, ein Gedichtbuch. Paris, Leipzig, München. Albert Langen.

Vielleicht war es ein Nachklang aus Franz Evers' „hohen Liedern“ und seines besonders hohen „Liedes von der Erde“, vielleicht hatte ich auch das ovale Mädchengesicht auf dem halbentblößten vorwärts geneigten Oberkörper mit dem dampfenden Gefäß davor — ein Umschlagbild von Ludwig Roders — zu ernst genommen, so daß ich nun auch von Bodmanns Buche etwas Ernstes Tiefsinniges erwartete. Indessen, die Verse belehrten mich bald, daß ich hier den alten Bodman, den gewandten Stimmungsdichter, vor mir hatte und daß Titel und Titelbild ganz „irdisch“ zu nehmen seien. Unter unsern Lyrikern ist Bodman der Jüngsten einer; wie im vorigen Jahre Schaukal, so trifft man heuer ihn in den meisten Zeitschriften mit kleinen Beiträgen, und wenn man ein paar Sachen von ihm gelesen hat, so erkennt man ihn immer wieder, auch wenn sein Name gar nicht oder verdrückt dabei stände. Bodman hat seinen eigenen Ton und das will viel besagen, wenn dieser Ton häufig noch etwas Reines ist. Vor allem zeigt er ein gesundes Streben nach Einfachheit in Empfindung wie Ausdruck, dem wir es auch zu Gute halten müssen, daß er bisweilen das naive mit dem kindischen Knappheit mit Stilisierung verwechselt. Seine Verse lesen sich alle leicht und gefällig; man merkt ihnen keinen Schweiß an; dennoch glaube ich nicht, daß sie so mühelos entstanden sind. Häufig erinnert er mich an Dehmel, aber wenn er ihm etwas abgeguckt hat, so ist es nur in dem, wie er sieht. In dem, was er sieht, folgt er seinen eigenen Augen und es ist selbstverständlich, daß die Augen eines Zwanzigjährigen manches anders und in anderem Lichte sehen müssen, als die Augen eines Mannes. Darum stört einen auch diese Nachfolge nicht, ja den meisten kommt sie wohl überhaupt nicht zum Bewußtsein.

Sonnenblumen. Gedichte von Paul Friedrich. Berlin—Groß-Lichterfelde. Gebr. W. u. W. Heichen.

Selbstbewußtsein ist eine sehr löbliche Eigenschaft und in unserer Zeit noch viel seltener, als man schon gemeiniglich an-

nimmt, denn man rechnet ihr gewöhnlich noch viele Fälle zu Gute, die in Wahrheit unter die Rubrik Selbstüberschätzung gehören. Aber da gerade in diesem Punkte das Richteramt oft sehr schwierig und verfänglich ist, so beruhigt man sich meist mit dem Gedanken, daß es das Amt der Nachwelt sei, die Großen von den Gerne-Großen zu scheiden. Man sollte indessen doch etwas mehr bedenken, daß damit die Nachwelt auch über die Größe der vorausgegangenen Zeit selbst richten wird und daß man eine Zeit nicht zum wenigsten nach dem beurteilen wird, was sie selbst als Groß gelten ließ. Die Ursache dieser Betrachtungen ist, ein schlichter Lyriker, der mir zur Beurteilung vorliegt und den ich der zahlreichen Schar der Gerne-Große zuzählen muß, obwohl er keineswegs unter die Nichtkönner gehört. Aber wenn sich Paul Friedrich gleich im Prolog schildert als

„Halb männlich schon, halb noch im Kinderkleide
tret ich hervor aus meiner Jugend Nächten,"

und dann von seiner Muse uns einreden will

„Meine Muse ist eine Priesterin
Tieferust und keusch und einsam,
Sie strebt nach dem Engen von Anbeginn
Hat nichts mit den andern gemeinsam
Sie kennt, sie durchschaut die rollende Zeit",

so muß der Dichter entschieden ein unvergleichliches Genie sein oder an starker Selbstüberschätzung leiden. Nun findet sich ja in Paul Friedrichs Sammlung zweifellos manches gelungene Gedicht. Seine Epigramme verraten wenigstens teilweise Verstand und gesunden Witz: seine Balladen und Romanzen muß ich allerdings durchweg als mißlungen bezeichnen, aber seine Hymnen sind wohlklingend und einzelne von großer Schönheit. Aber sollte der Dichter wirklich selbst nichts von den vielen Anregungen gespürt haben, die er aus den Werken Heines, Eichendorfs und vor allen Goethes geschöpft und dann ziemlich kenntlich in seine Lieder hineingedichtet hat? Und ferner die zahlreichen Gedanken der großen Denker, die, nur halb verstanden, sich durch seine Verse schleppen? Also etwas gemach! Etwas ruhiger, etwas weniger Selbstüberhebung und vor allem etwas mehr innerliches Verarbeiten und — Durchleben.

Erste Liebe. Aus dem Leben eines Landschulmeisters. Nacherzählt von Otto Kägi. Zürich und Leipzig. Th. Schröter.

Eine schlichte Dorfgeschichte ist es, die Kägi erzählt, und die der Lebenswahrheit nicht entbehrt. Aber der schlichten Fabel fehlt die schlichte Form. Der Dichter hat sich vermutlich durch ein paar gelungene Verse begeistern lassen und schildert nun das Ganze in einer Reihe von lyrischen Gedichten. Zwar hat er soviel Einsicht besessen, das Metrum der Stimmung entsprechend zu wechseln, aber die Prosa guckt doch allenthalben durch. Die Stimmung allein macht eben noch kein Epos, die Erzählung verlangt ihr Recht und eine ganze lange Geschichte voll äußerer Handlung läßt sich eben nicht in einer Reihe kurzer Gedichte her erzählen. Wohl ist ein lyrisches Epos kein Unding. Es giebt eine Mittelform, die ich das psychologische Epos nennen möchte, wo der äußere Fortschritt nicht das wesentliche ist, sondern der innere in der Entwicklung des Helden, wo es nicht auf Handlungen, sondern auf Wandlungen der Seele ankommt. Mit dem alten Epos als Erzählung, hat das psychologische freilich nichts mehr zu thun; der inneren Form nach steht es eigentlich dem Drama am nächsten. Wir besitzen bisher wenig von den Werken dieser Art; das klassische Beispiel dafür ist die Dichtung „Lebe!" von Ferdinand Avenarius. K. Cr.

In Luft un Leed, plattdeutsche Gedichte nebst Nachdichtungen zu Horaz und Scenen aus Homer von Felix Stillfried. Wismar. Hinstorffsche Hofbuchhandlung.

Gewiß! Der Verfasser dieses Buches

ist kein Dichter ersten Ranges; jeder, der seinen Reuter gelesen hat, wird bald merken, daß er hier nur eine schwächere Auflage dieses Meisters vor sich hat. Und dennoch! Stillfried hat sich an Reuter gebildet, aber einen Nachahmer Reuters der gewöhnlichen Sorte kann man ihn nicht nennen. Er erreicht sein Vorbild bei weitem nicht an Größe des dichterischen Horizontes, aber er teilt mit ihm das beschauliche vertiefte Gemüt, den Reichtum an Herzensbildung und Humor. Und diese natürlichen Eigenschaften sind es, die sein Buch lesenswert machen. Mit bescheidenen Mitteln weiß Felix Stillfried seiner schmucklosen und anscheinend poesiearmen Heimat so manches dichterische Gebilde abzugewinnen. Er ist ein idyllischer Dichter und sein erfundener Dichtername — er heißt in Wirklichkeit Adolf Brandt — ist dafür ganz bezeichnend gewählt. Auch die Nachdichtungen zu Horaz schlagen in diese Art ein; an den Scenen aus Homer dagegen habe ich keinen Gefallen finden können, sie muten mich zu sehr humanistisch-lehrermäßig an. K. Cr.

Zum Licht. Gedichte von Wilhelm Holzamer. Berlin. Schuster & Löffler.

Ein neuer Dichter, der sich voll tiefehrlichen, begeisterten Strebens zum reinen Lichte der reinen Kunst emporringt, ein Norddeutscher, gleich Falke, Liliencron und Ernst, in vielem mit ihnen verwandt, im meisten ein Eigener, so ist Wilhelm Holzamer. Sein Buch „zum Licht“ ist kein leichtes Buch. Man kann es nicht mit einem Durchblättern nach Tisch auf dem gemütlichen Sopha abthun, man kann es auch nicht genießen in einer einzigen stimmungsvollen Stunde, man muß es verstehen lernen, nach und nach. Es ist nicht einheitlich; fast jedes Gesicht trägt die Spuren von inneren oder äußeren Kämpfen des Dichters, selten, daß der Dichter einmal ausruht, einen einzigen reinen Ton anschlägt und so auch uns das Ausruhen gönnt. Holzamer ist noch nicht fertig oder wenn er es jetzt ist, so ist er's erst durch dies Buch geworden. Im Buche selbst ist er noch ein Ringender. Er schaut wohl das Licht und einzelne Strahlen desselben treffen auch ihn, aber noch sind sie nicht rein und ungebrochen, noch ist er nicht durchleuchtet. Er wird es werden, hoffen wir, und wenn jemals die Kritik ein Recht gehabt hat, von der Gegenwart den Blick in die Zukunft zu wenden, so darf sie hier verkünden, daß dieser Dichter Kraft und Begabung vereint, das Licht zu ergreifen und es als Leuchte seinem Volke entgegen zu halten. K. Cr.

Dramen.

Das Kind. Drama in einem Aufzuge von Ludwig Bauer. Wien. Buchdruckerei Reichswehr. S. David und A. Keiß.

Pflicht. Dramatische Studie in einem Aufzuge von Friedrich von Wrede. Salzburg. Herm. Kerber.

Es war ein merkwürdiger Zufall, der mir gerade die beiden Einakter der beiden Österreicher zusammen auf meinen Schreibtisch warf. Beide behandeln ein Thema aus dem Familienleben der Gegenwart, beidemal ist das Los der Eltern an das Schicksal ihres Kindes geknüpft, und beidemal — welch' ein Unterschied!

Der Wiener Ludwig Bauer führt uns in die Großstadt: eine vergnügungssüchtige Frau, aus armen Verhältnissen, aber mit einem zweijährigen vermögenden Kinde aus erster Ehe; ihr jetziger Mann, ein Advokat und Egoist, der sie hauptsächlich um dieses vermögenden Kindes willen geheiratet hat, denn — „Kinder in diesem Alter sterben häufig, sehr häufig,“ Nun hat der Mann an der Börse sein Vermögen verspielt, er ist ein Bettler, ja noch mehr, ein Betrüger, denn er hat sich verleiten lassen, um einstweilen den Schein zu wahren, eine bei ihm hinter-

legte Summe anzugreifen; das Kind aber lebt immer noch, ist glücklich und reich. Nur ein Erbe kann die Eltern noch retten, und der Advokat zaudert nicht, seine Frau auf die Wahl hinzuweisen zwischen gemeinsamer Schande und dem Tode ihres Kindes; sie wählt das letztere. — An Motivierung und Charakterzeichnung ist nichts zu tadeln. Als einen besonders glücklichen Griff des Verfassers möchte ich es bezeichnen, daß er den Advokaten vor unseren Augen zum Betrüger werden läßt; so kommt mehr Kontinuität in das Stück, und die Steigerung in der Verzweiflung bis zur halb besinnungslosen That des Kindesmordes wird durch die sichtbar anwachsende Schuld erst voll wahrscheinlich. Dagegen erscheint mir die persönliche Einführung des Kindes als durchaus falsch und unpassend; es darf bei einer Aufführung keinesfalls auf die Bühne kommen. Im übrigen bleibt der Dichter objektiv und leidenschaftslos bei aller Leidenschaftlichkeit seiner Personen.

Der Salzburger Friedrich von Wrede führt uns in eine kleine Stadt. Vor siebzehn Jahren hat sich Frau Martha Röder, von ihrem Manne, einem Schauspieler, verlassen, hierher zurückgezogen und hier mit Sorgen ihr einziges Kind, eine Tochter, großgezogen, indem sie sich mühsam den Unterhalt als Klavierlehrerin verdiente. Da, nach 17 Jahren, taucht plötzlich wieder ihr Mann auf. Während sie arbeitete, hat er ein tolles Leben geführt, aus dem Vollen heraus; natürlich ist er dabei nicht weitergekommen, er ist herabgesunken bis zum Direktor eines herumziehenden Tingeltangels und unten auf dem Markte der kleinen Stadt steht seine Bude. Er weiß nichts von der Existenz seiner Tochter, sie ist erst nach seinem Davongehen geboren. Schon will er auf das Drängen seiner Frau gegen reichliche Entschädigung seine Bude abbrechen und die Stadt verlassen, als ihm das Eeingeständnis, daß das schöne Mädchen seine leibliche Tochter ist, umstimmt. Sofort beschließt er, seine Rechte geltend zu machen. Er ist nicht gerichtlich geschieden und hat von Amerika auch noch seine Frau wiederholt aufgefordert, zu ihm zu kommen; nichts steht ihm im Wege, seine Tochter zu sich zu nehmen und sie für sein Tingeltangel als gewinnbringende Einnahmequelle zu benutzen. Der verzweifelten Frau, der sich die Gerichte versagen, bleibt zur Erfüllung ihrer Pflicht, die Tochter zu retten, nur ein letztes verzweifeltes Mittel: sie erschießt ihren Mann. — Es ist ein echt dramatischer Stoff, ganz im Sinne Shakespeares und reich genug, fünf Akte zu füllen. Wrede hat ihn in einen Einakter gespannt, und das insofern sicher zu seinem Vorteile, da er wohl nicht die Kraft in sich fühlte, ihn zu einem fünfaktigen Werke aufzuschwellen. Aber natürlich hat diese Einengung ihre künstlerischen Nachteile; das macht sich besonders in der Motivierung bemerkbar. Um der Frau am Schlusse einen Revolver in die Hände zu spielen, hat der Dichter seine Zuflucht dazu genommen, dem sittlich ohnedies genügend belasteten Vater noch eine Blutschuld aufzubürden, die vor siebzehn Jahren begangen, zugleich dazu benutzt wird, das damalige Davongehen des Schauspielers stärker zu motivieren. Dadurch wird nicht nur eine Trübung und Verwirrung der Handlung, sondern vor allem auch ein starkes Mißverhältnis zwischen den einzelnen Charakteren hervorgerufen. Die Frau erscheint zu sittlich erhaben, und der Mann zu schuldig, was eben vermieden wäre, wenn die Trennung der beiden nur die Folge einer leichtsinnig im Liebesrausch geschlossenen Ehe gewesen wäre. So sehr ich diesen Fehlgriff bedauere, muß ich das Stück doch höher werten als das Bauers, dem trotz der feinen psychologischen Analyse zum höheren Kunstwerke das versöhnende Element abgeht. Meines Wissens hat sich Wrede

hier zum erstenmale auf dramatischem Gebiete versucht; Glück auf! K. Cr.

König Otto II. Deutsches Schauspiel in fünf Akten von Karl Aug. Hermann Reuter. Frankfurt a. M. Reinhold Mahlen.

Entweder weiß der Verfasser überhaupt nicht was ein Drama ist, oder er wollte gar keins schreiben und nur ein Stück deutscher Geschichte in Dialogform geben. Das letztere wäre das wahrscheinlichste, wenn das Stück nicht in fünffüßigen Jamben, und dazu in äußerst schlechten geschrieben wäre. Diese mangelhaften Jamben sind das einzige, was wenigstens entfernt an ein Kunstwerk erinnert; im übrigen zeigt der Verfasser eine völlige Unkenntnis dramatischer Kunstgesetze und -Forderungen. Um so peinlicher hat er dafür die geschichtliche Treue angestrebt. Jede irgendwie erwähnenswerte That wird sorgfältig mit Quellen belegt, die zum Schlusse in einem besonderen Anhange mit schlechtverhehltem Stolze verzeichnet sind, während im Stücke an den betreffenden Stellen Zahlen auf diesen Anhang verweisen. Es ist schade, daß wir schon so ausgezeichnete Darstellungen Otto II. haben, der Verfasser kommt ein wenig zu spät. Selbst die kulturellen und psychologischen Zusammenhänge jener Zeit lernt man besser aus der schlicht prosaischen deutschen Geschichte von Karl Lamprecht, ein Buch, das der Verfasser des vorliegenden Werkes freilich nicht gekannt zu haben scheint. K. Cr.

Faust in Bremen. Festspiel zum 75. Stiftungsfeste des Bremer Primavereins von Wilhelm Henzen Bremen. A. Heinsius Nachfolger.

Bei einer bestimmten Gelegenheit verfaßt und gezwungen, in erster Linie den Ansprüchen einer nur auf gleiche Kreise beschränkten Feier zu dienen, pflegt sich ein Festspiel gewöhnlich dem allgemeinen Interesse der Öffentlichkeit zu entziehen. Es gehört schon ein hoher Grad dichterischer Begabung seitens des Verfassers dazu, dieses Interesse zu wecken. Wilhelm Henzen, der schon weithin bekannte Dramatiker, hat es vermocht und seinem Festspiel wirklich soviel Gehalt gegeben, daß es die Teilnahme weiterer Kreise beanspruchen darf. Er behandelt, wohl in freier Erfindung, sehr glücklich ein Zusammentreffen Fausts im Bremer Ratskeller mit dem Famulus Wagner, der es hier bis zum Gymnasialdirektor gebracht hat. Der „trockene Schleicher" überwacht mißgünstig und feindselig das Treiben einer ausgelassenen Jugend und sucht ihren harmlosen Ausschreitungen gegen die Paragraphen des Schulgesetzes das Handwerk zu legen, bis er schließlich unter Mithilfe von Faust nicht nur von der Unschädlichkeit, sondern sogar von der Nützlichkeit dieses Treibens überzeugt wird. Mit Geschick hat der Dichter diese Jugend selbst in den Hintergrund gerückt und zu den eigentlichen Trägern des Stückes neben Faust, Wagner und Mephisto vier alte Herren des Primanervereins gemacht. Damit ist auch dem Vorwurf einer „Pennälerkomödie" der Boden entzogen. Mit geringen Änderungen ließe sich das Stück auch bei Aufführungen andern Orts als Bremen verwerten. K. Cr.

Litteraturgeschichte.

Auf neuen Bahnen. Von Wilhelm Arent. Berlin. August Denbner.

Wie männiglich bekannt, gehört Wilhelm Arend zu den ersten jener Geister, die bei der Litteraturrevolution der achtziger Jahre wie Sturmwinde in den deutschen Dichterwald hineinfuhren, um das Morschgewordene zu stürzen und herabzuschütteln. Und wie alle Stürme so brachten auch sie so manches Samenkorn mit, dem sie nun an Stelle des Abgestorbenen eine Keimstätte bereiteten. Viele, überviele von diesen Samenkörnern sind inzwischen aufgegangen, aber wie immer, so haben sich auch hier nur gar

wenige zu vollsaftigen gesunden Bäumen entwickelt, viele sind verkrüppelt und viele sind nur üppiges Buschwerk geworden, aus dem man sich zur Not eine Gerte schneiden kann. Zu den letztern gehört auch Arent; auch er hat es nur bis zum Busch gebracht, von dem eigentlich und bildlich das lateinische Wort gilt: multa, non multum. Er hat seither ungefähr dreißig Bücher, Gedichtbände, verfaßt, aber niemals ist ihm auch nur ein großer Wurf gelungen: multa, non multum. Ich gestehe offen, daß ich die Bände nicht alle gelesen habe, aber bei allem, was mir von Arent zu Gesicht gekommen ist, habe ich immer die gleiche Empfindung gehabt, daß dieser Mann ein wirklich reiches Talent in die Luft verpufft, und daß sein Hauptfehler im Mangel an Selbstkritik und innerer Durchbildung besteht. Er hätte ein Baum werden können, aber er fand niemals die innere Festigkeit und Geduld, den einzigen Stamm sich entwickeln zu lassen. Er sandte Zweige um Zweige empor, aber Zweige brauchen einen Träger; allein sind sie nur wucherndes Buschwerk. Offenbar hat Arent selbst die gleiche Empfindung, wenn auch unbewußt, in seinem innersten Herzen, die er nun gewaltsam zu übertönen strebt. Nur so kann man sich die krankhafte Art erklären, wie er jedem Tadel seiner Werke nachspürt, immer wieder nur von sich selbst spricht und den Wert seiner eigenen dichterischen Persönlichkeit in das rechte Licht zu rücken sucht. Diese Art charakterisiert auch das vorliegende Buch, ja sie liefert den eigentlichen Inhalt. Daß daneben oft wirklich geistreiche Bemerkungen über unsere heutige Litteratur und Kritik stehen, freilich auch manches Verfehlte, kommt kaum zur Geltung. K. Cr.

Goethes Gespräche, herausgegeben von Woldemar Freiherr von Biedermann. 10. Band. Leipzig. F. W. von Biedermann. 1896.

Von den Gesprächen Goethes liegt nun endlich auch der letzte Band vor. Er enthält nur Nachträge aus dem Bisherigen und zwar aus den Jahren 1755—1832. Im Anhange folgen dann außer den üblichen Quellenangaben zum vorliegenden Bande und dem Register der beiden letzten die Berichtigungen zu sämtlichen Bänden und die Zeitfolge der sämtlichen Gespräche K. Cr.

Heines Liebesleben. Zum hundertjährigen Geburtstage Heines (13. Dezember) von Max Kaufmann. Zürich, Albert Müllers Verlag.

Das vorliegende, gewandt geschriebene Werkchen will eine Lücke in den Heine-Biographien ausfüllen, indem es den verschiedenen Liebesverhältnissen des Dichters nachspürt und die Frauen, die in sein Leben eingriffen, teils aus Briefen Heines und seiner Freunde, aus einzelnen in Heines Schriften verstreuten Angaben und anderen zeitgenössischen Quellen zu schildern sucht. Der Fleiß und die Findigkeit, mit welcher der Verfasser sein Material zusammengetragen, sind anzuerkennen; doch geht ein gewisser schönfärberischer Zug durch das Ganze, wie denn der Verfasser die Bedeutung Heines als deutscher Lyriker entschieden überschätzt. Immerhin enthält das lesenswerte Bändchen manches Interessante. A. O.

Kunst.

Clara von Rappard. Im Kunstverlage von F. Bruckmann in München erschienen vor Kurzem „Studien und Phantasien", eine Mappe in Groß-Folio-Format mit 18 Bildern in Radierung, Lithographie und Lichtdrucken nach den Originalwerken von Clara von Rappard (Preis 25 Mark).

Es sind mit den vollendeten Hilfsmitteln der modernen Technik hergestellte Reproduktionen der hervorragendsten Werke der Künstlerin und bieten ein vortreffliches Gesamtbild ihres Schaffens. Die Form der Mappe mit losen Blättern

wurde gewählt, um bei den einzelnen Bildern die Fernwirkung zur Geltung bringen zu können, die eine vorteilhafte Eigentümlichkeit der Studien bildet. — Frl. von Rappard entstammt einer vornehmen, norddeutschen Familie und wuchs als einziges Kind ihrer Eltern in der feinen durchgeistigten Luft einer auf das Schöne und Edle gestimmten Häuslichkeit auf. Sie studierte zuerst bei Professor Gussow in Berlin, später in München und Rom. Auf vielen großen Reisen lernte sie nicht nur die in den Gallerien aufgespeicherten Kunstschätze kennen, sie kam auch, und das ist unter Umständen mehr wert, in persönliche Berührung mit vielen großen Meistern ihrer Zeit. Vor allem hatte sie das Glück, schon in früher Jugend das Interesse Adolf Menzels zu erregen. Er wurde ihr künstlerischer Berater und Führer. — Dem schärfer blickenden Auge wird es unschwer gelingen, des Meisters strenge Einfachheit, so zu sagen die Wahrheitsliebe seines Auges in den Werken Frl. v. Rappards wieder zu finden. Sie ahmt ihn nicht nach, aber sie hat das Geheimnis seiner Größe verstanden. Auch ihr Auge, auch ihre Hand hat den Zug zum Erhabenen, zum Großen. Auf der festen Basis der Wirklichkeit ruhend, begreift und veranschaulicht sie das Unsichtbare auf eine wundervoll eindringliche Weise. — Ich hatte leider niemals das Glück, eines ihrer Originalbilder zu sehen, lese nur in den mir vorliegenden Kritiken ihrer Werke, daß sie die matten und gebrochenen Farben liebt. Aber diese scheinen mir durchaus zu dem Inhalt ihrer Bilder zu passen. Die von Bruckmann hergestellten Reproduktionen derselben lassen in ihrer sanften Abtönung von grau, Braun oder einem zarten Rot kaum eine Farbe vermissen, mit alleiniger Ausnahme der Licht- und Charakter-Studie „Sybillen“ die etwas dunkel ausgefallen ist, und daher in einzelnen Partien zu wünschen übrig läßt. — Ich stellte mir die 16 Bilder wiederholt rund umher auf Sofalehnen, Konsolen und Staffeleien in meinem Zimmer auf, bei Tageslicht und bei Lampenbeleuchtung und so erst gewann ich das rechte Verhältnis zu ihnen, d. h. sie wurden mir mehr oder minder lebende Wesen. Selbstredend können alle 16 Blätter nicht gleichwertig sein, oder — drücke ich mich richtiger aus — sie können nicht alle auf den einen, oder gar auf mehrere Beschauer den gleich mächtigen Eindruck machen, aber sie haben eine Eigenschaft, die mir sehr auffällt. — Je öfter ich sie betrachte, und je mehr ich mich bemühe, mir unter ihnen einen entschiedenen Liebling auszusuchen, je schwerer wird mir die Wahl. Heute entzückt mich die wunderbare Landschaft „Das antike Sorrent mit dem Vorgebirge des Barbarossa“, und morgen wieder ergreift der dämonische „fliegende Holländer“ meine Seele. Bald muß ich herzlich lachen über die meisterhafte Satyre „Gegenseitige Kritik“, wo im spiegelblanken Marmorsaal ein zierliches fin de siècle-Dämchen vor der Agripina (oder einer ähnlichen antiken sitzenden Statue) mit der Lorgnette steht, und ohne Zweifel denkt: „ich danke dir, Gott, daß ich nicht bin, wie diese da“, während das steinerne Riesenweib ihre prachtvollen Glieder reckt, und mit einer Art mitleidigen Verachtung auf die kleine schillernde Eintagsfliege blickt. Und dann wieder glaube ich, mein Liebling sei die herrliche Licht- und Charakter-Studie, die die Künstlerin „Sybillen“ nennt. Scheinbar ohne inneren Zusammenhang stehen die vier Frauenköpfe nebeneinander drei Matronen und ein junges ekstatisch nach oben blickendes Mädchen mit wallendem Haar und weißen antiken Gewändern. Die Züge weisen eine große Ähnlichkeit mit denen der Künstlerin auf, und doch würde es mir niemals einfallen, das Bild ein Selbstporträt zu nennen, es gleicht mehr einer

Vision, einem Traumbild. Die Köpfe der älteren Frauen sind wie gemeißelt; sie stellen Frau von Rappard und deren beide Schwestern dar, Frauen, aus deren edel schönen Zügen man die Geschichte ihres Lebens liest. Besonders der Kopf der ältesten von ihnen, der bekannten Schriftstellerin Frau Julia Engell-Günther ist wundervoll in der Auffassung. In schwere schwarze Gewänder gehüllt, sitzt die Greisin, und stützt das müde Haupt sinnend auf die rechte Hand; schöne weiße Locken gleiten ihr bis auf die Schulter. Der gleichsam nach innen gekehrte Blick, der herbe geschlossene Mund, die gebeugte, fast gebrochene Haltung, sie sprechen uns vom Kampf und von der Not des Lebens — aber sie sprechen nicht vom Unterliegen. Die Künstlerin hat es verstanden, mit wenigen Strichen die Gestalt dieser Greisin emporzuheben aus dem Alltäglichen in das Heldenhafte und Großartige. Auch die beiden anderen Frauen sind schön und charakteristisch aufgefaßt, aber sie bilden doch, so zu sagen, nur die Staffage zu den merkwürdigen Bildnissen der greisen Denkerin und der jungen Seherin. Wie ein liebliches Traumbild wirkt der fein ausgeführte Steindruck. „Fliegende Gedanken“. In einer Bibliothek steht ein junges Mädchen, versunken in die Lektüre eines Buches, das vor ihr auf dem Tisch liegt. Den leichtgebeugten Schultern der schlanken Gestalt wachsen gleichsam vor unseren Augen zarte durchsichtige Schmetterlingsflügel. Die oberen Reihen der Bücherregale sind in einen weichen Nebel gehüllt. Rechts schauen noch ein Globus und einige Kartenrollen hervor, aber links verschwimmt alles, und wie in weiter Ferne sehen wir Wellen und Wolken und die dämmrigen Umrisse eines Schiffes. Es ist als hörten wir, nein, als sähen wir figürlich dargestellt Alexander von Humboldts Worte: „Lange „vor der Entdeckung der neuen Welt glaubte „man von den Azoren aus Länder im „Westen zu sehen. Es waren Trugbilder, „nicht durch die ungewöhnliche Brechung „der Lichtstrahlen, nur durch die Sehn„sucht nach der Ferne und dem jenseitigen „erzeugt. So schweift an der Grenze des „beschränkten Wissens gern der Blick, wie „von einem höheren Inselufer aus, in „ferne Regionen. Der Glaube an das „Ungewöhnliche und Wundervolle giebt „bestimmte Umrisse jedem Erzeugnis „idealer Schöpfung, und das Gebiet der „Phantasie wird unaufhaltsam mit dem „Gebiete der Wirklichkeit verschmolzen.“ Auch dieses junge Weib mit den Schmetterlingsflügeln scheint „Land im Westen“ zu erblicken. Ist es ein mit dem Fuß zu betretender neuer Erdteil? Oder ist es das Land der Freiheit, das wir Frauen mit der Seele suchen? Der früher schon von mir berührte Zug der Künstlerin zum Erhabenen und Übersinnlichen kommt besonders stark zum Ausdruck in den drei Bildern „Seele“, „Symphonie“ und „Schlechtes Wetter“.

Das erste, der Kopf eines jungen Weibes (eigene Radierung), ist das Fragment eines größeren symbolischen Gemäldes und trägt als Motto die Worte aus Goethes Legende:

„Und so soll ich, die Bramane,
Mit dem Haupt im Himmel weilend,
Fühlen — Pariá — dieser Erde
Niederziehende Gewalt.“

Das von einer mächtigen Lockenflut umwogte Gesicht trägt den Stempel grenzenlosen Seelenleidens; der schöne, halbgeöffnete Mund scheint zu seufzen über die niederziehende Gewalt der Verführung, aber in den großen schmerzerfüllten Augen leuchtet der Wiederschein des Himmels. Niemals könnt' ich mir das „Riesenbildnis“ mit der Mutter teuren Zügen, göttlich unverändert süßen,“ von dem die Legende berichtet, mehr anders denken, wie es die Künstlerin hier dargestellt hat.

Auf dem Bilde „Symphonie“ verläßt Frl. v. Rappard vollständig den

Boden des Realen, Stofflichen, um den Beschauer weit hinaus zu führen in jene uferlosen Regionen, die der kleine Menschenverstand mit dem Worte „Symbolismus" oder Transscendentalismus glaubt erklären zu können. Wie wenig ihm das gelingt, wird ihm wohl — wenn er noch nicht ganz unheilbar verständig ist — vor diesem wunderbaren Bilde klar werden.

Wir sehen da ein weites wildbewegtes Meer, ohne Ufer, ohne Grenze, kein Schiff, kein Vogel, nichts als ein unendliches Meer, und darüber den dunkeln Nachthimmel. In weiter, weiter Himmelsferne ist der Mond, aber eine schwarze Wolke hat sich vor ihn geschoben. Diese Wolke nimmt die Form eines riesenhaften Frauenkopfes an, einer antiken Maske, aus deren weit geöffneten Augen und Mund das Mondlicht auf die schwarzen Wasser fällt. Die Künstlerin schrieb darunter: „Sie (die Symphonie) erhebt sich singend über dem Meere"

Und es ist wahr, wir sehen sie nicht nur, wir hören sie auch; die Sphären klingen, und die uralt ewigen Melodien des Weltenmeeres umrauschen uns. —

„Schlechtes Wetter" scheint mir keine ganz zutreffende Bezeichnung für das so benannte Bild zu sein. Wir sehen am unteren Horizont ein langgestrecktes Stück der Erdkugel. Regenschauer gehen darauf nieder, und aus der nassen, sturmgepeitschten Luft herab blickt ein geisterhaftes Menschenantlitz. Das Haar fliegt wild um die breite, gedankendurchfurchte Stirn; über der Schläfe nehmen die Locken sogar die deutliche Form von züngelnden Schlangen an. Der schmerzlich geschlossene Mund scheint für immer das Lächeln verlernt zu haben, und die tiefernsten Augen scheinen zu sagen: „Ihr die Ihr erblickt, was ich nun schon seit tausenden von Jahren sehe, auch Euch wird das Lachen vergehen, denn Ihr werdet es schließlich begreifen müssen, daß diese Welt nicht von einer liebenden, Vaterhand regiert wird, sondern vom blind waltenden gedankenlosen Zufall. „Lasset die Hoffnung draußen, Ihr, die Ihr eintretet in das Reich der Erkenntnis", sollte als Motto unter dem Bilde stehen.

Und nun genug; ich fürchte, daß ich sonst kein Ende finde in dem, was ich noch sagen möchte.

Alle diejenigen, welche in diesen Ausführungen eine zünftige Kunstkritik, oder Atelier-Schlagworte, bekannte termini technici erwarteten, muß ich freundlich um Verzeihung bitten; ich verstehe von der Malerei an sich so wenig, daß ich mir niemals herausnehmen würde, ein Bild vom technischen Standpunkte aus zu beurteilen. In dieser Beziehung kann ich hier nur auf eine Äußerung des bekannten Magdeburger Kunstgelehrten Dr. Th. Volbehr hinweisen. Er sagt anläßlich einer Ausstellung von Zeichnungen des Frl. v. Rappard: „In den Arbeiten zeigt sich in der That so viel künstlerische Kraft, so viel ursprüngliches Talent, so viel Phantasie und so viel Tiefe der Empfindung, daß man die laute Anerkennung, die diesen Werken im Inland und im Ausland geworden ist, und die starke Zustimmung der eigentlichen Kunstwelt sehr wohl begreift."

Mir will es scheinen, daß Clara von Rappard nicht nur eine große Malerin, sondern auch eine Gedankenanregerin ersten Ranges, eine Erweckerin der Seele ist. Gewiß wird sich vom gegnerischen Standpunkt viel über das Malen von sog. Sinn-Bildern oder gar über die sympolitische? Richtung der Künstlerin sagen lassen. Aber liegt denn ein Versehen, im momentanen Nachempfinden einer künstlerischen Form die Nötigung zur Annahme einer bestimmten Geistesrichtung? Und giebt es nicht im Welt- und Seelenleben gewisse allerfeinste Schwingungen, die sich schlechterdings nicht anders, als durch ein Symbol veranschaulichen lassen? Hedwig v. Alten

Vermischte Schriften.

Ibsen als Idealist. Vorträge über H. Ibsens Dramen, gehalten an der Humboldt-Akademie zu Berlin von Dr. Adalbert von Hanstein. Mit dem Bildnis H. Ibsens. Leipzig. Gg. Freund. 1897. 210 S.

Ich muß gleich bekennen: Nur mit Widerwillen habe ich das geschwätzige, dumpfe Buch gelesen. Hanstein gehört auch zu der anmutigen Menschensorte, die verurteilt sind von ihres Wesens letztem Grunde, sich an der Moralphrase berauschen zu müssen. Der moderne Mucker, auch wenn er sich mit allerlei Freisinn brüstet, ist ebenso häßlich wie der alte, der den Namen Gottes fälschlich im Munde führte. Beiden gemeinsam ist: sie können das Leben in seiner Nacktheit, den Menschen in seiner ungebrochenen Natur, in seinen Trieben nicht ertragen. — Hanstein fühlt sich in diesen Vorträgen als Erlöser Ibsens. Er hat ihn für die Familienmütter und die höheren Töchter entdeckt. Er hätte im Titel auch sagen können „Ibsen als Erzieher." Er meint: „Wenn erst das wahre Bild des Idealisten Ibsen an die Stelle der modisch verbreiteten Karrikatur getreten sein wird, dann wird dasselbe ein Wahrzeichen mehr sein dafür, daß die Menschheit ihre Augen wieder emporhebt vom Kot der Gosse und vom Alltagsstaub der Straße, um es wieder emporzurichten zu den Höhen und Gipfeln und zu den Sternen (die Sterne dürfen natürlich nicht fehlen! D. U.) und den alten Kampf fortzuführen, zu dem Schiller und Ibsen gleichermaßen mahnen, den Kampf zur Wahrmachung des großen Dichterwortes: „Freiheit und Wahrheit das sind die Stützen der Gesellschaft"!" Pathos! Was? Der typische Schluß einer Festrede. Bravo, Händeklatschen. Um zu seinem Ziel in der oft nicht leichten Reinigungsarbeit zu kommen wirkte natürlich nichts kräftiger, als wenn Hanstein den in seiner strahlenden Idealgestalt volkstümlichen Dichter der Deutschen, Schiller, an seine Seite zitierte. Das thut er denn auch mit Vorliebe. Ja er nennt Ibsen schlankweg einen modernen Schiller. Da muß man denn doch mit aller Entschiedenheit mindestens um etwas mehr Vorsicht in der Wahl der Worte bitten. Man denke: Schillers Weltbild, Schillers Menschen, Schillers Tragik neben dem Werk Ibsens! Schiller begeistert, Ibsen lähmt. Bei jenem ist Höhe, Aussicht, Zukunft; er empört, gießt Feuer ins Blut, macht durstig nach Leben, nach Lust und Schmerz, nach Thaten, und folgte darauf auch nur die Dornenkrone und das Kreuz. Schiller glüht von der Liebe zu den Menschen, seinen Brüdern. Aber Ibsen liebt die Menschen wie der Anatom die Leiche, welche er unter dem Messer hat. Er macht ekel und verzagt, und seine Moral hängt er einem über das Gesicht wie einen dicken, dumpfigen Mantel von Nebel, so daß man nichts mehr von der Welt sieht als eine Ecke, einen Winkel, eine Sackgasse. Über dem Weltbilde Schillers ist die Verklärung gebreitet, die von jeder erhabenen reinen geistigen Größe auch im tiefsten Leide ausstrahlt: die Seelenmacht der Versöhnung, der Reichtum des genialen Menschen, in dessen Seele immer wieder Gott und Mensch ihre Erlösung finden. Aber das Weltbild Ibsens —! Er hat das Leben nicht bereichert an Schönheit, Kraft, Stolz, Zuversicht. Er hat keine neuen Reize, Genüsse entdeckt. Lust und Reize können ja noch im Schmerz, im Tode sein. Mit seiner Welt in uns schreiten wir nicht helläugiger, beherzter, tapferer unsere Straße. Er wirkt nicht auf den Willen als Stimulans. Er läßt uns auch nicht ein Abendrot, in der sich eine Herrlichkeit verblutet. Seine Werke sind Fastenspeisen, sie dämpfen das Leben Man sitzt meist in Sack und Asche. Es

giebt keine goldenen Tage mehr auf Erden und keine purpurnen Nächte. Dahin ist Kampf und Sieg. Man sieht nur ein allgemeines Zusammenbrechen, Versinken, ein zweckloses Sterben, kein Sterben in Schönheit und Größe, sondern ein Krebs und ein Geschwür des Geistes und der Seele oder an geplatztem Bauch, daß man die Eingeweide riecht. Und wenn es mal am Schluß versöhnlich zugeht, so wird der Effekt durch die Phrase erreicht. Was zerbrochen ist, wird künstlich angeleimt. Ibsens Helden — eine Gallerie von Bankerotteuren und Gespenstern. Seine Frauen — wenig Fleisch und Blut, aber viel Exempel. Spezifische Stimmung — Aschermittwoch; man wird gottsjämmerlich moralisch, weil einem so gottsjämmerlich zu Mute ist. Ibsen hat nie einen Trunk aus dem kastalischen Quell geschöpft. Er war nie des Gottes voll und trunken an einem dionysischen Fest des Geistes. Dieser „Idealist" hat uns nicht zu den „Höhen und Gipfeln" der Menschheit geführt. Und wenn er uns Sterne zeigte, wählte er gerade den Moment, wo sie elend und kläglich verkrachten, in Nebel und Dreck verrecken mußten. Es ist geradezu ein Vernichten höheren Menschentums. Es scheint ihm Wollust zu sein, in alle süßen, berauschenden in Gold und tiefer Glut klaren funkelnden Weine Gift zu gießen. Ibsen als Giftmischer wäre auch mal ein Thema. —

Aber mit all diesem ist nichts gegen den Artisten Ibsen als Fachmenschen, als Spezialisten gesagt. Er hat sich mit seinem Dialog ein Mittel geschaffen, die Seele auch in ihren letzten Schauern und Geheimnissen zum Sprechen zu bringen. Die Kraft, das Gewicht des knappen Wortes hat kaum einer so erreicht, wie er. Die besten seiner Dramen haben eine Geschlossenheit, eine Vollständigkeit in der Form, daß man sich nichts hinzu oder ab denken kann. Aber das Handwerk Ibsens geht uns ja hier nichts an. Auch seine Bedeutung als Spiegel für eine gewisse Gegenwart nicht, deren scheußliches Angesicht er oft genug getroffen hat. Wir hatten es hier mit seinem kosmischen Wert zu thun. — Und nun zum Schluß erinnern wir uns an das Weltbild Tizians, Shakespeares, Goethes! Denken wir an unsern Liliencron, an Dehmel, Hauptmann und andere! Und vergessen wir nicht das, was groß und göttlich ist an jenem Menschen, welchen das Schicksal so ganz besonders gezeichnet hat. Und haben wir nicht eben das Boecklinfest gefeiert? Und dann muß man vom „Kot der Gosse und Alltagsstaub der Straße", so ein Geschwätz, mit anhören, aus welchem uns Ibsen emporheben würde!

Willy Lentrodt.

Homer, der Erzieher der Griechen. Ein Beitrag zur Einführung in das Verständnis des erziehlichen Wertes seiner Werke von Dr. Ludwig Adam, Professor am königl. Gymnasium zu Wiesbaden. Paderborn. Ferdinand Schöningh. 1897. 148 S. 3 Mk.

Eine mühselige Philologenarbeit. Profunde Gelehrsamkeit. Die Macht und Herrlichkeit der homerischen Welt aber steigt nicht vor uns auf. Der Herr Gymnasialprofessor versucht das Werk Homers zu „einem praktischen Lehrbuch der Moral" zu notzüchtigen. Ach die Ärmsten, die Sekundaner und Primaner!

Über Otto Ludwigs ästhetische Grundsätze. Eine philosophische Untersuchung von Ernst Wachler, Dr. phil. Berlin. E. Ebering. 1897. 36 S.

Die inhaltlich sehr gedrängte Broschüre enthält eine rein wissenschaftliche, gründliche, allseitige Darstellung der Ludwigschen Ästhetik, wie der Dichter sie in seinen Studien und kritischen Schriften niedergelegt hat. Der Verfasser untersucht dieselbe nach Herkunft und historischer Verwandtschaft und stellt ihre Be-

deutung für die moderne Philosophie fest. Das Ergebnis der Untersuchung finden wir in folgenden Sätzen: „Demnach kennzeichnet sie sich, im Gegensatz zu den metaphysisch-transcendentalen, absolutistischen, deduktiv verfahrenden Systemen als formalistisch und induktiv, als gegründet auf empirische Psychologie und als relativistisch. So tritt sie in die Nachbarschaft der neuen Forschungen, die von Fechners 1876 erschienen Vorschule der Ästhetik ausgehn."

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge (Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach). Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. 1897. Heft 270: Lord Byron von Dr. Louis Lewes †. Bemerkenswertes ist mir in diesem nicht übel geschriebenen Heft nicht aufgefallen. Nur ist es nicht korrekt, Heine einen „Nachfolger" Byrons zu nennen, wenn jener auch, besonders in jungen Jahren, stark unter dem Einfluß des großen Lords gestanden hat. Schade, daß die Veröffentlichung Bleibtreus über die Ursache der Ehescheidung („Gesellschaft") nicht verwertet ist. — Heft 273: Die Tannhäusersage und ihre poetische Gestaltung von Prof. Dr. Jacob Nover. In der Hauptsache eine durchaus nicht kurzweilige Besprechung der betreffenden Opern von Mangold und Wagner und der Dichtung von Julius Wolff. Irgendwelche litterarische Bedeutung hat die Schrift nicht. Dagegen sehr interessant ist Heft 272: Die deutsche Publizistik im 17. Jahrhundert: ein Vortrag von Dr. G. Menz. Diese 29 Seiten bergen eine solche Fülle des Wissenswerten und Ergötzlichen, daß man die Lektüre der Schrift wirklich nur empfehlen kann. W. L.

Lebenszweck und Lebensauffassung. Von Dr. Otto Stock, Privatdozenten der Philosophie an der Universität Greifswald. Greifswal Julius Abel. 1897. 177 S.

Der Herr Verfasser glaubt mit dieser Schrift den heutzutage brennenden Gegensatz zwischen Individualismus und Sozialismus, indem er die Einheit des sittlichen Zweckes nachweist, beseitigt zu haben. Als den absoluten Zweck bezeichnet er die Erkenntnis (die Wahrheit), welche das nach der gewöhnlichen Anschauung spezifisch Sittliche, Selbstüberwindung und Gemeinschaft, begründe. Auf diesem Prinzip der Ethik baut er das Gesetz der sittlichen Unterscheidung auf. Demnach sind die Zwecke sittlich, die dem absoluten Zweck, der Erkenntnis oder der Wahrheit dienen, unsittlich, die ihm widersprechenden." Humanität, Religion und Philosophie nennt der Verfasser die Haupterscheinungsformen des Sittlichen, welches „Gemeinschaft begründet, auf absolute Einheit von Sein und Bewußtsein ziele und seinem tiefsten Wesen nach der sich rastlos bethätigende Wille zur Wahrheit sei." W. L.

Französische Litteratur.

Abel Hermant, „Les Transatlantiques" (Paris, Ollendorff). Hermant hat es trefflich verstanden, das Feld der satirisch gefärbten Gesellschaftspersiflage, das die allzu intensive Bewirtschaftung der Gyp und Lavedan mit der Zeit arg erschöpft hat, aufs neue ertragsfähig zu machen. Seine hierher gehörigen Bücher, vor allem das geradezu klassisch zu nennende „Sceptre" übertreffen an sprühendem, scharfpointiertem Witz und origineller Auffassung alles auf diesem Gebiete Hervorgebrachte so gewaltig, daß es einem besondere Freude gewährt, dem geistvollen Schriftsteller hier wieder auf der Bahn zu begegnen, die er so verheißungsvoll eingeschlagen hat. Die „Transatlantiques" schließen sich nicht nur in formaler Hinsicht an das „Sceptre" an, sie können auch inhaltlich die nahe Geistesverwandtschaft mit dem geschätzten Vorgänger nicht verleugnen, und es ver-

dient gerade bei Hermant, dessen Schaffen nicht eben gleichwertig ist, ausdrücklich hervorgehoben zu werden, daß auch sein neues Werk all die Vorzüge aufweist, die dem älteren seinen eigenartigen Wert und seine grundsätzliche Bedeutung geben. Wie dort höfischer Mummenschanz und der verstaubte Plunder dynastischer Velleitäten das Grundthema der meisterlichen Satire bildete, so bringt hier der übermütige Spötter das dogmenstarre Standesbewußtsein unseres blaublütigen Mandarinentums in ergötzlichem Gegensatz zu der nüchternen, von keiner historischen Überlieferung eingeengten Weltanschauung dollarmächtiger Yankees. Auf der einen Seite die zopfige Duckmäuserei der zünftigen Gesellschaft Europas, auf der andern die urwüchsige Rücksichtslosigkeit Jungamerikas, und zwischen beiden der helläugige Beobachter, der seine Pfeile lustig nach beiden Seiten sendet. Alles in allem: ein prächtiges Buch, das mit seiner Fülle von feingeschliffener Ironie und geistfunkelndem Witz dem Leser die vergnüglichste Unterhaltung bietet.

So trefflich wie Hermants eben genanntes Buch, so über die Maßen mißglückt und voraeigelungen ist dagegen die Arbeit, die Gyp unter dem Titel „En Balade" neuerdings im Verlage der „Librairie illustrée" veröffentlichte. Von dem überlegenen Geist des kundigen Menschenkenners, der sich über der Menschheit Thorheit und Schwächen gutgelaunt lustig macht, ist leider Gottes nichts zu verspüren, kleinliche, echt weibische Bosheit und neidgrüne Mißgunst führen hier allein das große Wort. Und dabei diese ungeheuerliche Takt- und Geschmacklosigkeit, die sich ganz im Geiste und Stile des wildesten Radauantisemitismus äußert. Schade um die hübschen, witzigen Bilderkarrikaturen, die der kleine „Bob" zu dem albernen Text seines Alter ego beigesteuert hat, schade auch um die elegante Ausstattung, die die Verlagshandlung an den armseligen Schmarren verschwendete, den sich eine Schriftstellerin von dem litterarischen Ansehen der Gyp am allerwenigsten hätte leisten dürfen. Aber bei der leidigen Vielschreiberei, die sich keinen Augenblick Rast gönnt, sind derartige Mißgriffe garnicht zu vermeiden.

Es steckt in einer einzigen der lustigen Schnurren und Geschichten, die Richard O'Monroy unter dem Titel „Dix minutes d'arrêt" zum Bande vereint, bei Lévy in Paris erscheinen ließ, mehr Witz und Humor, als in den sämtlichen Götter- und Heldendialogen der Gypschen „En Balade". Es hieße übrigens die reizenden Sächelchen, die uns hier geboten werden, zu leicht werten, wenn man sie der anspruchslosen Aufschrift entsprechend unter das Rubrum „Eisenbahnlektüre" einregistrieren wollte: der Inhalt des Bandes enthält mehr als eine Perle dieser Erzählkunst en miniature, die sich in Frankreich besonderer Pflege erfreut und die in O'Monroy einen ihrer besten Vertreter besitzt.

Paul et Victor Margueritte „Poum" (Paris, Plon). Der kleine „Poum" ist uns kein Fremder mehr: Paul Margueritte hat uns bereits in einem seiner früheren Novellenbücher ein merkwürdiges Ereignis aus seinem reichbewegten Kinderleben erzählt und es ist nur mit Freuden zu begrüßen, daß uns hier über seine Lebensschicksale im Zusammenhange berichtet und uns so Gelegenheit gegeben wird, nähere Bekanntschaft mit dem prächtigen Kerlchen zu machen. Unter den Werken, die wir der gemeinsamen Arbeit der Brüder Margueritte verdanken, sind diese Kindergeschichten die erfreulichste und reichste Leistung, es spricht aus ihnen ein heller geschärfter Blick und ein ungewöhnliches Verständnis für die Regungen der Kinderseele, die hier in ihren intimsten Geheimnissen belauscht ist. Ein liebenswürdiger Zug harmloser Heiterkeit und die behagliche Grundstimmung

der Darstellung geben dem anziehenden Buch einen Reiz mehr.

Die Sammlung von Monographien, die der geschätzte Napoleonsforscher Joseph Turquan über die weiblichen Mitglieder der kaiserlichen Familie veröffentlichte, sind um einen weiteren Band „Le Monde et le Demimonde sous le Consulatet l'Empire“ (Paris, Librairie illustrée) vermehrt und bereichert worden. Der Gegenstand ist mit all der Gewissenhaftigkeit und Sachkenntnis behandelt, die sich auch in den früheren Arbeiten des Verfassers vorteilhaft bemerkbar machten, und wie jene zeichnet sich auch dieses neueste Werk durch die Reichhaltigkeit des Materials und durch den frischen Zug der Darstellung aus, die durch zahlreiche eingestreute Anekdoten wesentlich an fesselndem Interesse gewinnt.

Gefällige Ausdrucksform und wertvoller Inhalt sind auch die anerkennenswerten Vorzüge der Dumasbiographie, die Ernest d'Hauterive unter dem Titel „Un soldat de la révolution: Le Général Alexandre Dumas“ bei Ollendorff veröffentlichte. Über dem Ruhm der beiden Dumas, Vater und Sohn, ist Alexander I., der Begründer der Dynastie, stark in Vergessenheit geraten. d'Hauterive will hier das Andenken an den durch seine soldatischen wie menschlichen Eigenschaften gleich ausgezeichneten Mann wieder auffrischen und giebt damit gleichzeitig einen schätzbaren Beitrag zur Geschichte der Revolutionsarmee.

Eine von A. Ferdinand Herold, dem bekannten jungfranzösischen Lyriker, besorgte französische Übersetzung von Hauptmanns „Versunkene Glocke“ erschien soeben im Verlage des „Mercure de France („La Cloche engloutie“). Der deutsche Dichter hat das Glück gehabt, in Herold einen Übersetzer zu finden, der sich seiner schweren Aufgabe mit selten künstlerischem Feingefühl zu entledigen verstand. Die bekannte und nach Verdienst geschätzte „Revue hebdomadaire“ (Paris, Plon, Nourrit u. Cie.) steht heute, nachdem sie ihre Textausgabe durch Beigabe eines, alle Vorgänge des zeitgenössischen Lebens wiederspiegelnden „Supplément illustré“ entsprechend bereichert hat, an der Spitze der rein litterarischen Zwecken dienenden französischen Zeitschriften. Aus dem überreichen Inhalte der letzten Monatsbände seien die Romane „Le Coupable“ von Coppée, „Ca-Haut“ von Rod, „Le Jardin secret“ von Prévost und „Les deux Rives“ von Vandérem angeführt; besondere Beachtung verdienen neben den belletristischen Arbeiten die Memoirenwerke und historischen Aufsätze, die in der „Revue“ fortgesetzt zur Veröffentlichung gelangen und unter denen ich die interessanten „Memoires d'un grenadier anglais“, die für die Geschichte des 18. Jahrhunderts hochbedeutsamen „Legendes et archives“ von Funck-Brentano und die Aufzeichnungen, die der italienische Major Gamerra unter dem Titel „Neuf moris de captiviehez le Négus Menelick“ veröffentlichte, nenne.

Wir bitten, **sämtliche Manuskripte, Bücher- rc. Sendungen** jetzt ausschließlich an

Herrn Dr. L. Jacobowski, Schriftleitung der „Gesellschaft“ in **Berlin**, Wilhelmstraße 141

zu richten.

Schriftleitung und Verlag der „Gesellschaft“.

Verantwortlicher Leiter: Hans Merian in Leipzig.
Verlag von Hermann Haacke in Leipzig. — Druck von Gottfr. Pätz in Naumburg a. S.

Mitteilung an unsere Leser.

Mit dem nächsten Jahrgang, dem vierzehnten, tritt die „Gesellschaft“ in ein neues Stadium: die redaktionellen Geschäfte gehen aus den Händen des Herrn Hans Merian in Leipzig in die des Herrn Dr. Ludwig Jacobowski in Berlin über. Sechs Jahre lang ruhte die verantwortliche Leitung unserer Zeitschrift in Leipzig, nachdem sie von dem Tage ihrer Begründung Weihnachten 1884 bis Ende Dezember 1891 in München, der stürmischen Wiege der „Gesellschaft“, ausgeübt worden war. Vor Hans Merian beteiligte sich Karl Bleibtreu einige Jahre in der ihm eigenen heroisch-genialen Weise an der Herausgabe unserer Zeitschrift, vom 1. Januar 1898 an wird durch den Eintritt Ludwig Jacobowskis die „Gesellschaft“ von Berlin aus geleitet werden. Aber damit hat nicht der Norden wiederum dem Süden ein Stück deutscher Eigenart geraubt: der Name des neuen Redakteurs, der als gelehrter Germanist und warmblütiger Dichter wie als entschieden unabhängiger Charakter den ernsten litterarischen Kreisen nicht erst vorgestellt und erläutert zu werden braucht, bürgt dafür, daß die „Gesellschaft“ nicht ein sogenanntes „Nur-Berliner“ Blatt, sondern ihrer Natur getreu, das führende Organ der jungen Generation Alldeutschlands in der That und Wahrheit vorstellen und ihre historische Rolle weiterspielen wird, wie seit den Tagen ihrer Begründung.

Von jetzt ab wird die „Gesellschaft“, die bekanntlich in ihrem ersten Jahrgange eine Wochenschrift gewesen, zweimal monatlich erscheinen. Als Halbmonatsschrift wird sie inniger und schlagkräftiger als bisher den Umwälzungen der Zeit zu folgen und die Beziehungen zu den Freunden des litterarischen, künstlerischen und sozialen Fortschritts lebhafter und förderſamer zu gestalten vermögen. Ich hoffe mit den alten Freunden hier in alter Berührung zu bleiben.

Dr. **Michael Georg Conrad.**

